This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

BERKELEY
LIBRARY
UNIVERSITY OF
CALIFORNIA

Bauernpredigten,

die auch
manche Stadtleute brauchen können,
auf
alle Sonn- und Festtage
des Kirchenjahres,
nebst
mehreren Gelegenheitspredigten
mit besonderer Berücksichtigung der Gegenwart,
zugleich
ein Hausbuch für's katholische Landvolk,

verfaßt
von

Anton Westermayer,
ehemal. Domprediger von Regensburg und dermal. Landpfarrer.

Zweiter Jahrgang.
Erster Band.

Regensburg, 1848.
Verlag von G. Joseph Manz.

LOAN STACK

BV4254
.3
W4
1848
v.2

Vorrede.

Der erſte Jahrgang meiner Bauernpredigten hat einen guten Anklang und Abgang gefunden; denn in kurzer Zeit war die erſte Auflage davon vergriffen. Das brachte mich auf den Gedanken, ich müßte meinen verehrten Amtsbrüdern auf dem Lande einen Dienſt damit erwieſen haben, obwohl ſonſt an Volkspredigten und Predigten überhaupt kein Mangel iſt. Dieſe Anerkennung hat mich recht gefreut und war mir zugleich eine Ermunterung, einen zweiten Jahrgang von „Bauernpredigten“ in den Druck zu geben. Ich hoffe, daß auch dieſe taugen ſollen; denn ſie ſind wie die andern ſchlicht und einfältig gehalten und der Bauer verſteht ſie, ſo wie ſie auch auf ſeine Bedürfniſſe berechnet ſind.

Einigemal habe ich mir freilich eine beſondere Form, die evangeliſchen Wahrheiten vorzutragen, erlaubt. So z. B. am Stephanitag, wo ich geſagt habe, daß man ſeine Feinde mit Steinen werfen dürfe, am erſten Faſtenſonntage, daß wir ſelber nicht faſten wollen und auch Andere nicht faſten laſſen wollen. Das klingt beim erſten Klang freilich ſonderbar; allein wenn man die genannten Predigten lieſt, ſo findet man, daß es doch zuletzt recht hinausgeht. So habe ich am Allerheiligenfeſte die zwei Theile gemacht: Für's Landvolk iſt es leicht, in den Himmel, und ſchwer, in die Hölle zu kommen. Dieß klingt auch ſeltſam, allein die Durchführung zerſtreut alle auftauchenden Zweifel. Derlei Paradoxa habe ich deßwegen öfter gewählt, weil die Sache dadurch zehnmal lebendiger und die Aufmerkſamkeit ſomit fortwährend geſpannt gehalten wird. An Bildern und Gleichniſſen, welche Alles recht lebendig und anſchaulich machen, habe ich es auch nicht fehlen laſſen. So habe ich am vierten Sonntage nach Epiphanie, wo von der Stillung des Sturmes die Rede iſt, erklärt, was wir in den Stürmen dieſes Lebens thun müſſen, nämlich die Segel einziehen, den Ballaſt über Bord und zuletzt Anker werfen; ſo habe ich am ſechsten Sonntage nach Epiphanie,

wo vom Senfkörnlein die Rede iſt, den guten Chriſten einen Löffel voll Senf, den böſen aber ein Senfpflaſter empfohlen — Alles, um das Wort Gottes anziehend und lebendig zu machen.

Beſondere Rückſicht habe ich aber bei dieſem zweiten Jahrgange von Bauernpredigten auf die Verhältniſſe der Gegenwart genommen, auf die Stürme unſerer Zeit, die Tendenz derſelben, ihre Schäden und die Heilmittel, die theils von guten Ärzten, theils von Quackſalbern empfohlen werden. Auch die Ablöſung, die Kirchen- und Aſſociationsfreiheit, der Himmel der neuen Verfaſſungen, die ſchlechten Ausſichten für unſer deutſches Vaterland ꝛc. wurden in einer Weiſe beſprochen, daß der Bauer ſich auskennt und weiß, wie er daran iſt. Da alle dieſe Fragen ſehr tief in das Volkswohl eingreifen, ſeine Gegenwart und Zukunft bedingen und der Seelſorger nicht bloß die Aufgabe hat, ſich an dem geiſtlichen Wohle ſeiner Pfarrkinder zu betheiligen, ſondern auch in irdiſchen Angelegenheiten ihm Rath, Troſt und Aufſchluß zu ertheilen hat: ſo habe ich mich von der Rederei derjenigen, die ſolche Dinge nicht auf die Kanzel gebracht wiſſen wollen, gar nicht beirren

laſſen, ſondern nach meiner vollen Überzeugung gehandelt. In den Predigten auf Chriſti Himmelfahrt, Johannes den Täufer und den neunten Sonntag nach Pfingſten wird man derlei Fragen der Gegenwart beſprochen finden.

Dieſen Predigten auf die gewöhnlichen Sonn- und Feſttage ſind dann auch noch einige Gelegenheitspredigten beigegeben, darunter mehrere Primizpredigten, die gleichfalls nicht unwillkommen ſein dürften.

Und ſo ziehet denn hin und werdet überall eine gute Bauernkoſt!

Laaberberg,
am Feſte Mariä Himmelfahrt 1848.

Der Verfaſſer.

Inhalt

des

erſten Bandes.

Seite

I. Am erſten Sonntage im Advent.

Jeſus beim letzten Gerichte
a) als Herr,
b) als Vergelter 1

II. Am zweiten Sonntage im Advent.

Die Kleiderpracht
a) in allen Ständen,
b) ihr Schaden 12

III. Am Feſte der unbefleckten Empfängniß Mariens.

Das Leben der heiligen Jungfrau
a) im Anfange,
b) im Verlaufe,
c) am Ende 24

IV. Am dritten Sonntage im Advent.

Von den ſchlechten Wegen, die dem Herrn bereitet werden und die darin beſtehen, daß

Seite

a) Einige eine ſchlechte Reue,
b) Andere gar keine haben 36

V. Am vierten Sonntage im Advent.

Die Beicht ein Kamm und zwar:
a) ein elfenbeinerner Kamm,
b) ein goldener Kamm 48

VI. Am heiligen Weihnachtsfeſte.

Ein Geſchenk für das Chriſtkind, beſtehend
a) in Glaube,
b) in Hoffnung,
c) in Liebe 60

VII. Am Feſte des heiligen Stephanus.

Fünf Steine, mit denen wir unſere Feinde werfen dürfen.
a) Die erſten drei,
b) die letzten zwei 75

VIII. Am Sonntage nach Weihnachten.

Von dem Mißbrauche der heiligen Weihnachtszeit
a) zu Ausſchweifungen,
b) zum Aberglauben 87

IX. Am Neujahrstage.

Wir ſollen Nachfolger Jeſu, d. i. Jeſuiten ſein
a) in Geſinnung,
b) in der That 99

X. Am Sonntage nach Neujahr.

Von den Pflichten der Eltern und Hausleute gegen Fremde, d. h.
a) der Eltern und Hausleute gegen ihre Kinder, die in die Fremde gehen,
b) der Eltern und Hausleute, zu denen ſolche Kinder kommen . 111

XI. Auf das Feſt der Erſcheinung des Herrn.

Das Betragen gegen Jeſus bei dieſer Gelegenheit
a) von Seite der Heiden,
b) von Seite der Juden 123

Seite

XII. Am erſten Sonntage nach Epiphanie.

Von dem verborgenen Leben, das Chriſtus führte
a) ſeinetwillen,
b) unſertwillen 136

XIII. Am zweiten Sonntage nach Epiphanie.

Vom Eheſtande.
a) Was zu einer guten Ehe gehört,
b) was an einer böſen Ehe ſchuld iſt 149

XIV. Am dritten Sonntage nach Epiphanie.

Von den Standespflichten.
a) Den Pflichten der Hausleute,
b) den Pflichten der Dienſtboten 161

XV. Am vierten Sonntage nach Epiphanie.

Was man in den Stürmen dieſes Lebens zu thun hat:
a) man muß die Segel ſtreichen,
b) die Schiffsladung über Bord werfen,
c) Anker werfen 173

XVI. Am fünften Sonntage nach Epiphanie.

Gottes Benehmen gegen die Menſchen.
a) Seine Barmherzigkeit,
b) ſeine Gerechtigkeit 184

XVII. Am ſechsten Sonntage nach Epiphanie.

Der Senf ein Heilmittel:
a) guten Chriſten einen Löffel voll Senf,
b) ſchlechten Chriſten ein Senfpflaſter 196

XVIII. Am Sonntage Septuageſimä.

Alles hat ſeine Beſchäftigung im Weinberge des Herrn:
a) Jung,
b) Alt 207

XIX. Am Sonntage Sexageſimä.

Von dem geringen Nutzen der Predigt bei den Meiſten, weil ſie
a) Gottes Wort nicht recht hören,
b) nicht darnach leben 219

Seite

XX. Am Sonntage Quinquageſimä.

Die Welt und die Kirche in den Faſtnachtstagen.
a) Die Thorheit jener,
b) die Weisheit dieſer 231

XXI. Am erſten Sonntage in der Faſten.

Vom Faſten.
a) Wir wollen ſelber nicht faſten, und
b) auch Andere nicht faſten laſſen 242

XXII. Am zweiten Sonntage in der Faſten.

Von der Zufriedenheit mit ſeinem Aufenthaltsorte.
a) Was heißt das, an einem Orte zufrieden ſein?
b) Wie kann man dieſe Zufriedenheit erlangen? . . . 253

XXIII. Am dritten Sonntage in der Faſten.

Vom Einfluſſe des Teufels.
a) Die Teufel ſchaden den Menſchen,
b) die Teufel ſchaden dem Vieh 263

XXIV. Am vierten Sonntage in der Faſten.

Von der Einſamkeit.
a) Sie zieht von der Welt ab,
b) führt zu Gott hin 274

XXV. Am fünften Sonntage in der Faſten.

Vom guten Gewiſſen.
a) Was iſt ein gutes Gewiſſen?
b) Welches ſind die Freuden eines guten Gewiſſens? . . 285

XXVI. Am heiligen Oſterſonntage.

Von der Oſterfreude.
a) Die Apoſtel haben ſich gefreut,
b) auch wir dürfen uns freuen 296

XXVII. Am erſten Sonntage nach Oſtern.

Von der Erfahrung im chriſtlichen Leben.
a) Worin beſteht dieſe Erfahrung?
b) Wie gelangt man dazu? 305

Seite

XXVIII. Am zweiten Sonntage nach Oſtern.

Von der Nachfolge Jeſu.
a) Was gehört dazu, um Jeſu anzugehören?
b) Wie gut haben es Jene, die ihm angehören? . . . 315

XXIX. Am dritten Sonntage nach Oſtern.

Von den Leiden dieſes Lebens.
a) Von der guten Abſicht dieſer Leiden,
b) von ihrer Kürze,
c) von ihrem herrlichen Ende 325

XXX. Am vierten Sonntage nach Oſtern.

Der Tod des guten Chriſten iſt
a) ein Hingang zum Vater,
b) ſein Troſt auf dem Sterbebette 335

XXXI. Am fünften Sonntage nach Oſtern.

Von der Nothwendigkeit des Gebetes
a) in der Kirche,
b) außer der Kirche 343

XXXII. Am ſechsten Sonntage nach Oſtern.

Die Böſen haſſen die Guten,
a) weil dieſe mit ihnen nichts gemein haben,
b) weil ſie Gott lieber hat 353

XXXIII. Am heiligen Pfingſtſonntage.

Von den Früchten des heiligen Geiſtes und des Weltgeiſtes.
a) Welches ſind die Früchte des heiligen Geiſtes?
b) Welches ſind die Früchte des Weltgeiſtes? . . . 363

XXXIV. Am erſten Sonntage nach Pfingſten.

Vom Glauben an die heilige Dreifaltigkeit.
a) Warum glauben wir an einen dreieinigen Gott?
b) Warum iſt dieſer Glaube der Grundſtein unſers ganzen Glaubens? 374

XXXV. Am zweiten Sonntage nach Pfingſten.

Eigenſchaften des würdigen Kommunikanten.

Seite

Er muß ſein:
a) arm und ſchwach,
b) blind und lahm 384

XXXVI. Am dritten Sonntage nach Pfingſten.

Von der läßlichen Sünde.
a) Sie entzieht viel Gutes,
b) verurſacht viel Böſes 394

XXXVII. Am vierten Sonntage nach Pfingſten.

Von den Vorwänden, unter denen man ſich öfter der Predigt entzieht. Man redet ſich aus:
a) auf die Predigt,
b) auf den Prediger,
c) auf ſich ſelber 405

XXXVIII. Am fünften Sonntage nach Pfingſten.

Vom Zorne.
a) Was hat man zu thun, wenn man ſelber zornig iſt?
b) Was hat man zu thun, wenn ein Anderer zornig iſt? . 415

XXXIX. Am ſechsten Sonntage nach Pfingſten.

Von der Bekehrung auf dem Todbette.
Sie iſt:
a) eine Seltenheit,
b) gewöhnlich eine Scheinbekehrung 425

Anhang.

Primizpredigt.

Von dem wohlthätigen Einfluß des Klerus
a) in weltlicher Beziehung,
b) in geiſtlicher Beziehung 436

Predigt

auf

den ersten Sonntag im Advent.

Text: „Alsdann werden sie den Sohn des Menschen mit großer Macht und Herrlichkeit auf den Wolken des Himmels kommen sehen.“ Luk. 21, 27.

Geliebte Pfarrkinder!

Wir haben heute den ersten Sonntag im Advent. Advent heißt auf deutsch Ankunft, und die Adventzeit ist im Sinne der Kirche die Vorbereitungszeit auf Weihnachten, auf die Ankunft Jesu Christi. Diese Ankunft ist zwar für uns schon vorbei; der Erlöser ist ja schon vor achtzehnhundert Jahren gekommen; allein diese Adventfeier wiederholt sich dennoch alle Jahre, wie überhaupt alle Jahre das ganze Leben Jesu an unserm Blicke vorüberzieht. Die Kirche thut das nicht umsonst, Geliebte, wie überhaupt die Sonne nicht umsonst alle Tage auf- und untergeht, wie überhaupt nicht umsonst alljährlich die Jahreszeit wechselt. Es soll sich nämlich das ganze Leben Jesu auch in uns abbilden, sich im Einzelnen wiederholen; deßhalb wird uns alle Jahre seine Geburt, sein

Leiden und Sterben, ſeine Auferſtehung und Himmelfahrt, ſo wie dann die Geſchichte ſeiner Kirche und die Geſchichte Vieler, in denen ſich dieſes ſein Leben ſchon ausgeprägt hat, vorgeführt. Chriſtus ſoll ja Geſtalt gewinnen in uns, wir ſollen als Glieder des großen kirchlichen Leibes heranwachſen zum vollkommenen Mannesalter Jeſu Chriſti, wie der Apoſtel ſagt, und auf dieſe Weiſe von jedem Kirchenjahre, von jeder Wiederholung des großen kirchlichen Feſtkreiſes unſern Nutzen ziehen.

Dieß ſoll nun natürlich ſchon gleich Anfangs geſchehen; denn jedes Ding muß ſeinen Anfang haben und zwar ſeinen rechtzeitigen. Der Advent nun iſt dieſer Anfang, wir ſollen uns vorbereiten auf die Ankunft Jeſu Chriſti, das heißt, dem Herrn eine würdige Wohnung in unſerm Herzen bereiten; denn er ſoll ja auch in unſerm Herzen geboren werden durch den Glauben nämlich.

Aber, mein Gott! wer wird ſich denn auf die Ankunft eines ſolchen armſeligen Menſchen weitſchichtig und ängſtlich, überhaupt ſonderlich vorbereiten? Wär' es ein großer Herr, der da käme in goldgeſticktem Kragen, da wäre es allenfalls der Mühe werth; aber ſo iſt es ein kleines Kind, das in einem Stalle geboren wird; wer wird da mit einem ſolchen Bettelkinde, was es wahrſcheinlich iſt, ſo vornehm thun? Was kann ein ſolches Kind nutzen oder ſchaden? Mein Gott! es kann ſich ja ſelber nicht helfen und muß weinen wie andere Kinder, muß fliehen vor ſeinen Feinden, muß ſich alles mögliche Elend gefallen laſſen; wer wird alſo einem ſolchen Kinde eine beſondere Aufmerkſamkeit ſchenken, oder gar ſich eigens für dasſelbe vorbereiten, oder gar da in den Stall hingehen und dem armſeligen Wickelkinde ſeine Aufwartung machen? Was kümmert auch überhaupt die Ankunft dieſes Kindes? —

Gemach, gemach du, der du alſo ſprechen möchteſt! Haſt du das heutige Evangelium gehört? Sieh, dieſes kleine, unbedeutende Weſen, dieſes Kind, das ſo armſelig bei ſeiner

ersten Ankunft ausgeschaut hat, wird einst wieder kommen und zwar als Herr; dieß Kind, das keinem Menschen nutzen oder schaden kann, wie du meinst, wird einst wieder kommen als Vergelter. Mensch! Christ! ruft heute die Kirche, es war einmal ein Tag, wo der Heiland der Welt als Knecht auf diese Erde hernieder kam und als ein Kind, das nicht einmal sich, geschweige erst Andern helfen konnte; aber es kommt ein Tag, wo dieser nämliche Heiland als Herr kommen wird und als Richter der Lebendigen und Todten. Der allgemeine Gerichtstag, die zweite Ankunft wird Jesum darstellen:

als Herrn, I. Theil;
als Vergelter, II. Theil.

Betrachte die Wichtigkeit der zweiten Ankunft Jesu, mein Christ! damit die scheinbare Unwichtigkeit der ersten dich nicht zur Gleichgültigkeit gegen den, der da kommen wird, verleite! In seinem heiligsten Namen beginne ich.

Erster Theil.

Ja, Geliebte, der allgemeine Gerichtstag wird den, der einst so armselig und hilfsbedürftig auf Erden erschienen, in seiner ganzen Majestät und Herrlichkeit darstellen. Er selber hat dieß gesagt, als er noch in Knechtsgestalt auf Erden wandelte, als er noch in einem Zustande war, gegen welchen der Zustand der Vögel in ihren Nestern und der Füchse in ihren Höhlen beneidenswerth erschien. Ausdrücklich und in der feierlichsten Stimmung sagt er heute zu seinen Jüngern: „Alsdann werden sie den Sohn des Menschen mit großer Pracht und Herrlichkeit auf den Wolken des Himmels kommen sehen," gleich als wollte er sagen: Jetzt wandle ich freilich niedrig und unansehnlich unter euch, ohne Aufsehen, ohne Pracht, ohne Gefolge, ohne Herrlichkeit, das Alles mußte bei meiner ersten Ankunft so sein; aber so niedrig und unansehnlich meine erste Ankunft war, so majestätisch wird einst meine zweite sein.

So hat alſo der Heiland doppelte Tage, wie ſie einſt auch die auserwählte Eſther hatte: Tage des Schweigens und Tage der Herrlichkeit; Tage, wo ſie einſam und in geringer Kleidung zu Hauſe weilte, aber hernach auch Tage, wo ſie in königlichem Schmucke erſchien. So hatte auch Chriſtus Tage des Schweigens bei ſeiner erſten Ankunft und auch noch jetzt, indem er uns ſeine Herrlichkeit verbirgt; am jüngſten Tage aber, da wird er den Tag ſeiner Herrlichkeit haben, um alle ſeine Feinde zu Schanden zu machen, denen er wegen der Knechtsgeſtalt, die er aus Liebe zu uns auf ſich genommen hatte, ein Ärgerniß und eine Thorheit war.

Wer wird aber nun im Stande ſein, dieſe ſeine Herrlichkeit zu beſchreiben? Wenn ſchon Niemand in die Sonne mit freiem Auge hineinſchauen kann wegen ihres ausnehmenden Strahlenglanzes, wer wird beſtehen können vor dem Glanze der Majeſtät des Heilandes bei ſeiner zweiten Ankunft? „Der Mond wird ſich ſchämen und die Sonne zu Schande werden, wenn der Herr der Heerſchaaren herrſcht auf dem Berge Sion und zu Jeruſalem und von ſeinen Älteſten verherrlicht wird.“ Alſo ſpricht der Prophet Iſaias (24, 23.) im Hinblicke auf den allgemeinen Gerichtstag. Wie ſo? Wie iſt das zu verſtehen? Der heilige Chryſoſtomus*) ſagt: „Die Sonne wird verdunkeln, nicht als ob ſie zerſtört würde, ſondern weil ihr Glanz durch das Licht der zweiten Ankunft des Herrn übertroffen werden wird.“ Wie die Sterne erbleichen bei Sonnenaufgang, ſo wird auch die Sonne wie ein dunkler Körper daſtehen, wenn Chriſtus in ſeiner Herrlichkeit erſcheinen wird. War ſchon die Herrlichkeit des Herrn auf dem Thabor ſo groß, daß die Jünger den Verklärungsglanz nicht aushalten konnten und Petrus vor Entzücken wie außer ſich kam — und es war doch jene Herrlichkeit nur kurz, auf einem kleinen

*) In cap. 24. Matth.

Berge vor nur drei Menſchen, und nur ein matter Glanz gegen die Herrlichkeit des Herrn, wenn er dereinſt kommen wird — was wird nun das für eine Majeſtät und Herrlichkeit ſein im Gerichtstage vor der ganzen Welt und im Vereine mit allen andern Vorzügen des verklärten Leibes Chriſti? Alle frühere Herrlichkeit, womit ihn der Vater verherrlicht hat, war gleichſam Nichts im Vergleiche zu der Herrlichkeit, die der eingeborne Sohn des Vaters am Tage ſeiner zweiten Ankunft entfalten wird. Joſua, der iſraelitiſche Feldherr, iſt hierin das Vorbild Jeſu Chriſti geweſen. Auf mannigfache Weiſe hatte Gott dieſen Auserwählten, der unter ſo vielen Tauſenden mit nur einem Einzigen gewürdigt wurde, das gelobte Land zu ſchauen, verherrlicht. Einmal bei ſeinem Siege gegen Amalek, dann bei der Auskundſchaftung des gelobten Landes, ſodann durch den Antheil, den ihm Gott am Siege Moſis gab; doch alles dieß war gleichſam Nichts. Erſt als er das Volk in das Land der Verheißung führen ſollte, da ſprach Gott zu ihm: „Heute will ich anfangen, dich zu erheben vor ganz Iſrael“ (Joſ. 3, 7.), gleich als wollte Gott ſagen: Dein früherer Ruhm iſt Nichts im Vergleiche zu dem, der dir heute zu Theil werden ſoll. So hat auch Gott der Vater ſeinen Sohn verſchiedene Male verherrlicht, einmal bei der Taufe am Jordan, dann auf dem Berge Thabor, dann durch die vielen Wunder, die Jeſus wirkte, die bei ſeinem Tode geſchahen, durch das Wunder der Auferſtehung und Himmelfahrt; aber alle dieſe Herrlichkeit, ſie ſollte Nichts ſein im Vergleiche zu der Herrlichkeit, mit welcher Jeſus die Auserwählten am Tage des Gerichtes in den Himmel einführen ſollte. Dieſe Herrlichkeit beſteht aber in einem unausſprechlichen Glanze des Erlöſers, der auf einem Wolkenthrone im Gefolge von Millionen himmliſcher Heerſchaaren unter Poſaunenſchall erſcheinen wird, um Menſchen und Engel, Freunde und Feinde ſich zu unterwerfen. Dort bei der erſten Ankunft ſchien die Gottheit des Erlöſers gänzlich aufgegangen zu ſein in ſeiner Menſchheit, ſo

armſelig war dieſe; bei ſeiner zweiten Ankunft aber wird es den Anſchein haben, als ſei ſeine menſchliche Natur durch die göttliche verſchlungen, ſo daß er kaum mehr recht der Sohn des Menſchen genannt werden kann, ſondern nur Einer, der mit eines Menſchen Sohn Ähnlichkeit hat.

Von nun an hat Alles dem Willen dieſes unumſchränkten Herrn zu gehorchen und es iſt kein Widerſtand mehr möglich. Zwar ſoll auch jetzt ſchon Gottes Wille geſchehen; allein man kann ſich dieſem göttlichen Willen noch widerſetzen, Gott duldet dieß jetzt noch, dieſe Zeit gehört gleichſam unſerm Willen; wir können trotz des göttlichen Willens thun, was wir wollen. Daher rief Jeſus einſt der Stadt Jeruſalem zu: „O daß du doch an dieſem deinem Tage erkannt hätteſt, was dir zum Heile iſt!“ So ſprach er auch zu der Kriegsrotte, als ſie ihn auf dem Ölberge gefangen nahm: „Das iſt euere Stunde,“ und ſo ließ er ſich von ihr binden und verſpotten. Aber es wird einſt ein anderer Tag kommen, den die Propheten und Apoſtel den „Tag des Herrn“ nennen, und an dieſem Tage wird nimmer geſchehen, was die Menſchen wollen, ſondern was der Herr will. An dieſem Tage wird er ſich zeigen als glorreichen Obſieger, als Herrn der ganzen Erde. Als ein zweiter Joſua hört auch er von ſeinem himmliſchen Vater die Worte: Heute will ich anfangen, dich zu verherrlichen vor ganz Iſrael. Als Joſua den Fuß in den Jordan ſetzte, theilten ſich die Wäſſer, der Theil zur Linken floß ins todte Meer hinab, der Theil zur Rechten aber blieb ſtehen und thürmte ſich auf wie ein Berg. Jordan aber heißt nach der Erklärung der Ausleger der Fluß des Gerichtes. Dieſen wird Chriſtus, der zweite Joſua, an jenem Tage theilen. Der Theil zur Linken wird in das todte Meer hinabſteigen, in die Hölle nämlich, die zur Rechten aber werden erhöhet werden.

Ihr Chriſtusläugner, ihr Chriſtusſchänder! Ihr Alle, denen Chriſtus weiter nichts iſt, als der Zimmermannsſohn von Nazareth, die ihr in ihm nichts weiter erblicket, als

einen verständigen Mann, der nach Art heidnischer Philosophen eine neue Schule gründete, wie wird es euch am Tage des Gerichtes ergehen, wenn der vermeintliche Zimmermannssohn als Herr Himmels und der Erde auf den Wolken des Himmels erscheinen wird! Wie werdet ihr in ohnmächtiger Wuth zu seinen Füßen hinstürzen, wie möchtet ihr euch in die Erde vergraben vor seinem Angesichte, wie werdet ihr verzweifelnd ausrufen: Fallet über uns, ihr Berge, und ihr Hügel bedecket uns! Ja, jetzt ist eure Stunde und die Macht der Finsternisse. Besonders du, mein deutsches Vaterland, bist es gegenwärtig, das du die Christusschänder und Christusläugner in deinem Schooße birgst, sie groß ziehest, ihnen Ehrensitze auf Lehrstühlen und Kanzeln ertheilest und Weihrauch streuest. Ja, jetzt ist ihre Stunde und die Macht der Finsterniſſe. Jetzt thun sie, was sie wollen, jetzt führen sie das große Wort, jetzt reden sie über Christus und seine Kirche, als wären sie von Ewigkeit her im Schooße des Vaters der Lüge gewesen, sie reden wie eingefleischte Teufel und wuthschnaubend stürmen sie los gegen den Herrn und seinen Gesalbten! Doch, freuet euch nicht im voraus eures Sieges, ihr hochmüthigen Antichriste! es ist noch nicht aller Tage Abend; solltet ihr auch fortwährend Deutschland in eure Klauen schlagen können, sollte es euch gegönnt sein, nochmal das Heidenthum über die Fluren heraufzuziehen, die der Christen Schweiß und Blut getränkt hat — noch ist der letzte Tag nicht gekommen, der Tag des Herrn. An diesem Tage wollen wir sehen, wie ihr vor dem Christus, der euch ein Ärgerniß, eine Thorheit, eine Fabel, ein Parteihaupt einer fanatischen Sekte und noch Schlechteres ist, bestehen werdet. Da wollen wir, die wir in dem Kinde in der Krippe den ewigen Sohn des Vaters gläubig anbeten, sehen, wer bestehen wird vor dem, aus dessen Mund ein zweischneidiges Schwert ausgehen wird. Ja, freuet euch, ihr Alle, ihr guten Christen, denen Advent und Weihnachten noch heilige Zeiten sind, in denen wir den Heiland der Welt ersehnen und

den Ersehnten mit innigster Liebe anbeten, freuet euch, ihr schlichten Landleute, die ihr an Christus, dem Herrn, als dem Eingebornen des Vaters, treu und gläubig festhaltet, ihr werdet einst an seinem Tage nicht zu Schanden werden! Der Herr in seiner Herrlichkeit wird euch kennen, weil auch ihr ihn in seiner Knechtsgestalt gekannt habt; er wird euch aber nicht bloß kennen als Getreue, er wird euch als solche belohnen, wie er die Übelthäter bestrafen wird; denn dieser Tag ist ja nicht bloß der Tag seiner Herrlichkeit, sondern auch der Tag der Vergeltung; hievon aber im

zweiten Theile.

Jesus Christus wird uns in der heiligen Schrift als der Herr der Ärnte geschildert, und zwar in einem doppelten Sinne. Einmal wird er am Tage der Vergeltung die Früchte seiner eigenen Mühen und Verdienste ärnten und in seine Scheuern sammeln, und dann auch die guten oder bösen Werke der Menschen richten und darnach vergelten. Dieß findet sich erwähnt bei Matthäus (13, 30.), wo der Herr sagt: „Zur Zeit der Ärnte will ich den Schnittern sagen: Sammelt den Waizen in meine Scheune." In gleicher Eigenschaft sah ihn auch Johannes in seiner geheimen Offenbarung, wo zwei Engel erscheinen, Einer als Schnitter und der Andere als Winzer. „Und ich sah, und siehe, eine weiße Wolke, und auf der Wolke saß Einer gleich dem Menschensohne; der hatte auf seinem Haupte eine goldene Krone und in seiner Hand eine scharfe Sichel. Und ein anderer Engel trat aus dem Tempel hervor und rief mit lauter Stimme zu dem, der auf der Wolke saß: Schlag an deine Sichel und ärnte; denn die Stunde der Ärnte ist gekommen, weil die Ärnte der Erde dürre ist." (Apok. 14, 13. 14.) Wie nun die Ärntezeit für die Landleute jene Zeit ist, in der sie den Lohn ihrer Arbeit sammeln, so wird dieß der Tag des Gerichtes, der Tag

Chriſti ſein. Ja, an dieſem Tage wird dem Herrn alle Ehre gegeben werden, die ihm die Bosheit der Menſchen genommen hat. Was den Juden als Ärgerniß erſchien und den Heiden eine Thorheit war, das wird vor aller Augen als die höchſte Weisheit erſcheinen. Ja, liebſter Heiland! an jenem großen Tage wird das ganze Geheimniß der Erlöſung der ganzen Welt klar vor Augen liegen, die Menſchen werden ſehen, wen ſie durchſtochen haben. Dein liebevolles Herz wird nicht mehr verkannt werden, jede Thräne, die du geweint, jeder Seufzer, den dir der Anblick des menſchlichen Elendes ausgepreßt hat, er wird an's Licht kommen und auf der Waagſchale deiner Liebe zu uns unendlichen Ausſchlag geben. Lange genug ſchmachtete dein Vorbild, der unſchuldige Joſeph in Pharaos Kerker; allein die Zeit ſeiner Erlöſung kam; glänzend ſollte ſeine Unſchuld vor der Welt gerechtfertigt werden, er wurde aus dem Gefängniſſe entlaſſen, auf königlicher Equipage in der Stadt herumgeführt und thronte zunächſt an Pharaos Seite. So werden an jenem großen Tage auch deine Verdienſte um die Menſchheit, göttlicher Heiland, vor aller Welt gewürdigt und von aller Welt anerkannt werden müſſen, von Freunden und Feinden; in deinem Namen werden ſich nunmehr alle Kniee beugen müſſen im Himmel, auf Erden und unter der Erden, freilich deinen Feinden zu noch größerer Verdammniß und Qual, deinen Freunden aber zu unausſprechlicher Freude und Seligkeit.

Iſt nun die Ehre des Erlöſers vor der Welt gerettet, dann wird der Vergelter ſich zu den Auserwählten wenden, ſeine Sichel wird einſchneiden als den herrlichſten Waizen die unabſehbaren Schaaren der Heiligen, Patriarchen, Propheten, Apoſtel und Martyrer, Bekenner, Jungfrauen, Wittwen und Ehegatten. Auch ſie, die ſo oft als Thoren in den Augen der Welt galten, wird der Herr rechtfertigen; ja er wird ſeine Heiligen vor aller Welt zur Ehre bringen, ſie von den Beſchuldigungen und gemachten Vorwürfen reinigen, und

auch ihr Blut von den befleckten Händen ihrer Feinde fordern. Es ist ja der große Ärntetag, der große Vergeltungstag! Was thut der Bauersmann nicht Alles im Hinblick auf die Ärnte! Das ganze Jahr hindurch muß er den Dienstboten Kost und Lohn geben, Geld ausgeben für Wagen und Pflug, für Aufbauen und Ausbessern von Scheunen und Schupfen, um Steuern und Abgaben bestreiten zu können, plagen und schwitzen und mühen muß er sich das ganze Jahr, Hitze und Kälte und Nässe und alles Ungemach der Witterung ausstehen — er thut es und thut es gern, weil er an die Ärnte denkt, wo Alles mit reichlichem Gewinne wieder hereinkommen wird. Auf gleiche Weise gibt unser Herr und Heiland die Verdienste seines Leidens und seiner Mühen aus, verschenkt Gnaden und Wohlthaten, duldet Undank und Beleidigungen und wartet fortwährend auf Buße und Besserung; aber — endlich will er denn doch einmal den Lohn für seine Bemühungen haben, am jüngsten Tage nämlich, wo er Alle, an denen sein Leiden und sein Sterben nicht fruchtlos gewesen ist, als seine Ärnte vollständig an sich ziehen wird. Ja, an diesem Tage ist großer Zahltag und große Rechnungsablage! Genau ist Alles aufgeschrieben, genau wird Alles zusammengerechnet, und auf's Genaueste muß Alles bis auf den letzten Heller bezahlt werden. Da ist gar oft ein Wirthshaus, in welchem es gräulich zugeht. Tag und Nacht wird gezecht, gelärmt, gestritten, gerauft, oft Alles zusammengeschlagen und ruinirt und Alles darüber und darunter gekehrt. Die Wirthe müssen oft diese Gräuel so ansehen, ohne etwas sagen zu dürfen, zuletzt aber, wenn die lärmenden Gäste ausgetobt haben, möchten sie sich davonschleichen, als sei gar Nichts vorgefallen; aber da kommt der Wirth mit der Rechnung, auf der nicht bloß steht, was sie verzehrt, sondern auch, was sie verwüstet haben. Und da heißt es nun, zahlen ohne alle Gnade! Auf ähnliche Weise geht es oft in den Schulen zu. Manche Studenten sind recht ausgelassen und faul, und haben alle Untugenden

an ſich. Die Lehrer thun oft, als merkten ſie es nicht, laſſen das Alles ſo hingehen, bis das Schuljahr aus iſt. Auf einmal heißt es: der darf nicht aufſteigen, oder bekommt keinen Preis! So macht es unſer Herr und Heiland mit den Menſchen; er läßt ſie oft wirthſchaften, als wüßte er gar nichts von ihren Thorheiten, oder als kümmerte er ſich gar nichts um ſie, oder als wäre es ihm überhaupt ganz gleich, was die Leute treiben. Aber das thut Nichts. Er läßt den Menſchen ihre Zeit, bis einſt ſein Tag kommen wird. Er läßt die Welt überhaupt fortmachen, bis ſie zeitig iſt, dann kommt er mit der Sichel. Er läßt ihr ihre Tage und läßt ſie treiben, was ſie will. Dann aber bricht wie ein Dieb raſch der Tag der Vergeltung einher!

Meine Lieben! dieſer allgemeine Vergeltungstag wird für die ganze Welt gewiß kommen. Eher vergehen Himmel und Erde, als ein Tüpflein von dieſer Wahrheit hinweggenommen werden ſollte. O darum machen wir uns die erſte Ankunft des Heilandes zu Nutzen, damit uns ſeine zweite Ankunft nicht ſchrecklich ſein möge! Das Kindlein in der Krippe iſt noch barmherzig, der Herr in den Wolken des Himmels iſt es nicht mehr. Der Heiland in der Krippe verzeiht, der Heiland auf den Wolken des Himmels richtet. Machen wir uns alſo das Jeſukindlein zum Freunde, damit wir auch den Richter Jeſus zum Freunde haben mögen. Erkennen wir den Tag unſerer Heimſuchung! Die gegenwärtige Zeit gehört noch unſer. Dieſe Tage ſind noch unſere Tage. Benützen wir ſie alſo zu unſerer Buße und Beſſerung, damit der Tag, wo der Herr und Vergelter kommen wird, uns kein Tag des Verderbens werde. Glauben wir an ihn, hoffen wir auf ihn und lieben wir ihn in der Krippe, denn er wird einſt als Herr und Vergelter uns an ſeiner Herrlichkeit Theil nehmen laſſen und uns als ſeinen Waizen in die himmliſchen Scheuern aufnehmen. Amen.

Predigt

auf

den zweiten Sonntag im Advent.

Text: „Die Weichlichgekleideten ſind an den Höfen der Könige.“ Matth. 11, 8.

Geliebte Pfarrkinder!

Vorwärts, nur vorwärts! ſo ſchreit heut zu Tage die ganze Welt. Nur Fortſchritt, kein Stillſtehen, keinen Rückſchritt! das iſt das Feldgeſchrei, das Looſungswort der Gebildeten unſerer Zeit. Es iſt gerade, als ſtünde die Welt nur mehr vierundzwanzig Stunden, ſo ſehr drängt und treibt man. Und wohin ſoll es vorwärts gehen, wohin ſo ſchnell fortſchreiten? Wahrſcheinlich dem Himmel zu; denn das iſt ja die Hauptſache! Dieſer Mahnruf zum Fortſchritte heißt alſo wohl: Eile, ſpute dich, die Zeit iſt kurz und koſtbar, und das Ziel liegt noch in weiter Ferne. Steh' nicht ſtill, noch weniger geh' rückwärts, ſonſt gelangſt du nimmer an den Ort deiner Beſtimmung. Laufe alſo auf der Laufbahn, und laufe ſo, daß du den Preis erlangſt! Dieſem Fortſchritte wenigſtens huldigte Chriſtus, wenn er ſagt: „Wer einmal die Hand

an den Pflug gelegt hat, aber nochmal umſchaut, iſt nicht tauglich zum Himmelreich.“ Dieſem Fortſchritte huldigt auch der Apoſtel Paulus, wenn er ſagt: „Wiſſet ihr nicht, daß die, ſo in der Rennbahn laufen, zwar Alle laufen, aber nur Einer den Preis erlangt? Laufet ſo, daß ihr ihn erlanget!“ Das iſt alſo der Fortſchritt, den das Evangelium will — will dieſen etwa auch die Welt, wenn ſie uns ihr: Vorwärts! zuruft? O da würdet ihr euch ganz gewaltig täuſchen, meine Lieben, wenn ihr der Welt dergleichen zutrauen wolltet. Die Welt meint unter ihrem Fortſchritte etwas ganz Anderes. Fortſchreiten heißt bei ihr, der jedesmaligen Mode, dem täglich neuen Zeitgeiſte huldigen. Fortſchreiten heißt bei ihr, den alten Glauben wegwerfen und dem huldigen, was irgend ein moderner Zierbengel gerade aufbringt. Fortſchreiten heißt, die alte Treue, Redlichkeit, Biederkeit und Ehrlichkeit bei Seite legen und durch allerhand Kniffe und Pfiffe, durch allerlei Ränke und Schwänke ſich durchhelfen. Fortſchreiten heißt bei der Welt, unaufhörlich jagen und rennen in Luſt und Genuß, ſich von einem Vergnügen in's andere ſtürzen, in möglichſter Kürze Alles durchmachen, mit einem Worte: „geſchwind leben.“ Das und ſo manches Andere, was ich da nicht nennen will, iſt der Welt Fortſchritt. Mit Schrecken gewahren wir auch, meine Lieben, wie wirklich der Fortſchritt im Sinne der Welt alltäglich ſich mehr und mehr beſchleunigt, wie dieſer Fortſchrittswagen bereits mit Dampf getrieben wird und kaum mehr aufzuhalten iſt. Augenluſt, Fleiſchesluſt und Hoffart des Lebens ſind zu einer Höhe gediehen, wie nie; der Fortſchritt auf der breiten Straſſe iſt außerordentlich; er wird auf's Möglichſte beſchleunigt, gerade als hätte die Menſchheit eine wahnſinnige Sehnſucht nach der Hölle, gerade, als wenn ſie nicht früh genug in die Hölle käme.

Eine ſehr nahe Blutsverwandte zu der Augenluſt, Fleiſchesluſt und Hoffart des Lebens iſt die Kleiderpracht unſerer

Tage und der Fortschritt, der hierin gemacht worden ist, muß in der That riesenmäßig genannt werden. Unser Herr und Heiland hat nach dem heutigen Evangelium gesagt: „Die Weichlichgekleideten sind an den Höfen der Könige;“ aber heut zu Tage findet man Kleiderpracht und Kleiderluxus auch noch anderwärts, als an den Höfen der Könige; ja man findet diese saubere Mutter mit ihren Töchtern bereits allüberall. Mit andern Worten:

Die Kleiderpracht findet sich in allen Ständen, I. Theil; aber auch
der Schaden dieser Kleiderpracht, II. Theil.

Ich beginne ꝛc.

Erster Theil.

In unsern Tagen ist der Fortschritt in der Kleiderpracht so weit gediehen, daß man die verschiedenen Stände gar nimmer von einander kennt. Geht in eine Stadt hinein, und ihr werdet euch davon überzeugen. Vor einigen Jahren noch war es der Brauch, daß nur Beamtensfrauen oder Herrschaftsfrauen Hüte trugen, aber heut zu Tage trägt jedes Bürgermädchen, jedes Dienstmädchen seinen Hut. Man meint oft, wenn man auf die Kleidung schaut, man habe ein gnädiges Fräulein vor sich, allein es ist nur ein Dienstmädchen. Ja, die schlechtesten, unsittlichsten Weibspersonen tragen sich wie ehrbare Bürgersfrauen, wie Damen von Stand, gehen in Sammt und Seide gekleidet einher und mischen sich in ihrer Kleidung unter die anständigsten Gesellschaften. Vor Zeiten hätte sich eine solche liederliche Weibsperson in einer ehrbaren Tracht blicken lassen sollen, dann hätte man ihr eine andere Tracht — mit dem Staubbesen zukommen lassen. Aber unser unsinnige Kleiderluxus hat alle diese Unterschiede beseitigt.

Wie es bei Weibspersonen ist, so ist es auch bei Mannspersonen. Alles trägt schwarzen Frack und schwarze Hose

als Gala- oder auch nur als Sonntags-Kleidung. Der Minister, der Magiſtratsrath, der Bürger, der Bräuknecht, der Metzgerburſche, der Akademiker, der Schuſter- und Schneidergeſelle, der Ladendiener, der Lohnbediente, der Stiefelputzer und Hausknecht, ja der vornehme Dieb und Spitzbube, ſie erſcheinen alleſammt in ſchwarzer Wichs, wie man ſagt. Man kennt alſo auch da in der Kleidung die Stände nimmer voneinander, wenn man ſie nicht etwa an Werktagen bei ihren Beſchäftigungen antrifft. Ja unſere Zeit hat es bereits ſo weit gebracht, daß Männer ſich wie Weiber und Weiber wie Männer kleiden. Wenigſtens haben wir in Deutſchland noch gegenwärtig eine Weibsperſon, die in Reitſtiefeln und Sporen einherſteigt *). Bei den Juden muß auch dieſer Unfug einſt geweſen ſein, ſonſt hätte es ihnen Moſes nicht verbieten müſſen, wenn er ſagt: „Ein Weib ſoll nicht Mannskleider anthun und ein Mann ſoll nicht Weibskleider anziehen. Denn ein Gräuel iſt vor Gott, wer Solches thut.“ (V. Moſ. 22, 5.) Bei ſolcher Geſtalt der Sachen iſt es nun kein Wunder mehr, wenn die alte deutſche Tracht, der gute Bürgerrock mit ſeinen ſilbernen Knöpfen und ſeinem ehrbaren Schnitt ganz und gar verſchwindet. Man käme ja in Gefahr für einen Philiſter gehalten und des Zopfthums beſchuldigt zu werden. Die neumodiſchen Frackbeſitzer wenigſtens, die ſich in ihrer Tracht ausnehmen, wie das erſte Menſchenpaar mit den Feigenblättern, nur mit dem Unterſchiede, daß ſie dieſe rückwärts tragen, könnten ſich der Sticheleien ſicherlich nicht enthalten. Einſichtsvolle Männer ſehen freilich tiefer und ehren die alte gute Sitte noch. So war es z. B. in Straubing im Jahre 1830, als Seiner Majeſtät unſerm Könige bei ſeiner Durchreiſe von der Walhalla Abends ein Feſtball veranſtaltet wurde. Junge und alte Bürger, der ganze Magiſtrat und viele andere Honoratioren hatten ſich da eingefunden, und

*) Louiſe Aſton in Hamburg. In Berlin wurde ſie ausgewieſen.

wie ſich denken läßt, Alles im ſchwarzen Frack oder in Uniform. Nur ein einziger Bürger, ein wohlhabender Bräuer, war darunter in ſeinem langen Rock mit ſilbernen Knöpfen. Kaum wurde der König desſelben anſichtig, als er ſämmtliche Herrn im Frack ſtehen ließ und auf ihn zuging. „Bravo, bravo,“ ſagte der Monarch, den alten Bürger freundlich auf die Schultern klopfend, „das iſt noch ächt deutſch, das iſt noch altdeutſch!“

Da muß ich mir auch den Bauersmann loben mit ſeiner alten ehrwürdigen Tracht! Er iſt es allein noch, den man auch an der Kleidung erkennt. Die leichtfertige Mode hat ihm ſeinen langen, ehrbaren Rock noch nicht ausziehen können, ja, er belächelt mitleidig die „Stadtfrack“, wie er ſie nennt, nur wäre zu wünſchen, daß er nicht bisweilen zu derb gegen die „Stadtfracks“ aufträte. Leider aber kann ich dem Landvolke auf der andern Seite kein ſolches Lob ſprechen. Kleidet ſich der Bauer wohl ſo, daß man an der Kleidung ſeinen Stand noch erkennt: ſo kleidet er ſich auf der andern Seite ſo koſtſpielig und prächtig, daß es weit über ſeinen Stand hinausgeht. In der Kleiderpracht bleibt das Landvolk wahrlich nicht hinter dem Städter zurück; der „Fortſchritt“ iſt in dieſer Beziehung auch unter dem Landvolk in erſchreckender Weiſe wahrzunehmen. — In meiner Pfarrei kann ich Gott Lob im Ganzen über Kleiderpracht nicht klagen; aber gehen wir 6 Stunden weiter der Donau zu, oder ins Bils- und Roth-Thal, dann ſehen wir einen ſtaunenswerthen Aufwand auf Kleidung, eine Kleiderpracht, wie vielleicht ſonſt nirgends in ganz Bayern. Wie lange iſt es denn her, daß in einem nahegelegenen Marktflecken zwei Bauernburſche einkehrten, die der ganze Markt anſtaunte ob ihrer nie geſehenen Kleiderpracht? Den Einen nannten die Leute den „goldenen“ und den Andern den „ſilbernen“, weil jener ein Gilet ganz von ächtem Goldſtoff und der andere eines von Silberſtoff hatte. Die feinſten Tücher werden zu Rock und Spenſer gekauft, den Hut müſſen die feinſten Goldborten,

Goldschnüre und Goldtrollen zieren, die Uhr und Uhrkette muß silbern oder golden sein, und an Rock, Spenser und Gilet müssen so viele Silberknöpfe hängen, als nur Platz haben. So ist es auch bei den Weibern. Goldene Halsketten mit 14 oder 20 Gängen zu mehreren hundert Gulden, Mieder, die strotzen von Thalern, Schnürketten, Silber und Goldgeschmeide, sämmtliche Kleidungsstücke von schwerstem, feinstem Stoffe, und alle, selbst die Schuhe noch mit guten Goldborten verbrämt — das ist die Tracht unserer Bäuerinnen und Bauernstöchter bei festlichen Gelegenheiten. Ich habe schon früher einmal gesagt, daß hiemit nicht gemeint sei, als dürfen die Landleute kein festtägliches Gewand haben; nein, von dem ist gar keine Rede; man darf ein Werk-, ein Sonn- und Festtagsgewand haben; aber eigene Luruskleider zu haben, die man mit allem möglichen Gold und Silber überladet, denen man es augenscheinlich ansieht, daß nur Wind gemacht werden, daß nur der Hoffartsteufel dadurch befriedigt werden soll, solche Kleider zu haben, ist nie und nimmer erlaubt. Aber leider, wer von den größern Bauern, die Geld haben, kehrt sich daran? Der Bauernstolz will es den Stadtleuten zum Trotz thun und ihnen in der Kleiderpracht Nichts nachgeben.

Zur Kleiderpracht unserer Zeit rechne ich ferner auch die Menge der Kleider, die jetzt Bedürfniß geworden sind. O gute alte Zeit, muß ich da wieder ausrufen, du kehrst nie wieder zurück! Damals hatte der Bürger einen schönen Rock zwanzig und dreißig Jahre und noch länger, so auch die Frauen. Es war schon für's erste ein tüchtiger Stoff, der zu einem solchen Kleidungsstücke genommen wurde, ein Tuch, „das nicht umzubringen war," wie die Alten sagten, ein Tuch, das „Einer Zeitlebens nicht zerreißen" konnte. Das war solide Arbeit, wie die Zeit solid war. Aber jetzt braucht Einer alle zwei oder drei Jahre einen neuen Rock. Einmal wird nichts Dauerhaftes mehr gemacht, Alles nur

auf den Schein, daß es von außen gut herſteht, und für's zweite will man, wenn man auch ein gutes Kleidungsſtück hat, damit nicht mehr zufrieden ſein, ſondern faſt alle Sonntage oder gar alle Tage in einem neuen Aufzuge erſcheinen. Es iſt die leidige Mode, die unter uns Deutſchen eingeriſſen hat und mit der uns unſere franzöſiſchen Nachbarn angeſteckt haben, oder deren Anſteckung vielmehr von den Deutſchen um ſchweres Geld alljährlich erkauft wird. Zur Schande unſerer Nation muß es geſagt werden: Wir Deutſche ſind die Affen der franzöſiſchen Manieren! Kämeſt du, lieber Bauersmann, einmal in das Zimmer einer hoffärtigen Dame, eines vornehmen Pflaſtertreters, einer eitlen Bürgerstochter: was für ein Gebetbuch meinſt du wohl, daß du auf dem Tiſche finden würdeſt? Schlag es einmal auf dieſes Buch und du erkennſt daran ein — Modejournal. Ja, die Modezeitung, ſie iſt das Evangelium, das Gebet-, Erbauungs- und Betrachtungsbuch unſerer putzſüchtigen Männer- und Frauenwelt und eine Dame muß es in unſern Tagen gar noch nicht weit gebracht haben, wenn ſie nicht für alle Wochentage einen eigenen Anzug im Kaſten hat.

Von der Verſchiedenheit dieſer Moden, von der Geckenhaftigkeit, Eckelhaftigkeit, Einfältigkeit und Unſittlichkeit dieſer Moden will ich gar nicht reden. Das iſt eigentlich Üppigkeit der Kleidung, die zwar nicht nothwendig mit der Kleiderpracht verbunden ſein muß, aber ſehr häufig dabei iſt. Indeß braucht die Kleidung nicht erſt frech zu ſein, die Kleiderpracht allein ſchon bringt nichts Gutes mit ſich, ſondern nur Schaden; aber hievon im

zweiten Theile.

Wie viele Dienſtboten gibt es denn jetzt noch in einer Stadt, die ſich etwas erſparen, denen etwas von ihrem Lohne übrig bleibt? Das ſind nur ſehr wenige. Nun, warum denn? Frage nicht lange, ſchau nur ihre Kleidung

an, kann denn da was übrig bleiben? Geht ja ein solcher Dienstbote, der kaum 20—30 Gulden Lohn hat, einher, wie ein Fräulein, sein ganzer Lohn hängt an seinem Gewande; vom Munde werden die Kreuzer weggespart, lieber wird Hunger und Durst gelitten, bloß um den Körper recht herausputzen und ihn an allen Ecken und Enden mit Ringen und Bändern, mit Pelzwerk und Sammt und Seide behängen zu können.

Werfen wir ferner einen Blick in die Familien, so sieht es auch da nicht besser aus. Dem Handwerksmann möchten vor lauter Arbeit die Nägel an den Fingern abgehen, er und Gesellen möchten sich zu Tode arbeiten, bloß damit die putzsüchtige Frau ihr unersättliches Gelüsten nach Kleidung befriedigen kann. Und thut der Mann eine Einsprache, macht er die theure Ehehälfte aufmerksam, wie eine solche Verschwendung, eine solche Prachtliebe dem bürgerlichen Stande sich nicht gezieme, dann hat er den Teufel im Haus und sieht kein gutes Gesicht mehr. Die Gesellen und Dienstboten, der eigene Mann muß unter dieser Putzsucht leiden, die Kost wird schmäler und schlechter, die Kinder haben oft kein gutes Hemd zum Anziehen, und dem Manne bleibt nach überstandener Mühseligkeit der Werktage für den Sonntag kaum ein Sechser, um sich eine Maas Bier kaufen zu können. So geht's nicht selten in Bürgersfamilien, so geht's auch, wenn man noch weiter hinaufsteigt. Wie oft ist es denn nicht schon geschehen, daß der Beamte wegen der schreckbaren Prachtliebe und Putzsucht seiner Frau Amt und Brod verlor, und auf der Festung einquartirt wurde! Der monatliche Gehalt reicht nimmer aus, da werden lange Finger gemacht und die Staatskasse angegriffen, damit die gnädige Frau „Staat" machen kann und siehe da, das Unglück naht sich mit Riesenschritten. Nicht bloß ein Selbstmord ist von Beamten in solcher verzweiflungsvollen Lage begangen worden! — So ist es auch bei den Bauernleuten. Sind viele gute Jahre hintereinander, dann wird der Bauer stolz

und muthwillig, wie ſonſt Niemand. Das Geld wird geradezu weggeworfen, und was an koſtbarer Kleidung, an Silber und Gold aufgetrieben werden kann, was nur am Körper Platz hat, das wird herbeigeſchafft. Da iſt's denn kein Wunder, wenn vor lauter Putz und Aufwand der Wohlſtand abnimmt. Der Landmann hat alljährlich an ſeinen liegenden Gründen eine unverſiegbare Quelle von Einnahmen; aber die gränzenloſe Verſchwendung mancher Bauernfamilien frißt ſelbſt den größten Wohlſtand auf. Man ſieht, daß es zuletzt nur äußerer Prunk, reine Windbeutelei iſt, während das Hausweſen immer weiter herabkommt. Auch der tiefſte Brunnen läßt ſich zuletzt ausſchöpfen. Salomon war gewiß ein grundreicher Mann, der Gold und Silber in Menge hatte; allein ſeine 700 Königinnen und 300 Kebsweiber und der Aufwand, den er dafür machen mußte, fraßen den ganzen Schatz auf. Die Unterthanen mußten recht Steuern geben, und der König verſchwendete ſie; darum konnten ſie zu ſeinem Sohne Roboam ſagen: „Dein Vater hat uns ein ſehr hartes Joch aufgelegt.“ (III. Kön. 12.)

Indeß, wenn auch das Vermögen ſo groß iſt, daß die Putzſucht der Eltern und Kinder es nicht ſelber aufzehren kann, dann iſt noch ein Anderer da, der mit der Ruthe kommt, und das hoffärtige Geſchlecht demüthigt. Da gibt es dann Krieg oder Schauer — zwei Gäſte, die dem Bauersmanne am fürchterlichſten ſind. Er fürchtet oft geiſtliche und weltliche Obrigkeiten nicht mehr; aber wenn er von Krieg und Schauer hört, da bekommt er gewaltigen Reſpekt, da gibt er es wieder kleinlaut und wohlfeil, und Gold und Silber verſchwindet von ſeinen Kleidungsſtücken. Da geht auch an ihm in Erfüllung, was einſt an den putzſüchtigen Juden in gleichen Verhältniſſen ſich erfüllte und wovon uns der Prophet Iſaias (3, 18–24.) eine Schilderung entwirft, wenn er ſchreibt: „An dieſem Tage wird der Herr wegnehmen den Schmuck der Schuhe und die kleinen

Monde mit den Halsbändern, die Geschmeide, die Armspangen und die Hauben, die Haargewinde, die Fußkettchen, die Schnürlein, die Riechfläschchen und die Ohrenringe, die Fingerringe und die Edelsteine, die an der Stirne hangen; die Feierkleider, die Mäntel, die Linnenkleider und die Haarnadeln, die Spiegel, die feinen Hemden, die Turbane und die Sommerkleider. Statt der Wohlgerüche wird es Gestank geben, statt des Gürtels einen Strick, statt des gekräuselten Haares eine Glatze und statt der Brustbinde das Trauerkleid." So straft Gott die Völker für ihre Hoffart und Putzsucht, eine Strafe, die wir alle Tage wahrnehmen können. Der fürchterliche Hagelschlag in den blühendsten Gegenden Bayerns war eine handgreifliche, augenscheinliche Strafe Gottes für den Luxus der Landleute. Gewarnt durch solche Heimsuchungen legen dann die Leute Gold und Silber wie etwas Unreines, Eckelhaftes und Unheimliches bei Seite, und so geht in Erfüllung, was Gott bei Ezechiel (7, 20.) spricht: „Ihrer Kleinode Schmuck gebrauchten sie zur Hoffart, und machten daraus die Bilder ihrer gräuelhaften Götzen, darum mach' ich es ihnen zur Unreinigkeit."

Doch das Alles ist erst zeitlicher Nachtheil; aber wer wird erst den Schaden für die Seele berechnen können, welchen die Kleiderpracht nach sich zieht? Auf Hoffart in der Kleidung ist die Hölle gesetzt. Jener reiche Mann im Evangelium sitzt in der Hölle und es steht ausdrücklich dabei, daß er sich in Purpur und feine Leinwand kleidete. Er kleidete sich also über seinen Stand und das brachte ihn in die Hölle; denn Purpur ist nur die Kleidung der Könige. Ach, wenn nur die Putzsüchtigen, die Hoffärtigen allein in die Hölle kämen; aber so ziehen sie ganze Schaaren verführter Seelen mit sich in den Abgrund hinunter! Denn was will denn der putzsüchtige Jüngling, was will denn das

prachtliebende Weib und Mädchen? Ich frage, was will denn die Spinne mit ihrem Netze? Die Antwort ist klar: Fangen will sie etwas! Solch' ein Netz ist auch die Kleiderpracht, man will fangen damit — ja unschuldige Seelen will man fangen und verstricken. Und ach! wie viele Tausende sind in diesem feinen, verführerischen Netze schon gefangen worden! Wehe diesen Handlangern des Teufels, wehe diesen Verführern mit ihren Buhlkünsten! Jene gottlose Königin Jezabel putzte sich auf das Prächtigste heraus, um den König Jehu zu fangen. Dieser aber ließ sie zum Fenster hinabwerfen, daß sie zerschmetterte. Das war nur eine zeitliche Strafe! Wie wird's ihr aber erst jenseits ergangen sein! Wie tief wird sie da hinabgeworfen worden sein!

O ihr Männer und Weiber! ihr Jünglinge und Mädchen! ich bitte euch, kleidet euch standesmäßig und liebet nicht Hoffart und Putzsucht. Verwendet das überflüssige Geld, um die Blöße des Armen, des Frierenden zu bedecken! Ja, bekleidet die Nackten von euerem Überflusse, das sind dann kostbare Edelsteine, das ist Gold und Silber in den Augen des Herrn, und ihr dürft versichert sein, daß er euch den vollen Werth dafür einst auszahlen wird. Insbesondere aber hütet euch, durch übertriebene Kleiderpracht eine unschuldige Seele zu verführen!

O es geschieht viel Unheil dadurch auch auf dem Lande heraußen! Du mußt dich recht zusammenputzen, heißt es da, sonst gefällst du Keinem, sonst kriegst du Keine! O erbärmliche Mittel, einen Andern zu fangen! Wenn ihr nicht durch eure Sittsamkeit, durch euere Tugend und Rechtschaffenheit gefallet, wenn ihr durch Windmacherei, durch Prahlerei, durch Kleiderpracht und Hoffart gefallen müßt; dann muß es schlecht genug mit euch ausschauen! O schämt euch solch elender Kunstgriffe! Wer euch nur darum geneigt ist, weil ihr es recht groß und vornehm gebt, wer nur euer schönes

Gewand liebt — der meint's ſicher nicht gut mit euch und mit euerer Seele, das werdet ihr noch früh genug, ſei es im ledigen oder im Ehe-Stande, erfahren.

Darum kleidet euch ſtandesmäßig, nicht mit übertriebenem Aufwande, und ihr werdet zeitlich und ewig vom Herrn geſegnet werden. Amen.

Predigt

auf

das Feſt der unbefleckten Empfängniß Mariä.

Text: „Und es erſchien ein großes Zeichen am Himmel: ein Weib mit der Sonne bekleidet, den Mond unter ihren Füßen und auf ihrem Haupte eine Krone mit zwölf Sternen.“ Apok. 12, 1.

Geliebte Pfarrkinder!

Wir feiern heute ein ganz eigenes Feſt, nämlich das Feſt der Empfängniß Mariens. Manchen kommt es ſonderbar vor, daß wir ein ſolches Feſt feiern, und die Unkatholiſchen insbeſondere nehmen es uns recht ſtark in Übel, daß wir das Feſt der Empfängniß eines Menſchen feiern. Auf den erſten Blick hat ein ſolches Befremden, eine ſolche Mißbilligung dieſer unſerer heutigen Feierlichkeit auch etwas für ſich; denn, könnte man ſagen, es iſt ja auch kein Grund da, warum man ſich über die Empfängniß eines Menſchen ſonderlich freuen ſoll. Die Empfängniß eines Menſchen ſagt ja uns übrigens, die wir ſchon da ſind, nichts anderes, als daß

nach neun Monaten wieder ein so armseliges Wesen, wie ein Mensch, zur Welt kommen soll, ein Wesen, behaftet mit der Erbsünde, mit der Neigung zum Bösen, ein Wesen, das eben deßwegen auch allem Elende, allen Mühseligkeiten, allen Krankheiten und dem Tode anheimfallen kann und wird. Wie soll man sich da freuen? Hat ja schon David mit Wehmuth auf den Tag seiner Empfängniß hingeblickt, als er ausrief: „Sieh, in Ungerechtigkeiten bin ich empfangen, in Sünden hat mich meine Mutter empfangen.“ Lesen wir ja von Job, daß er dem Tage seiner Empfängniß zürnte, als er ausrief: „Verloren sei der Tag, an dem ich geboren, und die Nacht, in der gesagt wurde: Ein Mensch ist empfangen.“ (Job 3, 2.) Auch hat es einst Völker gegeben, meine Lieben, die trauerten und weinten, wenn ein Mensch geboren wurde, aber frohlockten, wenn einer starb. Sobald nämlich Jemand das Licht der Welt erblickte, so dachten sie an das Elend, das dieser Mensch sein ganzes Leben hindurch würde auszustehen haben, und darum weinten sie; begleiteten sie aber einen Todten zu Grabe, so führten sie sich zu Gemüthe, wie der Todte bereits Alles überstanden habe, und darum freuten sie sich.

Wenn nun die Sache sich also verhält, wie mag dann in der katholischen Kirche, die doch sonst nur den Todestag zu feiern pflegt, auch ein Festtag, ein Freudentag wegen der Empfängniß eines Menschen bestehen und gerechtfertigt werden? — Die Antwort ist diese, Geliebte! Zwischen der Empfängniß anderer Menschen und der Empfängniß der seligsten Jungfrau Maria ist ein großer Unterschied. Dort ist Finsterniß, hier Licht, dort Tag, hier Nacht. Darum sah auch der heilige Johannes in seiner geheimen Offenbarung Maria mit einem Lichtglanze umflossen, er sah sie bekleidet mit der Sonne, zu ihren Füßen den Mond und auf dem Haupte zwölf Sterne. Diese Sterne sind ihre Auszeichnungen, sind gleichsam die Privilegien, mit denen sie

geschmückt ward, und wodurch sie zum großen Theile dem menschlichen Elende entkam, dem Andere ausgesetzt sind. Wollen wir, Geliebte, heute diese Privilegien der seligsten Jungfrau näher betrachten, um die Überzeugung zu gewinnen, daß wir wahrhaftig Ursache haben, sogar die Empfängniß Mariens freudig zu begehen. Zu diesem Ende betrachten wir

den Anfang, I. Theil;
den Verlauf, II. Theil; und
das Ende ihres Lebens, III. Theil.

Ich beginne ꝛc.

Erster Theil.

Der erste Stern, den wir über dem Haupte der seligsten Jungfrau erblicken, ist ihre reine, unbefleckte Empfängniß. Die Mackel der Erbsünde klebte ihr nie an, im Mutterleibe schon ward sie geheiligt. Ist dieß auch nur eine fromme Meinung, so glaube ich wenigstens, daß wir so fest daran halten müssen, als wäre es ein Glaubensartikel. Eher kann der Frost lieblich wärmen, eher kann die Finsterniß lieblich leuchten, eher wird das Gift eine nahrhafte Speise, bevor die Mutter Gottes je auch nur den Schatten einer Sünde an sich hatte. Denn was heißt denn das, jemals eine Sünde an sich gehabt haben, und sei es auch nur die Erbsünde? Das heißt nichts anderes, als einstens kein Kind der Gnade, sondern ein Kind des Zornes, einstens kein Gegenstand des göttlichen Wohlgefallens, sondern ein Gegenstand des göttlichen Mißfallens, einstens nicht in der Hand Gottes, sondern in der Gewalt des Satans gewesen sein! So wäre also die Seele der Gottesmutter dennoch einstens, wenn auch nur auf kurze Zeit von der Sünde befleckt, so wäre also jene, deren Leib dem Allerheiligsten einst zur Wohnung dienen sollte, doch einst unrein gewesen!! Nimmermehr. Es gibt noch zwei Personen, die ohne Erbsünde geboren wurden, nämlich der Prophet Jeremias und Johannes der Täufer.

Beide wurden ſchon im Mutterleibe geheiligt und ſie waren doch nur Propheten. Wie, und der Königin der Propheten ſollte dieſes Privilegium nicht zu Theil geworden ſein? Muß die Mutter dem Sohne nicht werther ſein, als ihm ſein Knecht oder Vorläufer iſt? Wird er dieſe nicht mehr ehren, oder doch gewiß ebenſo? — Gewiß, Geliebte, der geſunde Verſtand gibt das ein. Der Mutter durfte keine Auszeichnung verſagt werden, die den Dienern zu Theil ward, wenigſtens keine ſolche, die ihrer Würde unumgänglich nothwendig iſt; ja, ſie muß ihr in noch höherem Grade zu Theil werden, und das iſt auch wirklich der Fall. Jeremias und Johannes ſind ohne Erbſünde *geboren* worden, weil ſie ſchon im Mutterleibe geheiligt wurden; aber ohne Erbſünde *empfangen* zu werden, kann nur ein Vorrecht derjenigen ſein, die einſt den Reinſten und Heiligſten in ihrem Schooße beherbergen ſoll. Jeremias und Johannes konnten wenigſtens eine Zeit lang von der Makel der Erbſünde befleckt ſein; ihr, wenn auch noch ſo ehrwürdiges Amt erforderte es nicht, daß die Sünde ſie gar nicht berührte; alſo könnte wohl ihre *Empfängniß* eine befleckte ſein, wenn auch nachher noch im Mutterſchooße die Heiligung vor ſich ging; aber Maria wollen wir keinen Augenblick von einer Sünde gefeſſelt wiſſen; dagegen ſträubt ſich unſer ganzes Gefühl, dagegen empört ſich unſere ganze Natur.

Iſt aber Maria ohne Erbſünde empfangen, ſo iſt ſie auch nicht mit jener Blindheit und Unwiſſenheit zur Welt gekommen, wie die übrigen Menſchenkinder. *Sie hatte im Mutterleibe ſchon ihren vollkommenen Verſtand in Allem, was auf das Höhere Bezug hat.* Sie konnte nicht unwiſſend ſein und ſich nicht täuſchen, oder getäuſcht werden in Dingen, die auf die Tugend Bezug hatten, auf das, was erlaubt und unerlaubt, was der Wille Gottes ſei, ſie konnte nie in Zweifel gerathen, oder unſchlüſſig werden, ob etwas gut oder beſſer, oder Gott ſo wohlgefälliger wäre, als auf andere Weiſe. In anderer Hinſicht jedoch

konnte ſie die menſchliche Unwiſſenheit theilen, d. h. ſie konnte zufällig nicht wiſſen, daß oder wie etwas geſchehen ſei. So z. B. glaubte ſie, der zwölfjährige Jeſus, den ſie verloren, befinde ſich unter den Verwandten auf dem Wege, wie es auch wahrſcheinlich war. Jene höhere Kenntniß auch ſchon im Mutterleibe kann man der ſeligſten Jungfrau um ſo weniger abſprechen, wenn man bedenkt, daß auch Johannes der Täufer ſchon im Mutterleibe ſeinen Herrn und Gott erkannte und vor ihm frohlockend aufhüpfte. Dieß iſt die gemeinſame Anſicht der Kirchenlehrer, beſonders des heiligen Ambroſius und heiligen Bernhard, und das iſt der zweite Stern über dem Haupte Mariens.

Allein Maria war nicht bloß rein von Sünden, ſie hatte nicht bloß, wie Johannes, eine vollkommene Erkenntniß in höhern Dingen; nein, ſie war auch vom Augenblicke ihrer Empfängniß an ſchon mit allen Tugenden geſchmückt. Wie die erſte Eva ging auch dieſe zweite Eva in Reinheit und Heiligkeit aus der Hand des Schöpfers hervor und ſo glich ſie einem Pallaſte, der nicht bloß rein, ſondern auch auf's Herrlichſte geſchmückt iſt. Der Arche des neuen Bundes ziemte dieſer Schmuck ebenſo ſehr, wie der Arche des alten Bundes. Von dieſer aber heißt es, daß Gold, Silber, Edelſteine und überhaupt die edelſten Materialien auf ausdrücklichen Befehl Gottes dazu genommen werden mußten. (II. Moſ. 25.) Dieſer Schmuck nun, mit dem Maria, die Arche des neuen Bundes, aus der Hand des Schöpfers hervorging, beſtand in Tugenden aller Art, insbeſondere den ſieben Gaben des heiligen Geiſtes — das iſt der dritte Stern in Mariens Himmelskrone.

Wer muß da nicht ausrufen mit den Worten des hohen Liedes: Du biſt ganz ſchön, meine Freundin! und es iſt keine Mackel an dir? Wer fühlt ſich nicht mächtig angeregt, diejenige zu ehren, die Gott ſo ausnehmend geehrt hat? Wer freut ſich nicht, heute das Feſt ihrer unbefleckten Empfängniß feierlich begehen zu können und mit der Kirche

auszurufen: Deine Empfängniß, o Jungfrau und Gottesgebärerin, hat der ganzen Welt Freude gebracht? Ja, wie ein freundliches Morgenroth ſchimmert uns das Feſt der Empfängniß der Mutter Gottes in dem Dunkel der Adventzeit entgegen. Heute iſt der Meeresſtern, die Zuflucht der Sünder und die Tröſterin des Betrübten in die Reihe der Menſchenkinder eingetreten durch ihre Empfängniß, nun wird auch der Sohn Gottes nicht lange mehr auf ſeine Menſchwerdung warten laſſen. — Doch wir haben erſt angefangen mit Mariens Vorzügen, wir haben ſie als die Hochbegnadigte kennen gelernt, und ſie iſt nicht einmal noch geboren; betrachten wir jetzt auch die Auszeichnungen, die wir nach ihrer Geburt im Verlaufe ihres Lebens an ihr bemerken.

Zweiter Theil.

Wir Alle wiſſen und erfahren es tagtäglich nur zu ſehr an uns ſelbſt, daß auch nach der heiligen Taufe, trotz dem alſo, daß die Erbſünde von uns genommen iſt, ein fortwährender Hang zum Böſen in uns ſich geltend macht. Es iſt keine Ruhe in uns, ſondern ein immerwährender Kampf und Streit; denn das Fleiſch gelüſtet fortwährend gegen den Geiſt und das Gliedergeſetz will ſich fortwährend gegen das Geſetz des Geiſtes auflehnen. Wie, ſollte etwa auch in der Seele der heiligen Jungfrau dieſer Zunder der Sünde vorhanden geweſen ſein? Sollte auch ſie von Verſuchungen und Anfechtungen, von böſen Gelüſten und Neigungen beſtürmt worden ſein, wenn auch nicht oft? Nimmermehr. War ſie von der Erbſünde befreit, warum dann nicht auch von der böſen Luſt? Iſt von jeher keine Urſache da geweſen, ſo kann auch von keiner Wirkung die Rede ſein; wo keine Mutter iſt, da iſt auch kein Kind denkbar. Als Sara, Abrahams rechtmäßige Gattin, den Ismael, den Sohn der Magd, mit ihrem Sohne zanken ſah, ſagte ſie zu Abraham: Wirf die Magd ſammt ihrem Sohne hinaus! Hat nun Gott aus dem Herzen Mariens die Magd, die Erbſünde,

hinausgeworfen, warum ſollte er nicht auch ihren Sohn, den Zunder der Begierlichkeit, herausgeſchafft haben, der immer Streit und Zank mit unſerm beſſern Selbſt anfängt? Das gibt auch ſchon die geſunde Vernunft an die Hand. Es geziemte ſich, ſagt dieſe, daß in Maria Leib und Seele in ſo vollkommener Harmonie, in ſo ſchönem Einvernehmen ſtanden, daß ſie eine würdige, ruhige und angenehme Wohnung Gottes werden konnte. Leiden es ja auch weltliche Fürſten nicht, daß in ihren Gemächern Lärm, Zank und Streit erſchalle, oder etwas Unſchönes und Unreines in der Bauart daran zu ſehen ſei; wie ſollte denn der Himmelsfürſt in Maria, ſeiner lebendigen Wohnung, dergleichen haben dulden können? Sieh' da, ein neuer Stern über dem Haupte Mariens!

War aber Maria ohne Begierlichkeit, ſo folgt, daß ſie durch eine beſondere Bevorzugung jegliche, auch die kleinſte Sünde Zeitlebens gemieden hat. So lehrt die letzte allgemeine Kirchenverſammlung von Trient, ſo die heiligen Väter, darunter beſonders der heilige Auguſtin, wenn er ſagt: Sobald es ſich von Sünden handle, ſo wolle er, daß von der ſeligſten Jungfrau gar nicht die Rede ſein ſoll. Auch der Engel ſcheint auf dieſe Auszeichnung hingewieſen zu haben, als er Maria die Gnadenvolle nannte. Wie herrlich ſtrahlt uns da Maria wieder entgegen und wie ſtehen dagegen wir da! Wir kommen einmal ohne Sünde nicht aus, ſo lange wir auf dieſer Erde uns herumſchleppen. Wir ſtoßen Alle in gar vielen Dingen an. Iſt auch die Stimmung die allerbeſte, ſind die Vorſätze die heiligſten, bald ſind wir wieder umgeſtimmt. Es geht uns da, wie einer Guitarre oder Cither. Stimmt ſie auch anfangs ganz rein, es dauert nicht lange, ſo iſt die eine oder die andere Saite verſtimmt; ſo werden auch wir von unaufhörlichen Anfechtungen und Verſuchungen hin und her geworfen und ſo geht es nicht leer aus, wir ſündigen. Von all dieſem Elende war Maria frei; denn hätte ſie nur die geringſte läßliche Sünde

begangen, sie wäre nicht mehr eine würdige Wohnung Gottes gewesen. Aber wir müssen diesem fünften Sterne der Auszeichnung sogleich auch den sechsten beifügen und sagen: Maria konnte gar nicht sündigen. Sie lebte wie ein Engel im Fleische. Wie die Engel war sie in der Gnade Gottes so befestigt, daß sie auch nicht eine läßliche Sünde begehen konnte. Diesem Glauben huldigt die Kirche; denn darum feiert sie die Empfängniß und Geburt Mariens, weil sie glaubt, Maria habe jene Heiligkeit, die sie schon bei ihrer Empfängniß und Geburt hatte, gar nie verlieren können. Hierauf beziehen sich auch die Worte des 45sten Psalmes, die auch die Kirche auf Maria deutet: „Gott ist in ihrer Mitte; sie wird nicht wanken, früh am Morgen hilft ihr Gott." Maria ist also in Gottes Gnade so sehr befestigt gewesen, daß sie nie wanken, nie straucheln konnte. — Ach, wie armselig sind da wir daran! Heute schmieden wir noch eiserne Vorsätze, morgen aber sind sie schon wieder Seifenblasen. Wir gleichen Solchen, die das Wechselfieber haben. Heute gesund, morgen krank.

Wenden wir uns von der traurigen Finsterniß unserer Wankelmüthigkeit wieder hin zum Sternenkranze der seligsten Jungfrau. Wie der Diamant in der Krone der Königin, so schimmert darin die wunderbare Mutterschaft der seligsten Jungfrau. Sie hat auf übernatürliche Weise, nicht wie auf gewöhnlichem Wege, den Sohn Gottes empfangen. Sieh', eine Jungfrau wird empfangen, und einen Sohn gebären, so weissagte der Prophet Isaias. Sie ist der brennende Dornbusch, der brannte, aber doch nicht verbrannte. Darum nennt sich auch Christus, der Herr, im hohen Liede Kap. 2. eine Blume des Feldes. Warum denn nicht eine Blume des Gartens? Sehr schön sagt hierüber der heilige Bernhard: „Den Garten müssen Menschenhände bauen, wenn er etwas hervorbringen soll, auf dem Felde aber wachsen die Blumen von selbst. Kennst du jetzt das Feld, über das keine Pflugschaar ging,

auf das keine Menſchenhand einen Samen ſtreute, und das dennoch eine ſo liebliche Blume trägt?“— Ja, wir kennen dieſes Feld, es iſt Maria, die Jungfrau, wir kennen auch die Blume dieſes Feldes, den Sohn der Jungfrau, Jeſum Chriſtum. Wir übrigen Menſchen ſind Gartengewächſe, unſere Eltern ſind die Gärtner; Maria aber iſt das unberührte, aber dennoch fruchtbare Feld. Es verſteht ſich nun wohl von ſelbſt, daß Maria die Frucht ihres Leibes, die ſie vom heiligen Geiſte empfangen hatte, auch ohne alle jene Beſchwerden, die andere Mütter in dieſem Zuſtande auszuſtehen haben, unter ihrem Herzen trug. Sie konnte daher ohne alle Beſchwerde über das Gebirg gehen, um ihrer Baſe Eliſabeth auszuwarten; ja, als ſie mit Joſeph nach Bethlehem gehen mußte, und ſie ſchon nahe an der Zeit war, fühlte ſie kein Übelbefinden. So gebar ſie auch ihren göttlichen Sohn ohne alle Wehen, ohne allen Schmerz, ohne alle Unreinigkeit. Sie war es ja, die, kaum ſie geboren hatte, das göttliche Kind in Windeln wickelte und es in die Krippe legte. Andere Mütter werden es wohl bleiben laſſen, gleich nach der Geburt dergleichen zu thun. Aber ſie, die jungfräuliche Mutter, ſie hatte ohne Luſt empfangen, ſie hatte alſo auch ohne Schmerzen geboren, ſie wußte daher Nichts von allen den Leiden und Mühſeligkeiten gewöhnlicher Mütter. Sie war ja Mutter und Jungfrau zugleich! Wunderbar! ruft da der heilige Gregor von Nyſſa aus. „Eine Jungfrau wird Mutter und bleibt Jungfrau! Sieh' da eine ganz neue Ordnung der Dinge! Bei andern Frauensperſonen kann man nicht Mutter ſagen, ſo lange eine noch Jungfrau iſt, aber hier haben wir Jungfrau und Mutter in Einer Perſon. Die Jungfrauſchaft hinderte die Geburt nicht und die Mutterſchaft that der Jungfräulichkeit keinen Eintrag. So mußte es aber ſein! Der, welcher in die Welt kam, um die Menſchen wieder in den unverſehrten jungfräulichen Stand zurück-

zuführen, mußte selber einen jungfräulichen Ursprung haben!" Wir haben, Geliebte, in der Natur ein recht schönes Bild, das uns die jungfräuliche Empfängniß der Mutter Gottes veranschaulicht. Wenn ihr nämlich in euerer Stube einen Blumentopf an's Fenster hinstellet, daß die Sonne hinscheinen kann, so bemerket ihr, daß ihre befruchtende Kraft bald im Topfe sich zeigen wird. Der Same wird keimen und die Blume wird heranwachsen. Hat nun aber die Sonne, um diese Fruchtbarkeit zu bewirken, etwa nöthig, daß sie die Fensterscheibe zerbricht? Gewiß nicht. Sehet, so konnte die heilige Jungfrau empfangen, ohne daß ihre Jungfräulichkeit deßwegen den geringsten Schaden litt.

So haben wir also vier neue Sterne, mit denen Maria umgeben ist; betrachtet nämlich die wunderbare Empfängniß ihres göttlichen Sohnes, ihr Freisein von allem Übelbefinden, von allem Schmerze vor, bei und nach der Geburt, so wie das Wunder ihrer unversehrten Jungfräulichkeit.

Wunderbarliche Mutter! Wer blickt nicht mit Staunen, mit den Gefühlen tiefster Verehrung zu dir, der Gebenedeiten, unter allen deines Geschlechtes empor? Wie überwiegt nicht ein einziger dieser deiner Vorzüge alle Herrlichkeit, alle Schätze dieser Welt! Konnte dir der Herr noch mehr geben, als er dir gegeben hat? Konnte er dich noch mehr auszeichnen? Hat er nicht bereits die Schätze seiner Gnaden an dir erschöpft? — Nein, Geliebte! noch sehen wir zwei Sterne um Mariens Haupt glänzen; sie bedeuten die wunderbaren Vorzüge, die Maria noch nach ihrem Tode zu Theil wurden; hievon aber im

dritten Theile.

Du bist Staub und wirst wieder zu Staub werden! So lautet der Fluch, der auf dem Menschengeschlechte lastet seit dem Tage der ersten Sünde. Nur zwei sind es, die dem Gesetze dieses Fluches nicht unterworfen sind, nämlich: der

Gottmenſch Jeſus Chriſtus und ſeine heilige Mutter. Daß der Leib des Erlöſers auf ewig vereinigt mit der göttlichen Natur keine Speiſe der Würmer werden konnte, iſt klar. Wird dieß aber auch bei Maria der Fall geweſen ſein? Der heilige Auguſtin äußert ſich hierüber alſo: „Sollte derjenige, der die Jungfräulichkeit ſeiner Mutter unverſehrt bewahren konnte, ihren Leib nicht auch vor Moder und Fäulniß haben bewahren können? Daß dieſes hochheilige Fleiſch, mit welchem der Sohn ſeine göttliche Natur vereinigte, je eine Speiſe der Würmer werden kann, das getraue ich mir nicht zu denken, und entſetze mich, es auszuſprechen.“ Auch wir, Geliebte, entſetzen uns, dergleichen zu denken, oder zu ſagen. Es ſträubt ſich der geſunde Verſtand, anzunehmen, daß die Mutter des Sohnes Gottes je eine Beute der Fäulniß geworden ſei. Wir haben ſchon oben bemerkt, wie die Bundeslade ein Vorbild Mariens ſei. Dieſe Bundeslade ſtand einſt im Tempel vor dem Götzen Dagon, und blieb unverſehrt, aber Dagon fiel auf den Boden hin. Sollte nicht auch der wunderbare Leib der heiligen Jungfrau, als er zu Grabe getragen wurde, den Tod haben bändigen und ihn von ſich ferne halten können? Die Arche war aus Holz gebaut, das nicht faulte, warum ſollte nicht auch Chriſtus den Leib ſeiner liebſten Mutter vor Fäulniß bewahrt haben? — Nein, nicht bloß vor Fäulniß hat Jeſus den Leib ſeiner lieben Mutter bewahrt, nein, er hat ihn auch nach einer uralten Überlieferung wieder auferweckt und ſo ſeine liebſte Mutter mit Leib und Seele in den Himmel aufgenommen. Die Kirche feiert, wie ihr Alle wiſſet, ein eigenes Feſt der glorreichen Aufnahme der ſeligſten Jungfrau in den Himmel, nämlich das Feſt Mariä Himmelfahrt.

So haben wir alſo jetzt Maria betrachtet von ihrer Empfängniß an bis zu ihrer Aufnahme in den Himmel und ſie in allen Beziehungen als die Gebenedeite unter den

Weibern kennen gelernt. Es erübrigt nur noch, daß wir unsere Königin, die wir mit dem köstlichen zwölffachen Sternenschmucke umgeben sehen, auch geziemend verehren, und diese wundervolle Arche, der so viele Privilegien verliehen wurden, zur beständigen Begleiterin auf der Reise durch dieses Leben haben und sie niemals aus den Augen lassen. Die Arche, heißt es, theilte die Wasser des Jordan und die Hebräer gingen hindurch, so lange die Arche im Jordan stand. So werden auch wir glücklich durch den Jordan des Todes und des Gerichtes gehen, wenn wir Maria, die schützende Arche, zur Seite haben. Als die Lade des Bundes durch den Jordan getragen wurde, rief ein Herold dem Volke zu: „Wenn ihr sehen werdet die Lade des Bundes des Herrn, eures Gottes, und die Priester vom Stamme Levi, welche die Arche tragen, so machet auch ihr euch auf und folget denen, die vor euch herziehen. Doch sei zwischen euch und der Arche ein Raum von zweitausend Ellen, damit ihr in der Ferne sehen und wissen könnet, auf welchem Wege ihr ziehen sollet; denn ehedem seid ihr noch nicht gezogen auf demselben, und hütet euch, daß ihr der Lade nicht nahet.“ (Jos. 3, 2—4.) Das Nämliche rufe ich auch euch zu, Geliebte! Folget der seligsten Jungfrau durch geziemende Verehrung! Es sei aber ein großer Raum zwischen euch und ihr, d. h. demüthigt euch, wenn ihr euere Winzigkeit mit ihrer Herrlichkeit vergleichet, tretet ihr nicht zu nahe durch Verunehrung und Beleidigung, auf daß ihr unter ihrer Leitung, unter ihrem Schutze sicher über den Pfad des Todes gelangen möget, den ihr noch nie betreten habt. Amen.

Predigt

auf

den dritten Sonntag im Advent.

Text: „Bereitet den Weg des Herrn, wie der Prophet Isaias gesagt hat.“ Joh. 1, 23.

Geliebte Pfarrkinder!

Es ergeht an uns der Aufruf, dem kommenden Herrn und Heiland einen Weg zu machen. Ihr wisset schon, was es mit dem Wegmachen für eine Bewandtniß hat; denn ihr selbst seid schon oft dabei gewesen, und habt Frohndienste leisten müssen. Ihr wisset auch recht gut, wie ein guter Weg sein soll, und fahrt auch gern einen guten Weg. Wenn ihr von eueren Dörfern und Einöden wegfahrt, meinetwegen in die Schranne, da gibt's gewöhnlich schlechten Weg, Holzweg, Hohlweg, unebenen Weg, einen Weg voll Löcher und Koth. Diesen Weg würdet ihr sicherlich nicht fahren, wenn's nicht sein müßte; aber ihr müßt selber sagen, daß ihr jedesmal herzlich froh seid, wenn ihr einmal auf die gute Landstraße hinauskommt. Es fährt solche Wege auch weiter Niemand, als ihr; große Herren mit Chaisen habt ihr wohl

noch nie auf ſolchem Wege fahren ſehen; nein, dieſe fahren nur einen guten Weg. — Ein ſolch' großer Herr, meine Lieben, iſt unſer göttlicher Erlöſer. Er iſt ſchon einmal einen recht harten Weg gegangen, um zu uns zu kommen, nämlich den Weg vom Himmel in den Stall und vom Stalle in die Zimmermannswerkſtatt und von dieſer an's Kreuz; doch von nun an will er einen guten Weg gehen, ſonſt kommt er gar nicht zu uns. — Aber wie werden wir es nun anſtellen, daß wir dem Herrn einen rechten Weg machen? Welcher Weg führt zu ihm? Kein anderer, meine Lieben, als der Weg der Buße. Darum hat auch Johannes am Jordan gerufen: „Thut Buße, das Himmelreich iſt nahe!" Nun, werdet ihr denken, Buße thun wir ja Alle. Dieſen Weg haben wir dem Herrn ſchon längſt gebahnt, und machen ihm denſelben noch allemal, ſo oft wir beichten. — Ach, meine Lieben! wenn alle dieſelben, die beichten, dem Herrn den rechten Weg bereiten würden, da wäre es ja freilich gut, da kämen ja Alle, die beichten, in den Himmel, da käme kein katholiſcher Chriſt in die Hölle! Ach, wenn man nur nicht auch ſchlecht beichten könnte, wenn man nur auch keine falſche Buße thun, namentlich keine unrechte Reue haben könnte! Wenn's nur im Geſchäfte der Buße keine ſchlechten Wege, keine Hohlwege, keine Seiten- und Schleichwege gäbe, die nicht zum Herrn, ſondern ganz anderswo hinführten! Ach, leider, leider! iſt dieß oft der Fall und ich fürchte nur zu oft! Laßt uns, meine Lieben, heute dieſe ſchlechten Wege ein wenig kennen lernen, und zwar nur in Bezug auf die Reue, wir werden ſie dann auch leichter meiden. Zu dieſem Ende ſage ich:

Einige haben eine ſchlechte Reue, I. Theil;
Einige haben gar keine, II. Theil.

Ich beginne ꝛc.

Erſter Theil.

Warum bereuen denn Viele ihre Sünden? Etwa aus Liebe zu Gott? Ja, wenn man den Worten glauben dürfte, dann ſchon. Alle ſagen nämlich im Beichtſtuhle: O Gott und mein Herr! es iſt mir leid und reuet mich von Herzen, daß ich dich als das höchſte Gut, welches ich über Alles liebe, jemals beleidigt habe. Dazu kommen noch Ausdrücke, wie man ſie in Gebetbüchern liebt: Herr, lieber tauſendmal ſterben, den qualvollſten Tod ſterben, als noch einmal ſündigen; Herr! lieber die ganze Welt hingeben, als dich noch einmal beleidigen! — Das ſind ſchöne Worte, eitzige Worte; aber wir fragen: Wie Viele haben denn eine ſolche Reue? Wie Viele gibt es nicht, die zwar jene ſchönen Worte oft herſagen, denen man aber kaum dreißig Silberlinge geben dürfte, wie dem Judas, und ſie würden ihren Herrn und Gott auf's Neue verrathen! Oder gibt es z. B. nicht ſolche Weibsperſonen, die Vormittags beichten und Abends zum Tanze mit der alten Bekanntſchaft gehen? Gibt es nicht ſolche, die ihre Unſchuld in den Koth werfen, wenn ein Schmeichler ihnen eine Maaß Bier bezahlt, oder einen Ring oder ein Halstuch ſchenkt; ja, er darf nicht einmal etwas hergeben, er darf nur etwas verſprechen, er darf nur das Heirathen verſprechen, und man gibt ſeine Ehre preis. Und das ſind jene Perſonen, die Vormittags noch, oder vor acht und vierzehn Tagen im Beichtſtuhl geſagt haben: O Gott und mein Herr! es iſt mir leid und reuet mich vom Grunde meines Herzens, daß ich dich als das höchſte Gut, welches ich über Alles liebe, jemals beleidigt habe. Das ſind die nämlichen Perſonen, die Vormittags ſo andächtig und mit ſo frommer Miene in ihrem Gebetbuche geleſen haben: Herr, nur nicht mehr ſündigen, lieber tauſendmal ſterben, als noch einmal ſündigen! Und was taumelt denn dort für Einer daher? War er doch Vormittags im Beicht-

ſtuhle, hat dort die Sünden ſeiner Unmäßigkeit gebeichtet und mit allem Ernſte und aller Zerknirſchung, wie es ſchien, geſagt: O Gott und mein Herr! es iſt mir leid und reuet mich vom Grunde meines Herzens, daß ich dich jemals beleidigt habe. Wie, hat denn der ſchon wieder vergeſſen, was er verſprochen? — Ach Gott, es war ja leicht zu vergeſſen; es war ihm ja zuvor nicht Ernſt mit ſeiner Reue, ſie kam nur von den Lippen, aber nicht vom Herzen; darum hat er auch ſeinen Ablaß nicht in der Kirche, ſondern im Wirthshauſe gewonnen.

Und was ſteht denn da für Einer mit ſeinem Wagen und ſeinen Roſſen und Ochſen im Holze draußen? Iſt es etwa ſein Holz, das er auflegt, iſt es ſein Baum, den er umgeſchnitten, ſind das die Scheiter, die er geſchlagen? Und was iſt dort für Einer mit ſeinem Weibe auf jenem Felde und mäht Klee und Futter ab und fährt es heim? Iſt das nicht ſein Feld? Ach Gott, nein! die ſtehen auf fremdem Grund und Boden und fahren fremdes Gut ein! Aber haben denn dieſe nicht gebeichtet? War denn nicht unlängſt ein Jubiläum? Beichten ſie nicht alle Oſtern und ſonſt noch ein paarmal des Jahres? Haben ſie nicht geſagt: O Gott und mein Herr, es iſt mir leid und reuet mich von Herzen? Ja, gebeichtet haben ſie, Reue und Leid haben ſie auch hergeſagt, ob aber ihr Herz etwas davon wußte, ob ihnen Ernſt damit war, das iſt eine andere Frage. Es iſt möglich, daß ſie für einen Augenblick ihre Sünden bereuten, es iſt möglich, daß ſie ſo von einem Gefühle von Reueſchmerz angewandelt wurden; aber die Reue war keine rechte; ſie war nur eine erzwungene, eine erkünſtelte. Es war ja ein Jubiläum, eine Miſſion, ein Frauentag und da beichtete Alles, da wollten auch ſie beichten; die Beicht ſchon war eine erzwungene, mithin auch die Reue. Und doch meinen ſolche Menſchen, der Herr ſolle zu ihnen kommen, er ſoll für ſie nicht umſonſt geboren ſein, auch ſie halten Weihnachten. Ja, ſie halten auch Weihnachten, dieſe Leute, aber wie? Sie

machen ſich die Stube warm mit geſtohlenem Holze, ſie brennen Späne von geſtohlenen Lichtſtöcken, ſie eſſen von geſtohlenen Sachen, ſie kleiden ſich von geſtohlenem oder erwuchertem Gelde; ſo halten ſie Weihnachten und zu dieſen ſollte der Herr kommen können? Nein, zu dieſen kann er nicht kommen; das iſt ja kein rechter Weg, den ſie ihm bahnen, das ſind ja Schleichwege, Diebswege, auf dieſen geht der Heiland nicht.

Einen ſolchen Schleichweg bereiten ferner Jene, die zwar ihre Sünden größtentheils bereuen, aber nicht alle, die eine davon ausnehmen, eine Lieblingsſünde, eine Gewohnheitsſünde, oder die zwar die Sünden bereuen, aber nicht das, was gerade mit irgend einer Sünde auch verbunden war, z. B. es bereuet Einer zwar den Diebſtahl, den er begangen, aber nicht die liſtige Art und Weiſe, mit der er den Nächſten hintergangen; es bereut Einer zwar, daß er den Nächſten geſchlagen, aber es freut ihn, daß er ihn gerade ſo ſchön hat erwiſchen können; es bereut Einer zwar die Sünden der Unkeuſchheit, die er begangen, aber er erinnert ſich noch mit Wohlgefallen zurück an die ſchlechten Streiche, durch die es ihm gelungen, unſchuldige Perſonen zu verführen; an die ſündhaften Freuden, die er dabei gehabt hat. Das iſt keine rechte Reue, das heißt mit der andern Hand wieder nehmen, was man mit der einen gegeben hat, das heißt halb bereuen und halb nicht. Das iſt gleichfalls ein Schleichweg, auf dem der göttliche Heiland nicht geht, das ſind vielmehr die liſtigen Wege des Teufels, die Wege der falſchen Buße, auf denen er den Leuten beizukommen ſucht. Wer eine rechte Reue hat, muß die Sünde von ganzem Herzen haſſen und Alles haſſen, was Gott haßt, alſo die Sünde und Alles, was damit verbunden war. Darum ſagt auch der heilige Auguſtin: „Sichere Reue bewirkt nur der Haß der Sünde und die Liebe Gottes. Wenn du deine Sünden ſo bereuſt, daß dir das, was dir früher Freude und Luſt gemacht hat, nun

in der Seele Bitterkeit verursacht, und das, was dich früher so sehr ergötzte, nun unaussprechlich martert: dann seufzest du recht zu Gott, dann kannst du mit Recht sagen: Dir allein, o Herr, habe ich gesündigt!"

Solche Schleichwege bahnen ferner dem Herrn auch Jene, welche ihre Sünden nur aus natürlichen Ursachen bereuen. Eine solche Reue kann der größte Bösewicht, der abgefeimteste Verbrecher haben. Habt ihr ihn gesehen den Raubmörder, der in unserer Nachbarschaft eine schwangere Bäuerin erschlagen hat? Wer hätte nicht gedacht, der Mensch wäre durch und durch zermalmt und zerknirscht gewesen von wahrhaftiger Reue? Welche Reue, welche Gewissensbisse, welche Seelenqualen, welch' folternde Schmerzen trug er nicht zur Schau! Und doch war's pure Heuchelei! Bei der nächsten Gelegenheit schon suchte er aus dem Gefängnisse zu entwischen. O wie Viele gibt es nicht, die ihre Sünden nur bereuen, weil sie sich schämen vor der Welt, weil sie öffentlich in Schande gekommen sind, oder einen Schaden erlitten haben! Wie Viele gibt es nicht, die mit teuflischer Freude das Haus des Nachbars wegbrennen, aber hinterher die Sünde nur deßwegen bereuen, weil ihre eigene Hütte dabei mit verbrannt ist, die nur deßwegen es reut, gerauft zu haben, weil sie selber dabei schlecht weggekommen sind! Mein Leben lang nimmer stehlen, mein Leben lang nimmer raufen, rufen sie, wenn sie öffentlich von Gendarmen vor Gericht geliefert werden, oder Ruthenhiebe bekommen. Ist das eine rechte Reue? Nimmermehr! Eine solche Reue hatte jener grausame König Antiochus, dem die Würmer aus dem Leibe wuchsen und der nun deßhalb die Gräuel bereute, die er in Jerusalem verübt hatte. Seine Reue kam her von den heftigen Leibesschmerzen, die er hatte, aber nicht von Gott. Eine solche Reue haben die meisten Weibspersonen, die zum Falle gekommen sind und nun in der Welt in Schande dastehen. Bereuen sie etwa die heimlichen Sünden der Unkeuschheit,

die ſie ſo oft begangen haben? Denken ſie etwa an Gott? O nein, ſie würden ungeſcheut fortſündigen, wenn's nicht auffäme; die Reue kommt erſt dann, wenn ſie ihre Schande der Welt nimmer verbergen können. Da ſchreien ſie, da weinen ſie, da jammern ſie, da reut es ſie — was reut ſie denn? Etwa die Sünde, etwa, daß ſie Gott beleidigt haben? o nein, daß ſie ſich ſchämen müſſen vor der Welt, das ſchmerzt ſie, daß ihr Lebenswandel aufgekommen iſt, das reut ſie. Wenn ſolche Perſonen wahrhaft ihre Sünden bereuten, wenn es ihnen wegen Gott zu thun wäre und nicht wegen der Schande vor der Welt — wie könnten ſie denn ſo weit kommen, daß ſie die Mörder ihrer eigenen Kinder würden, daß ſie das unſchuldige Weſen im eigenen Leibe nicht bloß um das Leben des Leibes bringen, ſondern auch um das Leben der Seele, indem ſie ihm die heilige Taufe entziehen? Woher entſtehen denn dieſe ſchauderhaften, ſchreckbaren Unthaten, deren eine Weibsperſon fähig werden kann? Etwa aus wahrer Reue? Nein, aus falſcher Reue, die man hat, weil man ſich vor der Welt ſchämt. Und wenn nun ſolche Leute beichten, und keine andere Reue haben, als eine ſolche natürliche, wird ihnen da verziehen werden? Wird da der Heiland verſöhnt zu ihnen kommen? Unmöglich, das iſt ja kein rechter Weg, auf dem der Herr kommen könnte; das ſind ja heuchleriſche Wege, Schleichwege, Hohlwege. Wie ganz anders hat David ſeine Sünden bereut! Zwei ſchreckbare Sünden hatte er begangen, Ehebruch und Todtſchlag! Er aber ſprach nur ein einziges Wort: Herr! ich habe geſündigt, und ſeine Sünde war ihm vergeben. Der hatte eine rechte Reue. Es ſchmerzte ihn ſeine Sünde nicht bloß wegen der Schande, die er befürchten mußte, nicht wegen des Kindes, das ihm geboren ward, nicht bloß wegen der Verführung des Weibes des Urias, ſondern wegen Gott. Ich habe geſündigt, rief er aus, ich habe den Herrn beleidigt, wollte er ſagen, der ſo Vieles und Großes mir übertragen hat. Wollen wir alſo, Geliebte, Vergebung unſerer Sünden

hoffen, wollen wir dem Herrn einen Weg bahnen, so müssen wir auch vor Allem *seinetwegen* unsere Sünden bereuen; denn er ist es ja, der vor Allem durch die Sünde beleidigt wird. Eine erzwungene, eine erheuchelte, eine natürliche Reue gilt Nichts, diese bahnt nur Schleichwege, sumpfige und morastige Wege und Hohlwege, auf denen nicht der Herr, sondern der Teufel geht. — Nun, Geliebte, sollte man meinen, es wäre um eine *falsche* Reue schon was Trauriges, es bahnt diese schon keinen rechten Weg; aber wie nun, meine Lieben, wenn's auch Menschen gäbe, die *gar keine Reue* haben? Eine falsche Reue ist doch noch eine Reue; in einer solch' falschen Reue sind Manche oft aus Unwissenheit befangen; sie verstehen's oft nicht besser und können daher noch auf gute Wege gebracht werden; aber sollte es auch *solche* Menschen geben, die gar keine Reue über ihre Sünden haben? Leider gibt es solche und ich fürchte nur zu viel; hievon aber im

zweiten Theile.

Es gibt Menschen, Geliebte, die da sagen, man habe nicht nothwendig, das frühere, schlechte Leben zu bereuen, wenn man nur ein neues, besseres anfängt. Leicht wäre ein solcher Weg freilich, aber er ist nur eingebildet, ein solcher Weg zum Himmel ist eine wahre Unmöglichkeit. Oder ist es denn schon genug, wenn man keine neuen Schulden macht? Sind da die alten schon bezahlt? Kann man einen neuen Menschen anziehen, wenn man nicht zuvor den alten ausgezogen hat? Kann man denn Jesum Christum in sein Herz einführen, wenn man nicht zuvor den Teufel daraus vertrieben hat? Darum sagt auch der heilige *Augustin*: „*Niemand kann zuvor ein neues Leben anfangen, wenn ihn nicht das alte gereut.*" — Doch, Geliebte, diesen Unsinn sehet ihr selber leicht ein, daß ohne Reue über das sündhafte frühere Leben eine Verzeihung nicht denkbar ist, noch weniger eine Besserung; denn wenn der Weg im

Herbſte draußen recht ſchmutzig iſt und fällt auch der Schnee darauf, ſo wird's deßwegen am Boden nicht beſſer. Ohne Reue keine Beſſerung. Die alſo meinen, ſie brauchen keine Reue über das Vergangene zu haben, wenn ſie nur in Zukunft recht lebten, die gehen nicht den rechten Weg, ſondern einen Irrweg, und auf dieſem Wege kommen ſie nicht zu Chriſtus, ſondern zum böſen Feinde.

Aber hinwiederum gibt es Andere, meine Lieben, die keine Reue haben, gerade wo ſie dieſelbe am nöthigſten hätten, nämlich auf dem Todbette. Wenn nämlich der Menſch lange Zeit in Sünden und Laſtern fortgelebt hat, wird er zuletzt verhärtet und es dringt keine Gnade mehr durch. Er wird wie die gefrorne Erde im Winter. Wenn auch die Sonne ſcheint, ſie wird deßwegen nicht weich, ja gerade wenn die Sonne aufgeht, iſt es da am kälteſten, und ſo verhärten auch unbußfertige Menſchen durch Mißbrauch der göttlichen Gnade noch mehr. Kommen ſie dann auf's Todbett, ſo verzweifeln ſie entweder an Gottes Barmherzigkeit, oder ſie haben ihren Lebenslauf gar nicht für Sünde gehalten und ſagen ohne Scheu, wenn ſie wieder zu leben anfangen könnten, ſo würden ſie gerade ſo leben, wie bisher. O die Bekehrungen auf dem Todbette, wie erzwungen und erheuchelt ſind ſie oft! Wie Mancher und wie Manche würden, wenn ſie aufrichtig wären, geſtehen, daß ſie keine Reue haben, daß ſie ihr bisheriges Leben nicht verabſcheuen, ſondern wenn ſie genäſen, gerade ſo liederlich lebten, wie zuvor. Ein franzöſiſcher Arzt*) erzählt von einer Kupplerin, die lange Zeit ihr ſchlechtes Gewerbe getrieben hatte, daß ſie eines Tages ſehr krank wurde. Ein Prieſter hatte es gewagt, ſich dieſem Gefäße voll Unreinigkeit zu nähern und es hatte den Anſchein, als ob ſie ihren Lebenswandel bereuen wollte. Dieſe unerwartete Bekehrung ſetzte Jedermann, ſogar

*) Lauvergne, der Tod in allen Klaſſen der Geſellſchaft. Regensburg. Manz. I. 433.

den Arzt, der bisher vergebens ihr zugeredet hatte, in Erstaunen. „Wie," sagte er zu ihr, „ist es euch wirklich Ernst? Ist es ganz wahr, daß ihr euerem Gewerbe entsaget? Gesteht mir die Wahrheit, das ist Alles, was ihr mir schuldig seid!" Nun legte das alte Weib die Hand auf's Herz und antwortete ihm ohne besondere Aufregung: „Wenn ich Ihnen die Wahrheit gestehen soll, so bin ich jetzt nicht christlicher gesinnt, als zur Zeit der schönen Tage, wo mein Gewerbe meine Kasse füllte. Aber sehen Sie, am Rande des Grabes muß man, wie Jedermann, in dasselbe hinabsteigen, und thun, als ob man sich bekehrte; aber wenn ich das Glück hätte, wieder besser zu werden, so würde ich mein Leben wieder so anfangen, wie früher." Eine andere solche Bestie von einem Weibe, die ihr ganzes Leben lang einen liederlichen Lebenswandel geführt, mit ihrem eigenen Körper, so lange es thunlich war, ein Gewerbe getrieben hatte, und als dieß nimmer ging, Andere zur Sünde verhandelte und verführte, sagte zum Geistlichen, der an ihrem Bette erschien: „Pack dich hinweg, du verfluchter Glatzkopf! es gibt keinen Gott und keine heilige Jungfrau!" Unter solchen schrecklichen Worten starb sie dahin; der Ausdruck ihres Gesichtes hatte etwas Satanisches und bewies, wer ihre Seele bekam.

Nicht wahr, Geliebte! vor solchen Scheusalen entsetzt ihr euch! Ach, ach, möchten diese Scheusale nur in jener der verworfensten aller Menschenklassen zu finden sein, von der ich hier zwei Beispiele angeführt habe! Aber leider gibt es in den sogenannten gebildeten Ständen nicht Wenige, die ohne Reue über ihre Sünden auf dem Sterbebette liegen, die allerlei Besuche annehmen, aber nur keinen „Pfaffen" vor sich lassen, die, wie sie sagen, das Sterben so probiren wollen. Ja, meine Lieben, man sollte es nicht glauben, aber wahr ist es: es gibt Menschen, die ihre Sünden nicht nur nicht bereuen, sondern, die es reut, daß sie nicht gesündigt, daß sie nicht noch mehr gesündigt haben. Eine solche Reue hatte jener römische Kaiser Kaligula, dem es weh that, daß er nicht

noch mehr Menſchen umbringen laſſen konnte, und der deßhalb ausrief: „O hätte das ganze römiſche Volk nur Einen Kopf, damit ich ihn mit Einem Streiche vom Rumpfe trennen könnte!“ Eine ſolche Reue hatte jener Tyrann von Cremona, der, als er auf dem Richtplatze zur Reue über ſeine Übelthaten ermahnt wurde, ſagte, es reue ihn nur, daß er den Papſt Johann XXIII. und den Kaiſer Sigismund, als ſie bei ihm Gäſte waren, nicht über ſeinen höchſten Thurm habe herunterwerfen laſſen; ſo hätte er ſich doch einen unſterblichen Namen gemacht. — Nicht wahr, da ſtaunt ihr, daß es ſolche Menſchen gibt? Meint ihr aber, es gibt ſolche nur unter den vornehmen Leuten? meint ihr, es gibt unter dem Landvolk keine Solchen, die es reut, daß ſie bei dieſer oder jener Gelegenheit nicht ſündigten, oder nicht noch mehr ſündigten? Gibt's nicht Wucherer, die es alle Tage reut, wenn ſie nicht den größtmöglichſten Schaden ſtiften können? gibt's nicht Diebe, die es reut, daß ſie nicht noch mehr geſtohlen haben? gibt's nicht Unzüchtige, alte Böcke, die es reut, daß ſie in ihrer Jugend nicht noch mehr geſündigt haben, die es reut, daß ſie nicht mehr ſündigen können? Wißt ihr, wem ſolche laſterhafte Menſchen in ihrer Reue gleichen? Dem Teufel gleichen ſie; die Teufel ſind auch betrübt, daß ſie nicht noch mehr Schaden anrichten können, es reut ſie, wenn ſie nicht ſo viel Unheil anrichteten, als ſie anrichten konnten; ja, den hölliſchen Wolf reut es alle Tage, wenn ihm etwa ein Schäflein entkommen iſt, das er noch hätte zerreißen können. Wohin eine ſolche Reue führt und wem mit einer ſolchen Reue der Weg gemacht wird, brauche ich euch nicht erſt zu ſagen.

Schlüßlich habe ich noch eine Reue zu erwähnen, die eigentlich auch keine Reue iſt, nämlich die übermäßige Reue. Wer eine ſolche Reue hat, verzweifelt an der Gnade Gottes und begeht ſomit eine Sünde gegen den heiligen Geiſt, wie Jener, der in der Unbußfertigkeit vorſätzlich verharrt, alſo gar keine Reue hat. Eine ſolche übermäßige Reue hatte Kain, der ausrief: „Mein Verbrechen iſt größer,

als daß ich Vergebung verdiente." Eine solche übermäßige Reue hatte auch Judas, der sich erhenkte. Sie haben Beide der unendlichen Barmherzigkeit Gottes Schranken gesetzt, und so durch die letzte That mehr gesündigt, als durch die erste. „Judas hat den Herrn durch seinen Selbstmord mehr beleidigt, als durch seinen Verrath," sagt der heilige Hieronymus. „Fallen ist nicht so sündhaft," sagt der heilige Chrysostomus, „als nach dem Falle liegen bleiben, oder eine Wunde zu erhalten, aber sie nicht heilen wollen." — Auch diese Reue bahnt also den geraden Weg zur Hölle; es ist dieß erst gar noch ein ungeheuer abschüssiger Weg, auf dem es kopfüber dem Abgrunde zugeht. — Was ist nun zu thun, Geliebte? Ganz einfach dieses: Machen wir keinen schlechten Weg, keinen Hohlweg, keinen Schleichweg, keinen unfruchtbaren, keinen abschüssigen Weg, sondern einen guten Weg durch wahre Buße; nur auf diesem kommt der Herr zu uns. Das ist der Weg, den Isaias, der Prophet, gemeint hat. So bereuet denn euere Sünden mit einer wahren und mit keiner falschen Reue, dann könnt ihr fröhlich Weihnachten halten. Amen.

Predigt

auf

den vierten Sonntag im Advent.

Text: „Jeder Berg und Hügel ſoll abgetragen, was krumm iſt, ſoll gerade und was rauh iſt, ſoll eben werden.“ Luk. 3, 5.

Geliebte Pfarrkinder!

Vor acht Tagen haben wir die Reue mit dem Weg verglichen, den man dem kommenden Herrn und Heilande bahnen ſoll. Wir haben damals geſehen, was es da für ſchlechte Wege gibt, die gebahnt werden: Hohlwege, Schleichwege, ſumpfige, moraſtige und abſchüſſige Wege — und das alles durch eine falſche Reue. Aber dieſe Wege geht der Herr nicht, er geht nur einen guten, ebenen Weg. Eine Beſchreibung von dieſem Wege gibt uns der heilige Johannes der Täufer im heutigen Evangelium, wenn er ſagt: Jeder Berg und Hügel ſoll abgetragen, und jedes Thal ſoll ausgefüllt, was krumm iſt, ſoll gerade und was rauh iſt, ſoll eben werden. Das iſt alſo ein ganz guter, ſchöner, ebener Weg, den der Herr gehen will, und dieſer Weg wird nur gebahnt

durch das heilige Sakrament der Buße. Zur Buße aber gehören nach dem Katechismus fünf Stücke: Man muß 1) den heiligen Geist anrufen, daß Einem die Augen aufgehen, daß man die Berge und Hügel sieht, die abgetragen werden, sowie auch die Thäler, die ausgefüllt werden müssen; dann aber muß man 2) das Gewissen erforschen, daß man sieht, wo diese Berge und Hügel, diese Thäler, dieses Rauhe und Unebene sich vorfindet; dann muß man 3) Reue erwecken, das heißt, man muß die Picke nehmen, und den Weg auflockern und aufhauen; in die Beicht muß dann 4) die Schaufel ergriffen, alles Unrechte weggeschafft und der Weg eben und durch die Genugthuung, Buße und Besserung 5) der nun gemachte Weg gut und eben erhalten werden. Das ist nun nichts Leichtes, wie ihr wisset, um dieses Wegmachen, und Jahre lang geht es oft her, bis ein guter Weg gemacht ist. Nun, unlängst haben wir ein solches Instrument zum Wegmachen betrachtet, die Reue nämlich, heute wollen wir ein anderes in Augenschein nehmen, die Beicht nämlich, die Schaufel, die man ergreifen muß, um das Unrechte aus dem Wege zu schaffen. — Doch nein, meine Lieben, ich will euch nicht schrecken; zwar das Landvolk geht häufig mit der Schaufel um, aber mit der Schaufel der Beicht wollen denn doch gar Manche sich nicht recht befassen; sie haben eine heimliche Angst vor dem Beichten, als vor einer überaus schweren und schreckbaren Sache; darum, meine Lieben, will ich die Beicht nicht mit einer Schaufel vergleichen, sondern mit einem Instrumente, das zarter aussieht, nämlich mit einem Kamme. Mit dem Kamme richtet man sich die Haare aus, und das ist gewiß so hart nicht, wie das Schaufeln. Ein solcher Kamm nun ist die Beicht und zwar ein ganz schöner Kamm. Ja, Geliebte!

die Beicht ist ein elfenbeinerner Kamm, I. Theil;
die Beicht ist ein goldener Kamm, II. Theil.

Ich beginne ꝛc.

Erſter Theil.

Wenn die kleinen Kinder hören, daß man ihnen die Haare auskämmen will, dann fangen ſie gewaltig zu ſchreien an, beſonders wenn ſie einen wehen Kopf haben. Die armen Narren! ſie wiſſen nicht, daß gerade der Kamm es iſt, der da hilft, daß ihr Kopf bald wieder heilt! Aber es gibt auch große Kinder, die eben ſo thöricht ſind und vom Kamme Nichts wiſſen wollen, das heißt, von der Beicht. So lange ſie dieſen Kamm von ſich ferne halten, ſo lange ſie das Beichten aufſchieben können, thun ſie es gewiß. Die Thoren! ſie bedenken es nicht, daß gerade dieſer Kamm es iſt, der ihnen Heil bringt. Was iſt denn das für ein Kamm, daß ſie ihn ſo gewaltig fürchten? Iſt es etwa ein ſolcher, wie jene ſchrecklichen eiſernen Kämme, mit denen man die Leiber der heiligen Martyrer zerriſſen hat? Oder iſt etwa die Beicht eine Folter, die man anwendet, um die Leute zum Eingeſtehen zu zwingen? Ja, es iſt wahr, meine Lieben, man hat einſt die Verbrecher ausgeſpannt und ihnen alle Gliedmaſſen dergeſtalt ausgedehnt und auseinander getrieben, daß ſie oft unter dieſer fürchterlichen Qual ſtarben; das hat man Foltern genannt und dieſe ſchreckbare Folter hat man angewendet, damit ſie eingeſtehen ſollten. Dieſe Folter hat man bei weltlichen Gerichten gehabt, Viele haben da von ſchrecklichem Schmerzen überwältigt Verbrechen angeſagt, die ſie gar nicht begangen hatten, und ſo wurden oft Unſchuldige hingerichtet; war aber wirklich Einer ſchuldig und geſtand er ein — wurde er etwa hernach freigelaſſen? O nein, wenn er eingeſtanden hatte, dann wurde er erſt hingerichtet. O wie ganz anders, Geliebte, iſt es da mit der heiligen Beicht! ſie iſt keine Folter, ſie iſt nur ein Kamm, und zwar ein elfenbeinerner, d. h. ein ſolcher, der zum Leben und zur Geſundheit hilft. Daher ſagten die Alten auch Helfenbein; die Kirche ſagt nur: Beichte deine Sünden, bekenne deine Schuld, damit man dir helfen kann! Wer nämlich ſeine

Sünden eingesteht, der wird gesund, der kommt nicht zum Tode, sondern zum Leben. Sehr schön sagt hierüber der heilige Chrysostomus: „In weltlichen Sachen und vor Gericht bleibt nach der Anklage und dem Geständnisse seiner Verbrechen nichts übrig, als der Tod. Wie ganz anders vor dem göttlichen Richterstuhle! Nach der Anklage und dem Bekenntnisse seiner Vergehen erfolgt die Belohnung." Dazu kommt noch obendrein, daß die weltliche Obrigkeit die Verbrecher zwar straft, aber sie nicht bessert, gerade, als wenn man, sobald dir der Kopf oder ein Zahn weh thut, nicht den Schmerz stillen, sondern den Kopf abschneiden würde. Aber bei der Beicht ist das ganz anders, da wird die Sünde zu Grunde gerichtet, aber keineswegs der Sünder. Seht da, Geliebte, wie heilsam dieser Kamm ist! Er hilft vom Tode zum Leben, er ist wahrhaftig von Helfenbein.

Aber noch mehr! Dieser Kamm reinigt auch von Schmutz und Staub und gibt Schönheit und Anmuth. Glänzend und weiß, wie das Elfenbein ist, macht es auch wieder weiß und glänzend. Darum sagt auch der Psalmist: „Bekenntniß und Schönheit ist in seinem Angesichte!" Wie so? Nun der heilige Augustin gibt die Erklärung dazu: „Du warst häßlich," sagt er, „nun so beichte und du wirst schön sein." Und der heilige Bernhard *) sagt: „Es ist ein gar herrlicher Schmuck der Seele um die Beicht; denn die Beicht macht den Sünder rein und den Gerechten macht sie noch reiner." Ein merkwürdiges Beispiel hiezu ist uns die heilige Büßerin Pelagia. Diese lebte zu Zeiten Kaisers Theodosius des Jüngern in Antiochia und führte ein sehr lasterhaftes Leben. Einstmals rannte sie mit andern Weibspersonen zur Feier des heidnischen Götzen Bacchus mit aufgelösten Haaren herum, und begegnete da zufällig aufs Prächtigste gekleidet

*) Ep. 113.

und geſchmückt, dem heiligen Biſchof Nonnus von Edeſſa. Dieſer bedauerte die Eitelkeit dieſer Perſon und klagte ſich zugleich über ſeine eigene Nachläſſigkeit an, da er bei weitem keine ſolche Mühe verwende, Gott zu gefallen, wie jene Perſon, um der Welt zu gefallen. Da ſah er denn am Sonntage Nachts nach der Mette im Traume eine ganz ſchwarze und von Unflath ſtrotzende Taube an den Altar hinfliegen; voll Unwillen ergriff er ſie, warf ſie in ein Gefäß mit Waſſer, das daneben ſtand, und ſiehe da, die Taube kam ſchneeweiß heraus und flog davon. Der heilige Biſchof erzählte dieß ſeinem Diakon und ſo gingen ſie miteinander der Kirche zu, wo er eine Predigt über die Eitelkeiten der Welt hielt. Pelagia, die eben zugegen war, fühlte ſich davon ſo getroffen und ward ſo zerknirſcht, daß ſie dem heiligen Biſchofe zu Füßen fiel und geſtand, ſie ſei ein ganzes Meer (pelagus) von allen möglichen Laſtern. Da ermahnte ſie der Biſchof, eine Generalbeicht abzulegen, und ſiehe da, durch die Buße ward ſie in eine Taube verwandelt und führte dann auf dem Ölberg ein ſo ſtrenges Leben, daß ſie unter die Zahl der heiligen Büßerinnen aufgenommen wurde. Ihr Feſt wird von der heiligen Kirche am 9. Oktober gefeiert. Wenn nun die Beicht im Stande iſt, den garſtigſten Raben in eine ſchneeweiße Taube zu verwandeln, wer ſollte ſie da nicht mit offenen Armen empfangen? Gewiß, die Arche Noe war eine große Wohlthat für die Thiere, indem ſie in derſelben am Leben blieben und unverſehrt daraus hervorgingen. Aber die Kirche, dieſe zweite Arche, übt einen noch wohlthätigeren Einfluß. Was nämlich in die Arche Noes als Wolf oder Rabe hineinging, das kam als Wolf oder als Rabe wieder heraus. Aber wer in die Kirche als Wolf oder Rabe durch die Beicht hineingeht, der kommt als Lamm oder Taube wieder heraus. Seht da, Geliebte, welch ein ſchöner, herrlicher Kamm die Beicht iſt, und wie er ſelber ſchön, wieder rein und weiß wie Elfenbein macht.

Aber noch mehr! — Warum kämmt man ſich denn die

Haare? Warum kommt ihr denn eueren kleinen Kindern so oft mit dem Kamme über den Kopf? Nicht wahr, damit das Ungeziefer, das die Kinder fortwährend quält, vom Kopfe wegkommt? Nun sehet, so dient auch der Kamm der Beicht dazu, jene kleinen Würmer, die an dem Menschen fortwährend nagen und beißen, die Gewissensbisse nämlich, aus dem Herzen wegzuschaffen. Der Schmerz und die Unruhe, die man von diesen Plaggeistern hat, ist weit unerträglicher, als das Schamgefühl beim Beichten. Man wird ganz mißmuthig, kleinlaut und lebensfatt, gleichwie die kleinen Kinder, die viel Ungeziefer auf dem Kopfe haben und nicht gereinigt werden, immer mehr abnehmen und herunterkommen. Die Sünde läßt Einen nicht ruhen, man glaubt sie beständig mit sich herumzutragen. Das hat König David am schreckbarsten gefühlt. Es müssen fürchterliche neun Monate gewesen sein, die er zubrachte nach seinem Ehebruch und Todtschlage, bis der Prophet Nathan kam und ihm Verzeihung ankündigte. „Es ist kein Friede in meinen Gebeinen vor meinen Sünden," ruft er aus. „Ich bin elend geworden und ganz zusammengekrümmt. Meine Wundmale sind faul und verderbt geworden vor meiner Thorheit." Es scheint, David habe die Gewissenswunden, die ihm sein Doppelverbrechen geschlagen, schnell in Vergessenheit bringen wollen und so seien diese Wunden oben zugeheilt, aber unter der Haut hat die Fäulniß immer weiter um sich gefressen. Woher kam das? Weil er nicht zum Kamme griff und dieses Ungeziefer neun Monate an ihm fressen ließ, bis der Prophet Nathan kam und ihn zum Beichten brachte. Darum weg mit dem Schmutz der Sünde, der dieses Ungeziefer unterhält und nährt, und darum zum heilsamen elfenbeinernen Kamme der Beicht gegriffen!

Endlich, Geliebte, braucht man den Kamm auch noch, um die Haare in Ordnung zu bringen, und das muß auch sein. Freilich, das Landvolk legt hierauf keinen besondern Werth; mit dem Richten der Haare vertragt es nicht

beſonders viel Zeit. Das ſehe ich an den Kindern, die zur Schule kommen. Wie ſie aus den Federn hervorkriechen, ſo kommen ſie in die Kirche und Schule. Sie bringen die Federn und häufig auch das Stroh nicht bloß im Kopf, ſondern auch am Kopf in die Schule mit. Die Haare ſtehen kreuz und quer durch einander. Ein Theil iſt wie zuſammengeknüpft, ſo zerrütten ſich die Haare, wenn ſie lange nicht gekämmt werden, wieder andere ſind wie zuſammengeleimt, wieder andere ſtehen wie Borſten in die Höhe, die einen rückwärts, die andern vorwärts. Man glaubt oft junge Wildſchweine oder Stachelſchweine vor ſich zu haben. So wie es die Jungen haben, ſo haben es natürlich auch die Alten, denn von dieſen lernen es die Jungen. Der Bauer fühlt aber recht gut, daß das nicht recht iſt; recht gut merkt er es, daß es anſtändig iſt, ſeine Haare in Ordnung zu haben. Wenn er deßhalb in der Kirche oder vor geiſtlicher und weltlicher Obrigkeit erſcheint, ſo verſäumt er nicht, mit der Hand über den Kopf herunter zu fahren, um doch die Haare ein wenig in Ordnung zu bringen.

Ja, meine Lieben, die Haare müſſen in Ordnung ſein, wenn wir vor Einem erſcheinen, der mehr iſt, als wir, insbeſondere, wenn wir unſerm Herrn und Heiland in der heiligen Weihnachtszeit entgegen gehen. Da müſſen wir zum Kamme greifen, um unſere zerrütteten Gedanken, das ſind die Haare, die aus dem Kopfe kommen, zurecht zu richten. Dieſe Gedanken liegen beſtändig im Kampfe mit einander. Sie haben ſich verwickelt in einander und die einen ſchauen dahin, die andern dorthin. Auf einer Seite denkt der Sünder: Ach, was bin ich für ein elender Menſch! In welche Sklaverei der Sünde bin ich gerathen! Wie ſchlecht geht es mir jetzt! Kleien muß ich nun freſſen mit den Schweinen und Andere haben's ſo gut. Darum auf, ich will umkehren, will anders werden! — Aber jetzt kommen wieder andere Gedanken: Was wird die Welt ſagen? Wie wird man mich auslachen, wenn ich ſo zerlumpt nach Hauſe komme, was wird mein

Vater ſagen? Wie wird er mich aufnehmen? Und was wird erſt der Beichtvater ſagen? — Da heißt es nun: Schnell zum Kamme gegriffen und die Haare in Ordnung gerichtet; je länger du es anſtehen laſſeſt, deſto ſchwerer ſind die Haare auszukämmen. Schnell entſchließe dich und ſprich mit dem verlornen Sohne: Ich will zu meinem Vater zurückkehren, und die ſündlichen Gedanken werden ſich legen — ſonſt dreht dir der Teufel einen Strick aus deinen Haaren, an dem du zuletzt wie Abſalon hängen bleibſt.

Geliebte! wer ſollte da nicht zu dieſem heilſamen Elfenbeine ſeine Zuflucht nehmen? O ja, ergreifet gerne den Kamm der heiligen Beicht! Kein eiſerner Kamm, keine Folter iſt die heilige Beicht, ſondern ein glänzender Kamm, weiß wie Elfenbein, der wieder weiß und glänzend macht. Dieſer Kamm iſt es, der dir den Grind der Sünde hinwegnimmt, das Ungeziefer der Gewiſſensbiſſe tödtet und die widerſtrebenden Gedanken in Ordnung bringt. Darum greifet fleißig zu dieſem Kamme, ihr Landleute, fleißiger und eifriger, als ihr zu einem gewöhnlichen Kamme greifet. Schaut nur euere Haare an, wenn ihr euch das ganze Jahr dieſelben nicht auskämmt. So ſieht es auch in einem Gewiſſen aus, über das der Kamm der heiligen Beicht das ganze Jahr nicht kommt. Da muß ich euch die Stadtleute als Muſter empfehlen, ſo ſelten ich dazu Urſache habe. Schauet nur einmal dieſe an, welchen Fleiß junge und alte Herrn, junge und alte Damen auf ihre Haare verwenden. Gott weiß, wie viele Stunden ſie täglich beim Spiegel zubringen, bis der Kamm ſeine Schuldigkeit gethan hat. Ja, die Stadtherrn können ohne Kamm gar nicht ſein. Sie haben beſtändig einen in der Taſche, um alle Viertelſtunden ihr Haar in Ordnung richten zu können. Und ſchauet nur ihre Haare an! Wie reinlich, wie zierlich, wie ordentlich ſind ſie nicht gerichtet! Freilich, der Kamm der Beicht iſt ihnen in der Regel deſto verhaßter und zuwiderer; ſie meinen, was ſie wohl thun, wenn ſie alle Jahre einmal ihr Gewiſſen höchſt noth-

dürftig auskämmen. Da würde freilich, wenn man in's Herz blicken könnte, das fortwährend schön gescheitelte und gekämmte Haupthaar ganz sonderbar gegen das grindige, lausige und zerrüttete Gewissen abstechen, über das nie oder selten ein Kamm kommt. Darum, liebe Landleute, empfehle ich euch für die Reinlichkeit eueres Kopfes nur den hundertsten Theil von der Liebe der Stadtleute zum Kamme, für die Reinigkeit eueres Gewissens aber empfehle ich euch die ganze Sorgfalt, welche die Stadtleute mit dem Kamme auf ihren Kopf verwenden. Wohl euch, wenn euer Gewissen stets so reinlich aussieht, wie das so sorgfältig gepflegte Haar der Stadtleute! Ihr fahrt dann von Mund auf in den Himmel!

Jetzt aber noch Eines, meine Lieben! Der Kamm der heiligen Beicht ist nicht bloß ein schöner, elfenbeinerner, nein, er ist auch noch obendrein vergoldet; hievon aber noch kurz im

zweiten Theile.

Ihr dürft nicht meinen, Geliebte, daß es nur in der katholischen Kirche eine Bußanstalt gibt, und daß es etwa sonst nirgends je eine solche gegeben habe. Da würdet ihr euch gewaltig irren. Noch gibt es bei den Indiern die entsetzlichsten Bußübungen, z. B. rastlose Wiederholung heiliger Sprüche, fortwährende Betrachtung, Anhalten des Athems, Richtung des Blickes auf Einen Punkt, Zähmung und Lähmung der Glieder, fortwährende Ruhe oder Bewegung bis zur gänzlichen Todeserstarrung. Ein indischer Büßer z. B. setzt sich zwischen fünf Feuer, d. h. zwischen vier und oben die glühende Sonne, liegt im Winter im kalten Wasser, steht unbeweglich auf den Zehenspitzen, bedeckt den ganzen Körper mit Ameisenhaufen, sieht Jahre lang in die Sonne, läßt sich an einem durch den Rücken getriebenen eisernen Hacken in der Luft schwingen, schließt die beiden Hände unbeweglich so, daß die Nägel durch die Hände hindurchwachsen; eine Hauptübung ist, sich auf die Ferse setzen, und die Pforten des Körpers verschließen, die Ohren durch

die Daumen, die Augen durch die Zeigefinger, die Naſe durch die mittlern, die Lippen durch die vier andern Finger. So traf der heilige Xaverius die Bußanſtalt der Indianer, ſo iſt ſie noch heut zu Tage. *) Was ſagt ihr zu einer ſolchen Buße? Welche iſt euch lieber, dieſe oder eure Beicht? Nein, Gott bewahre uns vor einer ſolchen Buße, werdet ihr da Alle ausrufen, da iſt unſere Beicht doch golden dagegen! Das meine ich auch; ja, Geliebte, unſere Beicht iſt ein goldener Kamm gegen dieſen fürchterlichen eiſernen Kamm, mit dem der Teufel die armen Indianer zerſchindet und martert. Aber, meine Lieben, es gibt noch eine andere Beicht, gegen welche ſelbſt die Bußübungen der Indianer Kleinigkeiten ſind. Wiſſet ihr, was das für eine Beicht iſt? Das iſt die Beicht, die der Menſch einſt am Sterbtage Gott ablegen muß, wo der Teufel neben ihm ſteht, ihn anklagen und kämmen wird wegen der Sünden, die er begangen hat. Gegen jene Beicht iſt die unſere ſicher golden! Meint ihr nicht? Meint ihr, der Teufel wird den Menſchen ſchonen? Wenn ſich Einer ſelber kämmt, dann gibt er Acht, daß er ſich nicht wehe thut und kein Haar ausreißt; wenn aber ein grober Haarſchneider über ihn kommt, der wird ihn rupfen und zupfen, daß er hellauf ſchreien muß. So iſt es mit dem Beichten. Wer ſich hier ſelber kämmt, der macht es ſich leicht, das iſt der goldene Kamm der heiligen Beicht; aber wehe dem, der wartet, bis er vom Teufel gekämmt wird; dieſer wird ſeiner nicht ſchonen, ſondern ihm ſammt den Haaren die Haut über den Kopf ziehen. Die Wahl nun, meine ich, iſt nicht ſchwer, Geliebte! entweder ſelber beichten, oder einſt den Teufel als Ankläger hören müſſen. Der Teufel iſt ein Lügner, er wird Wahres und Unwahres von euch ausſagen; der Beichtvater aber iſt euer Vater, der es gut mit euch meint. So ſcheuet denn nicht den heilſamen elfenbeinernen und goldenen Kamm der heiligen Beicht, ſondern

*) Krafft, die Religionen aller Völker. Stuttgart 1848.

greifet fleißig darnach! Leichter, als es uns der liebe Gott im Himmel mit der Beicht gemacht hat, kann er es nimmer machen. Ja, denkst du, hätte er nicht das Beichten ganz herſchenken können? Nein, das konnte er nicht. Er braucht zwar nicht erſt deine Beicht, um zu wiſſen, was du Alles angefangen haſt; nein, er weiß das Alles haarklar und beſſer, als du ſelbſt, ob du nun eingeſtehſt oder läugneſt. Aber er will einmal, halb zur Strafe für deine Sünden, halb zu deinem Nutzen, daß du ſeinem Sekretär, oder ſonſt einem Beamten von ihm heimlich Alles aufrichtig in's Ohr ſagſt, was du gethan haſt. Aber wird dich ſein Sekretär nicht verrathen? Nein, mein Lieber, dafür hat der Herr geſorgt, durch das Beichtſiegel iſt jedem Beichtvater die Zunge gelähmt, jeder Beichtvater iſt ſtumm. Ja, er iſt noch mehr als ſtumm. Der Stumme kann zwar nicht reden, aber er kann durch Zeichen verrathen, was du begangen haſt; der Beichtvater jedoch kann und darf auch das nicht. Nun wahrlich, gnädiger kann Gott nicht mehr ſein! Oder ſagt mir einmal: Wenn Jemand einen Fürſten ſchwer beleidigt hätte und dem Fürſten wären alle dieſe Majeſtätsverbrechen noch obendrein bekannt, er würde aber keine andere Strafe über den Majeſtätsbeleidiger verhängen, als daß dieſer ſeine Verbrechen ſeinem ſtummen Sekretär in's Ohr geſtehen würde und auf dieß aufrichtige und reumüthige Geſtändniß hin ſollte Alles verziehen ſein; würde dieſer Verbrecher nicht mit der größten Freude ſich dieſer Strafe unterziehen, würde er ſie nicht für äußerſt gering, ſtatt für ſchwer halten? Nun denn! ſo ſeien auch wir ſo vernünftig und erkennen es, wie heilſam und leicht das Beichten iſt. Bahnen wir dem Herrn den Weg durch eine rechte Beicht! Kämmen wir uns ordentlich aus, daß wir nicht grindig, nicht voll Ungeziefer und mit zerrütteten Haaren vor dem Herrn erſcheinen. Schämen wir uns nicht, unſere Sünden zu bekennen; es iſt zwar die Beicht ein Kamm, aber ein heilſamer, ein goldener Kamm; aber die Sünden, die wir aufrichtig gebeichtet haben, werden uns dann nimmer

zur Schande, nimmer zur Verdammniß gereichen. Die Stadtleute haben es im Brauche, meine Lieben, wenn ſie ihr Haar recht ſauber hergerichtet haben, es noch obendrein mit wohlriechender Salbe zu beſtreichen. Was dieſe aus Eitelkeit an ihrem Leibe thun, das thut ja ihr recht fleißig an eueter Seele! Kämmet euer Gewiſſen recht ſchön aus, und nachdem ihr es recht ſchön hergerichtet und alles Sündhafte und Unreine daraus entfernt habt, dann greifet nach der Pomade und beſtreichet es damit, d. h. zieret euer Gewiſſen mit dem Wohlgeruche eines guten Lebenswandels, und dann gehet dem Herrn freudig entgegen. Amen.

Predigt

auf

das heilige Weihnachtsfeſt.

Text: „Laſſet uns nach Bethlehem gehen und das ſehen, was zu uns geſprochen worden iſt.“ Luk. 2, 15.

Geliebte Pfarrkinder!

Der König Himmels und der Erde iſt heute Nacht im Stalle zu Bethlehem geboren worden, und dem ſollen wir heute unſere Aufwartung machen. Einem König die Aufwartung machen, das iſt nichts Kleines! In einem ſchönen Kleid ſoll man da erſcheinen, ſonſt darf man nicht vor. Wie, haben wir ein ſolches? Ich habe euch an den zwei letzten Adventſonntagen gezeigt, wie wir zu Jeſu kommen können und ſollen, und wie nicht; ich habe euch auseinandergeſetzt, daß nur wahre Reue und eine aufrichtige Beicht einen rechten Weg bahnen. Iſt dieſer Weg nun gebahnt? Sind die Berge und Hügel bereits abgetragen, die Thäler ausgefüllt, iſt das Krumme ſchon gerade und das Rauhe eben? Ja, ſagt ihr, es iſt geſchehen, wir wiſſen uns wenigſtens keiner ſchweren Sünde ſchuldig, möchten alſo wohl die Aufwartung machen bei unſerm Herrn in der Krippe, bei dem König

Himmels und der Erde. Gut, so laßt uns denn nach Bethlehem gehen — aber noch Eins! Es ist ein alter Brauch, meine Lieben, daß man den Königen Geschenke bringt, wenn man vor ihnen erscheint. So z. B. bei dem alten Volke der Perser war es ein heiliges, unverletzliches Gesetz für die Unterthanen, dem Könige, wenn er zum Besuche kam, Geschenke darzubringen. Als die Königin von Saba kam, um Salomons Weisheit zu bewundern, da brachte sie auch verschiedene Geschenke. Und als die heiligen drei Könige dem neugebornen König der Juden ihre Aufwartung machten, da brachten sie ihm Gold, Weihrauch und Myrrhen. Also wird es sich schicken, meine Lieben, daß auch wir nicht leer erscheinen, sondern ein Geschenk bei uns haben, wenn wir nach Bethlehem gehen. Aber was werden wir bringen? Das ist jetzt die große Frage. Da werden Manche sagen: Wir können nichts geben, haben selber nichts, haben die Hirten auch nichts gegeben, und waren doch dem Herrn angenehmer und in seinen Augen besser, als Könige und Kaiser. — Ich glaube nicht, Geliebte, daß die Hirten leer nach Bethlehem gekommen sind; es konnte ihnen ja nicht unbekannt sein, was Gott im Gesetze Mosis befahl, wenn es heißt: „Du sollst nicht leer erscheinen vor meinem Angesichte.“ (II. Mos. 34, 20.) Also haben sie sicherlich etwas nach Bethlehem mitgebracht. Auf vielen Gemälden, die Christi Geburt darstellen, findet man auch diesen Gedanken ausgedrückt. Man sieht da nämlich neben Maria und Joseph drei Hirten stehen und neben ihnen liegt ein gebundenes Lamm. So ein Lamm, Geliebte, müssen wir auch zum Geschenke bringen, zwar nicht ein gewöhnliches Lamm, sondern ein Lamm im geistlichen Sinne des Wortes, ich meine nämlich:

Glaube, I. Theil;
Hoffnung, II. Theil; und
Liebe, III. Theil;

denn diese drei Tugenden versinnbildet das Lamm durch seine Eigenschaften.

Unſchuldiges Lämmlein, das du heute im Stalle zu Bethlehem von zarter Mutterhand in Windeln gebunden liegſt, nimm das Lamm, das wir dir als Opfer bringen, das Geſchenk unſers Glaubens, unſerer Hoffnung und Liebe gnädig von uns Armen an, und erquicke uns dafür mit einem verzeihenden Gnadenblicke aus deinen holdſeligen Augen. In deinem heiligſten Namen beginne ich!

Erſter Theil.

Das Lamm kennt ſeine Mutter nicht ſo faſt vom Sehen, ſondern vielmehr vom Hören. Es kennt die Stimme ſeiner Mutter aus Tauſenden heraus und obgleich ein Schaf im Ganzen dem andern gleich kommt an Farbe, Geruch und Stimme, ſo kennt doch das Lamm ſeine Mutter von allen übrigen weg, wenn es auch ihm ſelber gar nicht gleich ſehen ſollte; das Lamm ſchaut da nicht lange herum, um mit den Augen ſeine Mutter zu erkennen, ſondern es horcht nur und wie ſeine Mutter einen Laut von ſich gibt, ſo erkennt es dieſelbe augenblicklich. Das Lamm kennt alſo ſeine Mutter vom Hören. —

So, meine Lieben, kommt auch der Glaube vom Hören und nicht vom Sehen. Der Glaube kommt aus dem Gehör, ſagt der Apoſtel Paulus. So erkannten auch die Hirten heute Nacht ihren Herrn und Heiland aus dem Gehör; ſie hörten die Stimme Gottes durch den Engel und ſo fanden ſie ihren Gott, den ſie vom bloßen Sehen, mit den Augen allein nimmermehr gefunden hätten. Es wurde ihnen die Botſchaft gebracht, daß der Heiland der Welt geboren ſei, zugleich aber wurde ihnen dieſer Heiland als ein kleines Kind, das in Windeln und in einer Krippe liege, bezeichnet, alſo als das allerärmſte Weſen, während doch die Juden einen reichen, prächtigen und mächtigen Meſſias erwarteten. Aber dennoch glaubten ſie, daß es der Meſſias ſei, wie ihnen der Engel geſagt hatte, und zweifelten nicht im mindeſten daran. Sie ſagten nicht: Laſſet uns nach Bethlehem gehen

und ſehen, ob das Alles ſo iſt, was uns der Engel geſagt hat; ſondern ſie ſagten: Laſſet uns nach Bethlehem gehen und das ſehen, was uns der Engel geſagt hat. Und wie ſie nun hinkamen und dieſe Armuth ſahen, dieſes Kindlein ohne alle Pracht und Majeſtät, dieſe Krippe, dieſe Windeln und wie ſo ganz unähnlich dieſes Kind in allen ſeinen Umſtänden dem Meſſias war, wie ihn die Juden ſich träumten; ſo glaubten ſie doch trotz allem dem nichts deſto weniger, daß es ihr Gott ſei und beteten es an. — Wie, ihr argloſen Hirten, was denkt ihr euch denn? Wie könnt ihr den für eueren Meſſias halten, an dem ihr gar nichts Außerordentliches ſehet? Aber ſie geben zur Antwort: Wir beurtheilen ihn nicht nach dem Geſichte, ſondern nach dem Gehöre; der Engel hat es uns geſagt und darum glauben wir. Aber ſagt doch nur ſelber, iſt denn das der Sohn Davids, deſſen Reich kein Ende nehmen wird, wie euere Propheten ſagten; der da, den ihr ärmer als ein Bettelkind antreffet? Wir ſchauen nicht auf das, was wir ſehen, ſondern was wir hören, geben ſie zur Antwort. Aber iſt denn das der Sohn Davids, der verheißene Königsſproſſe? Seht ihr denn nicht den Zimmermann Joſeph und ſeine Gemahlin, eine ganz unbekannte Perſon dort ſtehen, die ſeine Eltern ſind? Wir ſehen das Alles, ſagen die Hirten, aber der Engel hat geſagt: Der Heiland iſt uns geboren, und dieſer iſt Chriſtus der Herr. Wir glauben, was wir vom Himmelsboten gehört haben, wenn auch unſere Augen ſtaunen und das nicht begreifen können, was wir gehört haben und jetzt ſehen. — Geliebte! wer muß da nicht ſtaunen, über einen ſolch felſenfeſten Glauben? Die Hirten ſehen ein kleines Kind und das ſoll der unermeßliche Gott ſein; ſie ſehen einen Menſchen, der in der Zeit geboren iſt, und das ſoll der Ewige ſein; ſie ſehen ein bettelarmes Kind, und das ſoll die Quelle aller Reichthümer und Güter ſein? Und das Alles glauben ſie ohne zu zweifeln! Iſt das ſo leicht? Von jenem Haupt-

mann im Evangelium ſagt der heilige Bernhard *): „Er hörte und dann glaubte er, vom Hören erkannte er den Sohn Gottes und nicht vom Sehen; vielleicht war er aus jenen Schafen, von denen der Heiland ſagt: Meine Schafe hören meine Stimme, ich kenne meine Schafe und ſie kennen mich. Das Ohr fand da, was das Auge nicht fand. Das Auge täuſchte das Äußere, aber durch's Ohr ſtrömte die Wahrheit hinein. Gilt dieß von jenem gläubigen Hauptmann, ſo gilt es um ſo mehr von den Hirten; denn der Hauptmann hörte Jeſum ſelber reden und dann glaubte er an ihn, aber die Hirten hörten nur die Stimme eines Engels und glaubten dennoch."

Seht da die Lämmer, die die Mutter an der Stimme erkennen! Sie hören und glauben. Auch wir, Geliebte, müſſen ſolche Lämmer ſein, auch wir müſſen glauben, weil wir hören. Wer iſt denn unſere Mutter, die wir hören ſollen? Die Kirche iſt es, Geliebte! Wenn ſie ihre Stimme hören läßt, ſo müſſen wir hören und glauben. Sie läßt aber ihre Stimme wirklich hören, ſie führt uns noch immerwährend zur Krippe hin, wo der Heiland liegt und unſere Beſuche erwartet. Blick hin, mein Kind, ruft ſie, dort auf den Tabernakel; ſieh, dort liegt dein Heiland und Erlöſer, faſt ebenſo, wie er im Stalle zu Bethlehem lag. Nur war dort im Stalle blos ſeine Gottheit verborgen, aber hier im heiligen Sakramente verbirgt ſich auch ſeine Menſchheit. Die Geſtalten von Brod und Wein ſind die Windeln, unter denen der Erlöſer verborgen iſt und arm und ohne Anſehen in Geſtalt von einem Stückchen Brod liegt der Herr im Tabernakel, hilflos, wie in der Krippe, und ohne äußere Pracht und Herrlichkeit. Aber dennoch iſt es dein Herr und Gott, dein Erlöſer und Seligmacher. Glaubſt du das? Du ſiehſt ihn nicht, du ſiehſt nur unſcheinbare Geſtalten; glaubſt du? Er ſelber redet nicht, auch ein Engel redet nicht einmal

*) Serm. 28. in Cantic.

wie zu den Hirten? Glaubſt du? — Ja, mein Chriſt, wenn du ein Lamm zum Opfer bringen willſt, ſo mußt du glauben; denn das Lamm hört die Stimme ſeiner Mutter, deine Mutter aber iſt die Kirche, die nur die Wahrheit redet. Ja, es iſt wahr, du glaubſt an das Kind in den Windeln im Tabernakel vorne; denn du geſtehſt ja freudig und feierlich: Ich glaube feſtiglich Alles, was die katholiſche Kirche zu glauben vorſtellt. Aber beim bloßen Glauben darfſt du es nicht laſſen; nein, du mußt auch hierin den Hirten folgen. Sie glaubten, als der Engel geredet hatte; aber das war ihnen nicht genug. Es war ihnen nicht genug, zu wiſſen, daß der Erlöſer geboren ſei, ſie wollten auch hingehen und ihm ihre Verehrung bezeigen. Kommt, ſagten ſie zu einander, laſſet uns nach Bethlehem gehen! So 'geh' auch du nach Bethlehem, in's Brodhaus; denn das heißt Bethlehem auf deutſch, in die Kirche nämlich, wo das lebendige Brod, das vom Himmel gekommen iſt, bereitet und aufbewahrt wird. Geh' hin da mit dem Lämmlein deines Glaubens, bete an den verborgenen Heiland und ſtärke dich durch die heilige Kommunion öfter mit dieſem lebendigen Himmelbrode. Sei aber auch andächtig und auferbaulich in der Kirche, damit man ſieht, daß du einen Glauben haſt an das Geheimniß des heiligen Altarsſakramentes, und zwar keinen mechaniſchen Glauben, mit dem man nur an die Bruſt klopft, wenn die Wandlung iſt, zuvor und hernach aber lacht und ſchwätzt und freiwillig zerſtreut iſt, ſondern einen wahren und lebendigen Glauben, mit dem man ſich fortwährend durchaus würdig in Gegenwart des heiligen Altarsſakramentes benimmt und würdig kommunizirt. Das iſt dann das Opfer des rechten Glaubens und du wirſt gewiß damit dem Herrn angenehm ſein. Bringe ihm aber auch das Lamm der Hoffnung, und hievon im

zweiten Theile.

Die Lämmer sind auch Lehrer der Hoffnung. Schaut einmal ein Lamm an. Es hat keine Waffen, um sich schützen oder vertheidigen zu können und gibt sich auch keine Mühe dazu. Hat es seine Mutter verloren, und kann es dieselbe nicht finden, so kann es weiter nichts, als blöcken, damit die Mutter einen Laut von sich geben möge. Könnte es dieses nicht, so müßte es zu Grunde gehen; denn die andern Schafe würden ihm keine Milch geben. So kümmern sich auch die Schafe um keine Nahrung und Kleidung, wie die Ameisen, Igel und Hamster thun, sondern sie gleichen da den Vögeln des Himmels, die nicht aussäen und einärnten und die dennoch der himmlische Vater nährt. So ist also das Lamm in dieser seiner Eigenschaft ein Bild der Hoffnung, und lehrt uns, wie wir alle unsere Sorgen auf den Herrn werfen sollen; denn er wird für uns sorgen. Wir können ja im Nothfalle noch zu Gott schreien, wie das Lamm seiner Mutter um Hilfe ruft, und er wird uns erhören. „Kann denn eine Mutter ihres Kindes vergessen, daß sie sich nicht erbarmte des Sohnes ihres Leibes? Und wenn auch sie es vergäße, so will es doch ich nicht vergessen, spricht der Herr." (Is. 49, 15.) Muster dieser Hoffnung auf Gott sind uns Jene, die dem Heilande in der Krippe ein Lamm geopfert, die armen Hirten nämlich! Betrachten wir diese ihre Hoffnung und ihr festes Vertrauen auf Gott näher. Wie der Engel ihnen die frohe Botschaft brachte, gingen sie sogleich nach Bethlehem, um dem Messias ihren Besuch abzustatten. Aber wußten sie denn, in welchem Hause sie ihn treffen würden? Wohin eilet ihr, ihr Hirten? Ihr wisset ja die Herberge des neugebornen Messias nicht! Wer wird euch diese zeigen? Merkwürdig, das kümmert sie nicht. Warum denn nicht? Weil sie hofften, weil sie vertrauten. Sie dachten, derjenige, der sich ihnen durch einen Engel anmelden ließ, daß er da sei, würde ihnen

auch auf irgend eine Art zu erkennen geben können, wo er ſei. Das ſind einmal ächte, leibhaftige Söhne ihres Stammvaters Abraham, dieſes Patriarchen der Hoffnung, der ſo oft gegen alle Hoffnung hoffte und nie zu Schanden wurde! Ihm ward der Befehl, ſein Land zu verlaſſen und in ein fremdes zu gehen. Er ging fort, aber wohin, das wußte er nicht; aber dennoch fand er die beſte Heimath, das Land, das von Milch und Honig fließt, eben weil er auf Gott hoffte, der ihm verſprochen hatte, dieſes Land zu zeigen. So gingen auch die Hirten nach Bethlehem, den Heiland der Welt zu begrüßen, ohne zu wiſſen, wo er zu finden ſei, aber dennoch fanden ſie ihn. Sie vertrauten nämlich auf Gott. Aber noch mehr! ſie ließen ihre Heerden im Stich, und gingen nach Bethlehem. Wie leicht hätte da die Heerde den Wölfen zur Beute werden können, zumal bei Nacht! Unbeſonnene Hirten, wie mögt ihr davonlaufen! Iſt das nicht pflichtvergeſſen? Nein, es hatte ſie ja derjenige gerufen, der der Hirt aller Hirten und aller Heerden iſt, der Erlöſer der Welt, und da dachten ſie, derjenige, der die ganze Welt erhält, wird wohl auch ihre Schafe noch vor den Wölfen behüten können während ihrer Abweſenheit, ohne daß er deßwegen beſondere Mühe hätte. — Da, meine Lieben, von dieſen Hirten müſſet ihr auf Gott hoffen und vertrauen lernen! Im Dienſte Gottes, meine Lieben, darf man ſchon auf Gott vertrauen, da iſt es kein unkluges, kein thörichtes, kein vermeſſenes Vertrauen! Gott der Herr bewahrt da eure Sache, wenn auch ihr ſelbſt nichts thut, weil ihr gerade in ſeinem Dienſte ſtehet. Ein auffallendes Beiſpiel hievon finden wir in der heiligen Schrift. Gott befahl nämlich, daß dreimal im Jahre alle Mannsperſonen nach Jeruſalem wallfahrten ſollten zu den drei Hauptfeſten. Aber wie, wenn das die Feinde wiſſen, daß lauter Weiber und Kinder zu Hauſe ſind, da wird ja Alles geſtohlen, umgebracht und verwüſtet werden! Mit nichten. Gott der Herr ſagte: „Keiner ſoll dir was anhaben können, während

du nach Jerusalem hinaufgehst und dort erscheinst. (II. Mos. 34, 24.) So lesen wir auch in der Geschichte des heiligen Isidor, daß ein Engel für ihn ackerte, wenn er die Messe hörte. Gott will dadurch den Landleuten zeigen, daß Nichts verspielt ist, wenn sie die heilige Messe besuchen. Wer nicht kann, von dem verlangt man es ohnehin nicht; aber es gibt Leute auf dem Lande, die meinen, es sei der halbe Tag verloren, wenn sie an einem Werktage in die Messe gingen. Freilich, wer zwar in die Messe geht, aber nach der Messe den halben oder ganzen Tag in's Wirthshaus hineinsitzt, der verliert allerdings den halben oder ganzen Tag; aber die Messe ist gewiß daran nicht schuld. Solche Kirchengeher und Meßbesucher gibt es leider fast überall. Bei Gelegenheit von Leichen und Leichengottesdiensten, von Frühmessen und andern gottesdienstlichen Verrichtungen, kurz, fast bei jeder Gelegenheit treiben sie ihr Unwesen. Zuerst wird in die Kirche gegangen, und dann den ganzen Tag und die halbe Nacht in's Wirthshaus gesessen. Da dürfte freilich der liebe Gott auch seinen Engel in die Werkstatt oder auf das Feld hinschicken, aber für den Müssiggänger schickt Gott keinen Engel. Ein solcher wird auch von seinem Kirchenbesuche keinen Segen haben; das Vertrauen eines solchen ist ein vermessenes Vertrauen, seine Hoffnung eine eitle. Aber wer gerne in die Kirche geht und zuvor und hernach fleißig arbeitet, der wird sicherlich an seinem Hab und Gut keinen Schaden leiden. Ach, wenn nur da das Landvolk mehr Hoffnung, mehr Vertrauen hätte! Ach, wie traurig sieht es da nicht bei Vielen noch aus! Wie oft müssen nicht an Sonn- und Feiertagen die Hirtenbuben auf den Einöden während des Gottesdienstes das Vieh austreiben und zu demselben auf's Feld hinausstehen! Wie oft versäumen da diese Buben nicht an Sonntagen den Gottesdienst, sie kommen in gar keine Messe! Und warum denn? Weil so viele Landleute kein Vertrauen auf Gott haben. Sie meinen, wenn ihre Kühe oder Schafe zwei oder drei Stunden im Stalle

stehen müssen, dann würden sie ihnen zu Grunde gehen. Sie fallen euch nicht; um euere Schafe kümmert euch nicht so sehr; werfet euere Sorgen auf den Herrn. Schauet die Hirten von Bethlehem an! Sie ließen sogar ihre Heerden im Stiche und liefen nach Bethlehem hinaus. Ist ihnen deßwegen ein Stück Vieh zu Grunde gegangen? Hat ihnen der Wolf eines zerrissen? Wir lesen nichts davon. Der Herr, der sie nach Bethlehem schickte, wußte auch für ihre Heerden zu sorgen. So weiß er auch für euer Vieh zu sorgen. Schickt nur euere Hirten und Hirtenbuben alle Sonn- und Feiertage fleißig nach Bethlehem, in's Brodhaus, zu der Krippe des Herrn hin, zur Kirche nämlich, wie es euch der Bote Gottes, der Priester, befiehlt, Gott der Herr wird während dieser Zeit schon für euer Vieh sorgen. So ist es auch mit der Feiertagsschule und Christenlehre; da gehören euere Hirtenbuben hin, das ist ihr Bethlehem, das Brodhaus, die Krippe, wo sie alle Sonntage den Herrn zu suchen haben; für das Vieh zu Hause sorgt Gott schon während dieser Zeit, da dürft ihr euch nicht ängstigen und kümmern darum, wie es manche gar bekümmerte Hausleute oft thun, als gäbe es keinen Gott im Himmel mehr. Ihr versuchet da Gott nicht; ein solches Vertrauen dürft ihr schon haben. — Ja, werfet alle euere Sorgen auf den Herrn, denn wenn er nicht sorgt, so hilft all euer Sorgen nichts. — Das ist also das Lamm der Hoffnung, das ihr dem Christkinde zum Geschenke bringen müßt; nun aber auch noch das Lamm der Liebe im

dritten Theile.

Erschien uns das Lamm bisher als ein Bild des Glaubens und der Hoffnung, so wollen wir es auch noch in einer dritten Eigenschaft kennen lernen, die uns Liebe lehrt. Das Lamm hat nämlich seine Mutter so lieb, daß es ohne diese gar nicht sein kann, und wenn es sie verloren hat, hin und her läuft, um sie wieder zu finden. Wie die Mutter einen

Laut von ſich gibt, ſo läuft das Lamm herbei; auch hat es ſeines Gleichen lieb, und weidet ſelten allein, ſondern gewöhnlich mit den andern. Auch gibt es ſeine Wolle dem Menſchen und bekleidet ihn damit.

Dieſe herrliche Tugend der Liebe finden wir denn auch wieder bei unſern Hirten; denn kaum vernahmen ſie die Kunde von der Geburt des Heilandes, ſo ſuchten ſie ihn auch ſchon auf; ſie hatten keinen Befehl hiezu bekommen; aber die Liebe trieb ſie. Die wahre Liebe braucht nämlich kein Gebot, von freien Stücken ſucht ſie den Geliebten, von freien Stücken fühlt ſie ſich zu ihm hingezogen. So hörte einſt Petrus, daß der Herr am Ufer ſtehe und ſogleich warf er ſich in's Meer und ſchwamm auf den Herrn zu. So erkannte auch Magdalena nicht ſobald den Herrn nach der Auferſtehung an dem einzigen Worte: Maria! und ſogleich fiel ſie ihm zu Füßen. — Haben wir auch eine ſolche Liebe zum Herrn? — Wenn wir ſie haben, dann müſſen wir uns auch zu ihm hingezogen fühlen; wir hören in die Meſſe läuten, wir wiſſen, wenn der Herr in ſeiner Krippe, in der Monſtranze nämlich, zur Anbetung ausgeſetzt wird, wir hören das Zeichen zur Wandlung geben, wenn wir auf dem Felde ſind, wir hören das Zeichen geben, wenn das Engelbrod zu einem Kranken getragen wird — haben wir eine Liebe, ſo eilen wir hin zu ihm, ſo werfen wir uns nieder auf die Kniee, ſo beten wir an das heilige Sakrament! Haben wir Liebe, ſo thun wir dieß gerne, aus eigenem Antriebe, laſſen wir uns das nicht erſt ſchaffen. So ſoll es auch in allem Übrigen ſein. Das Beichten, das Almoſengeben, überhaupt das Gute, man ſoll es ſich nicht erſt befehlen laſſen, ſondern aus eigenem freien Antriebe thun.

Die Liebe hat dann noch das Eigene, daß ſie ſich nicht lange beſinnt, nicht lange hin und her ſchwankt, ſondern eilt. Eine ſolche Liebe hatten die Hirten. Sie beſannen ſich nicht lange, ſondern ſie gingen eilends hin, ſagt die Schrift. Das ſoll uns zum Beiſpiel dienen. Wir ſollen

eilen, daß wir rechtzeitig zur Kirche, zum Anfang der Meſſe kommen. Aber es gibt Leute, die wohl Eile haben, jedoch nicht zum Anfange des Gottesdienſtes, ſondern daß ſie noch gerade ein Stück davon bekommen. Viele meinen, ſie könnten gar zu früh kommen oder zu viel beten müſſen; daher gehen ſie vom Haus erſt weg, wenn der Geiſtliche ſchon auf dem Altare ſteht. Viele haben überhaupt keine ſonderliche Eile, wenn es auf's Beten, Beichten und Beſſern ankommt. Im Wirthshaus ja da ſind ſie die Erſten hinein und die Letzten heraus, aber in der Kirche geht's umgekehrt. Gäbe es eine Erbſchaft von einigen Gulden zu gewinnen, ſie gingen beim ſchlechteſten Wetter die ganze Nacht, wenn's ſein müßte, aber in die Kirche iſt's leicht zu früh, oder das Wetter zu ſchlecht, oder zu weit. Jedermann weiß, was das für Hunde ſind, die man auf die Jagd tragen muß, und Jedermann kann erkennen, was das für Dienſtboten, oder Männer, Weiber und Kinder ſein müſſen, die man in die Kirche, oder zum Beichten und Kommuniziren hinjagen, hinzanken, oder gar hinprügeln muß. Da ſchaut's mit der Liebe ſchlecht aus. Ja, wenn's eine andere Liebe gilt, eine ſündhafte, da bekommen unſere jungen Leute geſchwinde Füße, da können ſie laufen; kommt, heißt es da, laßt uns gleich da und dahin auf den Tanzboden gehen; kommt, heißt es, wir müſſen eilen, müſſen ohnehin bald wieder nach Hauſe, dürfen nur ein paar Stunden ausbleiben. Und da wird Niemanden die Zeit zu lange; ja, da vergehen die Stunden wie Augenblicke; aber in Bethlehem wenn man iſt, bei der Krippe, in der Kirche beim Gottesdienſte, da langweilt es, da weiß man nicht, ob und wie man ſtehen, knieen oder ſitzen muß, Arm und Beine thun wehe, die jüngſten und kräftigſten Leute, denen ſonſt ganze Nächte bei Tanz, Spiel und Zechgelagen kein Schlaf kommt, fangen an zu ſchlafen und alle Augenblicke das Maul aufzuſperren, und kaum gibt der Prieſter den Segen, da geht's zur Kirchenthüre hinaus, als glühte der Boden unter

den Füßen! O was iſt das für eine Liebe! das iſt Lauheit und Trägheit, und dieſe ſpeit Gott aus ſeinem Munde aus.

Soll's immer ſo fortgehen? Weh uns dann! Nein, Geliebte! treten wir heute hin zur Krippe des Herrn und bringen wir endlich einmal das Lamm der Liebe als Geſchenk mit! Oft genug ſind wir ſchon leer gekommen; heute wollen wir aber einmal opfern. Ja, laßt uns Alle freudig nach Bethlehem eilen, wie die Hirten! Freudig wollen wir uns gegenſeitig aufmuntern, wie die Hirten: Kommt, laßt uns gleich nach Bethlehem gehen! Ja, mein Chriſt, ſag zu deinem Feinde: Jetzt iſt Weihnachten! Bisher haben wir im Hauſe der Zwietracht mit einander gelebt; aber heute wollen wir nach Bethlehem gehen in die Wohnung des Friedensfürſten. Ihm, dem Gott der Liebe, wollen wir das Lamm der Liebe opfern und ſagen: Da, mein liebes Jeſukindlein, haſt du auch etwas von uns! Bisher haßten und befeindeten wir uns, wie ſtörrige Widder; aber jetzt wollen wir Lämmer werden, friedfertige, verträgliche, ſanftmüthige Lämmer, und uns einander lieben. Nimm hin, du unſer Heiland, dieſes Lamm unſerer Liebe, nimm es an als wohlgefälliges Geſchenk! — Komm, laß uns nach Bethlehem eilen, mußt auch du ſagen, zu jener Perſon, mit der du vielleicht ſeit langer Zeit in Sünden gelebt haſt! Bisher haben wir die Wohnung der Unreinigkeit, die Schlupfwinkel der Sünde beſucht, wir ſind gar oft zur Weihnachtszeit vor dem Reinſten und Heiligſten als unzüchtige Böcke erſchienen; aber ſo ſoll es nicht länger mehr fortgehen. Nein, wir haben mit einander geſündigt, wir wollen mit einander Buße thun, wir möchten dir auch einmal ein Weihnachtsgeſchenk machen, liebſtes Jeſulein! ſo nimm denn hin das Lamm unſerer Liebe. Alle unreine Liebe, alle ſündhafte Bekanntſchaft ſoll fortan dir zu lieb aufhören, und nur dich, du liebſter Jeſu, wollen wir lieben. Kommt, laßt auch uns nach Bethlehem gehen, ſo ſollen ſich auch die Reichen einander ermuntern. Bisher haben wir zu ſehr irdiſchem Gewinne nachgejagt, viel zuſammen-

geſcharrt und wenig Gutes damit gethan. Oft ſind wir am Weihnachtstage mit einem harten, gefühlloſen Herzen vor der Krippe geſtanden; aber von nun an ſoll es anders werden! Auch wir, liebſter Heiland, möchten dir heute gern ein Lamm opfern! So nimm es denn hin das Lamm unſerer Liebe! Wir ſehen ja, daß du, ärmſtes Jeſukindlein, nur armſelige Windeln zu deiner Bedeckung haſt, wir wollen dir von unſerm Vermögen ein Gewand machen laſſen, indem wir den nackten Bettler kleiden, dem würdigen Armen Almoſen geben, zu frommen Stiftungen, zur Zierde der Kirchen etwas vermachen und überhaupt, wo wir können, Werke der Barmherzigkeit üben; denn wir wiſſen ja aus deinem eigenen Munde, daß, wenn wir dem geringſten deiner Mitbrüder etwas thun, es ſo viel iſt, als hätten wir es dir ſelber gethan. So nimm hin, o gütiger Heiland, das Lamm unſerer Liebe!

Aber was wirſt denn du als Geſchenk bringen, du, der du ſelbſt nichts haſt, als ein erbetteltes Stück Brod, der du durch Unterſtützung von Wohlthätern kümmerlich dein Leben friſteſt? Du möchteſt auch gern nach Bethlehem gehen, haſt aber nichts als deine Armuth. Was wirſt du opfern? O du haſt genug! opfere nur dem Herrn deine Armuth auf, ſage zu ihm: Liebſter Heiland! ich bin arm und muß mir meine Biſſen betteln; das iſt mir ſchon oft recht hart angekommen; aber wenn ich dich heute ſehe, im Stalle, in einer Krippe, auf hartem Steine, in armſeligen Windeln, und wenn ich bedenke, daß du mein Herr und Gott biſt, dem die ganze Welt gehört, daß du aber aus Liebe zu mir haſt ſo arm werden wollen: dann bricht mir das Herz. Nein, mein Heiland! keine Klage ſoll mehr aus meinem Munde kommen, gerne will ich meine Armuth dir zu lieb leiden, da du eine weit größere Armuth mir zu lieb dein ganzes Leben lang übertragen haſt. So nimm denn an, o Herr, dieſe meine Armuth als ein Weihnachtsgeſchenk! Ich habe ſonſt nichts. Nimm es hin dieſes Opfer, das Lamm meiner Liebe! — Kommt Kinder, laßt auch uns nach Bethlehem eilen, ſollen

die Eltern zu den Kindern, die Hausleute zu den Dienstboten, die Geschwisterte zu einander, ein Mitbruder zum andern sagen. Ja, Alle zusammen wollen wir heute dem Herrn das Lamm unserer Liebe opfern, indem wir ihm versprechen, die Welt und ihre Lust zu fliehen, Augenlust, Fleischeslust und Hoffart der Welt zu verabscheuen und nur ihn zu lieben, der uns von Ewigkeit her so unaussprechlich geliebt hat, daß er ein armes Menschenkind wurde, um uns zu erlösen und selig zu machen. Ja, liebstes Jesukindlein, du unsere Weihnachtsfreude, unsere Lust, habe Dank, tausendfachen Dank für alle Thränen, die du schon als Kindlein für mich geweint, habe Dank für allen Frost, den du gelitten, für alle Armuth, für alles Elend, das du schon in den ersten Stunden deines Lebens im Stalle zu Bethlehem ausgestanden hast. Nimm hin mein Herz! dir soll es ewig angehören. Ja, nimm hin das Lamm des Glaubens, der Hoffnung und Liebe, das wir gleich den frommen Hirten dir heute als Weihnachtsgeschenk bringen, und gib uns die Gnade, daß dieser Glaube einst in Schauen, diese Hoffnung in Besitz und diese zeitliche Liebe in ewige Liebe umgewandelt werden möge. Amen.

Predigt

auf

das Feſt des heiligen Stephanus.

Text: „Herr, rechne es ihnen nicht zur Sünde an.“ Apoſtelgeſch. 7, 59.

Geliebte Pfarrkinder!

Heute iſt das Feſt des heiligen Stephanus, denkt ihr, und da wiſſen wir ſchon zum voraus, was gepredigt werden wird. Da wird es heißen: Nehmt euch den heiligen Stephanus zum Muſter und verzeihet euren Feinden, wie er verziehen hat! Da wird es heißen: Hat dieſer verzeihen können, ſo kannſt du auch verzeihen; die Rache iſt durchaus nicht erlaubt. Das iſt ſo leicht und ſo ſchön geſagt, werdet ihr denken, aber gar ſo hart zu thun. Es iſt dagegen um die Rache etwas gar ſo Köſtliches und Süßes — aber, wird die Predigt auch heute wieder lauten, die Rache iſt einmal nicht erlaubt. Punktum! —

Aber wie, Geliebte, wenn ich euch heute etwas anders ſage, wenn ich euch ſage: Es iſt erlaubt, an ſeinem Feinde Rache zu nehmen — nicht wahr, da ſtaunt ihr,

da denkt ihr, das ist was Neues, das haben wir noch nie in einer Predigt gehört, daß man sich an einem Feinde rächen dürfe. — Und doch ist es so. Ja, merkt auf, was ich euch sage. Ihr dürft sogar mit Steinen auf euren Feind werfen. Nun, denkt ihr, da wären wir denn doch recht begierig, wie das zugehen soll. Gut, ich will heute diese eure fromme Neugierde befriedigen.

Die Geschichte vom David und Goliath kennt ihr Alle. Anfangs wollte David mit einem eisernen Panzer, mit Schild und Spieß und Schwert auf den Goliath losgehen; allein er konnte sich in dieser Rüstung nicht zurechtfinden. Daher legte er dieß unbequeme, eiserne Gewand bei Seite, zog sein einfaches Hirtenkleid an, nahm seinen Hirtenstab zur Hand, und suchte sich im Bache fünf glatte Kieselsteine. In dieser freilich sehr sonderbaren Rüstung ging er dem Riesen, der von Eisen wie starr war, entgegen. Der Riese spottete seiner und rief höhnisch: Hältst du mich etwa gar für einen Hund, daß du mit einem Stecken daher kommst? Allein David ließ sich von dieser groben Rede nicht anfechten, sondern griff nach einem Steine und warf damit den Riesen so an die Stirne, daß er todt zur Erde sank.

Nun, solche fünf Kieselsteine, Geliebte, wie sie David hatte, habe ich auch euch heute ausgesucht und mit diesen dürft ihr recht tüchtig nach eueren Feinden werfen. Wollen wir sie ein wenig näher anschauen diese Steine!

Die ersten drei im I. Theile;
die letzten zwei im II. Theile.

Erster Theil.

Der erste Stein, mit dem ihr auf eueren Feind werfen dürft, ist — ein rechtschaffenes Leben. Führe du dich recht gut auf, das ist für deinen Feind das Allerärgerlichste. Das haben schon die Heiden verstanden. Der heidnische Weltweise Diogenes wurde einst von Jemanden gefragt, wie

er ſich denn am bitterſten an ſeinem Feinde rächen könnte, und da gab ihm der Weiſe zur Antwort: Zeige dich als einen biedern und rechtſchaffenen Mann, und du haſt an deinem Feinde die größte Rache genommen. Wer das thut, der nützt nicht nur ſich ſelber, ſondern es iſt dieß noch obendrein eine Qual für den Feind. Ärgert es dieſen ſchon, wenn er ſieht, daß dein Feld gut angebaut iſt, wie wird es ihn erſt ärgern, wenn er ſieht, daß in deinem Innern Alles gut beſtellt iſt, daß du ihm keine Blöße gibſt, ſondern daß er lauter Gutes an dir ſehen muß. Erkannten nun das ſchon die Heiden, um wie viel mehr muß die chriſtliche Weisheit dieß lehren! Hören wir, was der eben ſo geiſtvolle als fromme Kardinal Bellarmin hierüber ſagt: Schimpft man Jemanden einen Geizhals, einen Freſſer und Säufer, einen Menſchen, der keine Religion hat, ſo wird er bald dir voller Zorn antworten: Nicht wahr iſt es, du lügſt; ich will dir's mit dem Säbel in der Fauſt beweiſen, daß ich ein rechtſchaffener und unbeſcholtener Mann bin. Schaut einmal dieſen unſinnigen Menſchen und ſein eben ſo unſinniges Beweismittel! Mit dem Schwerte will er beweiſen, daß er rechtſchaffen ſei! Was hat denn das Schwert mit der Rechtſchaffenheit zu thun? Geſetzt auch, er bringt ſeinen Feind um, ſteht er deßwegen in unſern Augen beſſer da? Werden wir ihn dann für keinen Geizhals, für keinen Schlemmer, für keinen irreligiöſen Menſchen mehr halten? Die vortrefflichſte und heilſamſte Art und Weiſe, ſich zu rächen, iſt dieſe: Hat er dich einen Geizhals geſchimpft, gut, zeige ihm das Gegentheil. Sei freigebig und thu ihm Gutes. Hat er dich einen Vielfraß geſchimpft, gut, ſo lebe mäßig und zeige, daß du auch faſten kannſt. Hat er dich einen Menſchen genannt, der keine Religion hat, ſo geh fleißig in Kirchen und

Predigten und in den Gottesdienst, und so wirst du das Böse im Guten besiegen.

Habt ihr das gehört? Gefällt euch dieser Stein nicht? O das ist ein gar spitziger Stein! Mit diesem wenn ihr auf eueren Feind hinwerft, dann kann er nichts mehr sagen, ihr habt ihn so viel als getödtet. Man nennt dich einen Dieb, man sagt, du stiehlst Holz, Gras, Streu, Futterei, Schafe, Hühner, kurz, was du erwischen kannst. Das ärgert dich nun in die Seele hinein; das leide ich nicht, sagst du. Du willst klagen oder gar zuschlagen! Du Narr, bist du dann besser, wenn du zugeschlagen oder Klage gestellt hast? Bis man vor Gericht als schuldig befunden wird, sind gar viele Beweise nothwendig; sonst müßten nicht die größten Spitzbuben ungestraft entlassen werden, eben weil man keinen hinreichenden Beweis gegen sie führen kann. Noch schlechter aber ist es mit dem Zuschlagen. Gesetzt auch, du wirst Herr über den, der dich einen Dieb geheißen hat, bist du deßwegen besser geworden? Bist du in den Augen der Andern gerechtfertigt? Kannst du deßwegen nicht ein Dieb sein? Da will ich dir ein ganz anderes Mittel in die Hand geben, mein Lieber, womit du deinen Feind ganz gewiß zu Schanden machen kannst. Da hast du einen Stein, nimm ihn und wirf hin auf deinen Feind und du hast dich an ihm gerächt. Sei rechtschaffen, laß dich nimmer im Holze draußen sehen mit deinem Wagen, laß dich nimmer auf der Wiese des Andern antreffen, das ist die beste Rache, die du an ihm nehmen kannst, da muß er still sein. Wenn du aber das nicht thust, wenn er dich wiederum stehlen sieht, und wenn dich auch nur er allein sieht und du es ihm auch wegläugnen könntest und möchtest, oder wenn man vor deinem Hause großes Holz sieht, von dem man ganz gewiß weiß, daß du es nicht gekauft oder geschenkt bekommen hast — kannst du dich dann noch aufhalten darüber, wenn man sagt, du bist ein Dieb? Man sagt dir ja nur die Wahrheit. — So ist es mit allen andern Sünden. Man sagt, du seiest ein Unzüchtiger, ein

Säufer, ein Spieler, ein Wucherer, ein Jude, ein leichtsinniger Schuldenmacher, ein streitsüchtiger und feindseliger Mensch, ein Raufbold — solche Nachreden ärgern dich in die Seele hinein, du willst dich rächen, grimmig rächen an deinen Feinden. Recht, gut; ich gib dir selbst Rath und Mittel dazu, da nimm geschwind diesen Stein, und wirf damit deinen Feind todt: führe dich gut auf, zeige durch dein Betragen, daß es nicht wahr ist, was man dir nachsagt! Sieh, dieser Stein trifft gut, dein Feind wird mundtodt, er muß sich schämen und schweigen. — Sollte dir aber ein Stein zu wenig sein, so will ich dir noch einen zweiten geben, mit dem du zuwerfen kannst.

Wenn man dir nämlich Übles nachredet oder Böses zufügt, so thu, als hörtest und merktest du gar nichts, oder als kümmerte dich dieses Geschwätz gar nicht, mit Einem Worte: Verachte die Beleidigung, die man dir anthut. Du mußt es da machen, wie wenn ein Hund fortwährend hinter dir herbellt. Bist du gescheid, so thust du, als hörtest du ihn gar nicht und dann hört er selber auf und kehrt um; gibst du dich aber damit ab, wirfst du ihn mit einem Stein oder Stecken, dann wird er immer ärger und du bringst ihn fast nimmer von der Seite. Da macht es der Igel recht schlau. Wenn die Hunde über ihn herfallen, so rollt er sich zusammen, wie eine Scheibkugel und rührt sich nicht mehr. Die Hunde beißen zwar hin auf ihn, aber sie ziehen mit blutigen Schnauzen ab; das ist die beste Rache, die er an Hunden nehmen kann und eine solche mußt auch du nehmen. Du mußt dastehen wie ein Fels, auf den man umsonst mit Pfeilen hinschießt. Die Spitzen stoßen sich ab und fallen ohnmächtig zu Boden, ja bisweilen geht das Geschoß auf den zurück, der es abgeschleudert hat. Der Feind hat seine größte Freude, wenn dich seine bösen Nachreden und Beleidigungen recht ärgern; das ist seine Seelenfreude; wenn er aber sieht, daß dich sein Gerede gar nicht ärgert und angreift, ja daß du über dasselbe wohl gar lachst

und es verachteſt, dann ärgert es ihn recht, daß ſeine Mühe an dir verloren iſt; der Stein prallt da vom Felſen ab, ſpringt auf ihn zurück und verwundet ihn ſelber. Alſo Geduld und Sanftmuth iſt der zweite Stein, mit dem wir auf unſere Feinde werfen dürfen, mit dieſem Stein werfen wir ſie alle todt. O hätten wir nur Sanftmuth, ruft der heilige Chryſoſtomus aus, kein Menſch könnte uns beſiegen und keine Beleidigung könnte uns etwas anhaben. Frag nur deinen Feind, ob es ihn nicht ärgert, ob er ſich nicht für überwunden hält, wenn du über ſeine Beleidigungen nur lachſt und ſie verachteſt. Du mußt dir oft denken: ein ſolcher Menſch, wie du, kann mich gar nicht beleidigen. Man macht es darum bei Beleidigungen ſolcher Menſchen, wie es die Mütter mit ihren kleinen Kindern machen. Die kleinen Kinder ſchlagen oft die Mutter in's Geſicht oder nehmen ſie bei den Haaren und zerrütten ihnen das Haar, oder ſie beſudeln ſie mit Speichel oder zerreißen ihnen das Gewand, — da lacht man dazu und denkt, das Kind verſteht's nicht beſſer. Gerade ſo muß man es gar oft mit ſeinen Feinden und Beleidigern machen, das iſt der beſte Stein, mit dem man auf ſie werfen kann; man verachtet ihre Beleidigungen und ſie hören von ſelber auf.

Bei andern Feinden nimmt man wieder einen andern Stein, um ſie damit zu werfen; dieſer dritte Stein iſt der Stein des Stillſchweigens. Man iſt ruhig und überläßt die Rache dem lieben Gott, der ſich an deinem Feinde weit ärger rächen wird, als du kannſt. Darum ſagt der heilige Chryſoſtomus: Willſt du dich rächen, ſo ſchweige und du haſt deinem Feinde eine klägliche Wunde verſetzt; durch Dagegenreden gießt man häufig nur Öl in's Feuer. Es iſt da wie mit der Zugluft. Wenn in einem Hauſe nur eine Thüre offen ſteht, da zieht es nicht; aber kaum geht eine entgegengeſetzte Thüre auf, ſo bläst der Wind das ganze Haus aus und wirft Alles herunter, was nicht feſt ſteht und hängt. Gerade ſo iſt es mit den Feindſchaften. So lange

nur dein Feind das Maul offen hat, da geht es noch hin; sobald aber auch du das deinige öffnest, so wird bald ein heftiger Wind kommen und ein rechtes Wetter zusammenblasen. Darum schweige. Durch Schweigen kannst du viel ausrichten.

Möchten sich das insbesondere die Weiber merken, die das Schweigen gar so hart ankommt! Tausend eheliche Zerwürfnisse, Zänkereien und Schlägereien würden unterbleiben, wenn die Weiber manchmal stille wären. Der Blitz hat gewiß eine fürchterliche Kraft, sobald er aber auf ein weiches Stück, auf ein Bett oder Federn hinfährt, so hat er keine Kraft mehr; eine Kanonenkugel hat gewiß auch eine gewaltige Kraft; allein wenn sie auf einen weichen Gegenstand hinfällt, so verliert sie ihre ganze Kraft; warum sollten denn nun die Weiber nicht durch Nachgiebigkeit und Schweigen ihre Männer besänftigen können? Aber das Schweigen ist so hart und darum möchte man wirklich versucht sein, den Weibern ein Mittel zu empfehlen, das einst ein Geistlicher einem Weibe in einem ähnlichen Falle angerathen hat und sehr gute Dienste that. Das Weib beklagte sich nämlich, daß ihr Mann so oft betrunken nach Hause käme und sie dann schimpfe und mißhandle. Sie habe nun nicht stille sein wollen, aber dadurch sei es nur ärger geworden. Da rieth ihr der Geistliche, sie solle allemal, so oft ihr Mann wieder so grob sei mit ihr, ein Maul voll Wasser nehmen und es so lange im Munde behalten, bis er ausgeschimpft hätte. Das that sie denn nun, und siehe da, der Mann schimpfte nicht mehr. Das Weib erzählte dieß voll Freude dem Priester, und wunderte sich gewaltig über die wunderbare Kraft dieses Wassers, während sie gar nicht daran dachte, daß ihr Stillschweigen es war, wodurch sie ihren Mann besänftigte. Es ist bekannt, sobald die Bienen stechen, verlieren sie ihren Stachel und müssen sterben; gerade so ist es mit der Zunge; wer nicht schweigen kann, namentlich bei Beleidigungen, der bringt sich selber um Ruhe und Frieden, ja das Leben des Leibes und der Seele leidet dabei Schaden.

Darum ist das Stillschweigen der dritte Stein, mit dem wir gegen unsern Feind uns wehren dürfen, und womit wir ihn sicherlich besiegen werden. — Aber jetzt, Geliebte, habe ich noch zwei Steine in Bereitschaft, die noch schwerer sind, als die andern drei. Haben jene den Feind verwundet, ja, ihn getödtet, so sind es diese zwei, die ihn gänzlich zermalmen; hievon aber im

zweiten Theile.

Der gewöhnliche Gang bei Feindschaften ist der: Wird Einer beleidigt, so sagt er: ich verzeihe meinem Feinde nicht eher, bis er mich um Verzeihung bittet. — Aber was sagt ihr denn da, meine Lieben, wenn ich euch sage, daß wir es umgekehrt machen sollen, daß wir, wenn wir die Beleidigten sind, unsere Beleidiger um Verzeihung bitten sollen, gerade, als hätten wir sie beleidigt? Die Welt schüttelt da freilich den Kopf und sagt: dieß ist Thorheit, dieß heißt sich selbst wegwerfen, das ist Unsinn. Allein, meine Lieben, die Welt ist eben die Welt in allen Dingen, die höher liegen, als ihr Auge reicht. Die Welt ist freilich gleich fertig. Sie sagt: wenn dich Jemand beleidigt hat, so fordere ihn heraus auf Pistole oder Degen, und wasche deine Ehre rein im Blute deines Feindes. Die Welt kennt keine Verzeihung, sie kennt nur Rache. Aber die Weisheit der Welt ist Thorheit in den Augen Gottes. Gott selbst geht uns da mit einem wunderbaren Beispiel von Feindesliebe voran. Er ist jener Beleidigte, der seine Beleidiger gewissermaßen um Verzeihung bittet und Alles aufbietet, daß sie wieder gut werden, sich wieder mit ihm aussöhnen möchten. Sind nicht wir so oft seine Feinde und Beleidiger? Beleidigen wir ihn nicht alle Tage? Geziemte es sich nun da nicht, daß wir den Anfang machten, daß wir die Freundschaft Gottes suchten, daß wir um jeden Preis uns wieder mit Gott auszusöhnen suchten? Habt ihr schon gehört, daß ein beleidigter Fürst zum Majestätsverbrecher, der Tod und ewiges Gefängniß

verdient hat, seine Gesandten hinschickte und ihm antragen ließ, er solle doch wieder gut werden mit ihm, er verzeihe ihm ja Alles von Herzen gerne, ja, daß er seinen eigenen Sohn zu ihm hinschickte, mit der herzlichen Einladung, der Verbrecher möchte doch wieder Friede machen mit dem Könige und mit ihm sich wieder aussöhnen? Wie, ist denn das keine Herabwürdigung für einen Monarchen? wirft er sich denn da nicht weg? Was hat sich der König darum zu kümmern, ob ihm ein Verbrecher gut ist oder nicht, ob er ihm grollt oder nicht? Der Verbrecher muß abbitten, er muß um Gnade und Pardon flehen, er hat die Gunst seines Monarchen nachzusuchen, der Monarch braucht ihn nicht, er hat ihn auch nicht zu fürchten. Und doch ist es der König Himmels und der Erde, doch ist es Gott selbst, Geliebte! der gerade das Gegentheil von dem thut, was wir so natürlich und recht finden. Er ist der König und wir sind die Majestätsverbrecher, er braucht uns nicht und hat uns nicht zu fürchten. Er ist nicht glücklicher, ob wir seine Freunde, ob wir ihm gut sind. Und wenn wir ihn beleidigt haben, wer hindert ihn, sich zu rächen an uns, uns ewig in den Abgrund der Hölle zu verstoßen? Aber nein, Gott handelt nicht wie ein Mensch. Er selbst sagt durch den Mund seines Propheten (Oseas 11, 9.): „Ich will nicht thun nach meinem grimmigen Zorne, mich nicht wenden, Ephraim zu vertilgen; denn ich bin Gott und kein Mensch.“ Nein, nicht vertilgen will der Herr, nicht rächen will er sich, nein, die Rache ist das Letzte, wozu er greift, seine Gerechtigkeit zeigt sich erst, wenn unsere Sünden den Abgrund seiner Barmherzigkeit erschöpft haben. Er sucht fortwährend uns zu versöhnen, uns wieder gut zu machen, und er, der beleidigte Gott ist es da, der den Anfang macht, der uns seinen Frieden anbietet, unsere Freundschaft nachsucht, als wenn wir von ihm beleidigt worden wären; ja, er ist es, der immer mit seiner Gnade uns zuvorkommt, er ist es, der zuerst an der Thüre klopft und um Einlaß,

um Friede und Freundſchaft bittet, er iſt es, der uns überall aufſucht, auch wenn wir vor ihm fliehen. Er hat zu dieſem Ende ſeine Propheten, ſeinen eigenen Sohn und ſeine Apoſtel geſchickt, ja, tagtäglich ſchickt er uns noch ſeine Stellvertreter, die in ſeinem Namen uns Liebe und Verſöhnung und Friede anbieten müſſen, gerade, als wenn er zu uns kommen müßte, gerade, als wenn wir von ihm beleidigt worden wären. Seht da den Stein, mit welchem Gott nach uns, ſeinen Feinden, wirft! Das iſt ein zermalmender Stein, der die Verdammten einſt ſchrecklich treffen wird; ein furchtbar ſchwerer Stein, beſtehend aus zwei Stücken, aus Gottes namenloſer Liebe und aus der Verworfenen namenloſem Undanke. Auch wir ſollen dieſen Stein ſchleudern, ſchleudern gegen unſere Feinde. Sind wir auch beleidigt worden, dennoch ſollen wir die Hand zum Frieden bieten, ſollen die Verſöhnung und den Frieden ſuchen. Wer da der erſte iſt, der bekommt auch den Gewinn am erſten, ſagt der heilige Chryſoſtomus; denn wenn du deinen Zorn erſt fahren laſſeſt auf die Bitte eines Andern, ſo wird dieß Jenem zu gute gerechnet, deſſen Bitte ſo viel vermochte. Darum gehe hin, ſuche durch Bitte und gütliche Vorſtellung deinen Beleidiger zu verſöhnen und du haſt die Krone errungen. Dein Feind wird ſich überdieß beſchämt finden, er wird erröthen und ſich für beſiegt erklären müſſen.

Die nämliche zermalmende Kraft übt auch noch der fünfte Stein, mit dem du deinen Feind werfen darfſt. Thu Gutes deinem Feinde und du haſt ihn mit dieſem fünften Steine getroffen; du wirſt aus einem Saulus einen Paulus machen. Dieſe Art von Rache empfiehlt der heilige Paulus im Briefe an die Römer, wenn er ſagt: „Wenn dein Feind Hunger hat, ſo ſpeiſe ihn, wenn er Durſt hat, ſo tränke ihn; denn thuſt du dieß, ſo wirſt du feurige Kohlen auf ſein Haupt ſammeln.“ (Röm. 12, 20.) Wie ſo? Nun, dein Feind wird beim Anblicke ſolch edler Geſinnung beſchämt ſein Unrecht einſehen

und sein Haß wird sich in Liebe verwandeln. Die Hyder, dieses kalte Gift des Neides und der Feindschaft, muß durch glühendes Eisen weggebrannt werden, durch die Gluth der Feindesliebe; mit Messer und Dolch und Schwert richtet man da nichts aus; denn ist auch ein Feind vernichtet, so wachsen zwölf andere nach. Das hat Jakob der Patriarch wohl verstanden; darum suchte er durch Geschenke den feindlichen Bruder zu gewinnen; so gewann auch Joseph seine Brüder durch Thränen der Freude und gute herzliche Worte, so besänftigte auch David den Saul, indem er ihm großmüthig das Leben schenkte. Saul selber ward augenblicklich von solcher Großmuth gerührt und rief aus: „Ist dieß nicht deine Stimme, mein Sohn David? Du bist gerechter, als ich, denn du hast mir Gutes gethan, ich dir aber Böses vergolten.“ Den Verräther Judas suchte der liebevolle Heiland noch zu gewinnen mitten in der That des Verrathes. Freund! nennt er ihn, wozu bist du gekommen? —

Gewiß, diese beiden letzten Steine werden ihre zermalmende Kraft auf das Herz deines Feindes nicht verläugnen. Sollte er aber auch diesen zwei letzten widerstehen, nun, dann wird Gott dein Rächer sein. Deine gute Gesinnung, deine Wohlthaten werden ihm einst glühende Kohlen in der Hölle sein. Der Tag der Rache wird nicht ausbleiben; ja, am Tage des Gerichtes werden die Auserwählten an ihren Feinden Rache nehmen, wie es im Buche der Weisheit (5, 11.) steht: „Dann werden die Gerechten mit großer Standhaftigkeit denen gegenüber stehen, von denen sie geängstigt und der Frucht ihrer Arbeiten beraubt worden sind;“ d. h. die umsonst ihre Verzeihung durch Geduld und Wohlthun nachgesucht haben.

Indeß ist zu hoffen, daß es nur wenige solche im Hasse und in der Feindschaft verrostete Menschen gibt. Gewiß, an den meisten werden die fünf Steine, die ich heute gezeigt habe,

ihre Wirksamkeit erproben. Sie werden den Feind zu Boden werfen, daß er um Verzeihung bittet, ja, sie werden ihn zermalmen und zum Freunde umschaffen; denn diese Steine bleiben stecken im Gehirne des Feindes, d. h. sie bringen ihn zur Einsicht und zum Nachdenken, er erkennt, daß er Unrecht hatte und wird dein Freund werden. Das ist dann, mein Christ, ein größerer Ruhm für dich, als wenn du mit dem Schwerte deinen Feind besiegt hättest. Dann gilt auch dir, was von David die Jungfrauen sangen: Saul hat Tausend erschlagen, David aber Zehntausend. — Wohlan, so mache Gebrauch von diesen Steinen; du willst dich ja rächen an deinem Feinde, gut; räche dich, es ist dir erlaubt; ich habe es heute dir gezeigt, du darfst nach deinem Feinde mit Steinen werfen. So wirf ihn mit diesen fünf Steinen, d. h. lebe rechtschaffen, verachte die Beleidigung, schweige, bitte um Verzeihung, oder mache den Anfang zur Versöhnung, auch wenn du der beleidigte Theil bist, und thu deinem Feinde Gutes. — Sieh, das heißt sich rächen; das ist die christliche Rache; räche dich so an deinem Feinde und dein Antheil wird einst der des heiligen Stephanus sein. Amen.

Predigt

auf

den Sonntag nach Weihnachten.

Text: „Siehe, dieſer iſt geſetzt zum Falle und zur Auferſtehung Vieler in Iſrael.“ Luk. 2, 34.

Geliebte Pfarrkinder!

In der That eine ſchreckliche Predigt iſt es, die wir heute aus Simeons prophetiſchem Munde hören! Alſo Chriſtus ſoll zum Falle, zum Untergange gereichen! Wie, der Heiland, der Erlöſer, der Erretter der Menſchheit aus Hölle und Verdammung, er ſoll Anlaß zur Verdammung werden? Und zwar nicht etwa dem Einen oder Andern, ſondern Vielen? Aber wahrſcheinlich werden es doch nur die Heiden, die Juden, die Ungläubigen ſein, jene, denen er eine Thorheit oder ein Ärgerniß iſt? Ach nein, nicht von Heiden, nicht von Ungläubigen redet der gerechte Simeon, oder eigentlich der heilige Geiſt, denn dieſer redete aus ihm, ſondern es heißt: Vielen in Iſrael wird er zum Falle gereichen; alſo vielen Rechtgläubigen, vielen katholiſchen Chriſten (denn dieſe bilden ja das geiſtliche Iſrael) wird der Herr zur Verdammniß werden.

Ja, Simeon ist nicht einmal der erste, der dieß gesagt hat, sondern Jahrhunderte vor ihm schon hat es Isaias (8, 14—16.) ausgesprochen, als er sagte: „Der Herr wird den beiden Häusern Israels zum Stein des Anstoßes und zum Fels des Ärgernisses sein, zum Fallstrick und Verderben den Einwohnern Jerusalems. Und sehr Viele aus ihnen werden sich daran stoßen und fallen und zerstoßen, verstrickt und gefangen werden."

Aber, wie ist das möglich? Geliebte! Wie kann denn Christus, der Retter, zum Verderben werden? Wie kann der, welcher vom Falle aufrichtet, zum Falle werden? Wie kann der, welcher lebendig macht, tödten?

Ja noch mehr, jetzt in dieser heiligen, festlichen Zeit, jetzt, wo wir das Geheimniß der göttlichen Erbarmung und Liebe feiern, wo wir uns Alle freuen über das Heil, das uns widerfahren, sogar in diesen hochheiligen Tagen sollte der Erlöser zum Falle, zur Verdammniß werden können? Leider, Geliebte, ist das eine schreckliche Wahrheit! Ja, diese hochheilige Zeit, diese Zeit der Gnade, sie kann eine Zeit des Fluches, und Christus, der sonst zur Auferstehung gereicht, er kann in dieser heiligen Zeit sogar zum Falle werden, und wird in der That auch Vielen in Israel, vielen Christen zum Falle. Freilich ist dieses nicht seine Schuld, sondern die Schuld der Christen selbst. Wer sind aber diese, und was thun solche Christen? Antwort:

Einige mißbrauchen die heilige Weihnachtszeit zu Ausschweifungen, I. Theil.

Andere mißbrauchen sie sogar zum Aberglauben, II. Theil.

Daß diesen der neugeborne Heiland zum Falle gereichen muß, werden wir sehen.

Erſter Theil.

Die ſtillen Tage der heiligen Adventzeit ſind vorüber, und es fängt nun wieder an, lebendig zu werden. Die Welt, namentlich in den Städten, kann den Ablauf dieſer Zeit kaum abwarten; ſie dünkt ihr eine Ewigkeit. Kaum iſt daher das heilige Weihnachtsfeſt vorüber, ſo iſt's, als wenn gar keine heilige Zeit da geweſen wäre. Sie eröffnet den Stephanitag, den Tag unmittelbar nach Weihnachten, mit einem — Ball. Alſo wie ſie den Faſtnachtsdienſtag feiert, ſo feiert ſie auch die Geburtszeit Chriſti, ſo feiert ſie Neujahr, ſo feiert ſie das ganze Jahr. — Die Frauen und Mädchen tragen ihre Hoffart zur Schau; ſie ſpannen ihre Netze aus, wie Spinnen; ſie machen dem lieben Gotte dem Scheine nach in der Kirche die Aufwartung; aber eigentlich gehen ſie hin, um zu ſehen und geſehen zu werden; ſie ſchlagen mit dem Pfauenſchweife ihrer Schönheit ein Rad, um von männiglich begafft und bewundert zu werden. Nur weil ſie eine noble Kleidung zur Schau tragen können, gehen ſie in die Kirche; wäre ſie weniger prächtig, weniger eitel, ſie würden nicht einmal am Weihnachtsfeſte in der Kirche erſcheinen.

Was das weibliche Geſchlecht in dieſer heiligen Zeit in der Hoffart ſündigt, das ſündigt die Männerwelt in übertriebenen oder ſündhaften Vergnügungen aller Art.

Es fällt keinem vernünftigen Menſchen ein, es zu verwehren, in dieſer heiligen Zeit ein ſchönes Kleid zu tragen, oder eine anſtändige Freude und Unterhaltung zu genießen; nein, der Heiland hat ja Friede und Freude vom Himmel gebracht, warum ſollen wir uns dieſes lieblichen Weihnachtsgeſchenkes nicht freuen? Aber wo kein Maaß und Ziel iſt, wo auf Koſten der Religion und guten Sitte Vergnügen genoſſen wird, da iſt es Sünde, ſchwere Sünde.

Nun frage ich aber: Wie Viele gibt es denn nicht, die höchſtens am heiligen Chriſttage eine Meſſe beſuchen und

ſchon am zweiten Feiertage nimmermehr? Entweder bringen ſie die Zeit, die der öffentlichen Gottesverehrung gewidmet werden ſoll, im Müßiggange, im Bette oder auf andere Weiſe zu Hauſe müßig zu, oder ſie machen Schlittenfahrten, oder Jagdpartien, oder vergeuden ſonſt die Zeit in Spiel und Eſſen und Trinken. Kurz, ſie thun Alles, nur das nicht, was ſie thun ſollen; ſie machen die heilige Feſtzeit ſich und dem Teufel zu einem bequemen Ruhepolſter. Die Weihnachtsfeiertage benützen ſie wohl für ihren Leib, aber nicht für ihre Seele. Schon Jene, die Nichts thun in dieſer Zeit, mißbrauchen ſie zur Sünde; geſchweige erſt Jene, die Böſes thun. Übrigens kann der Menſch eigentlich gar nicht ſein, ohne etwas zu thun; thut er nichts Gutes, und geht müßig, ſo wird er bald Böſes thun. Wie zwei Mühlſteine, die leer laufen, wenn kein Getreid aufgeſchüttet wird, nicht nur ſich ſelber zerreiben, ſondern auch noch die ganze Mühle anzünden, ſo reibt ſich auch der Geiſt des Menſchen, der ſich gar nicht ſtill halten kann, ſondern immer etwas zu denken und zu arbeiten haben muß, ſelber auf, wenn er keine gute Beſchäftigung hat, und zündet das Feuer der böſen Begierlichkeit in ſich und in dem Fleiſche, mit dem er umgeben iſt, an.

Daher kommt es, daß an Sonn- und Feiertagen ſo viel Sünden und Laſter verübt werden. Man thut Nichts, man geht müßig, man betet nicht, man hat oder will keine anſtändige Unterhaltung; kein Wunder, wenn man dann in große Sünden und Laſter ſtürzt. Manche aber meinen, ihr Lebenswandel in dieſer heiligen Zeit habe nichts Sündhaftes an ſich, wenn ſie nur keine groben Ausſchweifungen ſich zu Schulden kommen laſſen, wenn nur Schicklichkeit und Anſtand einigermaßen beobachtet werden. Hieher gehört ein großer Theil der Stadtleute, beſonders der Vornehmen und Jener, die vornehm thun wollen. Dieſe Leute haben ihre ſieben Tagzeiten, an welchen ſie ihrem Gott dienen, wie die Kloſterleute; nur iſt es ein anderer Gott, dem ſie ihr Officium weihen, der Gott der Welt nämlich. Wenn ſie auf-

ſtehen, ſo fordern ſie ein Frühſtück; das iſt die Prim. Dann gehen ſie an die Toilette, d. h. ſie ſtellen ſich vor den Spiegel und friſiren, kleiden und putzen ſich; das iſt ihre Terz. Wenn's dann gut geht, ſo gehen ſie in die Meſſe, geben aber ſorgfältig Acht, daß ſie nicht zu früh kommen, und in der Meſſe plaudern ſie miteinander und geben Andern Ärgerniß; das iſt ihre Sext. Hernach werden Viſiten gemacht; man fragt ſich: „Wie haben Sie geſchlafen? was hat Ihnen geträumt?“ beſonders wird nicht vergeſſen, einander gründlich zu belehren, was draußen für ein Wetter iſt, und das iſt die Non. Dann wird drei Stunden zu Mittag geſpeist; das iſt die Veſper. Sodann wird ſpazieren gefahren oder gegangen; damit iſt auch der Tag zu Ende und der vornehme Städter iſt mit der Complet fertig. Nach dem Nachteſſen aber wird getanzt, geſpielt, gebuhlt oder gezecht bis tief in die Nacht hinein, und das ſind die Nokturnen mit den Laudes. So kann auch der Weltdiener mit dem Pſalmiſten ſagen: Siebenmal des Tages habe ich dein Lob verkündet, o Herr, nur mit dem Unterſchiede, daß dieß ein ganz anderer Herr iſt.

Was in den Städten in's Große geht, das ſieht man auf dem Lande in kleinem Maaßſtabe. Auch auf dem Lande mißbrauchen Viele die Feiertage, um ſich für den Zwang, den ihnen die Adventszeit auferlegt, zu entſchädigen und ihren böſen Gelüſten alle Zügel ſchießen zu laſſen. Sie können kaum den heiligen Chriſttag nüchtern vorüberziehen ſehen; am Stephanitag müſſen ſie ſchon ihren Rauſch haben. Ja, hätte das Landvolk die Gelegenheit, wie das Stadtvolk, es wäre um kein Haar beſſer; es würde die Neujahrsnacht eben ſo durchlärmen, eben ſo vom alten Jahre in's neue hinübertaumeln, wie ſo viele Stadtleute. Ja, dieſe heilige Weihnachtszeit, ſie wird auch auf dem Lande von Ledigen und Verheiratheten mißbraucht zu Sünde und Laſter. Die ledigen Leute mißbrauchen ſie, um wieder ihren ſündhaften Gelegenheiten nachzugehen; die Verheiratheten, um gleichfalls den

Faden ihrer Sünden da fortzuſpinnen, wo ſie aufgehört haben.

Ja, lieber Herr Jeſus! da iſt es freilich kein Wunder, wenn du ſo Vielen in Iſrael als Kind ſchon zum Falle wirſt! Die Welt zwingt dich ja, bei deiner erſten Ankunft ſchon das Verdammungsurtheil über ſie zu ſprechen, deine Krippe in einen Richterſtuhl umzuwandeln, ſtatt kindlicher Seufzer jenes fürchterliche: Weg von mir, ihr Verfluchten! hören zu laſſen. Die Welt kann den Heiland nicht leiden, ſie will mit ihm nichts zu ſchaffen haben. Die Selbſtverläugnung, die er im Stalle predigt, iſt ein fortwährender, nie ruhender Vorwurf gegen ihre Augenluſt, Fleiſchesluſt und Hoffart. Darum ſchreit ſie jetzt ſchon in dieſen feſtlichen Tagen: An's Kreuz mit ihm! Sie kann nicht warten, mit Gewalt zieht ſie den Charfreitag herbei; in der Wiege ſchon kreuzigt ſie den Heiland; am Feſte ſeiner Geburt ſchon will ſie ihn todt wiſſen. Da waren die Juden noch gewiſſenhafter, als dieſes elende Chriſtenvolk: am Feſttage wollten ſie Jeſum nicht kreuzigen laſſen; aber die Chriſten kreuzigen ihn alle Tage, am liebſten jedoch an ſeinen Feſttagen, und gar häufig auch in dieſer heiligen Weihnachtszeit.

Iſt's da ein Wunder, meine Lieben, wenn auch uns das Wort des Propheten (Malachias 2, 3.) gilt: „Ich will euch den Unrath eurer Feſttage in's Geſicht werfen"? Und iſt's da ein Wunder, wenn uns Jeſus dieſe Tage zur Verdammniß, und Chriſtus ſchon in ſeiner Krippe zum Falle ſtatt zum Heile wird? — Gerne würde ich jetzt meine Predigt ſchließen, Geliebte. Ich habe des Traurigen bereits genug geſagt. Dieſe heilige Zeit wird durch Ausſchweifungen aller Art, durch Hoffart, Übermaaß, Müßiggang und Trägheit entweiht — kann noch mehr geſchehen, kann ſie noch mehr mißbraucht werden? — Man möchte ſagen: Nein; auch ich möchte gerne Nein ſagen, Geliebte! allein ich muß leider das traurige Ja ſprechen, die Wahrheit zwingt mich, es zu

ſagen, daß die Menſchen nicht zufrieden ſind, durch gewöhnliche Sünden und Ausſchweifungen die heilige Weihnachtszeit zu ſchänden; nein, ſie nehmen zu außerordentlichen Sünden ihre Zuflucht, um ſie noch mehr zu entwürdigen; ja ſie ſind erfinderiſch, dieſe Zeit der Gnade in eine Zeit des Verderbens zu verkehren, den neugebornen Heiland ſich zum Feinde zu machen. Das Kind wäre ihnen für ihre gewöhnliche Entweihung noch nicht genug zum Falle — drum nehmen ſie zu Teufelskünſten, zum Aberglauben ihre Zuflucht, und hiezu dient ihnen keine Zeit gelegener, als die heilige Weihnachtszeit; von dieſer Entweihung aber im

zweiten Theile.

Was habe ich vorhin geſagt? Habe ich nicht am Schluſſe des erſten Theiles das Wort „Aberglauben“ ausgeſprochen? Wie, gibt es noch einen Aberglauben? Im Jahrhunderte der Aufklärung und des Fortſchrittes, im geprieſenen neunzehnten Jahrhundert, in welchem wir leben, darf und kann man da noch von Aberglauben reden? Ja, muß man nicht fürchten, ſelber für abergläubig gehalten zu werden, wenn man noch von Aberglauben reden will? Ach, Geliebte! trotz unſerer geprieſenen Aufklärung herrſcht dennoch häufig genug noch bei Vornehm und Nieder der Aberglaube. Obenaus iſt es freilich mehr der Unglaube; aber in untern Volksklaſſen exiſtirt neben guter, tüchtiger Geſinnung, neben wahrem Glauben auch noch eine tüchtige Maſſe Aberglaube. Habt ihr nicht geleſen oder gehört, wie unlängſt in unſerer Nachbarſchaft ein Verbrecher auf den Pranger geſtellt wurde, der ſich als Biſchof verkleidete und einem Bauern 5000 fl. herauslockte, unter dem Vorwande, damit einen ungeheuer großen Schatz heben zu können? Das geſchah im Jahre 1847, in einer Zeit, die mit dem Lichte ihrer Aufklärung auch in die entlegenſte Einöde, wie man meinen ſollte, hindringt. Alſo in unſern Tagen gibt es noch Bauern, die da meinen, es ſeien Schätze in der Erde verborgen, die der Teufel hüte oder

ein Zauberdrache, und die man mit einer Wünſchelruthe mit geweihten Sachen herausbekommen könne. Und einem Betrüger, der ihnen dergleichen vormacht, glauben ſie und geben ihm anſehnliche Summen Geldes. Ja ſogar ihrem eigenen Biſchofe trauen ſie zu, daß er ſich mit Schatzgraben befaſſe! Und wenn wir erſt gar wüßten, wie viele es Solche noch gäbe, wie weit das Reich des Aberglaubens ſich noch erſtrecke, wir würden ſtaunen und ausrufen: Iſt das möglich, möglich in unſerer Zeit? Doch, Geliebte! es iſt noch mehr möglich. Es gibt nämlich keine Zeit im ganzen Jahre, die der Aberglaube ſo zu ſeinen Gunſten ausbeutet, wie die heilige Weihnachtszeit. Gerade in dieſer Zeit verſpricht ſich der Aberglaube den größten Gewinn, und bekannt ſind in dieſer Beziehung die ſogenannten Loos-Nächte (Löſſeln), nämlich die Vornächte des Thomas-, Weihnachts-, Neujahrs- und heiligen Dreikönig-Feſtes, in welchen man theils in den Häuſern allerlei Aberglauben treibt, theils ſogar auf die Kreuzwege hinausgeht, dort einen Kreis um ſich beſchreibt und den Teufel anruft, um Geld von ihm zu bekommen oder zukünftige Dinge zu erfahren. Man könnte wohl ſagen: Letzteres wird denn doch in unſern Tagen nimmer vorkommen; allein wer kann ſolche Behauptung beweiſen? Läßt der Abergläubiſche, der dieſe Werke der Finſterniß übt, einen Zeugen an ſeiner Seite ſtehen? Hätte Jemand gedacht, ein Bauer könne in unſern Tagen noch an Zauberſchätze und deren Hebung durch biſchöfliche Macht glauben? Kein Menſch hätte dergleichen geträumt, wenn durch die Entdeckung des Betrügers nicht die Gewißheit erhärtet worden wäre, daß ſolch kraſſer Aberglaube noch wirklich exiſtire. Es kann alſo auch noch alle übrigen Arten von Aberglauben, ſelbſt die gräßlichſte, durch die man beim Teufel Hülfe ſucht, geben, gibt ſie gewiß auch noch, nur kommt man ſelten dahinter, weil dieſe Werke der Finſterniß das Licht zu ſehr fliehen.

Aber iſt denn das gar ſo arg, was der Aberglaube treibt? Das ſind ja doch im Grunde nur kindiſche Spielereien und

Scherze, höchstens etwas muthwilliger Zeitvertreib, den man sich erlaubt, könnte Mancher sagen. Wir wollen einmal hören, was unser Herrgott zu diesem Zeitvertreibe sagt! Was ganz geringe Dinge sind, von diesen schreibt Paulus an Timotheus (1. Br. 4, 7.): „Mit albernen, altweibischen Fabeln befasse dich nicht, sondern übe dich vielmehr in der Gottseligkeit.“ Wenn also in jenen heiligen Nächten Langeweile euch befällt, so übt euch in der Gottseligkeit, d. h. betet und betrachtet oder leset in einem erbaulichen Buche; das ist euch nützer, als Blei gießen, Schuhe rückwärts werfen, oder andere abergläubische Albernheiten, die oft in diesen Nächten getrieben werden. Wer aber in jenen Nächten es gar noch weiter treiben wollte — übrigens glaube ich nicht, daß es dergleichen in meiner Pfarrei gibt — dem würde wohl nicht mehr gehören, als daß er in der Gefahr zu Grunde ginge. Die heilige Schrift, und das ist merkwürdig, hat gar kein Beispiel von solcher Verworfenheit aufzuweisen, daß Jemand es gewagt hätte, den Teufel zu Hülfe zu rufen oder sich ihm zu verschreiben. Wir lesen wohl, daß Wahrsagerei und Zauberei öfters stark bei den Juden im Gange war, daß sie aber den Bösen selber angerufen hätten, so weit kamen sie nicht — diese Versunkenheit war erst den Christen vorbehalten. Welch ein Gräuel aber schon das in den Augen Gottes war, wenn sich sein Volk bei Zauberern und Wahrsagern Raths erholte, können wir im 3. Buche Mosis 20, 6. lesen, wo es heißt: „Die Seele, die sich wendet zu den Zauberern oder Wahrsagern und mit ihnen huret (d. h. Umgang hat), gegen dieselbe will ich mein Angesicht setzen und sie ausrotten aus der Mitte ihres Volkes.“ Und beim Propheten Isaias (8, 19.) spricht Gott zum Volke: „Wenn sie zu euch sagen: Fraget die Zauberer und Wahrsager, die bei ihren Zauberspruchen viel Wesens machen, so sprechet: Soll nicht das Volk seinen Gott fragen? Soll es die Todten für die Lebendigen fragen?“ Und ich setze hinzu: Soll nicht

das Volk ſeinen Gott fragen, ſtatt den Teufel? Was muß das für ein Menſch ſein, für ein Chriſt, der es ſo weit gebracht hat, dieſe heilige Zeit, dieſe heiligen Nächte ſo zu mißbrauchen, daß er den Feind des Menſchengeſchlechtes um Hilfe anruft, oder gar ihm ſeine Seele verſchreibt? Wahrhaftig, das heißt dieſe gottgeweihten Tage zu einem Teufelsfeſte machen! Das heißt, das hochheilige Brod dieſer Tage dem Höllenhunde vorwerfen! Solche Menſchen machen es, wie einſt jene Verruchten (Donatiſten), welche die heiligen Hoſtien den Hunden vorwarfen, aber von ihnen zur Dankſagung zerriſſen wurden.

Wie, jetzt in dieſer heiligen Zeit, wo die Gnade und Menſchenfreundlichkeit Gottes leibhaftig erſchienen iſt, die von der Krippe aus ſchon ruft: Kommet Alle zu mir, die ihr mühſelig und beladen ſeid, und ich will euch erquicken — da, da in dieſer Gnadenzeit, wo ſelbſt die Teufel, wenn ſie anders noch könnten, vor dieſem Himmelskinde in der Krippe um Gnade flehen möchten, da kann es — wie muß ich ſagen, darf ich ihn einen Menſchen nennen? — nein, da kann es nur wieder ein Teufel in Menſchengeſtalt ſo weit bringen, beim Teufel anzuklopfen. O der ſchrecklichſten, fürchterlichſten Verblendung, o dieſer entſetzlichen Verkommenheit! Der Menſch kann beim Feinde des Menſchengeſchlechtes Hülfe ſuchen, und er, der ſelber nichts hat, ſoll mehr geben können, als ein Blendwerk? Und gerade da, wo er Alles haben könnte, an der Quelle der Gnaden, der Schätze und Güter, mag er nicht rufen! Und ſolchen Aberglauben gibt es noch unter Chriſten, ſolche Dinge findet man noch unter dem Landvolk! Und ſolche Dinge werden gerade in dieſen Tagen getrieben! Kann man nun dieſe heilige Zeit noch ärger mißbrauchen?

O, geliebte Pfarrkinder! ſo laßt doch ihr euch eine ſolche Entweihung nicht zu Schulden kommen! Treibt keinerlei

Aberglauben und leidet dergleichen nicht in euern Häusern! Habt ihr einen Zweifel, so ist die Geistlichkeit da, bei dieser befragt euch! Lasset doch ihr wenigstens es euch nicht nachsagen, daß ihr einfältige Leute wäret, die auf dergleichen noch etwas hielten! Würdet ihr den Aberglauben auch nicht der Sünde wegen meiden — schon das Ehrgefühl müßte euch Verachtung dagegen einflößen; denn ihr wisset selber schon, wie es dann gleich heißt: das dumme Bauernvolk kann Jeder anführen, an's Schatzgraben und Wahrsagen, an Hexerei und alle Teufelskünste glaubt es noch! Laßt euch also da nicht leichtgläubig finden! Es ist nicht Alles Aberglaube, was oft Leute, die recht gescheid sein wollen, dafür ausgeben, das ist wahr; aber daß es dennoch viel gibt, was greifbarer Aberglaube ist, das ist auch wahr. Zweifelt ihr also, ob und was es ist, so fragt, deßwegen ist die Geistlichkeit da. Ihr werdet dann nicht nur nicht angeführt und um euer Geld betrogen, sondern begeht auch keine Sünde des Aberglaubens überhaupt, viel weniger in dieser heiligen Zeit. Ihr mißbraucht also diese Zeit doch nicht zu eurem Verderben, wenigstens nicht in dieser Beziehung.

Aber thut fein auch im andern Punkte eure Pflicht und Schuldigkeit! Entheiligt diese Festtage nicht durch Sünde und Ausschweifungen aller Art! Kreuziget Jesum nicht jetzt schon, da er noch in der Krippe liegt! Machet ihn euch nicht jetzt schon zum Feinde! Wollet doch nicht zu Jenen gehören, denen das Kind zum Falle gesetzt ist! Zu diesem Ende aber frage sich Jeder selber, wie er in frühern Jahren diese Festtage zugebracht und wie er heuer diese heilige Weihnachtszeit zuzubringen gedenkt. Wir kennen Jesum Christum; schauen wir uns aber auch an, was diese Kenntniß bisher für Früchte an uns getragen hat, ob wir besser geworden sind, oder dem Untergange zueilen. Ist das Letztere der Fall, so können wir noch umkehren, jetzt ist noch Zeit. Ist uns Christus auch bisher zum Falle gewesen, immerhin kann er

uns wieder zur Auferſtehung werden. So benützen wir denn hiezu dieſe Zeit der Gnade, dieſe Tage des Heiles; nehmen wir unſere Zuflucht zur Krippe! Wir ſind zwar lahm von unſerm vielen Fallen, aber dort iſt Einer, der uns aufrichten kann, auch wenn wir noch ſo tief gefallen ſind! Ja, Herr, erhebe uns, du Starker, uns Schwache! Amen.

Predigt

am

Neujahrsfeste.

Text: „Sein Name wurde Jesus genannt.“ Luk. 2, 21.

Geliebte Pfarrkinder!

Es ist ein alter Brauch unter den Christen, sich am Neujahrsfeste gegenseitig Glück zu wünschen oder auch Geschenke zu machen. Diese Sitte hat wohl auch mitunter ihren Ursprung in dem Umstande, weil auch der himmlische Vater heute seinem eingebornen Sohne ein Geschenk gegeben hat, dergleichen es nichts Kostbareres gibt, nämlich den Namen Jesus. Zwar wurde dieser Name schon von dem Engel bei seiner Empfängniß genannt; allein eigentlich bekam der Sohn Gottes den Namen Jesus erst am Tage seiner Beschneidung, am heutigen Tage. Daß dieser Name aber das kostbarste Geschenk ist, das es geben kann, sagt der Apostel in seinem Briefe an die Philipper, wo es also lautet: „Er hat ihm einen Namen gegeben über alle Namen, und im Namen Jesu müssen sich alle Knie beugen im Himmel, auf Erden und unter der Erde.“

Wenn nun der himmlische Vater seinem geliebten Sohne kein herrlicheres Geschenk geben konnte, als den Namen Jesu: soll ich euch zum neuen Jahre etwas Besseres geben können, als diesen Namen? Aber ich kann euch diesen Namen nicht geben; denn nur Einer hat Jesus in der That und Wahrheit geheißen, und Niemand wird mehr diesen Namen führen. Aber etwas davon möchte ich euch doch mittheilen von diesem süßen Namen. Und was ist denn das? Nun höret mich, ich kann euch den Namen Jesu nicht geben, so gebe ich euch denn einen gleichlautenden Namen zum Geschenke, nämlich den Namen — Jesuit. Wie, werdet ihr denken, Jesuiten sollen wir sein, Jesuiten werden? Lesen und hören wir nicht täglich von den Jesuiten? Sind sie nicht der Aussatz der Menschheit, eine Schlangen- und Natternbrut, die man von der Erde vertilgen müsse? Sind es nicht die Jesuiten, die den Bürgerkrieg in der Schweiz veranlaßt, die den Bruder gegen den Bruder, den Vater gegen den Sohn aufgehetzt haben? Sind es nicht die Jesuiten, neben denen Niemand in Frieden leben kann, die Alles verdummen, Alles verdammen, überall Finsterniß und Knechtschaft verbreiten, wo sie sich einnisten? Wie, und solche sollen wir werden? Das kann uns unser eigener Pfarrer am Neujahrstag von der Kanzel herab wünschen, daß wir Jesuiten sein und werden sollen?

Ja, Geliebte! es ist mein voller Ernst. Ich wünsche euch heute von ganzem Herzen, daß ihr Jesuiten sein und werden möchtet:

Jesuiten in Gesinnung, I. Theil;
Jesuiten in der That, II. Theil.

Ich beginne ꝛc.

Erster Theil.

Was ihr in den Zeitungen, die auf den Biertischen aufliegen, oft von den Jesuiten leset, Geliebte, das darf euch

nicht irre machen. Die Zeitungsschreiber kennen entweder die Jesuiten nicht, oder sie wollen sie nicht kennen; darum lügen sie auf die Jesuiten hinauf, daß es eine Schande und ein Graus ist. Der Teufel in der Hölle sieht nicht so schwarz aus, als die Jesuiten, wie sie von den Zeitungsschreibern gemalt werden. Aber das Papier ist geduldig. Was ich aber heute von der Kanzel sage, ist Wahrheit und kein Zeitungsgerede. Die Gesellschaft der Jesuiten ist von der ganzen katholischen Kirche anerkannt und ist sogar, abgesehen von den frühern Auszeichnungen, die ihr durch viele Päbste und Kirchenversammlungen zu Theil geworden sind, von dem jetzigen, glorreich regierenden Pabste Pius IX. vor der ganzen Welt belobt worden als eine Gesellschaft, die stets der Menschheit zum Heile und Segen gedient hat. Ein solcher Ausspruch unsers kirchlichen Oberhauptes und die Gutheißung dieses Ordens von Seiten der katholischen Kirche gilt uns mehr, als alles Geschrei und Schimpfen der Jesuitenfeinde. Die Gesellschaft der Jesuiten hat viele große Heilige hervorgebracht, die wir im Jahre hindurch verehren, und sie zählt viele selige, fromme und heiligmäßige Männer, die zwar von der Kirche nicht heilig gesprochen worden sind, deren Beispiele aber, deren Lebenswandel uns wie der aller guten Menschen nachahmungswürdig ist. Wenn ich euch demnach heute wünsche, Geliebte, daß ihr Jesuiten sein möget, so wünsche ich euch nicht die Fehler der Jesuiten, ich stelle euch überhaupt nicht alle Jesuiten als Muster auf, sondern nur die Frommen, die Heiligen aus diesem Orden, jene, welche wahrhafte Nachfolger Jesu, also Jesuiten waren. Das darf ich thun, das muß ich thun. Alle sollen wir Jesu nachfolgen, Alle sollen wir also Jesuiten sein. Er ist ja der Weinstock und wir sind die Reben. Heißen wir ja Christen von Christus, warum sollen wir nicht Jesuiten von Jesus heißen? Alle sind wir ja zur Gesellschaft Jesu berufen, sagt der Apostel Paulus (I. Kor. 1, 9.) in seinem ersten Briefe an die Korinthier, folglich sind wir eigentlich, oder

ſollen wir doch Alle Jeſuiten ſein, wenn wir auch dem Orden der Geſellſchaft Jeſu, den Ignatius geſtiftet hat, nicht angehören. — Gut, wenn wir aber ächte und wahre Jeſuiten, Nachfolger Jeſu ſein wollen, wie müſſen wir dann geſinnt ſein?

Wir müſſen erſtens Jeſum über Alles lieben, und bei allen unſern Handlungen denken: Alles zur größern Ehre Gottes! In dieſer Beziehung ſind gewiß die Apoſtel die erſten Jeſuiten geweſen. Konnte der große Weltapoſtel ſeine Liebe zu Jeſus in ſchönern Worten ausdrücken, als wenn er ſagte: „Jeſus iſt mein Leben und Sterben mein Gewinn“? Was ſoll uns von der Liebe Chriſti ſcheiden? Weder Trübſal noch Angſt, weder Schwert noch Verfolgung! Ja, ſo ſehr hatte die Liebe zu Jeſus dem großen Paulus dieſen heiligſten Namen eigen gemacht, daß er in ſeinen Briefen 219mal den Namen Jeſu und 491mal den Namen Chriſti niederſchrieb, ja, ein Geſchichtſchreiber erzählt ſogar, daß er noch dreimal dieſen heiligſten Namen ausgeſprochen habe, nachdem das Haupt bereits vom Rumpfe getrennt war. Paulus nannte ſich auch nie anders, als einen Diener Jeſu Chriſti. Der rechtſchaffene Diener aber folgt und liebt ſeinen Herrn, wie der Schüler den Lehrer und der Soldat den Feldherrn. Die römiſchen Soldaten ließen ſich ſogar ein Zeichen, ein Mal aufdrücken oder auch einbrennen, an dem man erkannte, daß ſie zu dieſem oder jenem Feldherrn gehörten. Hatte nicht auch der heilige Paulus die Wundmale Chriſti an ſeinem Leibe? Der heilige Martyrer Ignatius, der Schüler Johannes des Evangeliſten, nannte Jeſum fortwährend ſeine Liebe, und ſein ganzer Brief an die Römer iſt nichts anders, als der Ausdruck dieſer Liebe. Wenn nun der Schüler ſo liebte, wie mußte erſt der Meiſter lieben! Heißt er ja deßhalb der Jünger der Liebe.

Wir ſehen alſo, Geliebte! die Jeſuiten ſind ſchon ziemlich alt, ſchon die Apoſtel und Apoſtelſchüler waren Jeſuiten,

d. h. solche, denen Jesus ihr Alles war. Ja, alle wahren Jünger des Herrn, alle Heiligen Gottes, sie liebten Jesum über Alles, und dieser Name war ihnen das Süßeste auf dieser Welt. „Wenn du schreibst," sagt der heilige Bernhard, „so erquickt mich deine Schrift nicht, außer ich finde den Namen Jesus; und wenn du redest oder predigst, so gefällt mir die Predigt nicht, außer ich höre den Namen Jesus. Jesus ist Honig im Munde, Wonne im Ohre und Jubel im Herzen." Und was die Apostel Jesu und die Heiligen Gottes zu aller Zeit von diesem heiligsten Namen dachten und fühlten, das fühlten und dachten auch die frommen und heiligen Ordensmänner der Gesellschaft Jesu. Wenn nur Jesus gepredigt, Jesus verherrlicht, sein Name mit Ehrfurcht genannt und überall hin verbreitet wurde, alles Andere galt ihnen Nichts. „Alles, was ihr thut in Worten oder in Werken, das thut Alles im Namen des Herrn Jesu Christi," so schreibt Paulus an die Kolosser; was Wunder, wenn alle Heiligen Gottes sich diesen Spruch zu Herzen nahmen und Alles Jesu zu lieb thaten!

Ja, es ist jesuitisch, nur Jesum zu lieben, Jesum zu loben, Alles im Namen Jesu zu thun. Aber es ist gut jesuitisch. Solche Jesuiten waren schon Paulus, besonders Paulus und Johannes; solche Jesuiten wollen auch wir sein. Ja, stets wollen wir diesen heiligsten Namen mit Andacht und Liebe im Munde führen, mit Freude und Seligkeit im Herzen tragen und Alles in diesem heiligsten Namen thun. Und sind wir auch nicht würdig, die Wundmale Christi an unserm Leibe zu tragen, tragen wir diesen heiligsten Namen auch nicht in unsern Kleidern, wie Kaiser Konstantin die Anfangsbuchstaben davon auf seinem Helme, ist er auch unserm Herzen nicht mit goldenen Buchstaben eingeschrieben, wie dieses Einige vom heiligen Martyrer Ignatius erzählen, in dessen Herzen man den Namen Jesu gefunden haben soll, als ihn die Löwen zerrissen hatten, brennen wir uns denselben

auch nicht mit einem glühenden Eisen auf die Arme, wie es in den ersten Zeiten der Kirche viele Christen thaten; so tragen wir dennoch diesen heiligsten Namen im Herzen, indem wir ihn lieben, und tragen ihn auch an den Armen, indem wir Alles im süßen Namen Jesus thun. Und so erfüllen wir die Mahnung des Bräutigams, der im hohen Liede (8, 6.) zu seiner Braut also spricht: „Setze mich wie ein Siegel auf dein Herz, wie ein Siegel auf deinen Arm."

Das ist ächt jesuitisch, Geliebte, und mit diesem Jesuitismus dürfen wir uns vor der ganzen Welt sehen lassen. Die Welt kann zwar auch diesen Jesuitismus nicht leiden, der gewiß der unschuldigste von der Welt ist, sie wird auch da spotten über Schwärmerei, Phantasterei, fromme Dummheit, Betschwesterei, und wie die lieben Titel alle heißen, mit denen sie die Liebhaber Jesu zu behängen weiß; allein, Geliebte, das darf uns nicht anfechten; denn die Welt hat Jesum von jeher von Grund des Herzens gehaßt. Sie weiß nur dann einige Lobsprüche auf Jesus, wenn sie für ihre Schlechtigkeiten, für ihren Unglauben und für ihre Gleichgültigkeit eine tüchtige Portion Toleranz braucht und man ihr dieselbe nicht genugsam gewähren will. Da weißt sie auf Jesum hin, der die „Liebe" selber war und die „Religion der Liebe" predigte, der Niemanden verdammt, sondern alle Menschen geliebt hat. Dazu und um den Namen Jesu bei allen Gelegenheiten, Lächerlichkeiten und Thorheiten auszusprechen, ihn zum „Sprüchwort" zu machen — zu diesen zwei Stücken braucht die Welt den Namen Jesu. Von einer Verherrlichung dieses Namens, von einer Liebe zu Jesu, von einer guten Meinung, Alles im heiligsten Namen Jesu zu thun, weiß die Welt nichts; das klingt ihr lächerlich, das ist ihr Albernheit und Thorheit. Im Grunde genommen braucht also die Welt den Namen Jesu gar nicht, außer wenn sie ihn mißbrauchen will. Sie will nur einen Heli als Christus; den Jesus der Evangelien, den Jesus der Schrift will sie nicht; mit einem Worte, sie will im

Grunde genommen von Jesus nichts wissen, sie mag ihn nicht. Darum will sie auch von der Nachfolge Jesu, vom Jesuitismus nichts wissen. Wie sie Jesum haßt, so haßt sie alle seine Anhänger. Indessen das sticht diese nicht an; sie wissen ja, was Jesus zu den Seinen sagte: „Wenn euch die Welt haßt, so wisset, daß sie mich zuvor gehaßt hat.“ Ja, Geliebte, zeigen wir uns als wahre Jesuiten, als wahre Nachfolger Jesu, zeigen wir uns als solche in der Gesinnung, aber auch in der That; und hievon im

zweiten Theile.

„Daran wird man erkennen, daß ihr meine Jünger seid, wenn ihr euch einander liebet.“ So sprach einst Jesus Christus und gab somit das Kennzeichen an, an dem man seine Nachfolger, die Jesuiten, erkennen kann. Auch in dieser Beziehung waren die Apostel die ersten Jesuiten. Paulus liebte seine Brüder so sehr, daß er selber ihnen zum Heile verflucht werden wollte; und bekannt ist, wie sehr jener Jünger der Liebe fortwährend predigte: „Kindlein! liebet einander! Wer seinen Nächsten nicht liebt, den er doch sieht, wie kann der Gott lieben, den er nicht sieht?“ — Diese reine Nächstenliebe ist der leitende Maaßstab für alle frommen Diener Gottes und alle Heiligen gewesen. Sie brannten von Liebe gegen ihre Mitmenschen. — Oder sagt mir, wie nennt man denn das, wenn Einer alle Annehmlichkeiten des Lebens in die Schanze schlägt, alle herrlichen Aussichten in die Zukunft, die ihm die Welt darbietet, verachtet, bloß allein, um dem Heile seiner Mitmenschen leben zu können? Heißt das nicht Nächstenliebe? Wie nennt man denn das, wenn Jemand all sein Hab und Gut verkauft und das dadurch gewonnene Geld unter die Armen austheilt? Ist das nicht Nächstenliebe? Und wie viele Heilige Gottes haben das gethan? Wo müßte ich da anfangen, wo aufhören, wenn ich sie alle aufzählen wollte?

Wer kennt nicht den großen heiligen Vincenz von Paul, den Stifter des Ordens der barmherzigen Schwestern? Über welch ungeheure Geldsummen hatte dieser Mann zu verfügen? Und doch glitt das Geld nur durch seine Hände, er selbst litt Hunger und Durst, und Alles, was er hatte, gehörte den Armen. Sagt mir, wie nennt man das? Ist das nicht Nächstenliebe? Seht da einen ächten Jesuiten, einen wahren Nachfolger Jesu, der den Menschen Gutes that, wo er konnte und zuletzt sein Leben aus Liebe zu den Menschen hingab. Und habt ihr schon von Jenen gehört, Geliebte! welche eine eigene Gesellschaft bildeten, um christliche Gefangene, die in den Kerkern der Türken schmachteten, auszulösen? Die nicht bloß große Summen zahlten, um diese Gefangenen wieder in ihre Heimath zurückkehren zu sehen, sondern sich selber gleich für die Gefangenen hingaben und statt dieser Jahre lang in den Kerkern verweilten? Wie muß man denn das nennen, als Nächstenliebe? Wer erinnert sich da nicht an den heiligen Johannes von Matha, an den heiligen Paulinus von Nola und so viele Andere, die damals ihr Gut und Leben für die christlichen Sklaven hingaben? Was aber muß man erst von Jenen sagen, die gewissermassen noch härtere Liebesdienste verrichteten, die in den Siechhäusern und Spitälern herumkrochen, von einem Kranken zu dem andern gingen, sich an ihre Seite legten, um jeden leisen Wunsch, jeden ihrer Seufzer zu belauschen, welche Krankheit und Tod, ja die abscheulichsten und ekelhaftesten Dienstleistungen nicht scheuten, die Geschwüre der Kranken küßten und sogar den Eiter aus denselben sogen? Wie nennt man denn das? Wenn man das nicht Nächstenliebe nennt, dann gibt es keine mehr. Wer denkt da nicht an die heilige Katharina von Siena, an den großen Erzbischof von Mailand Karl von Borromä, an Ignatius von Loyola und Xaver?

Und wie nennt man denn das, wenn man die Heimath und alle ihre Schönheiten und Annehmlichkeiten verläßt,

wenn man ſich von Vater, Mutter, Bruder und Schweſter trennt, das Vaterland und Alles, was es Angenehmes bietet, verläßt und in ferne Länder zu Heiden und Wilden hingeht, um ihnen das Evangelium zu predigen? Gehen Solche hin, um Schätze zu gewinnen, wie die Kaufleute, die in ferne Länder ſegeln? Nein, ſie gehen hin, um Seelen zu gewinnen, um das Reich des Teufels zu zerſtören, um die Seelen ſeiner Gewalt zu entreißen und ſie in die Arme des guten Hirten zurückzuführen. Alſo Nächſtenliebe iſt es, was die Apoſtel und alle Jene, die je den Glauben den Heiden gepredigt haben, aus ihrer Heimath forttrieb und ſie tauſend Schwierigkeiten, Unannehmlichkeiten und Lebensgefahren entgegengehen hieß. Wer erinnert ſich da nicht an die Miſſionen der Jeſuiten in den letzten Jahrhunderten, an die unglaublichen Anſtrengungen, die ſie machten, und die außerordentlichen Verdienſte, die ſie ſich gerade im Miſſionsweſen erworben haben! Wer denkt da nicht daran, wie ſie in der einen Hand das Kruzifix und in der andern die Axt ſich Wege bahnten durch die Urwälder Amerikas bloß allein, um zu den Wilden gelangen zu können, um alſo dem ſchrecklichſten Tode entgegenzugehen, falls es ihnen nicht gelänge, die Wilden zu bekehren. O wie viele haben da durch Schlangen und reißende Beſtien ihren Tod in den Wäldern gefunden, wie viele ſind dem dortigen Klima erlegen, wie viele von den Wilden gefreſſen worden! O warum ſind ſie nicht zu Hauſe geblieben, wo ihnen keine Gefahr gedroht, wo ſie in ſüßer Ruhe ihr Leben hätten hinbringen können? — Die Nächſtenliebe war es, die ſie forttrieb, das Feuer, das in ihnen brannte, war ſtärker, als das Feuer, an dem ſie von den Wilden gebraten wurden; dieſe Glut mußte ſich Luft machen draußen, ſie wollte ſich nicht mehr im Innern beſchließen laſſen, ſie waren nach Oſt- und Weſtindien gekommen mit Feuer, und was wollten ſie denn anders, als daß es brenne! Seht da, Geliebte, die Jeſuiten aller Zeiten, ſie glühen von Nächſtenliebe!

Willst du ein wahrer Jesuit sein, lieber Christ, so gehe hin und thue desgleichen. Daran wird man erkennen, daß du ein Jesuit bist. Geh hin und gib den Armen, kleide die Nackten, speise die Hungrigen, gib zu trinken den Durstenden, beherberge die Fremden! Sieh, dann hast du Nächstenliebe geübt. Aber nicht bloß für den Leib deines Nächsten mußt du sorgen, nicht bloß leibliche Werke der Barmherzigkeit mußt du thun, sondern auch geistliche. Du mußt auch für die Seele deines Mitmenschen sorgen, ihn aufmerksam machen, wenn er auf Irrwegen geht, ihm den rechten Weg zeigen, selber auf diesem Wege gehen, mit Einem Worte, du mußt den Missionär machen und so für das Seelenheil deiner Mitmenschen sorgen. Schau an dein Weib, deine Kinder, deine Dienstboten, deine Nachbarn, deine Bekannten und Verwandten! Sorge für ihre leiblichen und geistlichen Bedürfnisse, so wie du kannst, sei ihnen ein Jesuit, liebe sie von ganzem Herzen, und du bist ein wahrer Nachfolger Jesu, ein ächter und wahrer Jesuit.

Wahre Nächstenliebe gründet sich aber auf Liebe Gottes. Man muß den Nächsten um Gottes willen lieben, weil jedem Menschen das Ebenbild Gottes aufgeprägt ist, weil jeder durch Christus erlöst ist. Was heißt aber Gott lieben? „Dieß ist die Liebe Gottes," sagt der heilige Johannes, „daß ihr seine Gebote haltet." „Wer meine Gebote hat und sie hält, der ist's, der mich liebt," sagt der Heiland selbst. Die Liebe Gottes ist also die Nachfolge Jesu Christi, oder wie es in der Epistel des heutigen Tages heißt: „Ziehet an den Herrn Jesum Christum!" In uns muß also Jesus Christus sichtbar werden. Was ist denn das Leben der Heiligen Gottes? Nichts anders, als die praktische Nachfolge Christi. Ja, sie haben sich selbst ausgezogen, den alten Menschen mit seinen bösen Neigungen und Begierlichkeiten abgelegt und dafür Christum angezogen. Sie konnten daher vollkommen mit dem Apostel sagen: „Ich lebe zwar, aber nicht mehr ich,

ſondern Chriſtus in mir.“ Sie wandelten zwar mit dem Leibe auf der Erde, aber eigentlich war ihr Wandel im Himmel.

So, Geliebte! müſſen auch wir leben, und dann ſind wir wahre Jeſuiten, wahre Nachfolger Chriſti. Ja, ihr Jünglinge und Jungfrauen! liebet die Reinigkeit, Zucht und Schamhaftigkeit. Eure Unſchuld ſei euch lieber als Geld und Gut, ſie ſei euch das beſte Heirathgut. Haltet euren ledigen Stand ſchön und ihr ſeid wahre Nachfolger Jeſu Chriſti, ächte Jeſuiten. Schaut nur hin auf euer Vorbild, auf das Muſter aller Jünglinge und Jungfrauen, auf den heiligen Aloyſius. Der heilige Aloyſius gehörte der Geſellſchaft Jeſu an; o ſeid nur ſolche Jeſuiten, wie er, dann ſeid ihr mir recht liebe Pfarrkinder, ſolche Jeſuiten will ich in meiner Pfarrei haben. Ja, fliehet die nichtsnutzigen Bekanntſchaften und die Gelegenheiten zur Sünde! Geht gar nicht oder ſo ſelten als möglich auf den Tanzboden! Führt keine groben Reden, ſingt keine unreinen Lieder und ſeid auch rein im Herzen, habt keine Freude an unreinen Gedanken, wenn der Verſucher damit zu euch kommt! Ja, ſeid nicht bloß Jungfrauen und reine Jünglinge in Werken und Worten, ſondern auch in Gedanken! Die Reinigkeit des Herzens iſt wie ein Spiegel, wenn man ihn anhaucht, ſo lauft er an. Darum bewahret auch eure Herzen rein und rufet recht oft: Erſchaffe in mir ein reines Herz, o Gott! Seid ihr ſolche Jeſuiten, dann wohl euch, ihr ledigen Leute, ihr habt, wie Aloyſius, den alten Menſchen aus- und Jeſum Chriſtum angezogen; ihr lebt dann wie Engel im Fleiſche.

Aber auch ihr, ihr Eheleute, befleißet euch, Jeſuiten, wahre Nachfolger Jeſu zu ſein! Ja, wäret ihr nur Alle ſolche Jeſuiten, wie z. B. der heilige Franz von Borgia, Herzog von Gandia und nachmaliger Jeſuit, war. Auch er war verheirathet und hatte von ſeiner Gemahlin acht Kinder. Aber er führte eine ſolche Haushaltung, daß ihn

der Kaiser das Wunder der Fürsten nannte. Er gehörte zu denen, von denen der Apostel sagt, daß die, welche die Welt brauchen, sein sollen, als brauchten sie dieselbe nicht. Er vernachlässigte in seinem Ehestande und bei seinem Reichthume das Ewige nicht, sondern selbst die Erholungen der Musik und Jagd, die er genoß, benützte er, um seinen Geist himmelwärts zu wenden. Der fromme Herzog duldete auch keinen andern Dienstboten, als einen solchen, der einen ächt christlichen Lebenswandel führte. Diesen Jesuiten nehmt euch, ihr Eheleute, zum Beispiele! Vergesset nicht das Himmlische über dem Irdischen; laßt euch nicht zu sehr an das Irdische fesseln, sondern wendet den Blick himmelwärts! Sorget dafür, daß ihr gute Dienstboten und Untergebene habt und leidet nichts Unrechtes an ihnen, mit einem Worte: Seid Jesuiten in Gesinnung und That! Besseres kann ich euch zum neuen Jahre nicht wünschen. Ja, traget Jesum im Herzen, thut Alles zur Ehre Jesu, liebet euren Nächsten um Gottes willen, liebet Gott durch Beobachtung seiner Gebote. So fanget das neue Jahr an, so setzet es fort, so beschließet es, und es wird kein verlorenes Jahr sein. Amen.

Predigt

auf

den Sonntag nach Neujahr.

Text: „Da erſchien der Engel des Herrn dem Joſeph im Schlafe in Ägypten.“ Matth. 2, 19.

Geliebte Pfarrkinder!

Wie kommt denn Joſeph mit Maria und dem göttlichen Kinde auf einmal nach Ägypten? Sind denn Joſeph und Maria nicht von Nazareth? Wurde denn Jeſus nicht in Bethlehem im Lande Juda geboren? Wie finden wir ſie nun auf einmal in Ägypten, in einem fremden Lande, ja, noch mehr, in einem ganz andern Welttheile? Ach, mein Gott! der neugeborne Erlöſer mußte ſchon als ein kleines Kind in der Fremde herumgehen, er wurde ſchon in der Fremde geboren, auf dem Wege, an der Straſſe, wie der heilige Gregor der Große ſagt, und mußte dann vor dem Schwerte des Herodes ſich in ein fremdes Land flüchten.

Wo iſt wohl ein Menſchenkind, Geliebte! das ſo frühzeitig ſchon hinausgeſtoßen wurde in die Fremde, das ſo frühzeitig ſchon die liebe Heimath, das theure Vaterland verlaſſen mußte! In ſo zartem Alter findet ſich das wohl nicht. Die erſten Jahre der Kindheit verlebt man gewöhnlich im

elterlichen Hauſe in Ruhe, Sorgloſigkeit und der ſüßen Unſchuld; allein es fehlt nicht an ſolchen Eltern, die ihre Kinder in einem Alter von zehn oder zwölf Jahren, alſo immerhin ſehr frühzeitig, in die Fremde fortſchicken müſſen. Warum denn? Nun, der Herodes droht. Die Nahrungsſorgen ſind es, der Hunger, der die Eltern, die mit Familie ſchwer geſegnet ſind, zwingt, ihre Kinder, kaum ſie die Werktagsſchule durchgemacht haben, zu fremden Leuten in den Dienſt zu ſchicken. O ſicher iſt das recht hart für die armen Kleinen, wenn ſie auf einmal die liebe Heimath, an die ſich viele ſüße Erinnerungen knüpfen, verlaſſen und nach Ägypten auswandern müſſen. Ja, nach Ägypten ſage ich, in eine fremde Gegend, in ein fremdes Haus, zu fremden Leuten, ja oft nach Ägypten im ſchlimmſten Sinne des Wortes, in Häuſer, wo oft gar kein Chriſtenthum iſt, wo man den Götzen dient, den Götzen der Hoffart, des Geizes, der Unkeuſchheit, der Verſchwendung, der Lauheit und Trägheit im Dienſte Gottes. O Schade, o Jammer! Ach, ewig Schade, wenn die lieben Kleinen in dieſes Ägyptenland ſo frühzeitig hinwandern müſſen! Wehe dem, der unter dieſes ägyptiſche Heidenvolk hinein muß! —

Aber dreimal wehe dem, der freiwillig ſich in's Ägyptenland begibt, der nicht durch das Herodesſchwert des Hungers aus der väterlichen Heimath vertrieben, ſondern um recht ungebunden und liederlich leben zu können, in die Fremde geht. Daraus erkennt ihr ſchon, Geliebte, welch wichtige Pflichten Eltern und Hausleute gegen Fremde haben; denn vom elterlichen Hauſe gehen die Fremden fort und in andere Häuſer kommen ſie in den Dienſt. Es frägt ſich alſo in Bezug auf dieſe um

die Pflichten der Eltern gegen ihre Kinder, die in die Fremde gehen, I. Theil;

die Pflichten der Hausleute, zu denen ſolche Kinder kommen, II. Theil.

Ich beginne ꝛc. . . .

Erſter Theil.

Eltern, die ein dürftiges Auskommen, aber viele Kinder haben, wiſſen ſchon im voraus, daß ſie ihre Kinder, ſobald ſie aus der Schule ſind, in einen fremden Dienſt ſchicken müſſen. Eben aber, weil ſie dieſes voraus wiſſen, ſind ſie auch ſchuldig, ihre Kinder bei Zeiten und von Zeit zu Zeit ſchon darauf aufmerkſam zu machen. Sie müſſen daher zu ihren Kindern in folgender Weiſe reden: Kinder! euere Eltern ſind arm, wie ihr ſehet, kaum daß wir durch harte Arbeit und unermüdeten Fleiß das tägliche Brod verdienen können, und es ſind euer viele Geſchwiſterte. Je größer ihr werdet, deſto mehr brauchet ihr; aber wir wären nicht im Stande, euch ſpäter mehr zu ernähren, es kommt uns jetzt ſchon hart genug an. Ihr werdet daher bald, wie ihr aus der Werktagsſchule ſeid, eins um das andere fort und euch euer Brod ſchon ſelber unter fremden Leuten verdienen müſſen. Es blutet uns freilich das Herz, wenn wir daran denken, euch ſo frühzeitig ſchon unter die fremden Leute fortſchicken zu müſſen; allein bei uns thut es einmal anders nicht gut. Aber tröſtet euch, liebe Kinder! hat ja ſchon auch euer Herr und Heiland als ein ganz kleines Kind weit fort gemußt zu fremden Leuten, mehrere hundert Stunden weit und das waren noch obendrein recht böſe Leute, die abſcheuliche Thiere und Bilder anbeteten und gewöhnlich ein recht gottloſes Leben führten. Da habt ihr es doch viel beſſer, ihr kommt nicht ſo weit fort und ſeid doch unter Chriſten. Seid nur recht brav, liebe Kinder, betet gerne, arbeitet gerne und macht euch an keine ſchlechte Kameradſchaft an, dann wird euch auch in der Fremde nichts fehlen. Wir können euch ſonſt nichts mitgeben, wenn ihr einſt in die Fremde fort müßt, als eine gute Erziehung, und daß wir für euch beten. Können wir auch nicht mit euch gehen, wie Joſeph und Maria mit dem Jeſukinde, ſo ſind wir doch in Gedanken bei euch und beten für euch, und oben habt ihr ja auch einen

Vater, der für euch sorgt, und unsere liebe Frau ist euere Mutter und wenn ihr euch an diese beiden recht einhaltet, da kann es euch nicht fehlen."

Seht, liebe Eltern, so müßt ihr, die ihr einst bei Zeiten eure Kinder in die Fremde schicken müsset, auch bei Zeiten von dieser Sache zu ihnen reden. Das ist wohl das beste Heirathgut, was ihr ihnen geben könnt; Geld wird ohnehin nicht viel ausfallen. Eine gute christliche Erziehung geht über Alles. — Aber, höre ich so manche Eltern einwenden, wir haben das Alles wohl gethan, wir haben unsern Kindern eine gute Erziehung gegeben, so lange wir sie unter unsern Händen hatten; anfangs haben sie auch gut gethan; aber jetzt hören wir nichts Gutes von ihnen. Wir ermahnen sie zwar auf alle Weise, so oft wir dazu kommen; aber sie geben nichts mehr ums gute Wort, sondern thun, was sie freut.

Nun, in diesem Falle, liebe Eltern, könnt ihr euch trösten mit euerem guten Gewissen. Ihr seid euch bewußt, euere Schuldigkeit gethan zu haben und das ist ein großer Trost. Unterlasset nur nicht, für euere Kinder zu beten; es ist viel besser, wenn ihr mit Gott über euere Kinder redet, als mit euern Kindern über Gott; denn jugendlicher Leichtsinn schlägt Alles in den Wind. Der Gedanke an Gott tritt zurück in der Stunde der Leidenschaft und Versuchung, ja es gibt sogar Kinder, denen der Gedanke an Vater und Mutter näher liegt, als der Gedanke an Gott. Was würde mein Vater, meine Mutter sagen, wenn sie mich in dieser Gesellschaft, in diesem Hause, bei dieser Person sähen? Dieser Gedanke hat viele Kinder schon von der Sünde zurückgehalten; dieser Gedanke nämlich liegt sinnlichen Menschen weit näher, als der Gedanke an Gott.

Ebenso müßt ihr es mit euern Kindern machen, die ihr länger in euerm Hause behalten könnet, die erst später fort müssen, entweder zum Militär oder in einen Dienst. O beim Militär drohen den Söhnen die größten Gefahren! Wie manche Söhne gingen gutgesittet, willig, bescheiden und

folgsam aus dem elterlichen Hause, und wie sie nach Hause kamen, zeigten sie sich roh, wild, unbändig, trotzig und ungehorsam, wollten weder Vater noch Mutter mehr achten und hören, sondern gingen aller Liederlichkeit nach! Und wie oft ist dieß nicht auch bei den erwachsenen Töchtern der Fall! Zu Hause schon haben die Eltern Kreuz genug mit ihnen nach den Worten der Schrift (Sirach 42, 10.): „Eine Tochter verursacht dem Vater heimliches Wachen und die Sorge für sie raubt ihm den Schlaf . . ., daß sie nicht etwa in ihrem Jungfrauſtande geschändet werde und im väterlichen Hause schwanger werde" — um wie viel mehr erst, wenn sie in die Fremde hinaus müssen. Ja, wenn die Töchter auch zu Hause eingezogen und sittsam waren; wenn sie sogar als Muster jungfräulichen Wandels dastanden: sieh da, in der Fremde sind sie auf einmal anders geworden, die Gelegenheit, die Gefahren und Versuchungen, die Heucheleien und Schmeicheleien elender Verführer haben ihre Unschuld zu Grunde gerichtet und nicht selten kommen sie in Bälde nach Hause, um den Eltern die Proben ihres sündhaften Lebens vorzulegen.

O Eltern! sorgt doch, daß da auf euch keine Schuld fällt! Haltet euere Kinder in Zucht, so lange ihr sie unter den Händen habt, haltet sie in strenger Zucht! Bedenkt, was die göttliche Schrift euch an's Herz legt: „Ein unbändiges Pferd wird unlenksam und ein sich selbst überlassener Sohn wird frech. Verzärtle deinen Sohn, so mußt du dich vor ihm fürchten, spiele mit ihm, so wird er dich betrüben. Lache nicht mit ihm, damit du nicht trauern müssest, und dir zuletzt die Zähne stumpf werden. Laß ihm seinen Willen nicht in der Jugend, und habe auf seine Gesinnungen Acht. Beuge seinen Nacken in der Jugend und schmeidige seine Lenden, so lang er jung ist, daß er nicht verhärte" (Eccli. 30, 8—12.);

und in Bezug auf die Erziehung der Töchter sagt die heilige Schrift: „Hast du Töchter, so bewahre ihren Leib und zeige kein lachendes Angesicht vor ihnen.“ (Ekkli. 7, 25.) Insbesondere sollen die Eltern jenen Töchtern, die zu Hause schon Leichtfertigkeit und Frechheit zu erkennen geben, ein scharfes Biß anlegen. Auch hierin gibt die Schrift den Eltern nachdrückliche Lehren, wenn sie sagt: „Eine Tochter, die nicht eingezogen ist, halt in strenger Hut, sie möchte sonst der Gelegenheit, die sich findet, sich bedienen. Gib auf alle Schamlosigkeit ihrer Augen Acht, und wundere dich nicht, wenn sie nichts nach dir fragt.“ Höret ihr's, Eltern? Haltet sie in strenger Hut euere Töchter, heißt es, sonst könnten sie die Gelegenheit, die sich findet, benutzen. Was ist denn das für eine Gelegenheit, die euere Töchter zu ihrem Verderben benutzen könnten? Das ist die Gelegenheit, wenn ihr sie ohne Aufsicht auf allen Tanzplätzen herumfahren lasset; diese benutzen sie, um Bekanntschaften anzuknüpfen, die nicht zur Heirath, sondern zur Liederlichkeit führen; wenn ihr da nicht auf der Hut seid, sie nicht beaufsichtiget, so werdet ihr Schande an euren Töchtern erleben.

Aber gerade diese strenge Aufsicht, gerade diese Zucht ist es, die vielen Söhnen und Töchtern zuwider ist. Sie hätten es recht gut im elterlichen Hause, es ginge ihnen nichts ab, sie hätten auch nicht nöthig, in die Fremde zu gehen; aber nein, zu Hause geht es ihnen zu christlich her; darum seufzen sie nach den Fleischtöpfen Ägyptens, sie machen es wie jener Sohn im Evangelium, der es auch im väterlichen Hause zu gut hatte, und daher in die Fremde trachtete. Ja, es gibt sogar solche, die aus Barmherzigkeit angenommen worden und mit den eigenen Kindern aufgezogen worden sind. Nun sind sie zwanzig Jahre alt geworden, auf einmal können sie es nicht mehr aushalten im Hause ihrer Pflegeeltern. Warum denn? Weil es ihnen zu christlich hergeht; sie wollen herumflattern, sie wollen alle Freiheit genießen,

nur ihr Wille soll geschehen — darum wollen sie in die Fremde.

Was fangt ihr nun an, Eltern, mit solchen Söhnen und Töchtern? — O sparet die Worte nicht, sparet nicht Mahnungen und Warnungen, nehmet den Spiegel hervor und haltet ihn euern leichtsinnigen Söhnen und Töchtern vor; den Spiegel von jenem Sohne nämlich, der das väterliche Haus verließ, in keiner andern Absicht, als um draußen recht liederlich leben zu können. Sagt es ihnen, daß kein anderer Grund auch sie in die Fremde hinausführe. Sie wollen Träbern fressen draußen, nach dieser Kost gelüstet sie; ja, das gesunde, nahrhafte Hausbrod der wohlmeinenden elterlichen Mahnungen schmeckt ihnen nicht mehr; es eckelt sie an dieser schalen Speise, sagen sie; dieses beständige Zureden und Mahnen und Warnen ist ihnen von Herzen zuwider; aber draußen recht herumschwärmen, Alles durchmachen, den Lohn mit leichtfertigen Dirnen verprassen und sich im Schlamme der sinnlichen Lüste wälzen, das ist die Speise, wornach sie sich sehnen, das sind die Träbern, die sie von nun an ihrer Seele vorsetzen wollen.

Und wenn sie sich nicht an euere Worte kehren und alle euere guten Ermahnungen in den Wind schlagen, so laßt sie nur fortziehen — sie kommen schon wieder, freilich anders, als sie aus dem väterlichen Hause fort sind — keinen guten fetzen Gewand mehr am Leibe, keinen Kreuzer Geld und mit dem Stempel der Liederlichkeit an Leib und Seele gebrandmarkt. Und wenn sie dann kommen und nicht Reue haben, wie der verlorne Sohn, so nehmt sie nimmer auf, sondern laßt sie zu den Gefährten ihrer Schande zurückkehren. Das müßt ihr um so mehr thun, wenn ihr sehet, daß sie auf ihre schlechten Wege neuerdings zurückkehren, wenn sie auch eine Zeit lang hindurch sich ordentlich verhalten haben. „Ein Sprichwort ist's," sagt die heilige Schrift, „hat ein Jüngling seinen Weg gewohnt, so weicht er nicht davon, wenn er auch alt geworden." (Sprichw. 22, 6.)

Ja, viele Jünglinge gibt es, die die nämlichen noch sind in den dreißiger Jahren, wie sie es waren in den zwanziger Jahren — Säufer, Raufer, Spieler, Hurer — und viele Weibspersonen gibt es, die ihre Liederlichkeit zehn und zwölf Jahre und noch länger fortsetzen, und erst zu sündigen aufhören, wenn sie von der Sünde verlassen werden. Solchen ist nicht mehr zu helfen von Menschen, da hilft keine Rede mehr — da muß Gott helfen.

Ihr Eltern könnt da nichts anders, als euere Schuldigkeit thun, damit auf euch keine Verantwortung zurückfalle. Ja, thut euere Schuldigkeit bei euern Kindern, sie mögen nun im zwölften oder zwanzigsten Jahre in die Fremde wandern, thut euere Schuldigkeit, sie mögen in guter oder schlechter Absicht das elterliche Haus verlassen.

Aber auch diejenigen müssen ihre Pflicht erfüllen, zu denen sie in den Dienst kommen, die Hausleute nämlich; hievon aber im

zweiten Theile.

Die Hausleute, die einen zwölfjährigen Buben oder ein Mädchen von gleichem Alter in ihrem Dienste haben, sollten wohl bedenken, daß ihnen gegen diese Kinder weit größere Pflichten obliegen, als sie oft meinen. Um ein solches Kind kümmert sich oft die ganze Woche kein Mensch. Man stellt sie hinaus zum Viehhüten, im Übrigen läßt man sie ohne alle Aufsicht. Sie arbeiten oft mit den größern Dienstboten, aber kein Mensch kümmert sich, was da vor dem Kinde, das rein und unverdorben aus dem väterlichen Hause kommt, alles geredet oder gethan wird. Das Kind schläft mit den größern Dienstboten in Einer Kammer; aber kein Mensch kümmert sich, wie es da oft zugeht. Hausleute! ihr zieht euch da eine schreckliche Verantwortung zu, wenn ihr nicht strenge Aufsicht führt über euere größern Dienstboten. Würdet ihr diese großen Dienstboten auch nicht schon um ihrer selbst willen beaufsichtigen müssen, so müßtet ihr dieß

thun wegen des Kindes, das in die Fremde gehen mußte, das zu euch in den Dienſt kam. Ihr habt dafür zu ſorgen, daß es nicht in ein unchriſtliches Ägyptenland gerieth. Ihr habt ſein Reden und Schauen, ſein Thun und Laſſen wohl im Auge zu behalten, und ebenſo das Thun und Laſſen der übrigen Dienſtboten, wenn ſie bei und mit dieſem Kinde ſind. Das iſt euere Pflicht, die Eltern dieſes Kindes können das von euch verlangen; denn nunmehr iſt das Kind unter euern Händen, ihr ſeid nunmehr ſeine Eltern. Die Eltern glauben, daß ſie ihre Kinder in ein gutes Haus gegeben haben, und ihr habt nun auch zu zeigen, daß ſie ſich nicht getäuſcht haben, ihr habt zu zeigen, daß ſie ihr Kind nicht Wölfen anvertraut haben, daß es in keine Mördergrube gerathen iſt. Die Hausleute haben daher ſtrenge darauf zu ſehen, daß keines von den Kindern, die zu ihnen in Dienſt kommen, geärgert oder zur Sünde verführt wird, eingedenk deſſen, was der Heiland ſagt: „Wer eines aus dieſen Kleinen, die an mich glauben, ärgert, dem wäre es beſſer, daß ein Mühlſtein an ſeinen Hals gehängt, und er in die Tiefe des Meeres verſenkt würde.“

Kommen aber erwachſene Dienſtboten und wollen Dienſte nehmen, ſo haben die Hausleute die Leute wohl in's Auge zu faſſen, die ſie vor ſich haben. Gewöhnlich geht dem Dienſtboten ſchon der Ruf voraus. Dieſer im Verein mit dem Zeugniſſe, das ſie mitbringen, ſei dir eine Richtſchnur bei der Wahl deiner Dienſtboten. Bringen ſie einen guten Leumund und ein gutes Zeugniß mit, ſo freue dich, daß dir Gott einen ſolchen Dienſtboten zugeführt hat. Denn „ein vernünftiger Knecht,“ ſagt die Schrift, „ſei dir ſo lieb, wie deine Seele.“ (Ekkli. 7, 23.) „Haſt du einen treuen Knecht, ſo ſei er dir ſo lieb, als du dir ſelbſt und halte ihn wie deinen Bruder.“ (Ebend. 33, 31.) Und haſt du nun gute Dienſtboten, ſo ſorge, daß ſie bei dir nicht ſchlechter werden, daß ſie nicht Schaden leiden an ihrer Seele.

Kommt aber Einer daher, oder Eine, von denen in der ganzen Pfarrei bekannt iſt, oder noch weiter, daß ſie nicht ganz ſauber oder gar ſchlecht daſtehen, und kommen ſie gar etwa zu dir, weil ſie meinen, daß ſie gerade bei dir thun können, was ſie wollen, weil man dein Haus ſchon kennt, wie es heißt, weil die ganze Pfarre es ſagt, daß bei dir eine ſchlechte Aufſicht über die Dienſtboten herrſcht — da iſt es Zeit, daß du an deine Bruſt klopfſt und eine andere Hauswirthſchaft anfängſt; denn wäreſt du ein rechter Hausvater, ſo würden ſich die ſchlechten oder verdächtigen Dienſtboten nicht ſo gerne zu dir hinziehen. Iſt dieß aber nicht der Fall, haſt du ein gutes Haus; nun, ſo magſt du, wenn ſolche Dienſtboten zweideutigen Rufes kommen, ſie entweder gar nicht annehmen, oder wenn du ſie nimmſt, ſo erkläre ihnen, wie du es in deinem Hauſe gehalten willſt. Sage ihnen: Bei dir iſt es Brauch, daß der Dienſtbote bei Zeiten nach Hauſe komme, keine Bekanntſchaft habe, nicht theuer ſpiele und kein Säufer, überhaupt kein Verſchwender ſei, nur unter dieſer Bedingung könne ein Dienſtbote bei dir einſtehen. Dann hörſt du ſchon, was man dir antwortet. Wem dieſe Rede nicht gefällt, der wird gehen, und wem ſie gefällt, wer alſo ordentlich iſt, ordentlich ſein oder auch ordentlich werden will, der wird bleiben. — Auf dieſe Weiſe bekommt ihr, liebe Hausleute, gute Dienſtboten und ich — brave ledige Pfarrkinder. Und das iſt eine Hauptſache. Wenn die ledigen Leute, wenn die Söhne und Töchter, wenn die Dienſtboten nicht rechtſchaffen ſind, wie ſollen einſt gute Eheleute heranwachſen? Brave ledige Leute ſind eine Hauptſache in einer guten Pfarrei. Darum muß mir vor Allem als euerm Pfarrherrn auch daran gelegen ſein, darüber zu wachen, und euch zu ermahnen, daß geſittete, fleißige, mit einem Worte chriſtliche Dienſtboten in meiner Pfarrei ſind, insbeſondere, daß mir keine Wölfe von außen hereinkommen, und daß die räudigen Schafe, die ſich bereits unter der Heerde befinden, geheilt, oder wenn ſie ſich als unheilbar erwieſen, hinaus-

geſtoßen werden. Ja, höret mich, ihr Knechte und Mägde, ihr ledigen Manns- und Weibsperſonen! Brave, chriſtliche Jünglinge will ich haben in der Pfarrei, die Andern ein Muſter ſind, die ſchamhaft in ihren Blicken, züchtig in ihren Reden, ehrbar in ihren Geberden, beſcheiden in ihrem Weſen, rein und keuſch mit ihrem eigenen Leibe und mit Andern ſind, mit einem Worte die Andere, ſtatt zu ärgern oder zu verführen, erbauen. Höret mich, ihr Töchter, und ihr weiblichen Dienſtboten! ſittſame und ehrbare Jungfrauen will ich haben in der Pfarrei, keine frechen, unverſchämten und flatterhaften Dirnen, die überall herumlaufen, alle Tanzböden abwiſchen müſſen, heute dieſe und morgen jene Bekanntſchaft haben, mit einem Worte: Jungfrauen will ich, aber keine — Huren. Das kann ſchon der Hausvater von euch verlangen, um ſo mehr ich, euer Pfarrherr; denn auch ich muß für euere Seelen einſt Rechenſchaft ablegen.

Überhaupt werde ich gar keine Bekanntſchaft leiden, wobei keine Ausſicht zur baldigen Heirath vorhanden iſt. Ich darf keine leiden und ſo lange dieſe Bekanntſchaften, die man bloß auf Tanzböden ſchließt, um ſündigen zu können, kein Ende nehmen, ſo lange iſt von reinen Jünglingen und Jungfrauen keine Rede. Merkt ihr daher, ihr Hausleute und Eltern, daß ſich dergleichen anzetteln und zuſammenfinden will, ſo ſchneidet durch, zerreißet das ſchändliche Gewebe bei Zeiten, leidet nichts ſolches bei euern Dienſtboten! Gibt man euch aber kein Gehör, dann macht, daß ihr ſolche Leute ſobald wie möglich aus euerm Hauſe bringt.

Dazu ermahne ich euch nachdrücklichſt heute am Sonntag nach Neujahr. Es kommt jetzt bald Lichtmeß, allwo ein Dienſtbotenwechſel bei euch eintritt. Zwölfjährige Kinder kommen zu euch als Dienſtboten und erwachſene Leute, Jünglinge und Mädchen. Sie ſind in der Fremde; möchten ſie nicht zu abgöttiſchen Ägyptiern, zu Liebhabern der ägyptiſchen Fleiſchtöpfe kommen! Nein, Hausleute, ſeid vielmehr den unſterblichen Seelen euerer Dienſtboten in der Fremde

das, was Maria und Joseph dem Jesukinde im Ägyptenlande waren — sorgsame Wächter, zärtliche Pfleger, getreue Schutzengel. Und dann wohl euch, ihr werdet mit euern Pflegebefohlenen einst nach zurückgelegter Pilgerfahrt dieses Lebens, in welchem wir ja Alle Fremdlinge sind, in das himmlische Vaterland gelangen und dort den Lohn euerer Treue empfangen. Amen.

Predigt

auf

das Feſt der Erſcheinung des Herrn.

Text: „Sieh, da kamen Weiſe aus dem Morgenlande.“ Matth. 2, 1.

Geliebte Pfarrkinder!

Bisher haben wir an der Krippe des Weltheilandes eben keine beſondern hervorragenden Perſönlichkeiten wahrgenommen. Wir ſahen weiter Niemanden, als Maria und Joſeph, ein paar Hirten, einen alten Mann und eine alte Frau. In Jeruſalem war ſo viel wie Nichts von allen den Dingen bekannt, die ſich in Bethlehem draußen zugetragen hatten. Lauter arme Leute waren es, die Kunde von der Geburt des Meſſias hatten, dazu noch ganz gemeine Leute aus der untern Volksklaſſe. Wie hätten ſolche Arme mit ihrer Erzählung in Jeruſalem, in der ſtolzen Hauptſtadt, bei den reichen Hohenprieſtern und Phariſäern Anklang finden können! Aber heute geht es ganz anders in Jeruſalem zu! Alles iſt in Bewegung! Fremde Männer mit großem Gefolge, in königlicher Pracht kommen heute in der Hauptſtadt des jüdiſchen

Reiches an und fragen: Wo ist der neugeborne König der Juden? Alles staunt über die unbekannten fremden Männer, die von fernen Landen kommen, noch mehr aber erregt die Absicht ihrer Reise Verwunderung und Staunen. Den neugebornen König der Juden, also den Messias wollen sie sehen und ihm ihre Verehrung bezeigen. Was geht das die Heiden an? Der Messias kommt ja aus den Juden und zu den Juden und nur die Juden wird er befreien und zu einem großen Volke machen? Doch, werden sie gedacht haben, wenn er wirklich geboren ist, so werden wir ihn schon noch sehen. Zuerst schicken wir diese hin und dann werden wir schon sehen, was dahinter ist. Sie gaben also den fremden Männern, von denen sie doch sahen, daß sie von vornehmer Herkunft und sehr reich waren, nicht einmal das Geleite. Hätten sie es auch nicht des neugebornen Königs wegen gethan, der, wie sie selber wußten, in Bethlehem wohnte: schon der Anstand, die Höflichkeit gegen fremde, vornehme Personen hätte sie veranlassen sollen, mitzugehen. Und umgekehrt, wenn sie sich auch um diese Fremdlinge gar nicht bekümmert hätten, so hätte sie doch wenigstens die Neugierde nach Bethlehem locken sollen. War ja der seit Jahrtausenden ihnen Verheißene daselbst, erkannten sie ja selber, daß er in Bethlehem geboren werden müßte. Aber sie gingen nicht hin. Niemand in Jerusalem fand es der Mühe werth, auch nur einen Fuß deßhalb in Bewegung zu setzen, man ließ die Fremdlinge allein ziehen. Dieses Benehmen der Juden und Heiden, Geliebte, ist unserer vollen Aufmerksamkeit würdig; wir wollen daher heute näher betrachten:

Das Benehmen der Heiden, I. Theil;
das Benehmen der Juden, II. Theil.

Ich beginne ꝛc.

Erster Theil.

Die drei Weisen stammten aus Chaldäa in Mittelasien und waren wahrscheinlich dem Sterndienste ergeben. Wohl

mochten sie ein höchstes Wesen anbeten, allein der Anblick des gestirnten Himmels und die Betrachtung desselben wird auf ihre religiöse Überzeugung nicht ohne Einfluß gewesen sein. Man weiß ja, daß die Chaldäer Sonne, Mond und Sterne anbeteten, sich wenigstens viel mit der Sternkunde beschäftigten — mit einem Worte — sie waren Heiden. Was kümmern sich nun Heiden um ein Judenkind? Was kümmert es sie, ob in einem fernen Lande ein königliches Kind geboren wird oder stirbt? Was sollen sie sich aufmachen und eine schreckbar weite Reise unternehmen, um dieses Kind zu sehen?

Und doch thun sie es. Sie sehen einen Stern, der nach einer alten Überlieferung ihnen höchst bedeutungsvoll erscheint, der ihnen durch sein Erscheinen sagt, daß in Judäa, dem Lande, an das sich so große Hoffnungen und Verheißungen knüpften, der Erlöser der Welt geboren sei. Ja, so sicher sind sie ihrer Sache, daß sie bei ihrer Ankunft in Jerusalem nicht erst fragen, ob der König der Juden schon geboren sei, sondern wo der neugeborne Judenkönig zu finden sei. So sehen wir also, daß diese weisen Männer voll guten Willens waren, die nur einen Wink, einen Fingerzeig, einen einzigen Stern von Gott nöthig hatten und sie machen sich ohne weiters auf den Weg, und suchen in einer Entfernung von mehreren hundert Stunden den Heiland der Welt.

O, Geliebte! wie nachahmungswürdig sind uns nicht die heiligen drei Könige in dieser ihrer Einfalt, in ihrem guten Willen, in ihrem festen Glauben! O daß auch wir dem Zuge der göttlichen Gnade immer Folge leisteten! Wie oft erscheint uns nicht dieser Stern am Himmel! Wie oft will uns Gott durch den Strahl der göttlichen Gnade zur Buße und Besserung führen! „Er ruft uns," sagt der heilige Gregor *), „durch sich, durch die Engel, durch die Väter, durch die Propheten, durch uns selbst.

*) Hom. 39. in evang.

Er ruft uns durch Wunder, sehr oft durch Drangsale, manchmal auch durch Glück oder Unglück." Ja, Geliebte, wir können es oft mit Händen greifen, wie uns Gott zu sich führen will, es mag uns nun Gutes oder Böses widerfahren. Was sind denn z. B. die guten Jahre, die es jetzt für das Landvolk gibt, anders, als ein Stern der Gnade, durch den es Gott zu sich führen will? Gott erweist sich da dem Landmanne als einen gnädigen und liebevollen Vater, der durch lauter Wohlthaten ihn zu Dank und Preis begeistern und ihn zur Wohlthätigkeit gegen seinen Mitmenschen entflammen will. Und was sind denn Trübsale und Unglück, was sind denn Schauer und Wolkenbrüche, Mißwachs und Theuerung, Feuersbrünste und Überschwemmungen für den Landmann? Was anders als ein Stern der Gnade, durch den das Landvolk Gott zu sich führen will, wenn es sich von ihm verirrt hat. Und wenn Eltern gute Kinder haben, wenn es ihnen in Allem wohl ergeht, wenn Friede und Einigkeit im Hause herrscht, wenn Gesundheit und Wohlstand und des Segens Fülle in einem Hause wohnen, was ist das Alles, als ein Stern der Gnade, durch den Gott die Menschen zu sich führen will? Wenn aber Unglück einreißt, wenn der Vater oder die Mutter hinwegsterben, wenn Krankheit Menschen und Vieh wegrafft, wenn es bei allem Fleiße und aller Sorgfalt immer mehr rückwärts statt vorwärts geht; ist das auch ein Stern der Gnade? Ja, gewiß nichts anders, meine Lieben! Aber leider sehen wir in all diesen Dingen gar häufig nicht den Finger Gottes, nicht das Walten der göttlichen Vorsehung, sondern einen bloßen, blinden Zufall. Es hat halt so sein wollen, heißt's dann bei den Leuten. Wenn ein Mensch heute noch frisch und gesund ist, morgen aber todt im Bette liegt; da heißt es: es hat halt so sein wollen; wenn Einer mit einem schweren Wagen dahinfährt, und auf einmal wirft er um und wird von der großen Last zerquetscht; da sagt ihr: das hat so sein wollen, und wenn dieser oder jener ungerathene

Kinder hat, die ihm recht Sorge und Kummer machen, dann tröstet er sich selber und Andere ihn und sich damit: das will schon so sein! O Unvernunft! Als wenn es einen Zufall gäbe! Kennt ihr nicht den Spruch: Gar nichts kommt von ungefähr, Alles kommt von Oben her? Ja, Geliebte! Alles kommt von Oben, ist ein Wink, ein Fingerzeig, ein Stern der göttlichen Gnade.

Meint ihr etwa, der Stern sei den Weisen zufällig erschienen? Gewiß nicht! Er war ein Gnadenlicht, von Gott an den Himmel gesetzt, es war jener Stern aus Jakob, den der Prophet Bileam geweissagt hat, der sie zum Heile führen sollte. Was hätte ihnen aber dieser Stern genützt, wenn sie gedacht hätten: Wer weiß, was das für ein sonderbares Licht ist, was für ein Zufall diesen Stern gerade daher geführt hat? Nein, so dachten die Weisen nicht; sobald sie ihn sahen, erkannten sie ihn als einen besondern Stern, ihnen besonders erschienen, um sie zum Heilande der Welt zu führen. Ohne Zögern machten sie sich daher auf den Weg und folgten dem Lichte der Gnade.

Möchtet auch ihr, liebe Christen, dem Beispiele der drei Weisen Folge leisten! O das Landvolk ist in gewissen Dingen so leichtgläubig, ja oft so abergläubisch! Wenn dem Landmanne in seinem Hause eine Ungelegenheit zustößt, wenn ein Stück Vieh erkrankt, wenn er in andern Dingen nicht immer glücklich ist: da will er von keinem Zufall etwas wissen; ganz unheimlich schüttelt er den Kopf und sagt: da geht's nicht mit rechten Dingen her, da muß etwas anders im Spiele sein, dieser Unstern ist nicht von ungefähr entstanden; nein, gewiß haben böse Menschen mir etwas angethan; du, der du in solchen Dingen so wenig an einen Zufall glaubst, thu dieß auch in andern Dingen nicht; sondern erkenne in Allem, was dir begegnen mag, die Hand Gottes, erkenne in Glück und Unglück den Stern der Gnade, durch den du immer und immer wieder zu Gott hingeführt werden sollst. Es schneit nicht zufällig, es regnet nicht zufällig, es

hagelt nicht zufällig, es iſt nicht zufällig trocken, nicht zufällig Sonnenſchein, ſondern Alles ſteht in der Hand Gottes. Wenn in einem Jahre viel Getreide wächst, dann heißt es gewöhnlich: aber heuer iſt viel gewachſen! und dabei denkt man nicht an den, der es wachſen läßt, ſondern es kommt bei dieſer Redensart heraus, als müſſe das ſo ſein und geſchehe zufällig. — Möget ihr euch, Geliebte, vor ſolchen Anſichten bewahren! möget ihr vielmehr, wie die heiligen drei Könige in dem Stern, in Allem, was euch treffen mag, Gutes oder Böſes, Freud oder Leid, den Stern der Gnade erkennen, durch den euch Gott zu ſich führen will. Laßt, ihr Chriſten, euch nicht von Heiden beſchämen; denn immer wieder muß ich euch erinnern, daß die Weiſen Heiden waren, als ſie den Stern erblickten!

Und nun betrachten wir die Weiſen auf ihrem Gange weiter! Sie gehen fort. Wohin? in's Judenland. Sie kommen endlich auch nach einer Reiſe von mehreren Monaten glücklich in Bethlehem an und finden dort, was ſie geſucht haben — einen König? Nein, ein kleines Kind. Hat es eine Krone auf? Iſt es in Purpur gekleidet? Nein, ſeine Mutter hat nur Windeln, es nothdürftig zu umhüllen. Sitzt es majeſtätiſch auf einem Throne? Nein, es liegt in einer Viehkrippe. Wohnt es in einem Pallaſte? Nein, ein Stall iſt ſein Pallaſt. Hat es zahlreiche Dienerſchaft um ſich? — Nein, eine arme Mutter und ein Zimmermann und zwei unvernünftige Thiere ſind ſeine Dienerſchaft. Und das iſt es Alles? Das iſt der König, den ſie geſucht und gefunden haben? Ja, kein anderer iſt's; ſie erkennen ihn auch; ein Gnadenblick aus dem Antlitze des Kindleins ſagt es ihnen, wer es iſt; ſie beſinnen ſich daher nicht lange, ſondern langen ihre Schätze hervor, opfern Gold, Weihrauch und Myrrhen, und dann gehen ſie wieder fort. Die Erzählung der heiligen Schrift von dem, was die Weiſen in Bethlehem thaten, iſt ganz kurz; ſie gingen in das Haus, fanden das Kind mit Maria, ſeiner Mutter, fielen nieder und

beteten es an. Dann langten sie ihre Schätze hervor, Gold, Weihrauch und Myrrhen, und als sie im Schlafe durch eine Offenbarung gewarnt wurden, nicht mehr zu Herodes zurückzukehren, kehrten sie auf einem andern Wege in ihr Land zurück.

Der ganze Aufenthalt in Bethlehem wird also höchstens einen halben Tag und eine Nacht gedauert haben. Da Herodes nichts Gutes gegen sie im Schilde hatte, so ist es um so wahrscheinlicher, daß sie auf Gottes Geheiß sogleich wieder fortgingen. Man bedenke eine Reise, die ein volles Jahr in Anspruch nimmt, bloß um ein paar Stunden bei einem kleinen armen Kinde sein zu können! Ja, sie wußten, daß sie nichts anders antreffen würden, als ein Kind; darum fragten sie auch: Wo ist der neugeborne König der Juden? „Wie konnten aber so weise Männer auf eine so große Thorheit kommen," fragt der heilige Bernhard*), „ein Kind anzubeten, ein dem Scheine nach so verächtliches Kind, sowohl wegen der Schwachheit seines Alters, als wegen der Armuth seiner Eltern? In der That! Hatte man nicht alle Ursache, zu fürchten, diese Fremdlinge möchten sich an einem solchen Schauspiele ärgern und glauben, da sie solche dem Anscheine nach der göttlichen Majestät unwürdige Dinge sahen, man hätte ihrer gespottet? Dieser Stall erregt ihnen aber keinen Abscheu, sie fanden sich durch die Windeln, in welche derjenige, den sie suchten, gewickelt war, nicht beleidigt, noch ärgern sie sich, da sie weiter Nichts, als ein Kind an der Mutterbrust finden. Sie werfen sich vor ihm nieder und verehren es als einen König und beten es an als einen Gott. Der Grund eines solchen Wunders aber lag darin, daß der, welcher sie nach Bethlehem geführt hatte, sie selbst von diesem Geheimnisse unterrichtete. Sie wurden erleuchtet, nicht nur von außen durch das sichtbare Licht des Sternes, sondern auch im Innersten des Herzens durch das Licht

*) In Epiph. serm. 1. n. 6.

seines Geistes." „Als die Weisen nach Bethlehem kamen," sagt ein berühmter Schriftausleger *), „und Jesum ohne alles königliche Ansehen in größter Armuth fanden, so würden sie sich nie vor ihm niedergeworfen und ihm Opfer dargebracht haben, wenn sie in ihm nicht etwas über einen Menschen Erhabenes erkannt hätten."

O Geliebte! haben wir nur ein Körnlein von dem Glauben der heiligen drei Könige, so wird man es auch an unserm Benehmen erkennen. Wir haben nicht meilenweit zu gehen, um zum göttlichen Kinde zu gelangen, sondern nur eine kurze Strecke; uns leuchtet zu dem etwas mehr, als ein Stern, der verschwindet und wieder kommt, wie das bei den Weisen der Fall war; uns erschallt die Stimme der Kirche und die eigenen Worte des Heilandes, der gesagt hat: das ist mein Leib. Uns ist also der Glaube um Vieles erleichtert, uns ist er nur Spiel im Vergleiche zu den Schwierigkeiten, welche der Glaube der drei Weisen zu überwinden hatte. So folgen wir denn ihrem Beispiele nach, suchen wir Jesum gerne auf in seiner Krippe, im heiligen Sakramente, beten wir ihn gläubig an, wie sie, obwohl auch hierin unsere Augen nichts Majestätisches wahrnehmen, sondern nur ein Kind, in die Windeln der Brodsgestalt eingehüllt. Bringen wir ihm das Gold der Liebe, den Weihrauch des Gebetes und die Myrrhe der Selbstverläugnung zum Opfer und wir werden getröstet und zufrieden wie sie nach Hause zurückkehren. Aber es ist noch ein dritter Umstand, der uns an den drei Weisen merkwürdig erscheint.

Sie gehen nämlich getrost und guten Muthes nach Bethlehem, wenn gleich sonst kein Mensch mit ihnen geht. Sie kümmern sich um ganz Jerusalem nicht. Geht auch vom Adel Jerusalems Niemand nach Bethlehem, Niemand vom Volke — sie gehen dennoch hin. Ein sehr nachahmungswürdiges Beispiel, Geliebte! Ja, wahrhaftig, was haben

*) Calmet in Matth. c. 2. p. 101.

wir uns um den großen Haufen zu kümmern? Was geht es uns an, was die großen Herren in den Hauptstädten treiben? Was haben wir uns zu kümmern, was Andere thun? Hört man nicht oft junge Leute in ihrer Thorheit sagen: Thun's die und die auch, was soll es ich nicht thun? Machen diese und jene auch etwas mit, was sollen nicht auch wir mitmachen? — Ihr Thoren ihr, die ihr also redet! Also wenn Andere sich hängen, müßt ihr euch auch hängen? Wenn Andere der Hölle zulaufen, müßt ihr auch auf der breiten Straße fortstürzen? — Schauet an die heiligen drei Könige. Haben sie sich gekümmert um das, was man in der Hauptstadt that? Nein, sie kümmerten sich nicht darum, sondern gingen zu Jesus nach Bethlehem. So, Geliebte, müssen es auch wir machen! Nicht mit dem großen Haufen müssen wir es halten, welcher der Hölle zulauft, sondern mit dem kleinen Häuflein, das zu Jesus hält. Lasset die Welt rasen, lasset sie dem Teufel zulaufen, lasset sie in den großen Städten thun, was sie wollen, wir — halten es mit Jesus, wir gehen nach Bethlehem. — Folgen wir also dem Beispiele der drei Weisen!

Folgen wir ihnen aber nicht, dann gleichen wir den Juden, und werden auch ihr Schicksal theilen. Wie aber diese sich gegen Christum benahmen, wollen wir hören im

zweiten Theile.

Das Verhalten der Juden bei Ankunft der Weisen in Jerusalem ist überaus merkwürdig. Sie sind das auserwählte Volk und im Besitze der heiligen Bücher. Die Propheten sind unter ihnen aufgestanden und haben den Messias von der Fußsohle bis zum Scheitel gezeichnet. Sie wissen es, daß er aus ihrer Mitte hervorgehen müsse, ja, gerade um diese Zeit muß er erscheinen, wenn je. Selbst unter den Heiden ging dieses Gerücht, und den Juden konnte es daher auch nicht verborgen bleiben. Wir denken also, ganz Jerusalem hätte sich freuen, ja mit unauslöschlichem Verlangen

von Stunde zu Stunde den erwarten sollen, den die Besseren stets mit dem himmlischen Seufzer erflehten. Thauet ihn herab, ihr Himmel, und ihr Wolken regnet den Gerechten! Es öffne sich die Erde und sprosse hervor ihren Heiland. Aber sieh da, was geschieht? — Wie die Weisen kommen und fragen: Wo ist der neugeborne König der Juden? da erschrickt ganz Jerusalem, und wie es darauf ankommt, mit den Weisen nach Bethlehem zu gehen, da geht kein Mensch mit von ganz Jerusalem. Ja, aber vielleicht wußten sie nicht, wo der Messias, der Neugeborne, zu finden sein solle! O nein, recht gut wissen sie es, sie schlagen die heilige Schrift auf, die Bücher der Propheten und sagen: In Bethlehem, im Lande Juda müsse er geboren werden; denn so steht's bei Michäas geschrieben. Also sie kennen die heilige Schrift, sie legen sie aus, sie legen sie recht aus, sie sagen den Fremdlingen: Wenn ihr den Messias finden wollt, so geht nach Bethlehem, dort muß er sein — aber sie selber gehen nicht hin. Und die das thun, das sind noch obendrein die Schriftgelehrten, die Pharisäer, die Hohenpriester, also nicht das dumme Volk, sondern die Verständigen, die Einsichtsvollen, die Meister in Israel. Diese sind es, die eine Gleichgültigkeit gegen den Messias an den Tag legen, daß man staunen muß. Die Blinden sahen, und die Sehenden waren blind. Da ging so eigentlich in Erfüllung, was bei Isaias (1, 3.) geschrieben steht: „Es kennt der Ochs seinen Eigenthümer und der Esel die Krippe seines Herrn; Israel aber kennt mich nicht und mein Volk versteht's nicht."

Diese starre Gleichgültigkeit der Juden, der Hohenpriester sowohl, wie des gemeinen Volkes, enthält eine fürchterliche Lehre für die christlichen Priester und das christliche Volk. Wehe dem Priester, der zwar die heilige Schrift hat und sie kennt, sie auch recht auslegt, auch das Volk nach Bethlehem hinweist, ihm sagt, wo der Heiland zu finden sei, — aber selber nicht hingeht; er gleicht den hölzernen und steinernen

Wegweisern, die dem Wanderer den rechten Weg zeigen, aber denselben selber nicht gehen. Und wehe jenen Christen, die das Rechte wissen und kennen, den Weg des Heiles recht gut wissen, ihn auch Andern zeigen, aber selber nicht gehen! Wehe dem Hausvater, der seine Dienstboten und Kinder zwar zum Guten aufmuntert, ihnen das Beichten und Kirchengehen befiehlt, aber selber nicht mit gutem Beispiele vorangeht! aber dreimal Wehe denen, die das Rechte wissen und kennen, es aber weder selbst thun, noch Andere dazu anhalten, sich mit einem Worte um das Kind in Bethlehem gar nicht kümmern! —

Der Heiland war in Bethlehem geboren, er war bereits in ihrer Mitte; aber die Juden kümmerten sich nicht darum, sie wußten es gar nicht, obwohl sicher die Hirten überall ausgebreitet haben, was in der heiligen Nacht Wunderbares geschehen war. Da mußten die Heiden mehrere hundert Stunden weit herkommen, und es den Juden sagen, was ihnen für ein Heil zu Theil geworden sei. Die Heiden mußten also den Juden predigen. Und sieh da, diese mußten ihnen Recht geben; allein deßungeachtet ging kein Jude mit ihnen nach Bethlehem.

Schlimm genug für uns katholische Christen, wenn wir erst von Solchen, die draußen sind, an unsere Pflichten erinnert werden müssen! Schlimm genug, wenn wir nicht einmal wissen, was wir als katholische Christen zu thun und zu glauben haben, wenn Andere, die an Kenntnissen hinter uns stehen sollten, uns in dieser Beziehung beschämen! Schlimm genug, wenn die Kinder den Vater, der Jüngere den Ältern über seine Pflichten erst belehren muß, während es umgekehrt sein soll! Die Juden hatten die Propheten und die heiligen Bücher, und doch mußten die Heiden, die nur einen Stern hatten, die Juden belehren! O der Schande für ein solch faules, gleichgültiges Geschlecht! Was sind das für Eltern, die es nicht wissen, sich nicht kümmern, wann ihr Kind zum erstenmal zur heiligen Beicht oder Kommunion geht,

sondern dieß erst zufälliger Weise durch Andere erfahren müssen! —

Doch die Juden haben sich vielleicht von ihrer Gleichgültigkeit einmal bekehrt; nachdem das Kind von Bethlehem zum Manne herangereift und als Wunderthäter unter ihnen aufgereift war, wird sich wahrscheinlich ihre Gleichgültigkeit in um so größern Eifer verwandelt haben! — Ach ja, freilich hat sich ihre Gleichgültigkeit in Eifer verwandelt, aber in welch einen Eifer! Diese Juden, die von der Geburt Jesu gar keine Notiz nahmen, ja, die bei seinen auffallendsten Wundern keine Miene verzogen, sie werden auf einmal so eifrig, daß sie nicht nachließen zu schreien: An's Kreuz mit ihm, an's Kreuz mit ihm! So kreuzigten sie den, der vor ihren Augen so viele Todte erweckt, so viele Kranke geheilt und einen so reinen Lebenswandel geführt hatte, daß sie ihm auch nicht den Schatten einer Sünde ankleben konnten. Die heiligen drei Könige hatten den Messias nur als ein ohnmächtiges Kind kennen gelernt und dennoch beteten sie ihn an und opferten ihm; die Juden aber sahen ihn als Einen, der da Macht hat und dennoch kreuzigten sie ihn.

Nimmt es da noch Wunder, wenn dieses Volk von Gott verworfen wurde? Ja, heute schon bei der Berufung der Heiden beginnt seine Verwerfung, heute schon erfüllt sich an den Juden, was Paulus und Barnabas sagten: „Zu euch mußte zuerst das Wort Gottes gesprochen werden; weil ihr es aber von euch stoßet und euch des ewigen Lebens nicht werth achtet, sieh, so wenden wir uns zu den Heiden.“ (Apostelgesch. 13, 46.) So hatte auch Jesus einst gesagt: Es ist nicht gut, daß man das Brod der Kinder nehme und es den Hunden vorwerfe. Die Kinder waren die Juden; aber schon damals, als das lebendige Himmelbrod im Stalle zu Bethlehem lag, gingen sie nicht hin, obwohl sie durch die Propheten, durch die Hirten, durch die Antworten ihrer eigenen Schriftgelehrten, ja

durch die Weisen selbst dazu eingeladen wurden. Es wurde daher den Heiden gegeben.

Christen! Was verdienen denn wir, wenn wir gleichgültig sind gegen Jesus und seine heilige Kirche, sobald es sich um Kirchenbesuch und Empfang der heiligen Sakramente handelt, aber eifrig und übereifrig, wenn es gilt, Jesum, unsern Herrn und Heiland, durch schwere Sünden zu kreuzigen? Oder gibt es nicht Solche? Gibt es nicht Solche, die an den höchsten Festtagen sich mit einer Messe begnügen, wenn sie auch Zeit hätten, dem Pfarrgottesdienst beizuwohnen, dafür aber die ganze übrige Zeit außerordentlich geschäftig sind im Dienste der Welt oder gar im Dienste der Sünde? Gibt es nicht Solche, die thun, als ob sie nicht hörten, wenn man von Kirche, Beicht und Besserung, überhaupt davon spricht, daß man Jesum besuchen und anbeten soll, die aber recht gut hören, wenn es heißt, daß man etwas erwuchern oder verschwenden könne, daß hier ein Tanz und dort eine Bekanntschaft zu knüpfen sei? Das sind die wahren Christen, die also handeln! Die friert im Dienste Gottes, aber im Dienste der Welt und des Teufels schwitzen sie!

Bei solchen Katholiken wird's wohl auch einst heißen: „Viele werden mit Abraham, Isaak und Jakob im Reiche Gottes zu Tische sitzen, die Kinder des Reichs aber werden hinausgeworfen in die äußerste Finsterniß."

Nun, Geliebte, habt ihr zwei Loose, das der heiligen drei Könige und das der Juden. Wollt ihr, wie diese, gleichgültig sein gegen Jesus, wenn es sich um seinen Dienst handelt, aber eifrig, wenn es sich um seine Kreuzigung handelt? Wollt ihr also mit jenen Juden verworfen werden? Gewiß nicht. Nun denn, so folget dem Sterne der Gnade, der euch zu Jesus führt, suchet ihn auf in seiner Krippe; glaubet, hoffet und liebet, und ihr werdet mit ihnen unter die Auserwählten gerechnet werden. Amen.

Predigt

auf

den erſten Sonntag nach Epiphanie.

Text: „Und er zog mit ihnen hinab und kam nach Nazareth.“ Luk. 2, 51.

Geliebte Pfarrkinder!

Moſes, der treue Diener Gottes, hatte einſt eine gar große Sehnſucht, das Angeſicht des Herrn zu ſehen und deßhalb ſagte er auch einmal zu ihm: „Wenn ich Gnade gefunden habe vor dir, ſo zeige mir dein Angeſicht.“ Allein Gott der Herr ſprach zu ihm: Du ſollſt mich rückwärts ſehen; aber mein Angeſicht wirſt du nicht ſehen können. Und ſo ſah Moſes den Herrn wirklich von hinten, aber nicht von vorne.

So ſehen auch wir, Geliebte, die Herrlichkeit des Eingebornen vom Vater, aber gleichfalls nur die Rückſeite und nicht die Vorderſeite, d. h. wir wiſſen zwar, was er von ſeinem dreißigſten Jahre an bis zu ſeinem Tode gethan hat, allein wie die Kindheit Jeſu bis zum zwölften Jahre, und das Jünglingsalter Jeſu vom zwölften bis zum dreißigſten

Jahre verlief, das wiſſen wir nicht. Wir ſehen alſo die Rückſeite, aber nicht die Vorderſeite. Aber warum haſt du das gethan, lieber Heiland? Warum verbirgſt du uns dein Angeſicht? O zeige uns doch auch dieſes! Vergebens. Wir bekommen die nämliche Antwort, wie Moſes. Du wirſt mich von hinten ſehen, aber mein Angeſicht wirſt du nicht ſchauen können. Warum denn nicht? Die heilige Schrift ſagt es: Er ging hinab nach Nazareth, in ein unbekanntes Städtlein, um dort ein verborgenes Leben bis zu ſeinem dreißigſten Jahre zu führen. Aber wozu das? Was hatte der Herr für eine Veranlaſſung zu dieſer ſo ſonderbaren Handlungsweiſe? Warum hat dieß ſeine Mutter nicht den Apoſteln entdeckt? Warum hat nicht er ſelbſt es den Evangeliſten geoffenbart? Von welch unbeſchreiblichem Nutzen müßte es für die Menſchheit ſein, wenn wir wüßten, wie der Herr ſeine Kinder- und Jünglingsjahre zugebracht hat! O welch rührende Geſchichten und Erzählungen würden wir da nicht den Kindern und Jünglingen erzählen, wie würden wir ſie ihnen zur Darnachachtung und Erbauung an's Herz legen können! Wie entzückt uns nicht ſchon die einzige Geſchichte im heutigen Evangelium vom zwölfjährigen Jeſus, von ſeiner Weisheit und ſeinem hohen Verſtande, wie er den Weiſen in Iſrael Fragen vorlegte und ihnen die ihrigen beantwortete!

Es muß alſo ein eigenes Geheimniß über dieſer Dunkelheit und Verborgenheit ſchweben, die der göttliche Heiland dreißig Jahre hindurch gewählt hat. Heute nun, Geliebte, wollen wir es verſuchen, ſo weit menſchliche Beſchränktheit dieß vermag, den Schleier dieſes Geheimniſſes ein wenig zu lüften, und zu dieſem Ende ſagen wir, Chriſtus hat dieſe lange Verborgenheit gewählt:

ſeinetwillen, I. Theil;
unſertwillen, II. Theil.

Ich beginne ꝛc.

Erſter Theil.

Der Heiland wählte einmal deßwegen eine ſo lange Verborgenheit und Zurückgezogenheit, um den Juden alle Gelegenheit zu benehmen, eher als ſeine Zeit war, ihn zu haſſen, zu verfolgen oder ihn zu tödten. Seine Zeit aber war das Mannesalter und dieſes Alter war es gerade deßwegen, damit man nicht ſagen konnte, jugendliche Unbeſonnenheit und Leidenſchaftlichkeit hätte ihn in den Tod gebracht. Wie hätten die Juden wohl zwanzig Jahre lang ihn predigen hören können, da ſie ihn kaum drei Jahre übertragen konnten! Sie liebten ja die Finſterniß, wie dieß der Herr dem Nikodemus auseinanderſetzte, und waren Söhne der Finſterniß, und deßhalb hätten ſie das Licht der Wahrheit ſicherlich nur zu ſchnell ausgelöſcht. Deßhalb blieb der Herr ſo lange in der Verborgenheit, ja ſelbſt da, als er ſchon aufgetreten war, befahl der Herr noch, die Wunder, die er gewirkt hatte, geheim zu halten, um den Neid und die Mißgunſt der Phariſäer nicht rege zu machen. Der Heiland handelte da, wie ſeine Vorbilder, er ſuchte dem Neide und Haſſe auf alle Weiſe auszuweichen. So machte es der Patriarch Jakob, der, um dem Haſſe ſeines Bruders Eſau und dem Tode, den ihm dieſer drohte, zu entgehen, nach Meſopotamien floh und dort in der Verborgenheit das Vieh hütete. So machte es auch Moſes, der, um Pharaos Zorn zu entfliehen, nach Madian entwich und dort vierzig Jahre lang einen Viehhirten machte. Während dieſer Zeit, ſagt der jüdiſche Geſchichtſchreiber Philo, verlegte er ſich auf das Studium der Weisheit, widmete ſich dem Gebete und der Betrachtung und dieß war die Vorſchule zu dem großen Zwecke, zu welchem ihn Gott der Herr auserſehen hatte, nämlich ſein Volk aus Ägypten zu führen. Mit dieſer Waffenrüſtung verſehen, begab er ſich nach Ägypten, erſchien vor Pharao und führte ſein Volk in das gelobte Land. Auf ähnliche Weiſe begab ſich unſer Herr und Heiland, um dem Haſſe der Schriftgelehrten und

Pharisäer auszuweichen, nach Nazareth, trieb an diesem unbekannten Orte theils das Handwerk seines Vaters, theils widmete er seine Zeit dem Gebete und der Betrachtung, um dann seiner Zeit aufzutreten und Alles durch seine Wunder und seine Weisheit an sich zu ziehen.

Überhaupt bemerkt der aufmerksame Beobachter der Wege der göttlichen Vorsehung, daß diese zu ihren großen Zwecken nicht die Jahre der Kindheit und des Jünglings, sondern das besonnene, ernste, reife Mannesalter sich auserwählt. Das Kind tändelt, der Knabe und Jüngling lernt, aber der Mann handelt. Ihm steht bereits ein Schatz von Erfahrungen zur Seite, er ist längst aus der Schule und hat sich bereits hinlänglich mit dem Leben befreundet. Findet alles dieß auf Jesus zwar keine Anwendung, hätte er zu jeder Stunde seines Lebens das Werk der Erlösung vollbringen und als zwölfjähriger Knabe wohl ebenso auftreten können, wie als Mann; so hat er dennoch, weil er in Allem, die Sünde ausgenommen, den Menschen ähnlich werden wollte, das Mannesalter zur Ausführung seiner großen Aufgabe gewählt, die Verborgenheit bis zu dieser Zeit deßhalb vorgezogen, weil er seine Feinde nicht schon als Knabe zu Schanden machen und nicht so frühzeitig schon ihren Groll gegen sich reizen wollte. Dort im Tempel zu Jerusalem, als zwölfjähriger Knabe, wollte er ihnen nur eine Probe von dem geben, was in ihm sei und wer er sei, dort zeigte er den Schriftgelehrten und seinen Eltern, daß er als Knabe schon das volle Bewußtsein von dem Berufe in sich trage, den er als Mann zu verwirklichen hätte — aber er begnügte sich, einzelne Funken von sich zu sprühen, das Feuer wollte er erst als Mann anzünden.

Diese Zurückgezogenheit und Verborgenheit in einer Zimmermannshütte, dieses Nazarenische Stillleben hat aber der Heiland auch noch aus einer andern Ursache gewählt, nämlich, um bei seinem einstigen Auftreten desto leichter *Glauben zu finden*. Die ganze Welt sollte es erkennen,

daß man aus einer Zimmermannshütte nicht dieſe Weisheit mitbringen könne, von der ganz Judenland Zeuge war. Man ſah, daß Jeſus nie von Nazareth wegkam, nie eine Gelehrtenſchule beſuchte, nie mit Weiſen und Schriftgelehrten verkehrte, ſondern beſtändig bei ſeinem vermeintlichen Vater, dem Zimmermanne, war, und doch kannte er das ganze Geſetz und die Propheten auf's Genaueſte. Dadurch ſollte die ganze Welt auf den Gedanken geführt werden, daß ſeine Weisheit keine menſchliche ſein könne, ſondern eine göttliche ſein müſſe. Wie Gott überhaupt Geringes ſich auserwählt, um Großes damit zu wirken, wie der Herr ſelber unanſehnliche, unwiſſende Fiſcher zu Apoſteln nahm, denen kein Menſch je zugetraut hätte, daß ſie einen Funken Gottesgelehrtheit in ſich hätten, damit es um ſo augenfälliger wurde, daß ihre Weisheit eine göttliche und keine menſchliche ſei; ſo wollte auch der Heiland ſelber aus einer Werkſtätte hervorgehen, damit Jedermann es mit Händen greifen konnte, daß, wenn er lehrte, „wie Einer, der da Macht hat," und wenn er Kranke heilte und Todte erweckte, er dieß nicht an der Seite des Zimmermanns Joſeph gelernt haben könne. Die Nazarener begriffen dieß wohl, darum fragten ſie auch, als ſie Jeſu Wunder ſahen, erſtaunt einander: „Iſt dieß nicht der Zimmermannsſohn?" und andere Juden fragten ebenſo erſtaunt: „Wie verſteht dieſer die Schrift, da er ſie nicht gelernt hat?" Die Antwort lag nahe. Gelernt hat er ſie nicht; alſo muß ſie von Gott kommen. Das wollte der Herr eben; auf dieſe Antwort ſollten ſie ſelber kommen, und dann an ihn glauben; allein die Meiſten glaubten dennoch nicht, nicht einmal ſeine eigenen Verwandten. Sie ſtießen ſich an der Armuth und Demuth deſſen, dem ſie glauben ſollten. Und doch war Jeſus nicht der erſte, der von geringer Herkunft, von einer Werkſtätte ausging, um dann als Prophet unter ihnen aufzutreten. Wären ihre früheren Propheten von hoher vornehmer Herkunft, von irdiſcher Wiſſenſchaft gebildet geweſen, ſo hätten ſie doch eine

ſcheinbare Ausrede gehabt und ſagen können: „Du biſt uns zu gemein; wäre etwas in dir, ſo müßteſt du ſtudirt haben; die andern Propheten waren wiſſenſchaftlich gebildete Männer, und darum konnten wir ihnen glauben, dir aber glauben wir nicht.“ So aber konnten ſie nicht ſagen; denn alle ihre Propheten waren unſtudirt und von gemeiner Herkunft. So hat Gott den Moſes von der Viehheerde weg zum Prophetenamte berufen und zum Heerführer ſeines Volkes ernannt. Den Eliſäus nahm er vom Pflug weg und ſalbte ihn zum Propheten; auch David hatte einſt bei der Schafheerde geſtanden und Amos auf gleiche Weiſe; darum ſagt er ſelber: „Ich bin kein Prophet und keines Propheten Sohn, ſondern ein Hirt bin ich.“ (Amos 7, 14.) Wäre es alſo die niedere Herkunft allein geweſen, ſo hätten ſich die Juden an Jeſus nicht ſtoßen dürfen; allein, wenn man einmal nicht glauben will, ſo wird man nicht glauben, wenn auch Einer von den Todten auferſtünde.

Indeß für Jene, die eines guten Willens waren und noch eines guten Willens ſind, hat der Sohn Gottes ſeine Abſicht erreicht. Ja, wir erkennen es, göttlicher Heiland, warum du eine dreißigjährige Dunkelheit und Zurückgezogenheit gewählt haſt. Du warteteſt das Mannesalter ab, um Mannesthaten, wenn ich ſo ſagen darf, zu vollbringen, damit man dir nicht nachſagen konnte, Unbeſonnenheit und jugendliche Hitze hätten dich in den Tod gebracht. Du wollteſt in Dunkelheit leben, ohne ein Wunder zu thun, ohne das geringſte Aufſehen zu erregen, ſtill und unbemerkt wie das ärmſte und unbedeutendſte Menſchenkind wollteſt du dreißig Jahre lang leben, um hernach deſto leichter Glauben zu finden, um den Juden und uns allen Zweifel an deiner göttlichen Sendung zu benehmen. Das thateſt du alſo für dich. Das thateſt du deinetwegen; aber auch unſertwegen wähleteſt du eine dreißigjährige Verborgenheit, und hievon im

zweiten Theile.

Hätte der Heiland etwa in ſeinem zwanzigſten Jahre ſein Lehramt angetreten, ſo hätte die ſpätere Jugend ſich auf dieſes Beiſpiel berufen und in anmaßendem Dünkel den höheren Unterricht und das Lehramt für ihre Jahre in Anſpruch nehmen können. Allein Jeſus zeigte durch ſein Beiſpiel, daß die Jünglingsjahre die Zeit zum Lernen und nicht zum Lehren ſeien und insbeſondere, daß es für den jungen Menſchen ſehr gut iſt, wenn er ſeine jungen Jahre zu Hauſe unter der Aufſicht von Eltern und Lehrern zubringt. Offenbar hat unſer Herr dieſe Abſicht gehabt, uns ein Beiſpiel zu geben, da er dreißig Jahre lang zu Hauſe verweilte; denn er für ſeine Perſon hätte dieſe Aufſicht nicht nöthig gehabt. Das gab er auch ſeinen Eltern zu erkennen, als er ohne ihr Wiſſen im Tempel zurückblieb. Und in der That, was bedarf auch mehr der Leitung und Überwachung, als der Menſch in ſeinen jungen Jahren? Kein Alter iſt ja größern Gefahren ausgeſetzt, als das Jünglingsalter. Es iſt nämlich, wie der heilige Ambroſius ſagt, ſchwach in Kräften, ſchwach in ſeinen Vorſätzen, aber glühend für das Laſter, voll Überdruß gegen Solche, die mahnen, und reizbar für alle Lüſte. In dem Jüngling herrſcht das Geſetz der Glieder und des Fleiſches in voller Kraft, aber es mangelt die Klugheit, weil die Erfahrung fehlt; ein Neuling und Fremdling beginnt er ſeinen Eintritt in die Welt, Alles muß er ſehen, Alles muſtert er neugierig, nach Allem geläſtet ihn. Wie ein Novize ſteht er am Scheidewege und iſt nicht ſelten geneigt, den Weg des Verderbens einzuſchlagen. Daher leſen wir auch in der heiligen Schrift, daß meiſtens junge Leute es waren, welche die größten Gräuel verübten. Wer hat denn den erſten Mord begangen? War es nicht ein junger Menſch, Kain? Wer hat hauptſächlich die Sündfluth herbeigeführt? Die jungen Leute waren es durch ihre Hurereien, ſagt die Schrift. (I. Moſ. 6.) Wer war es denn, der zuerſt ein

Weib entführt und geſchändet hat? Sichem war es, ein junger Menſch, der Sohn des Hemor. (I. Moſ. 34.) Wer war denn der erſte, der mit dem Weibe ſeines eigenen Vaters Blutſchande trieb? Ruben, der Sohn Jakobs, war es, da er noch jung war. (Ebend. K. 35.) Und wer war ſo Meiſter in Lug und Trug, wie jener junge Amalekiter? (II. Kön. 1.) Und wer hat ſeine eigene Schweſter mißbraucht? (Ebend. K. 13.) War es nicht Amnon, Davids Sohn, ein junger Menſch? Und war es nicht der junge Abſalon, der ſeinen Bruder Amnon durch ſeine Knechte umbringen ließ, und Verrath gegen ſeinen eigenen Vater anzettelte? Und wer waren denn Jene, über deren Unzucht und Diebereien ganz Iſrael Klage führte? Waren es nicht die frechen Buben des Hohenprieſters Heli? (I. Kön. 2.) So ließen ſich noch gar manche Beiſpiele aus der heiligen Schrift beibringen; allein das Geſagte iſt hinreichend und die Erfahrung beſtätigt es, daß die Eltern das meiſte Kreuz mit ihren Kindern vom achtzehnten bis zum dreißigſten Jahre haben. Die meiſten liederlichen Streiche, die größten Ausſchweifungen fallen in dieſe Lebensjahre.

Iſt es nun da nicht höchſt wünſchenswerth, ja faſt unumgänglich nothwendig, daß die jungen Leute unter ſtrenger Aufſicht ſtehen, und wohlmeinende Eltern und Lehrherrn zur Seite haben? Was thut ihr denn, wenn ihr junge Bäume und zarte Gewächſe im Garten draußen habt? Deckt ihr ſie nicht zu, wenn der Winter kommt, wenn Reif und Kälte ſchaden könnten? Ja, macht ihr ſie nicht ſorgfältig ein, bis die Sonne wieder wärmer ſcheint? Der Jüngling, die Jungfrau iſt wie eine Blume, die leicht abwelkt. Ein Lüftchen kann ihnen ſchaden. O wie gut ſind da ſolche Eltern daran, die ihre Kinder beſtändig um ſich haben können und ſie nicht in die Fremde zu ſchicken brauchen! Und wie gut ſind junge Leute daran, die beſtändig bei ihren Eltern oder unter den Händen braver, rechtſchaffener Hausleute ſind! Jener Sohn im Evangelium, der in die Fremde ging, wurde verführt und verdorben; aber leſen wir, daß dem etwas fehlte, der zu

Hauſe geblieben war? Wir wiſſen zwar und die Erfahrung beweist es, daß Kinder auch zu Hauſe ausſchweifend und liederlich werden können; aber ſie können es nicht ſo leicht, nicht ſo anhaltend, wie in der Fremde, weil ihnen die Eltern ſo viel Schwung nicht laſſen, wenn dieſe auch nicht beſtändig vor ſie hinſtehen können. Wer aber ſeine Kinder in die Fremde fortſchicken **muß**, der trachte auf alle Weiſe, ſie an einen guten Platz zu bringen und zu chriſtlichen Hausleuten; wer aber dieß nicht kann und ſeine Kinder ihrer eigenen Leitung überlaſſen muß, wie Eltern, die ihre Söhne zum Militär ſchicken, oder ſie ſonſt unter fremden Leuten ihr Brod ſuchen laſſen müſſen, der gebe ihnen doch gute Grundſätze und eine chriſtliche Erziehung mit auf den Weg. Das iſt ein Amulett, das ſie ſchuß- und ſtichfeſt macht gegen die Angriffe der Verführung. Zu dem mögen ſie nicht unterlaſſen, beſtändig für ſie zu beten; dann haben ſie am heiligen Schutzengel und an unſerer lieben Frau gute Schutzpatrone und Lehrmeiſter, und es wird ihnen nicht fehlen. Wer aber das nicht thut, der möge ſich ſelber die Schuld zuſchreiben, wenn er ſeine Kinder als geiſtige und körperliche Krüppel aus der Fremde zurückerhält.

O, unſer Herr und Heiland iſt nicht umſonſt dreißig Jahre lang bei ſeinen Eltern zu Hauſe geblieben! Er, der keiner Aufſicht bedurfte, hat dieß unſertwegen gethan, um den Eltern zu zeigen, daß ſie auch ihre erwachſenen Söhne und Töchter fortwährend unter Aufſicht halten und nicht mit dem herkömmlichen Spruche tröſten ſollen: Meine Kinder ſind jetzt ſelber geſcheid genug, ſie wiſſen ſelber, was ſie zu thun haben, ſie haben ja ſelber jetzt ihren vollen Verſtand. O du thörichter Vater du, du einfältige Mutter, die du alſo redeſt! Ja, Verſtand haben deine erwachſenen Söhne und Töchter genug, da haſt du Recht. Aber was fragt der junge Menſch nach dem Verſtand? Der thut nicht das Gute, das er einſieht, ſondern das Böſe, wornach ihn gelüſtet. Oder ſchaut einmal herum in euren eigenen Häuſern, in vielen Familien in und

außer der Pfarrei, wo ſie erwachſene Söhne und Töchter haben. Kann man ſagen, daß dieſe jungen Leute keinen Verſtand haben? Gewiß nicht, aber doch zimmern ſie ihren Eltern ein Kreuz um das andere, daß dieſe die Hände über den Kopf zuſammenſchlagen müſſen. Und dieſe Leute ſollen keine Aufſicht, keine Zucht brauchen? —

Auf der andern Seite aber hört man von blinden Eltern für die Ausſchweifungen ihrer Kinder oft die Entſchuldigung: Mein Gott! die jungen Leute haben ja keinen Verſtand! Die Jugend iſt blind! — Wie ſoll man ſich nun das zuſammenreimen? Einmal heißt es: Meine Kinder ſind ſelber ſchon geſcheid genug, alſo rede ich ihnen nichts ein, weil's es nicht braucht; dann aber heißt es wieder: Die jungen Leute haben keinen Verſtand, alſo rede ich ihnen wieder nichts ein, weil's Nichts hilft. Seht da, wie der Teufel die verblendeten Eltern am Narrenſeile herumführt. Laßt euch nicht täuſchen, Geliebte! die jungen Leute haben ſchon Verſtand, ſie wiſſen recht gut, was Sünde iſt und was nicht; aber die Leidenſchaft läßt die Vernunft nicht aufkommen; ſie thun das Gegentheil von dem, was ſie für gut halten; ſie rennen blindlings dahin und in dieſer Beziehung muß man freilich ſagen: die jungen Leute haben keinen Verſtand, ſie ſind blind. Aber man mag nun ſo oder ſo ſagen, ſo gilt das Beiſpiel Jeſu Chriſti. Junge Leute gehören unter die Zucht, und wenn ſie um drei Köpfe über ihre Eltern hinausſchauen ſollen. Das hat unſer Herr den Eltern durch ſein zu Hauſe bleiben ſagen wollen, den jungen Leuten aber gab er durch ſein Beiſpiel die Lehre, daß ſie ſich, wenn auch ſchon groß, der elterlichen Zucht unterwerfen ſollen. — Aber das iſt noch nicht Alles. Nicht nur Gehorſam und Unterwerfung lehrte er die jungen Leute durch ſein Beiſpiel, ſondern auch Demuth und Stillſchweigen. So lange er zu Hauſe war, zeigte er in Nichts ſeine Gottheit, wir leſen nicht, daß er auch nur ein einziges Wunder gewirkt hätte. Das iſt gewiß eine große Demuth. Umſonſt hat aber der Herr dieſe

Demuth gewiß nicht geübt, ſondern um den jungen Leuten ein Beiſpiel zu geben. Nichts iſt eckelhafter, als die Anmaſſung eines jungen Menſchen, der ſtatt lernen, überall belehren, ſtatt beſcheiden zu ſein, mit ſeiner Vortrefflichkeit und ſeinen Leiſtungen überall herumwirft. Iſt der junge Menſch ſchon ſo aufgeblaſen, ſo iſt der Mann gar nimmer auszuhalten, und es wird ſicherlich nichts Gutes aus ihm werden. Das hat Julian der Abtrünnige deutlich genug gezeigt. Der heilige Gregor von Nazianz war mit ihm auf der hohen Schule in Athen und da zeigte er ſchon als Jüngling, was man ſich von ihm zu verſprechen hatte. „Wenn ich ihn ſo dahergehen ſah," ſagt Gregor*), „wie er ſeinen Kopf herumdrehte und die Schultern herumwarf, als wollte er wie ein Seiltänzer das Gleichgewicht ſuchen, wenn ich ſeinen kecken, irrenden und herausfordernden Blick ſah, womit er einen fixirte, wie ich ſeinen unmännlichen Gang und ſein vornehmes Naſerümpfen bemerkte, da ſprach ich oft zu mir: Welch ein Unkraut wächst da auf römiſchem Boden?" Darum iſt auch Nichts beſſer für den jungen Menſchen, als Stillſchweigen. Der vorlaute Jüngling, die ſchnippiſche Tochter iſt auch keck und anmaßend. Sie thun beſſer, ihre Weisheit und Wiſſenſchaft, wenn ſie ſolche beſitzen, etwas ſpäter zum Beſten zu geben. Solche junge Leute wollen mit ihren Einfällen oft die ganze Welt beglücken, ſie meinen, der Erdball gehe aus ſeinen Angeln, wenn ſie nicht mitredeten, nicht das Wort verlangten, erhielten und führten. O die Einfaltspinſel! Der Heiland hat volle dreißig Jahre von ſeiner Weisheit keinen Gebrauch gemacht, Niemandem Unterricht ertheilt, nie und nirgends gepredigt. Das hat er gewiß nicht ohne Abſicht gethan, ſondern um die jungen Leute Beſcheidenheit, Demuth und Schweigen zu lehren. — Aber nicht bloß Eltern und jungen Leuten, ſondern uns Allen hat der

*) Orat. 2. in Julian.

Herr durch ſeine dreißigjährige Zurückgezogenheit eine gute Lehre geben wollen.

Einmal: daß wir uns von dem Getümmel der Welt ſo viel als möglich ferne halten und gerne in der Einſamkeit des Herzens unſere Zeit zubringen ſollen. Es iſt merkwürdig, meine Lieben! Er, der Herr der Welt wollte dreißig Jahre in einem Winkel der Erde, in der winzigen Hütte eines armſeligen Städtleins wohnen, und nur drei Jahre verkehrte er mit der Welt — ein Fingerzeig, daß wir, wenn es nicht gerade ſein muß, uns nicht unter das Getümmel und die Zerſtreuungen dieſer Welt miſchen ſollen.

Wer aber mit der Welt leben muß, der ſoll ſo leben, daß er die Dinge der Welt zwar braucht, aber nicht mißbraucht. Was die Welt an Reichthum und an Genüſſen und Freuden hat, das hätte Chriſtus Alles haben können; allein er nahm nur das Allernothwendigſte, eine winzige Wohnung, dürftige Nahrung und ganz einfache Kleidung. So müſſen auch wir leben nach den Worten des Apoſtels: „Die dieſe Welt brauchen, ſollten thun, als brauchten ſie dieſelbe nicht.“ Der rechte Gebrauch iſt erlaubt, der Mißbrauch iſt Sünde. Glückſelig der, welcher mit der Welt Nichts zu ſchaffen hat! Wir aber, die in der Welt leben, müſſen thun, als lebten wir nicht in der Welt. Wir müſſen es machen wie Chriſtus, von dem es im hohen Liede (5, 8.) heißt: „Seine Augen ſind wie Tauben an Waſſerbächen.“ Chriſtus der Herr war eine ſolche Taube, ſo lange er in Nazareth in der Hütte ſeines Vaters wohnte, er wohnte da, wie die Tauben am Waſſer, gleichſam neben der Welt, aber nicht in der Welt. Es gibt Vögel, die nur in der Höhe allein ſich bewegen und mit dem Waſſer gar nichts zu thun haben, wiederum gibt es andere, die fortwährend im Waſſer ſind, und in dasſelbe tauchen, z. B. Gänſe, Enten und Schwäne; und dann gibt es wieder andere, die zwar das Waſſer nicht ganz meiden, aber nicht hineingehen, ſondern entweder am Waſſer wohnen, oder doch manchmal

daneben sich aufhalten, um zu trinken, oder um die Stoßvögel darin zu erspähen, z. B. die Tauben. Zur ersten Gattung gehören die Klosterleute, die gar nichts mit der Welt gemein haben, zur zweiten die Weltleute, die sich in die Welt und ihre Genüsse versenken, die letzten aber sind jene, die zwar in der Welt, aber nicht mit der Welt leben und nur das Nothwendige von ihr in Empfang nehmen. Zu diesen sollen nach der Anleitung Jesu auch wir gehören; auch wir sollen leben gleich einer Taube, wie er bei seinen Eltern zu Nazareth.

Wir sehen also, Geliebte, daß unser Herr und Heiland nicht umsonst uns sein Angesicht dreißig Jahre hindurch verborgen hat. Nein, er that dieß aus der weisesten und besten Absicht, — seinetwegen, um als Mann mit voller Besonnenheit und Würde sein hohes Amt zu erfüllen, den Zorn und Neid der Juden nicht vor der Zeit rege zu machen und um nachher desto leichter Glauben zu finden; unsertwegen, um die Eltern aufmerksam zu machen, daß die jungen Leute unter Aufsicht zu halten sind und diesen eine Lehre zu geben, daß sie sich gerne dieser Aufsicht fügen, und dabei fein bescheiden und stille sein sollen, uns Allen aber zu bedeuten, daß wir die Welt fliehen, nur im Nothfalle mit ihr verkehren, ihre Güter brauchen sollten, als brauchten wir sie nicht, überhaupt, daß wir, wenn auch in der Welt, doch nicht mit der Welt leben sollen.

Machen wir uns Alle, jung und alt, diese heilsamen Lehren zu Nutzen, die uns Jesus durch seine dreißigjährige Verborgenheit geben will, so können wir getrost hoffen, ihn, den wir hier nur von der Rückseite kennen, jenseits auch von Angesicht zu sehen. Amen.

Predigt

auf

den zweiten Sonntag nach Epiphanie.

Text: „Es war eine Hochzeit zu Kana in Galiläa.“ Joh. 2, 1.

Geliebte Pfarrkinder!

Es ist leider nichts Seltenes, daß Anstalten und Einrichtungen, die Gott zum Besten der Menschen getroffen hat, von ihnen statt zu ihrem Nutzen, wohl gar zu ihrem Schaden mißbraucht werden. So geht's insbesondere mit dem Ehestande. Gott hat's gewiß recht gut gemeint, als er Mann und Weib zusammenfügte und so den Ehestand einsetzte. Verständige Eheleute sehen das wohl auch ein und danken Gott dafür. Aber es gibt auch unverständige Eheleute, die sich diesen Stand selber zur Plage machen und in der Ehe miteinander weiter nichts anders fortschleppen, als ein großes Kreuz. Das muß aber einmal dem lieben Gott, der den Ehestand eingesetzt hat, das Glück der Menschen zu gründen, sehr mißfallen, und andrerseits ist es höchst traurig, daß sich die Leute dadurch selber das Leben vergiften und die Ehe

eine Quelle aller Sünden, Leiden und Widerwärtigkeiten wird, da ſie doch ein Weg zum Guten, zur Gottesfurcht und zur Freude ſein ſollte. Das eheliche Leben iſt in ſolchen Fällen um ſo trauriger, weil die Eheleute nimmer von einander können, bis ſie der Tod ſcheidet. Wenn einmal zwei Eheleute ſich ſelber ſcheiden, von einander gehen, von einander getrennt leben, dann ſieht's ſchon ſchlimm genug aus. Das iſt das Allerletzte, und bevor ſie dieſes thun, ſollen ſie Alles verſuchen, um ſich wieder auszuſöhnen, wieder gut zu werden miteinander.

Es iſt demnach keine Kleinigkeit, Geliebte, wenn Zwei heirathen. Ihr ganzes Lebensglück hängt davon ab, Zeit und Ewigkeit ſtehen auf dem Spiele. Da thut's denn wohl noth, daß man dieſen ſo wichtigen Schritt mit aller Beſonnenheit und Überlegung thue, daß man nicht blindlings dahinrenne. Aber was iſt denn ſolchen Leuten, die einmal heirathen wollen, vor Allem zu wiſſen nothwendig? Oder brauchen ſie etwa nichts zu wiſſen? Macht etwa das das Glück des Eheſtandes aus, daß jedes brav Geld hat? Nein, meine Lieben! ſo geſcheid ſeid ihr ſelber, daß das Geld allein nicht glücklich macht. Da ſind gar Viele verheirathet, die Geld zu Tauſenden haben und doch haben ſie einen unglücklichen Eheſtand, während in einer Hütte zwei Eheleute wohnen, die nichts haben, als Schwarzbrod, Kartoffel und Waſſer und ſie ſind glücklich und zufrieden. —

Wer im Eheſtande glücklich leben will, Geliebte, der muß wiſſen:

Was zu einer guten Ehe gehört, I. Theil; und was an einer böſen Ehe ſchuld iſt, II. Theil.

Ich beginne ꝛc.

Erſter Theil.

Als Gott der Herr die Ehe einſetzte, ſprach er: „Es iſt nicht gut, daß der Menſch allein ſei, ich will ihm

eine Gehilfin machen.“ Gott ſetzte alſo den Eheſtand ein, dem Menſchen zur Hilfe, zur Erleichterung, zur Freude. Mann und Weib ſollen einander helfen, rathen, tröſten, Freude und Leid mit einander theilen. — Auch ſprach Gott zu den erſten Eheleuten: „Wachſet und mehret euch!“ und damit wies er auf die Aufgabe des Eheſtandes hin, das Menſchengeſchlecht fortzupflanzen und zu erziehen. Endlich heißt es: „Der Menſch wird ſeinen Vater und ſeine Mutter verlaſſen, und ſeinem Weibe anhangen, und es werden zwei in Einem Fleiſche ſein.“

Da haben wir nun ſchon auch die Erforderniſſe zu einer guten Ehe. Treue, aufrichtige Liebe, Einſicht und Verſtand bei Regierung des Hausweſens und der Kinderzucht, Geſchick und Liebe zu nützlicher Arbeit, Liebe zum Frieden, zur Einigkeit und Verträglichkeit, dieß Alles liegt im Zwecke der Einſetzung dieſes heiligen Standes von Seite Gottes.

Aber wie ſollen nun alle dieſe Eigenſchaften erworben werden? — Das iſt euch klar, Geliebte, daß dieſelben nicht erſt am Hochzeittage erworben werden können, ſondern daß man von Jugend auf ſich ihrer befleißen und daran gewöhnen müſſe. Da nun die meiſten Leute jung heirathen, alſo bei Zeiten in den Eheſtand treten, ſo müſſen ſie auch darnach trachten, jene Eigenſchaften, ohne welche es eine gute Ehe einmal nicht geben kann, ſich zu erwerben, d. h. ſie müſſen ein keuſches, züchtiges und ehrbares Leben führen, ſie müſſen ihren Eltern und Hausleuten gehorſam ſein und treu dienen, ſie müſſen recht ſorgfältig darauf Acht haben, wie ihre Eltern und Hausleute ihr Hausweſen führen, um das, was gut iſt, nachzuahmen, das aber, was unrecht iſt, zu vermeiden; ſie müſſen gern arbeiten und in nützlichen Arbeiten immer geſchickter und geübter zu werden ſuchen; ſie müſſen gegen ihre Hausgenoſſen und alle Leute friedlich, gefällig, nachgiebig ſein und vor Allem Gott den Herrn fürchten und lieben. Es kann dann nicht fehlen, daß junge Leute, die ſo gelebt haben, dereinſt eine gute Ehe führen werden. Da müßte ja

die Schrift erlogen ſein, wenn ſie ſagt: „Reichthum und Kraft erheben des Menſchen Herz; aber über beide iſt die Furcht Gottes. Bei der Furcht des Herrn gibt es keinen Mangel, und wo ſie iſt, braucht man keine Hilfe zu ſuchen. Die Furcht des Herrn iſt wie ein geſegneter Luſtgarten, ſie iſt herrlicher als Alles geſchmückt.“ (Sir. 40, 26—28.) Und wiederum heißt es: „Wer den Herrn fürchtet, dem wird's wohlergehen ... Gott fürchten iſt die vollkommene Weisheit, von ihren Früchten wird man geſättigt. Sie füllet das ganze Haus mit Früchten und die Kammern mit ihren Schätzen. Die Furcht des Herrn iſt die Krone der Weisheit, ſie gibt vollkommenen Frieden, die Frucht des Heiles.“ (Ebend. 1, 19—22.)

Da kommt es aber auch darauf an, daß man eine Perſon heirathet, die eben dieſe Eigenſchaften auch hat. Es kann zwar ein verſtändiger Ehegatte auch einen unverſtändigen noch beſſern; allein es macht immer viel Sorge und Verdruß. Daher thut man gut, wenn man gleich von vornherein eine anſtändige, ordentliche, arbeitſame, friedliebende und gottſelige Perſon ausſucht; denn da man ſeine ganze Lebenszeit mit ihr zubringen, in guten und böſen Tagen mit ihr hauſen muß, ſo iſt es wohl vonnöthen, daß man mit Vorſicht und Klugheit zu Werke gehe. Es iſt nicht zu läugnen, daß Armuth und Mangel in der Ehe ſchwer zu tragen ſind; aber man thut doch nicht recht daran, wenn man nur auf Geld und Gut ſieht; Salomon ſagt: Wem ein tugendhaftes Weib beſchert iſt, der hat einen Schatz, der mehr werth iſt, als viele köſtliche Perlen, als viel Geld und Gut. Der Reichthum läßt ſich leicht aufzehren; aber wenn eine Perſon arbeitſam und tugendhaft iſt, ſo iſt Gottes Segen im Hauſe und da trifft's recht ein, daß eine Hand voll Ruhe beſſer iſt, als beide Fäuſte voll Mühe und Jammer. Nichts iſt ſodann natürlicher, als daß man nur ſolche Perſonen heirathen

ſoll, die man leiden kann, denen man gut iſt. Aber wenn man bloß auf Bildung und Schönheit ſieht, ſo kann man ſich leicht betrügen. Lieblich und ſchön ſein, ſagt Salomon, heißt Nichts; ein Weib, das den Herrn fürchtet, ſoll man loben. Und umgekehrt iſt's auch beim Manne ſo. Wie oft trifft es ſich nicht, daß eine Perſon, die außen ſchön und gut gebaut, inwendig häßlich und faul iſt! Aber die Liebe macht blind, ſagt ein altes Sprichwort, d. h. Jemand, der einmal ſeine Neigung auf eine Perſon geworfen hat, zieht nicht mehr die Vernunft zu Rathe, ſondern wählt ganz blindlings. Daher muß man kluge und unparteiiſche Leute um Rath fragen und ihrem Rathe folgen, wenn man heirathen will. Insbeſondere muß man der beſſern Einſicht der Eltern folgen, wenigſtens ihren Rath, ihre Meinung nicht gleich unbedingt verwerfen; denn der Eltern Segen bauet den Kindern Häuſer, aber ihr Fluch reißt ſie wieder um.

Wenn nun Jemand ſo eine gutdenkende, friedliche, arbeitſame und fromme Perſon, eine andere von gleicher Geſinnung geheirathet hat, ſo kann man mit aller Zuverſicht hoffen, daß ſie auch eine gute Ehe führen werden. Gott läßt es ja den Aufrichtigen gelingen, und ohne ihn fangen ſie Nichts an. Gute Eheleute vermeiden Alles, was Gott mißfällt, ſie ſind eifrig in Erfüllung und Beobachtung ihrer Pflichten und thun mit Fleiß und Sorgfalt Alles im Vertrauen auf Gottes Beiſtand und Segen. Unordnung, Unreinlichkeit, Müßiggang, Verſchwendung, Zank und Streit ſind aus ihrem Hauſe verbannt. Mit ihren Nachbarn und Bekannten leben ſie verträglich und friedlich, denn ſie miſchen ſich nicht in fremde Dinge, weil ſie mit ihren eigenen Angelegenheiten genug zu thun haben; ſie geben den Verleumdern und Ohrenbläſern kein Gehör und nehmen ſich nicht heraus, anderer Leute Thun und Laſſen zu richten, weil ſie auf ihre eigenen Fehler merken, um immer beſſer und vollkommener zu werden; ſie ſind nicht neidiſch, wenn's Andern gut geht, und haben keine Schadenfreude, wenn's Andern ſchlecht geht, weil ſie

mit Gottes Regierung und dem, was ſie haben, zufrieden ſind und an ſich ſelbſt wiſſen, wie wohl es Einem thut, wenn er wohlwollende und theilnehmende Freunde hat; ſie kommen Niemandem zu nahe, vergelten nicht Böſes mit Böſem, oder Scheltworte mit Scheltworten; ſie ſind dienſtfertig, nachgiebig, verſöhnlich, was ihnen Andere zu gefallen gethan haben, vergeſſen ſie nie, ſondern ſind beſtändig dankbar dafür; aber Gefälligkeiten, die ſie erwieſen haben, reden ſie Niemandem mehr zu Gehör. Darum ſind ihnen auch andere Leute gut. Wenn Jemandes Wege dem Herrn wohlgefallen, „ſo ſind auch ſelbſt ſeine Feinde mit ihm zufrieden.“ Verſtändige Leute haben dann auch in ihrem eigenen Hauſe Ruhe und Friede; denn ſie ſind einander mit treuer, aufrichtiger Liebe ergeben, ſie haben gar keine Heimlichkeit vor einander, Eines trägt des Andern Fehler mit Geduld, und beide ſuchen durch gegenſeitiges Nachgeben und freundliches Zureden zu beſſern, ſie gehen über alle Dinge mit einander zu Rathe, und beide arbeiten mit gleichem Fleiße und gleichem Eifer daran, daß Friede und Wohlergehen im Hauſe ſei; ihre Kinder erziehen ſie zum Gehorſam, zur Wahrheitsliebe, zur Genügſamkeit, zum Fleiße, zur Gottesfurcht, Vater und Mutter ſind immer Eines Sinnes und ziehen kein Kind dem andern vor, ſondern haben Alle gleich lieb und ſorgen dafür, daß gute und verſtändige Menſchen aus ihnen werden mögen. In böſen Tagen bei Mangel und Dürftigkeit, bei Krankheiten ſind ſie geduldig und genügſam, weil ſie ihre Hoffnung auf Gott ſtellen; in guten Tagen aber, wenn's viel Verdienſt und Brod gibt, ſind ſie mäßig, beſcheiden und danken Gott mit freudigem Herzen, thun Armen und Nothleidenden Gutes und treiben keine Verſchwendung, vielmehr beharren ſie bei ihrem redlichen Fleiße und legen vom Überfluſſe etwas für die Zukunft zurück. So werden Eheleute geſegnet, die den Herrn fürchten; ſie nähren ſich mit ihrer Hände Arbeit, ſie ſind guten Muthes und ſehen das Glück ihrer Kinder und Kindeskinder.

Ach, wenn es nur lauter ſolche Ehen gäbe! Aber leider gibt es nur gar zu viele ſchlechte Ehen. Was aber an dieſen ſchuld iſt, davon im

zweiten Theile.

Es fehlt bei den Eheleuten bald an einer, bald an mehreren, bald an allen den vorhin aufgeführten Eigenſchaften und Tugenden, die zu einer guten Ehe erfordert werden, darum müſſen auch nothwendig böſe Ehen daraus entſtehen.

Wie lebt denn das junge Volk ſo häufig? Leichtſinnig und unordentlich, es iſt undankbar und untreu gegen ſeine Eltern und Hausleute, es geht dem Müßiggange, Trunk und Spiele nach, führt ein unehrbares, unkeuſches Leben und fangt gern Streit und Händel an. Kann man nun, wenn dergleichen heirathen, etwas anders, als böſe Ehen erwarten? Heißt's nicht: Jung gewohnt, alt gethan? Oder iſt dieſes Sprichwort nicht wahr?

Und wie geht's denn gewöhnlich zu, wenn junge Leute heirathen wollen? Da ſieht man entweder nur auf Geld und Gut, ohne darnach zu fragen, ob die Leute auch zu einander paſſen, ob ſie arbeitſam, haushälteriſch, ordentlich und fromm ſind; oder ſie lernen ſich an Orten und bei Gelegenheiten kennen, wo Ausgelaſſenheiten, Unmäßigkeit und Liederlichkeit herrſchen — Tanzböden nennt man dieſe Plätze gewöhnlich — ſo daß ſie in der Unbeſonnenheit und Übereilung Verbindungen eingehen, die unmöglich gut oder vernünftig ſein können.

Leute, die heirathen wollen, ſollten doch billig bedenken, wie wichtig ihr Vorhaben ſei, daß ſie ein ganzes Leben lang bei einander ſein und nicht nur gute, ſondern auch böſe Tage mit einander tragen müſſen. Wollte Gott, daß dergleichen Überlegungen immer angeſtellt würden! Aber es geſchieht leider nicht immer. Da wird denn ſo oft das Sprichwort wahr: Vorgethan und hernach bedacht, hat Manchen in groß Leid gebracht.

Nicht selten sind auch unvernünftige Eltern daran schuld, daß ihre Kinder unglücklich heirathen, wenn sie nämlich selbe aus Eigensinn oder Eigennutz zu einer Heirath zwingen, die sie in's Unglück stürzt, oder von einer Heirath abhalten, die zu ihrem Glücke gereichen könnte. Gottesfurcht, Arbeitsfleiß, Liebe zur Ordnung und Harmonie der Gemüther sind nöthig, wenn eine Ehe gut sein soll. Wenn man aber nur auf Reichthum, angesehene Freunde und andere solche Dinge sieht und die Kinder wider ihren Willen zur Ehe zwingt, so kann's unmöglich gut gehen. — Armuth und Mangel sind eigentlich keine Ursachen einer bösen Ehe. Höchstens kann das ein harter, beschwerlicher Ehestand genannt werden, wenn die Eheleute mit Nahrungssorgen zu kämpfen haben, aber eine böse Ehe ist das nicht. Die Leute können bei all ihrer Armuth dennoch zufriedener sein, als ein Millionär. Sparsamkeit mit Genügsamkeit ist ein großer Gewinn, sagt die Schrift, und das Wenige, was ein Gerechter hat, ist besser, als das große Gut vieler Gottlosen.

Manchmal sind aber auch die Schwiegereltern schuld, wenn's in einem Ehestande recht quer hergeht; sie verursachen nämlich durch ihr beständiges Einreden und Mitregiment, das sie immer noch führen wollen, den jungen Eheleuten großen Verdruß. Es ist zwar billig, daß die Kinder auf ihren guten Rath hören, und es ist Pflicht der schuldigen Dankbarkeit, daß sie, wenn sie alt und unvermöglich sind, ihre Kinder ernähren und verpflegen, und wenn sie schwach und wunderlich werden, mit ihnen Geduld tragen. Indessen sollen die Schwiegereltern doch auch bedenken, daß ihre Kinder ihre eigene Wirthschaft führen müssen, daß es unbillig ist, mehr von ihnen zu verlangen, als sie zu thun im Stande sind, und daß es unchristlich ist, wenn sie unter ihren Kindern Hader und Uneinigkeit anrichten. Aber auch bei den jungen Eheleuten fehlt es in ihrem Betragen gegen die alten Eltern oft genug. Oft genug mag das Weib des Mannes Vater oder Mutter nicht leiden, oder der Mann

seines Weibes Eltern nicht! Jeder Brocken wird dann den alten Eltern eingezählt, ihnen still und laut der Tod gewünscht und jede Gelegenheit boshafter Weise benützt oder eine bei den Haaren herbeigezogen, um sich einander zu reiben und so Unruhe und Unfrieden im Hause zu stiften. Du, wie wird es denn dir gefallen, wenn dir einmal so begegnet wird! Kann denn dein Ehestand gesegnet sein, wenn du die Thränen und Seufzer deiner alten Schwiegereltern auf dich ladest? Wahrlich, solchen Kindern kann es nimmer gut gehen, die gegen ihre alten Eltern unfreundlich und undankbar sind! Ihre Kinder gerathen nicht und sie werden einst mit ihren Eltern gerade so umgehen, wie diese mit ihren Eltern umgehen; denn mit welchem Maaße man ausmißt, mit dem wird wieder eingemessen werden.

Was dann ferner noch unzufriedene Ehen macht, das sind die Fehler in der Kinderzucht. Wenn die Eltern unvernünftig genug sind, so werden sie ihre Kinder verzärteln, dann aber erwachsen sie ihnen zu ihrer Schande und Plage, und die Folge davon ist, daß sich die Eheleute nachher beständig die bittersten Vorwürfe darüber machen. Wenn's aber gar so weit geht, daß sie ein Kind dem andern vorziehen, was namentlich gern bei Stiefkindern und Stiefeltern geschieht, wenn Vater und Mutter ihre eigenen Lieblinge haben, die sie in Schutz nehmen und vertheidigen, wenn sie vom andern Theile wohlverdienter Weise zurechtgewiesen und gestraft werden; ach, da muß die Ehe freilich unfriedlich und unglücklich sein, weil solche Kinder fast täglich zu Zänkereien Anlaß geben.

Und nun muß ich noch eine Ursache unglücklicher Ehen erwähnen, die ich lieber ganz verschweigen würde, wenn sie nicht auch schon auf dem Lande hie und da zu finden wäre und den schrecklichen Unfrieden, das unglücklichste, eheliche Leben hervorbringen würde — nämlich — die eheliche Untreue. O wehe, wehe, wenn einmal diese Höllennatter sich in ein Haus eingeschlichen hat; sie vergiftet alle eheliche

Glückſeligkeit, und Eiferſucht, Haß und noch ſchrecklichere Dinge ſind die Brut, die der Ehebruch brütet? O ich bitte euch um Alles in der Welt, liebe Pfarrkinder! nur dieſen Teufel laßt nicht in euer Haus, ſonſt ſeid ihr die armſeligſten, elendeſten Eheleute, die es gibt. Mag kommen, was will, noch ſo viel Elend, Kreuz und Unglück wenn hereinbricht, das iſt Alles lauter Kleinigkeit, das iſt Süßigkeit gegen das Elend und Unglück, das die eheliche Untreue anrichtet, da kann von Glück und Segen keine Rede mehr ſein!

Endlich vermeidet überhaupt Alles, woraus Streit und Zank entſteht. Dahin gehört Unverträglichkeit und übertriebene Strenge gegen die Dienſtboten, Unfriede mit Freunden und Nachbarn, Ungehorſam gegen Obrigkeit und Vorgeſetzte, Unredlichkeit und Betrug gegen den Nebenmenſchen, Geringſchätzung Gottes und der heiligen Religion, weil daraus unzählige Übel herkommen, die den Frieden der Ehe ſtören, den Eheleuten Schande und Schaden bringen.

Laßt es alſo eure angelegenſte Sorge ſein, chriſtliche Eheleute, alle die Fehler zu vermeiden, die an böſen Ehen ſchuld ſind, und dagegen die Tugenden zu üben, die zu einer guten Ehe erfordert werden. Ach, wenn die Leute, die eine böſe Ehe führen, doch einſehen wollten, wie unverantwortlich ſie gegen ſich ſelbſt handeln, wie ſehr ſie ſich gegen einander, gegen Gott, ihre Kinder, ihre Nebenmenſchen, ja gegen das Vaterland verſündigen! Welch glückliches Leben iſt es, wenn Eheleute voll Eintracht und Liebe bei einander wohnen! Ihr Hausweſen iſt geſegnet, ihre Kinder gerathen gut, mit ihren Freunden und Nachbarn ſtehen ſie in beſtem Vernehmen, ihr Glück genießen ſie mit weiſer Demuth und in böſen Tagen tröſten ſie ſich durch liebreiche Theilnahme, freundliche Hilfeleiſtung und kindliches Vertrauen auf Gott. — Aber wie ſo grell anders iſt's mit zänkiſchen, pflichtvergeſſenen und unordentlichen Eheleuten! Sie machen ſich das Leben ſelbſt zur Marter und Qual, ſind ihren Nebenmenſchen zur Laſt und zum Ärgerniß, erziehen nichtswürdige Kinder,

gereichen dem Vaterlande zur Schande und zum Schaden und gehen einer unglückſeligen Ewigkeit entgegen.

Manche, die in einer böſen Ehe leben, mögen dieß wohl ſelber ſchon lange einſehen und oft gewünſcht haben, daß es beſſer werden möchte. Wenn's nur aber auch mit dieſem Wunſche ihnen recht Ernſt wäre! Aber da ſchiebt gewöhnlich Eins die Schuld auf das Andere und wenn etwas gebeſſert werden ſoll, ſo will Keines den Anfang machen. Es koſtet freilich Mühe, alte, eingewurzelte Gewohnheiten abzulegen, und es gehört viele Selbſtverläugnung dazu, ſein Unrecht zu erkennen und einzugeſtehen. Indeſſen muß dieß ſein; auf andere Weiſe iſt nicht zu helfen. Am beſten wäre es freilich, wenn beide Theile zugleich ſich ändern und beſſer werden wollten; da könnte freilich am ſicherſten geholfen werden. Aber da dieß ſelten zu hoffen iſt, ſo muß doch ein Theil den Anfang machen und die bisherigen Fehler laſſen, zu einer ordentlichen Lebensweiſe zurückkehren und dem andern Theile nicht nur Alles verzeihen, ſondern auch mit Nachſicht und Sanftmuth begegnen. Aber da ruft manche Ehehälfte ganz unwillig aus, das kann ich nicht, ich kann den Anfang nicht machen! Wie, du kannſt nicht? Was kann der Menſch mit der Gnade nicht, wenn er nur will? Warſt du nachläßig, ſo werde arbeitſam, warſt du ein Verſchwender, ſo werde mäßig, warſt du zorn- und zankſüchtig, ſo werde friedfertig und nachgiebig, mit Einem Worte, werde ein anderer Menſch! Das Alles kannſt du, wenn du nur willſt. Gott befiehlt nichts Unmögliches. Biſt nun du anders, dann wird auch die Ehe anders werden, die böſe Ehe wird aufhören, und ihr werdet hauſen, wie Kinder. Und wie groß muß nicht die Freude für ein gutes Herz ſein, wenn es zu ſich ſelbſt ſagen kann: Ich habe durch geduldiges Nachgeben, durch ſanftmüthiges Stillſchweigen und freundliches Zureden meinen Ehemann, mein Eheweib auf beſſere Wege gebracht! O wie glücklich ſind ſolche Eheleute, unter denen Eintracht

und Liebe herrſcht! Vater der Liebe! gib deinen Segen dazu, daß ſtets Sanftmuth und Geduld die Herzen der Gläubigen leite, und du, liebevollſter Heiland, der du das Brautpaar zu Kana mit deiner Gegenwart geſegnet haſt, ſei bei den Ehen und Hochzeiten aller Chriſten, die entweder dieſen Stand ſchon angetreten haben, oder noch antreten wollen, mit deiner Gnade zugegen. Amen.

Predigt

auf

den dritten Sonntag nach Epiphanie.

Text: „Da er aber in Kapharnaum eingegangen war, trat ein Hauptmann zu ihm, bat ihn und sprach: Herr, mein Knecht liegt zu Hause gichtbrüchig und leidet große Qual.“ Matth. 8, 5.

Geliebte Pfarrkinder!

Es leidet wohl keinen Zweifel, daß es nur alsdann ordentlich in der Welt hergehen kann, wenn ein Jeder seine Schuldigkeit thut. Jeder, er sei vornehm oder gering, wenig oder viel, ist immer ein Glied der menschlichen Gesellschaft, welches das Seinige beitragen muß, daß es dem ganzen Leibe wohlergehe. Wie an einer Kette jedes Glied nothwendig ist, die Kette zusammenzuhalten, so muß auch ein Jeder ohne Unterschied die Ordnung des Ganzen erhalten und vermehren helfen. Daher ist kein Mensch gering zu schätzen, wenn er auch nicht von Adel ist; in Gottes Augen ist ein Jeder angesehen, wenn er durch Fleiß und gute Aufführung dazu hilft, daß Unordnung gehindert und Ordnung befördert werde.

Keiner aber darf ſich zu vornehm, von zu hoher Geburt dünken und ſich einbilden, er dürfe alle Sorgen und Mühen nur den Geringen aufladen, damit er ſelber in Müßiggang, Luſtbarkeit und Trägheit leben könne. Wer Gott wohlgefallen will, der muß etwas nützen. Zwar ſind die Geſchäfte nicht alle gleich, Einer hat dieß, der Andere jenes zu thun. Einige müſſen über Andere die Aufſicht führen, ihnen ihre Arbeiten anweiſen. Andere müſſen gehorchen und das ihnen Anbefohlene ausrichten. Wie das überhaupt in der Welt zur guten Ordnung gehört, ſo iſt dieß in jedem Hauſe der Fall. Aber Beide, der Befehlende und der Gehorchende, ſtehen unter Gott. Beide müſſen Gott Rechenſchaft ablegen, der Herr wie der Knecht. Alſo ſollen ſie Beide ihre Pflicht und Schuldigkeit thun.

Daß dieß aber gar häufig nicht geſchieht, beweiſen die vielen Klagen, welche die Hausleute gegen ihre Dienſtboten und dieſe hinwiederum gegen ihre Hausleute haben. Und doch könnte es anders ſein! Es könnte ſo ganz ohne alle Klage hergehen, wie wir das im heutigen Evangelium ſehen am Hauptmanne und an ſeinem Knechte. Der Hauptmann hatte keine Klage über ſeinen Knecht; denn er war ihm ſehr lieb, ſagt die Schrift (Luk. 7.); aber auch der Knecht konnte über ſeinen Herrn nicht klagen, denn ſein Herr kümmerte ſich ja in ſeiner Krankheit um ihn, wie um einen kranken Sohn.

Wohlan denn nun, ihr Hausleute und Dienſtboten, ſchauet her auf eure Muſter! Seid Hausleute, wie dieſer Hauptmann! ſeid Dienſtboten, wie jener Knecht! Überhaupt thut euere Schuldigkeit, erfüllet eure Pflichten! Damit ihr aber recht deutlich erkennen möget, was ihr zu thun habt, ſo vernehmet

die Pflichten der Hausleute, I. Theil;
die Pflichten der Dienſtboten, II. Theil.

Ich beginne ꝛc.

Erſter Theil.

Wer muß ſich nicht über den guten Herrn freuen, der ſo liebreich für ſeinen Knecht geſorgt hat? Zuerſt ſchickte er ſeine Leute und dann kam er ſelber, um für ſeinen kranken Knecht zu bitten, und er war doch ein angeſehener Mann, ein Offizier. Er war freilich, wie er ſelbſt ſagt, eben ſo gut ein Menſch und der Obrigkeit unterthan, wie ſein Knecht. Wenn aber dieſer vornehme Mann ſo viele Liebe und Sorgfalt für ſeinen Knecht bewieſen hat, um wie viel mehr ſind Hausleute von weit geringerem Stande, als der Hauptmann, ſchuldig, für ihr Geſinde zu ſorgen und es gut zu halten, weil zwiſchen ihnen nicht der geringſte Unterſchied iſt; denn ſie ſind gewiß auch Menſchen, wie ihre Dienſtboten. Alle Menſchen vom vornehmſten bis zum geringſten, ſind Brüder und Schweſtern; denn wir haben Alle Einen Vater und der nämliche Gott hat uns Alle erſchaffen. Wenn auch nach der weiſen und guten Einrichtung Gottes ein Unterſchied im Vermögen iſt, ſo iſt's doch damit nicht anders, als in einem Hauſe, wo es ältere und jüngere, ſtärkere und ſchwächere Kinder gibt, die aber doch alle Brüder und Schweſtern und Kinder von Einem Vater und Einer Mutter ſind! Gott hat Einigen Anſehen und Gewalt über Andere gegeben, aber nur um der Ordnung willen, welche ſonſt nicht beſtehen könnte, nicht aber dazu, daß die Reichern und Mächtigern die Ärmern und Schwächern drücken und übermüthig behandeln ſollen. Auch hat Jeſus alle Menſchen erlöst; die Vornehmen und Reichen haben keinen größern Antheil an ihm, als die Geringen und Armen; darum ſagt die Schrift: In Chriſto ſind wir allzumal Einer ſo gut wie der Andere, da iſt weder Knecht noch Freier. Nach dieſem zeitlichen Leben wird der Unterſchied zwiſchen Herrſchaft und Dienerſchaft, zwiſchen vornehm und niedrig, wie er in der Welt iſt, gar nicht mehr ſein. Vielmehr wird da ein frommer und getreuer Knecht weit mehr gelten, als ein gottloſer und

ungerechter Herr. Auch in so ferne wird dann bei Vielen der Ausspruch Christi wahr werden: Die Ersten werden die Letzten und die Letzten die Ersten sein. — Also die Herrschaften sind ebenso gut Unterthanen der Obrigkeit und des allmächtigen Gottes, als ihr Gesinde. Das sollen die Hausleute wohl bedenken und von diesem Gesichtspunkte aus soll ihr Betragen gegen ihre Dienstboten ausgehen, dann werden sie gewiß ihre Pflichten erfüllen. Vor Allem sollen die Hausleute ihre Dienstboten gut behandeln. Sie sollen sie nicht schinden wie das Vieh, und ihnen nicht auflegen, daß sie liegen bleiben möchten. Gar oft hört man von den Dienstboten die Klage: Man kann bei diesen Leuten nicht genug arbeiten, man mag es anfangen, wie man will. Das ist nicht recht. Man muß immer bedenken, daß man Menschen und kein Vieh vor sich hat. Anschaffen und die Dienstboten recht tüchtig ausmachen ist leicht, aber den ganzen Tag streng arbeiten ist härter. Denkt nur an jenen Putiphar in Ägypten, wie gut dieser den Joseph behandelt hat, und denkt an jenen Gefängnißaufseher, unter dem der unschuldige Joseph stand, wie gut jener mit diesem umging. Und wie ließ nicht der Perserkönig Assuerus seinen ehemaligen Kammerdiener Mardochäus auszeichnen, der einst eine Verschwörung gegen das Leben des Königs entdeckt hatte! Wie einen königlichen Prinzen ließ er ihn kleiden, und auf einem Pferde in der ganzen Hauptstadt herumführen, während der erste Minister dabei ausrufen mußte: So wird derjenige geehrt, den der König ehren will! So sollt auch ihr, Geliebte, einen guten Dienstboten gut behandeln, ja, wie euch selber lieben. „Ein vernünftiger Knecht sei dir so lieb, als deine Seele," sagt die Schrift. (Sir. 7, 23.) „Drücke deinen Knecht nicht mit Gewaltthat, sondern fürchte deinen Gott," sagt Gott im dritten Buche Mosis (25, 43.). Und wiederum heißt es: „Fall' nicht in deinem Hause wie ein Löwe über deine Hausgenossen her, und drücke deine Untergebenen nicht."

(Sir. 4, 35.) „Beleidige einen Knecht nicht, der treu und redlich arbeitet, noch einen Taglöhner, der sich dir aufopfert.“ (Ebend. 7, 22.) — Also verlanget nicht mehr von euren Dienstboten, als was recht und billig ist und habt mit ihren Schwachheiten Geduld. Ein gutes Wort findet einen guten Ort, aber immerwährendes Schelten und Toben erbittert die Gemüther. Vernünftiger, liebreicher Ernst flößt Ehrerbietung und Gehorsam ein, liebreiches Betragen erweckt Dankbarkeit und Liebe. Der Gerechte erbarmt sich selbst seines Viehes, wie viel mehr eines Dienstboten. Und welcher Mensch ist so vollkommen, daß er keinen Fehler begehen könnte? Wer würde vor Gott bestehen können, wenn er immer nach unsern Werken vergelten wollte? So ist's also auch nicht mehr als Pflicht aller Hausleute, mit den Fehlern des Gesindes Geduld zu tragen. Indeß ist das nicht so gemeint, daß man den Dienstboten allen Willen lassen, zu ihren Unordnungen stillschweigen und sie nicht ernstlich und im Nothfalle auch mit Strenge zu ihrer Schuldigkeit anhalten sollte. Die Hausleute sind nach Gottes Ordnung Aufseher und Vorgesetzte ihrer Untergebenen und haben, weil sie ihnen Kost, Lohn und Aufenthalt geben, ein Recht, von ihnen Gehorsam in billigen Diensten, anhaltenden Arbeitsfleiß und Treue und Ehrlichkeit zu verlangen. Es liegt ihnen daher vor Allem ob, ihre Dienstboten von allem Bösen ab- und zu allem Guten anzuhalten. Das habe ich schon oft genug gesagt, und wiederhole es heute wieder, indem ich an die Worte des Apostels erinnere: „Wenn Jemand für die Seinigen und insbesondere für die Hausgenossen nicht Sorge trägt, der hat den Glauben verläugnet, und ist ärger als ein Ungläubiger.“ Ausschweifungen, grobe sittliche Vergehen dürfen die Hausleute ihren Dienstboten nie nachsehen, weil sie etwa sonst ihre Arbeit gut verrichten. Nein, das wäre weit gefehlt; andere Fehler hingegen, z. B. bei der Arbeit, sollen sie mit Schonung behandeln und

ſie zu beſſern trachten. Gewöhnlich haben die, welche Dienſtboten haben, ſelbſt gedient, und wenn auch nicht, ſo verſtehen ſie doch das Arbeiten und die Wirthſchaft beſſer, als junge, unerfahrne Leute. Darum ſollen ſie ihr Geſinde in Allem recht unterrichten und es ſo zu brauchbaren und nützlichen Menſchen heranbilden. Wenn aus dem jungen Volke nichts wird, wenn die Nachkommenſchaft immer ungeſchickter und unbrauchbarer wird, ſo liegt die Schuld auch an den Hausleuten, die ſich oft zu wenig mit ihren Dienſtboten abgeben, oder ſelber nichts verſtehen, alſo ihnen auch nichts mittheilen können.

Chriſtliche Hausleute müſſen ferner auch für die Geſundheit ihrer Dienſtboten ſorgen und ſich nicht von dem heidniſchen Hauptmanne im heutigen Evangelium zu Schanden machen laſſen, der ſich ſeines kranken Knechtes ſo liebreich angenommen hat. Wenn ein Dienſtbote krank wird, ſo geſchieht's ja im Dienſte ſeiner Herrſchaft, folglich muß ſie ihm auch Wart und ärztliche Pflege zukommen laſſen. Thut man für ein Stück Vieh Alles, wenn es krank wird, warum nicht für einen Menſchen? Darum laden unbarmherzige Hausleute eine ſchwere Verantwortung auf ſich, wenn ſie ihren Dienſtboten entweder ſo harte Arbeit auflegen, daß ſie unterliegen müſſen, oder wenn ſie krank werden, ſie aus dem Hauſe ſtoßen und draußen umkommen laſſen. Solche Leute meinen, ein Dienſtbote iſt wie ein Lohnkutſchergaul, ſo lange er laufen kann, ſpannt man ihn ein und haut ihn; kann er aber nimmer laufen, dann gibt man ihn dem Schinder. Oder ſie meinen, ein Dienſtbote iſt wie eine Citrone, die man auspreßt und dann auf den Miſt wirft. So machte es Laban mit Jakob. Nachdem ihm dieſer zwanzig Jahre lang treu und fleißig gedient hatte, und er durch ſeinen rechtſchaffenen und fleißigen Dienſtboten reich geworden war, ſchimpfte er ihn aus Dankbarkeit, konnte ihn nimmer gerade anſehen und verfolgte ihn. Wahrlich, Solchen muß man zurufen: „Ihr Herrn! was recht und billig

ist, erweiset den Knechten, und wisset, daß auch ihr einen Herrn im Himmel habt." (Kol. 4, 1.)

Die Hausleute sollen ferner ihren Dienstboten Kost und Lohn ordentlich geben. Der Arbeiter ist seines Lohnes werth, und wenn man dem Ochsen, der drischt, das Maul nicht verkörben darf, so muß man gewiß auch den Dienstboten gute Kost und den ausbedungenen Lohn geben. Es gibt viele recht geizige Hausleute, die wohl recht viel Arbeit von ihren Dienstboten verlangen können, aber ihnen schlechte und schmale Kost geben. Sie meinen, was sie da wohl erwuchern, wenn sie es den Dienstboten vom Maul reißen; allein es ist kein Segen dabei, und sie zwingen die Dienstboten noch obendrein zum Stehlen, weil sie nie genug bekommen. Von Solchen, die den Dienstboten ihren Lohn nicht geben, oder ihnen davon ungerechter Weise abziehen, will ich gar nicht reden; diese begehen eine himmelschreiende Sünde; denn die heilige Schrift sagt: „Siehe, der Lohn der Arbeiter, die eure Felder eingeerntet haben, welcher von euch vorenthalten worden, schreiet, und ihr Geschrei ist zu den Ohren des Herrn der Heerschaaren gekommen." (Jak. 5, 4.)

Endlich müssen christliche Hausleute ihrem Gesinde mit einem guten Beispiele vorangehen. Wer selbst Arbeit versteht und lieb hat, der kann seine Leute um so besser dazu anhalten; wer selbst ein ordentliches, mäßiges, friedfertiges Leben führt, der kann seine Dienstboten um so leichter dazu anhalten, anhalten zur Andacht, zum öffentlichen Gottesdienst, zur Gottesfurcht, zur Gewissenhaftigkeit und Frömmigkeit. Ganz anders schaut's freilich in Häusern aus, wo es schlecht und unordentlich hergeht, wo man immer nur Fluchen und gottvergessene Reden hört, wo keine Liebe zu Gott, zum Gebete und zu Gottes Wort ist; in solchen Häusern findet man auch gewöhnlich unordentliches, leichtfertiges und gottvergessenes Gesinde. Oder wenn die Hausleute selbst diebisch und betrügerisch sind, auf Christen-

thum, auf geiſtliche und weltliche Obrigkeiten nichts halten; iſt's da ein Wunder, wenn es das Geſinde nicht beſſer macht?

O, Geliebte! wie ſehr muß ich wünſchen, lauter gute Hausleute in der Pfarre zu haben und wie leicht könnt ihr es ſein! Viele ſind es ſchon, Viele führen muſterhafte Haushaltungen, aber bei Manchen fehlt's noch, bei Manchen geht's zu leicht herunter. O bedenket, Geliebte! eure und eurer Untergebenen Glückſeligkeit ſteht auf dem Spiele! Seid brave, chriſtliche Hausleute und ihr werdet dann auch brave Dienſtboten haben; wie aber dieſe ſein müſſen, das erklärt mein

zweiter Theil.

Man freut ſich recht, wenn man von dem guten Knecht im heutigen Evangelium lieſt. Sein Herr ſtellt ihm nämlich das ſchöne Zeugniß aus: „Wenn ich zu meinem Knechte ſage: thu das, ſo thut er's.“ Auch ſieht man's ja ſchon daraus, daß der Hauptmann mit ſeinem Knechte zufrieden geweſen ſein muß, weil er Jeſum um Hilfe dafür anſprach. Es wäre nur auch zu wünſchen, daß alle Dienſtboten das Beiſpiel dieſes Knechtes vor Augen haben möchten. Nach Gottes Willen ſind Dienſtboten da, daß ſie den Befehlen ihrer Hausleute gehorchen, treu und redlich dienen und auf dieſe Weiſe das Ihrige dazu beitragen, daß es in der Welt ordentlich hergeht. Das iſt auch ganz billig, weil der Dienſtbote von den Hausleuten Koſt und Lohn hat und den Aufenthalt. Gleichwie ein Arbeiter ſeines Lohnes werth iſt, ſo iſt's auch Schuldigkeit, daß für Lohn treu und fleißig gearbeitet werde; denn wer nicht arbeitet, der ſoll auch nicht eſſen. Es iſt ſo arg, als ein Diebſtahl, wenn Einer in ſeinem Dienſte, wofür er Lohn erhält, nachläſſig und treulos iſt. Ein Dieb aber iſt eine Peſt der menſchlichen Geſellſchaft. Wer Andern dient, der hofft und wünſcht, mit der Zeit eine eigene Wirthſchaft zu erhalten, wo er dann vielleicht auch

wieder Dienſtboten unter ſich haben wird. War ein Dienſtbote nun in ſeinem Dienſte treu und fleißig, ſo wird er auch gute Leute haben; denn er weiß, was ein Menſch thun kann und was ihm zukommt; er wird ein verſtändiger Hausvater, eine gute Hausmutter ſein; wenn er aber ſchlecht gedient hat, ſo wird er auch mit ſchlechten Dienſtboten geſtraft werden; denn mit dem Maaße, womit man ausmiſſet, wird wieder eingemeſſen werden. Man ſieht's ja oft genug in der Welt, wie ſchlecht es unfleißigen und treuloſen Dienſtboten geht. Wenn gute Hausleute das Unglück haben, ſie zu bekommen und ſie nicht im Stande ſind, ſie auf beſſere Wege zu bringen, ſo behält man ſie nicht lange; ſie müſſen ſich dann in allerlei Dienſten herumtreiben und wenn ſie erſt recht bekannt geworden ſind, ſo will ſie Niemand mehr haben. Höchſtens können ſie da auf eine Zeit lang hinkommen, wo kein guter Knecht, wo keine gute Magd hinkommen will. Da iſt's denn ganz natürlich, daß ſie auf keinen grünen Zweig kommen, armſelig und elend bleiben und überall gefürchtet und verachtet ſind. Zuletzt werden nichtswürdige, ſchändliche Bettler oder Diebe aus ihnen, wie jener gottvergeſſene Haushälter, der zum Graben, d. h. zum Arbeiten zu faul war und ſich doch auch des Bettelns ſchämte und dann an ſeinem Herrn ein Dieb wurde. Darum nimmt's mit ſolchen Leuten ein unglückliches Ende. Das Zuchthaus, die Feſtung oder gar der Tod durch Henkershand iſt ihr letztes Loos, oder ſie ſterben ſonſt als alte Müßiggänger und Vagabunden im bitterſten Elende. Solche Leute haben es hier ſchon ſchlecht, und jenſeits bekommen ſie es nicht beſſer; denn es wird einem Jeden vergolten werden nach ſeinen Werken.

Ganz anders geht's den braven, rechtſchaffenen Dienſtboten. Jedermann hat ſie gern und darum fehlt es ihnen auch nie an einem guten Dienſte. Durch Fleiß und gute Aufführung verdienen ſie ſich ſo viel, daß ſie nie Mangel haben; es geht ihnen gut, ſie mögen nun ihr ganzes Leben lang dienen müſſen, oder zu einem eigenen Brod kommen.

Gott ſegnet ſie in allen ihren Unternehmungen, weil ſie treu und redlich ſind, und ihr Geld nicht den Muſikanten hinwerfen, es nicht verſpielen, vertrinken, oder an's Gewand, oder gar an eine ſchlechte Bekanntſchaft hängen. Auf ein ordentliches Leben folgt aber auch ein ſeliges Ende. Denn ſie ſind es, zu denen Jeſus ſagen wird: Du frommer und treuer Knecht, du fromme und treue Magd, komm her zu mir! Du biſt in dem Geringen getreu geweſen, ich will dich nun über Vieles ſetzen, geh' ein in die Freude deines Herrn.

Doch wir wollen den braven Dienſtboten noch näher kennen lernen, damit nicht etwa Solche ſich darunter zählen, die es nicht ſind. Der Dienſtbote muß vor Allem den Hausleuten gehorchen; denn ſonſt kann's nicht gut gehen. Sollte ihm etwas geſchafft werden, das er für weniger nützlich erachtet, ſo hat er das Recht, mit Beſcheidenheit ſeine Meinung zu ſagen; aber den Befehl der Herrſchaft muß er vollziehen und darf auch nichts anders dafür thun. Auch darf der Dienſtbote nicht unhöflich oder grob ſein, nicht ſchelten und murren, am allerwenigſten ſchimpfen und widerſprechen. Er hat ſeine Hausleute in Ehren zu halten, wie Eltern; denn ſein Gehorſam gehört in's vierte Gebot hinein. Und weil die Kinder zu Hauſe den Hausleuten das liebſte ſind, ſo muß auch der Dienſtbote gegen ſie freundlich und beſcheiden ſein; denn wer die Kinder beleidigt, beleidigt die Eltern.

Der Dienſtbote muß ſodann ſeiner Herrſchaft treu und redlich dienen, d. h. die anbefohlenen Arbeiten fleißig und ordentlich verrichten, auch wenn es Niemand ſieht; denn der allwiſſende Gott, der die Treue und Untreue belohnt, ſieht es doch; darum ſagt der Apoſtel: „Ihr Knechte, dienet euren Vorgeſetzten, als thätet ihr es Gott und nicht den Menſchen.“ Der brave Dienſtbote muß ferner in allen Dingen auf den Vortheil ſeiner Hausleute bedacht ſein, allen Nachtheil aber fernzuhalten ſuchen. Die Dienſtherrſchaft ſetzt einmal das Vertrauen in ihre Dienſt-

boten, dieſe aber ſollen ſich dieſes Vertrauens auch würdig machen. Deßwegen ſoll ein rechtſchaffener Dienſtbote auch darauf ſehen, daß die übrigen Dienſtboten ihre Schuldigkeit gleichfalls thun; er ſoll ſie ermahnen und warnen, wenn das Nebengeſinde dagegen handelt, und wenn Mahnen und Warnen nichts mehr hilft, ſo muß er es der Herrſchaft anzeigen; denn wer das Unrecht ſieht und doch geſchehen läßt, macht ſich einer fremden Sünde theilhaftig. Freilich, ich weiß, wie es da hergeht. Solche liederliche Dienſtboten drohen mit allem Möglichen denen, die ihre Schlechtigkeiten den Hausleuten hinterbringen. Sobald du etwas ſagſt, heißt es, ſo ſchau zu, was ich dir anthue. Allein: thue Recht und ſcheue Niemand, denn Gott ſieht und weiß alle Dinge. Er wird dereinſt nicht bloß den Stehler, ſondern auch den Hehler zur Rechenſchaft ziehen. Zu dieſer Treue und Redlichkeit im Dienſte gehört es dann auch, daß man das Eigenthum der Hausleute, der Dienſtherrſchaft als Heiligthum anſehe, und nichts muthwillig entwende oder verderbe. Hauptſächlich iſt dieß von den Nahrungsmitteln zu verſtehen. Wenn die Leute ſatt zu eſſen haben, ſo iſt es nicht recht, die Sache zu verwüſten, oder ſie aus dem Hauſe zu tragen. Wer im Kleinen nicht treu iſt, der iſt es auch im Großen nicht. Wodurch hat denn Joſeph ſich ſo ſehr das Zutrauen ſeines Herrn erworben, als durch ſeine Treue? Es waren ihm die Schlüſſel zu allen Gefängniſſen anvertraut, obwohl er ſelber Mitgefangener war; aber es fiel ihm nicht ein, treulos zu werden.

Der Dienſtbote ſoll ferner flink und eifrig in ſeiner Arbeit ſein. Daher wurden die Diener vor Zeiten „Läufer“ genannt und man findet ſie auch mit Hirſchläufen abgebildet. Wer eifrig und rührig iſt, der wird es auch täglich in der Geſchicklichkeit weiter bringen, und gibt es auch ſo manchen Tag und ſo manche Stunden, wo die gewöhnlichen Arbeiten ſtille ſtehen, ſo wird ſie der Fleißige zu etwas Nützlichem verwenden.

Der Dienſtbote ſoll ſich ferner hüten, auszuplaudern, was er in ſeinem Hauſe und von ſeiner Herrſchaft gehört hat. Es verräth dieſes Geſchwätzigkeit oder Bemühung, ſeine Herrſchaft unglücklich zu machen. Wie viel Schaden ward nicht oft in einem Hauſe verurſacht wegen einer Sache, die erzählt wurde, die der Dienſtbote vielleicht nicht einmal recht verſtanden hat und in einem andern Orte erzählte? Verſchwiegenheit iſt eine Haupttugend eines vernünftigen Dienſtboten.

Endlich ſoll ein Dienſtbote ſo lange als möglich bei ſeiner Herrſchaft bleiben. Es iſt ein böſes Zeichen, wenn die Leute immer von einem Dienſte in den andern gehen. Sind ſie fleißig und ordentlich, ſo behält man ſie ohnedieß gerne; wozu denn das beſtändige Wandern? Gewöhnlich ſind es nur ſchlechte Dienſtboten, die jedes Ziel weiter ziehen. Das Arbeiten ſteht ihnen nicht an, ſie wollen ſich nicht in die Menſchen ſchicken lernen und ſo betrügen ſie ſich ſelber, indem ſie es oft weit ſchlechter finden, als ſie es verlaſſen haben.

Nun denn, ihr ledigen Leute der Pfarrei, die ihr im Dienſte ſteht, ſo thut, was eure Pflicht iſt! Seid brave Dienſtboten! Seid gehorſam, treu und redlich, hurtig und eifrig, verſchwiegen, und bleibet gerne und lange bei guten Hausleuten! Kurz, ſeid ſolche Dienſtboten, wie ihr ſie euch wünſchtet, wenn ihr die Hausleute wäret! Freuet euch dann und frohlocket! Euer Lohn wird ſich dann vergrößern! Nicht ein Stück Geld, nicht 40 oder 50 fl., ſondern der Himmel wird euer Lohn ſein. Amen.

Predigt

auf

den vierten Sonntag nach Epiphanie.

Text: „Herr, rette uns, wir gehen zu Grunde.“ Matth. 8, 25.

Geliebte Pfarrkinder!

Wenn im Sommer nach mehreren recht heißen Tagen plötzlich ſich ein Gewitter zuſammenzieht und nach einer großen Windſtille ein fürchterlicher Sturm ſich erhebt, der Bäume entwurzelt, Häuſer abdeckt, Schornſteine umreißt und daher heult, als käme der jüngſte Tag und die ganze Hölle daher: da zittert und bebt Alles, Alles iſt froh, in einem ſchützenden Hauſe ſich zu befinden, ſich vor dem heilloſen Sturme in dem fürchterlichen Gewitter flüchten und beſonders an einem feſten Punkte anklammern zu können. Und doch, Geliebte, iſt auf feſtem Lande der größte Sturm nur ein Kinderſpiel zu nennen gegen einen Sturm auf dem Meere. Denkt euch ein Schiff mitten auf dem unabſehbaren Meere. Da kommt plötzlich ein ungeheurer Sturm. Der Wind wühlt das Meer vom tiefſten Grunde auf, berghoch thürmen

ſich die Wellen empor und tragen das Schiff mit ſich in die Höhe, aber eben ſo pfeilſchnell ſtürzt es wieder hinunter in den Abgrund, der auf der andern Seite grauſenhaft heraufgähnt. Nichts iſt mehr im Stande, das Schiff zu halten, bald ſchwankt es rechts, bald links, Alles auf dem Schiffe wird umgeworfen, was nicht niet- und nagelfeſt iſt; auf einmal kommt eine Welle, die das ganze Verdeck überſchwemmt, Alles hat ſich in die untern Schiffsräume zurückgezogen und liegt auf dem Boden; ſelbſt die Schiffsleute, die ſonſt dem Tode keck in's Auge ſehen und ſchon oft mit ihm gerauft haben, werden kleinlaut, der Tod blickt gräßlich hervor aus dem naſſen Wellengrabe und ſcheint alle Augenblicke das Schiff zu verſchlingen. — Geliebte, könnt ihr euch etwas Schreckbareres denken, als dieſe Todesangſt?

In einem ſolchen Zuſtande befand ſich heute das Schifflein, auf dem der Herr mit ſeinen Jüngern war, und in einem ſolchen Zuſtande, Geliebte, befindet ſich auch das Schifflein unſers Lebens gar oft, während wir auf dieſem ungeſtümen Weltmeere dahinſegeln. Dieſen Stürmen kommen wir nicht aus; denn die drei Feinde, die wir haben, Welt, Teufel und unſer eigenes Fleiſch, verſäumen nicht, zu rechter Zeit einen rechten Sturm anzublaſen, um uns im Abgrunde der Hölle zu begraben.

Da müſſen wir uns auf die Kunſt der Seeleute verſtehen, um dem Sturme möglichſt Trotz bieten zu können. Wir dürfen nicht gleich den Muth verlieren, gleichwie ihn die Matroſen nicht verlieren, ſondern müſſen mit einem Feinde raufen bis zum Tode, oder bis auf's Blut widerſtehen, wie der heilige Paulus ſagt. Bei ſolchen Stürmen müſſen wir nun die Seeleute nachahmen und

die Segel ſtreichen, I. Theil;
die Schiffsladung über Bord werfen, II. Theil;
Anker werfen, III. Theil;

Ich beginne ꝛc.

Erſter Theil.

Die Geſchichte der Stadt Ninive kennt ihr; ich will ſie euch kurz erzählen, damit ihr einen Begriff bekommt von dem, was es heiße, die Segel einziehen, oder die Segel ſtreichen. Mache dich auf, ſprach Gott der Herr zu Jonas, und gehe nach Ninive, der großen Stadt, und predige daſelbſt; denn ihre Bosheit iſt heraufgeſtiegen zu mir. Und Jonas machte ſich auf und ging nach Ninive nach dem Worte des Herrn; Ninive aber war eine große Stadt, drei Tagreiſen groß. Und Jonas fing an, in die Stadt hineinzugehen, eine Tagreiſe lang und rief und ſprach: Noch vierzig Tage und Ninive geht unter. Und die Leute zu Ninive glaubten an Gott und riefen ein Faſten aus und zogen Trauerkleider an vom Größten bis zum Kleinſten. Auch kam das Wort vor den König zu Ninive, und er ſtand auf von ſeinem Throne, warf ſein Kleid von ſich, zog das Trauerkleid an und ſetzte ſich in die Aſche. Und er ließ in Ninive ausrufen und ſagen, als des Königs und ſeiner Fürſten Befehl die Worte: Menſchen und Thiere, Rinder und Schafe ſollen Nichts koſten, nicht auf die Weide kommen und kein Waſſer trinken, ſondern es ſollen Trauerkleider anziehen Menſchen und Thiere.

Merket ihr jetzt, Geliebte, was es heißt, die Segel einziehen, wenn der Sturm kommt? Es heißt die Üppigkeit, den Überfluß, die Kleiderpracht, den Aufwand, die koſtbaren Speiſen und Getränke, die Luſtbarkeiten, Vergnügungen, Bälle und Tänze unterlaſſen, um die göttliche Gerechtigkeit zu verſöhnen, um die göttliche Erbarmung zu gewinnen und dem Schiffbruche der Seele zu entgehen. Ja, Gott der Herr ſchickt oft ſolche Stürme, um den Menſchen aufmerkſam zu machen, daß ſein Schifflein unrechtes, gefährliches Fahrwaſſer hat, daß es Zeit iſt, die Segel einzuziehen, wenn er nicht für Zeit und Ewigkeit ſcheitern will. O ſolche Stürme ſind oft recht heilſam! Habt ihr ſie geſehen die Bauern im Vilsthale und Rotthale, wie ſtolz ſie die Segel ausgeſpannt

hatten, wie flott ihr Fahrzeug daher fuhr! Aber ſieh da, Gott ſchickte einen großen Sturm über die bayeriſchen Niniviten und nun fingen ſie an, die Segel zu ſtreichen und den Luxus bei Seite zu thun. Das Schiff geht nun nicht mehr ſo flott, die Schiffer geben es wohlfeiler; ſie wollen lieber ohne Segel langſam dahin ſteuern, als mit vollen Segeln dem ewigen Abgrunde zufahren.

Solche Stürme läßt aber Gott auch über den Einzelnen eben ſo gut kommen, wie über die ganze Menge. Möchte nur Jeder auch die göttliche Abſicht erkennen und dem Schiffbruche dadurch zu entgehen ſuchen. Mancher Landmann lebt oft in Saus und Braus dahin und kümmert ſich wenig um die göttlichen Strafgerichte. Mag der Prophet Jonas dem ausſchweifenden Niniviten hundertmal ſagen: Die dergleichen thun, werden zu Grunde gehen! er achtet es nicht. Da läßt Gott einen Sturm kommen, Viehſeuche, Brandunglück, ungerathene Kinder, Tod der Kinder, Krankheit und ſonſtige Übel kommen jetzt daher. Da heißt es die Segel ſtreichen, da heißt es beſcheidener ſein, nimmer ſo vornehm thun, nicht auf Geld und Gut all ſein Vertrauen ſetzen! Das wenigſtens will Gott, das beabſichtigt er durch den Sturm. Wohl dem, der dieſe weiſe, gütige Abſicht des beſten Vaters erkennt!

So führt oft mancher Jüngling, manches Mädchen ein gar flottes, leichtſinniges Leben. Mit vollen Segeln ſteuern ſie daher im Frühjahre ihres Lebens! Aber im Frühjahre ſtürmt es gern. Da werden die kecken Schiffer ihre ſtolzen vollen Segel ſtreichen müſſen, wenn der Sturm das Schiff nicht umkehren ſoll. Oder iſt etwa kein Sturm zu befürchten? Hör' einmal, Jüngling und Jungfrau, wenn die Welt mit ihren Freuden und Luſtbarkeiten auf dich einſtürmt, wenn ſie alle deine jugendlichen Leidenſchaften wie Segel aufzieht, um dich mittelſt derſelben raſch dem Abgrunde zuzutreiben, wenn du keine Raſt und Ruhe mehr haſt, ſondern wann und wie du kannſt, bei allen Luſtbarkeiten und Vergnügungen dich einfindeſt; ſag mir, gleicht da deine Seele nicht einem

Schifflein, das mit vollen Segeln dem Abgrunde zufährt, oder alle Augenblicke in Gefahr ſchwebt, an den Klippen der Unſchuld und Tugend Schiffbruch zu leiden?

O ziehe ſchnell ein die Segel! Weg mit der Hoffart und Üppigkeit, fort mit dem leichtſinnigen, flatterhaften Weſen, mit dem der böſe Feind nur ſein Spiel treibt! Laß die Gelegenheit, meide die Tänze, fliehe die böſen Geſellen, und deine Seele wird ruhiger werden! Du wirſt dem Sturme leichter Trotz bieten können, er findet keine Segel auf deinem Schifflein, in denen er ſich fangen und dich in den Fluthen der Hölle begraben kann.

Das iſt das erſte, was du nach Schifferbrauch beim Sturme zu thun haſt, um das Schiff zu retten; das zweite iſt, daß du das Schiff leichter machſt und Alles über Bord wirfſt; hievon aber im

zweiten Theile.

Als Jonas zum erſten Male den Auftrag von Gott erhielt, nach Ninive zu gehen, da wollte er Gott entfliehen. Er beſtieg ein Schiff, um Gott zu entrinnen. Wie er aber auf dem Meere war, entſtand ein großer Sturm und das Schiff drohte in Trümmer zu gehen. Jonas wußte recht gut, daß ſeinetwegen dieſer Sturm entſtanden war, und ſagte daher zu den Schiffleuten: Es wird das Meer ſich nicht legen, bis ihr mich in's Meer geworfen habt; denn ich bin ein großer Sünder. Und ſo nahmen ſie ihn denn und warfen ihn in's Meer und augenblicklich hörte das Meer auf zu toben.

So, meine Lieben, müſſen auch wir, wenn die Stürme der Leiden und Trübſale über uns hereinbrechen, die Laſten über Bord werfen, die das Schifflein unſers Herzens beſchweren, und die ſind nichts anders, als unſere Sünden. Der Sünder iſt nämlich nichts anders, als ein flüchtiger Diener Gottes, wie Jonas. Er flieht, aber er kann nicht entfliehen; denn das Meer der Trübſal umgibt ihn. Was

alſo thun? Der Sünder muß hinausgeworfen werden, damit er als Gerechter wieder auferſtehe. Hinausgeworfen aber wird er durch die Buße; er ſoll die Bitterkeit des Meeres ſeiner Sünden verkoſten, ſoll erfahren, wie bitter es iſt, den Herrn verlaſſen und ihn geflohen zu haben. Nur dann läßt der Sturm nach, nur dann verſchlingt er ſeine Seele nicht im Tode, nur dann iſt uns zu helfen. „Alles Drückende kann Gott von uns nehmen," ſagt der heilige Chryſoſtomus, „er wird aber die Trübſal ſo lange nicht wegnehmen, als er keine Bekehrung ſieht. Der Goldarbeiter zieht das Gold ſo lange nicht aus dem Ofen, bis es nicht vollkommen geläutert iſt, und ſo nimmt auch Gott die Trübſal nicht von uns, bis wir uns beſſern." *) Alle Trübſal, alle Heimſuchung, alle Stürme der göttlichen Strafgerichte treffen ein ganzes Volk nur der Sünden wegen, um dieſe zu vertreiben und die Sünder zu beſſern.

Ja, die Sünde muß aus dem Schiffe des Herzens hinausgeſchafft werden, ſonſt wird das Schiff nicht leichter und dann muß es zu Grunde gehen. Wie vermag derjenige, der die ganze Zeit hindurch ſein Lebensſchiff mit Sünden beſchwert, ſie aber bei entſtehendem Sturme nicht hinauswerfen will, dieſen Sturm zu übertragen? Nimmermehr, ſein Schiff wird auf dem Felſen der Verzweiflung ſcheitern und in den Abgrund ſinken. Das kann man namentlich in unſerer traurigen Zeit tauſendmal erleben. Jemand z. B. lebt bisher im Schooße des Glückes dahin, es geht ihm gut und er hat Alles, was er wünſcht. Allein bei ſeinem Vermögen denkt er nicht auf Gott, ſondern lebt dahin nach den Gelüſten ſeines Herzens. Auf einmal kommt ein Sturm über ſein Schifflein. Eine unglückliche Spekulation, ein Diebſtahl, ein Brandunglück rafft ſeine Glücksgüter dahin. Da ſteuert er nun dahin hoffnungslos mit ſeinem von Sünden und Ausſchweifungen beladenen Schiffe. Da er die Segel ſelber nicht

*) Hom. 3. ad popul.

ſtreichen wollte, hat ſie ihm der Sturm zerriſſen und nun gälte es auch noch, den Ballaſt über Bord zu werfen, den Jonas aus dem Schiffe zu ſchaffen; allein daran denkt er nicht, und das will er nicht. Er wirft zwar die Looſe, er forſcht nach, was ſchuld ſein könnte an dieſem Sturme; aber auf den Sünder Jonas fallen ſeine Looſe nicht, ſie fallen auf Rechnung des blinden Zufalls. Der Zufall iſt Schuld am Sturme, das Glück hat ihm den Rücken gekehrt, nun will er auch nicht länger mehr leben, er will keine Beute, kein Spielball des Zufalls ſein und ſo ſteuert er dem Abgrunde der Verzweiflung zu — er bringt ſich ſelber um's Leben. „Sie ſprechen," ſagt Jeremias, „es iſt umſonſt; denn wir wollen nach unſern Gedanken wandeln, und thun, ein Jeglicher nach der Bosheit ſeines verkehrten Herzens." „Der Gottloſe glaubt nicht aus der Finſterniß zurückkehren zu können zum Lichte, überall ſchaut er um ſich nach dem Schwerte." (Job 15, 22.) So ſagt der fromme Job und er hat Recht. Der Eine dieſer Sünder, die verzweifeln, ſchaut ſich um nach dem Schwerte, ſo machte es Saul; ſtatt ſich zu bekehren, ſtatt den böſen Jonas hinauszuwerfen und ſo das Schiff ſeines Herzens zu erleichtern, ſtürzte er ſich in ſein eigenes Schwert. Ein Anderer ſchaut nach einem Stricke um, wie z. B. Judas. Statt wie ſein Mitgefährte Petrus den ſündigen Jonas in's Meer der Buße und Trübſal zu werfen, verzweifelte er und erhenkte ſich. Ein Anderer ſchaut ſich nach einer Piſtole, nach einem Raſirmeſſer, nach Gift um, oder er ſtürzt ſich in's Waſſer. O dieſe Unglücklichen! ſtatt zur Zeit der Stürme ſchnell die Segel des Überfluſſes und Wohllebens einzuziehen, und die drückende Laſt der Sünden aus dem Schifflein fortzuſchaffen, laſſen ſie in dumpfer Verzweiflung Alles liegen und ſtehen und nehmen ſich das Leben. So machen es Hunderte in unſern Tagen. Es kommt ein Sturm, und ſie verzweifeln. Es fehlt da an allem Glauben, und ſtatt dem Sturme felſen-

feſt zu trotzen, thun ſie das Gegentheil. So haben es einſt auch die Iſraeliten gemacht, auch ſie wollten verzweifeln, aber Gott der Herr ſprach zu dem Propheten Ezechiel: „O Menſchenſohn, ſprich zu dem Hauſe Iſraels: Alſo habt ihr geredet und geſagt: Unſere Miſſethaten und unſere Sünden liegen auf uns, und wir verſchmachten unter ihnen; wie können wir leben? Sprich zu ihnen: So wahr ich lebe, ſpricht Gott der Herr, ich habe kein Wohlgefallen am Tode des Gottloſen, ſondern daß der Gottloſe ſich bekehre von ſeinem Wege und lebe. Bekehret euch, bekehret euch von euren gar böſen Wegen; denn warum wollt ihr ſterben, Haus Iſrael?“ (Ezech. 33, 10. 11.) „Kehre zurück zum Herrn,“ ſagt Sirachs Sohn, „wende dich weg von deiner Ungerechtigkeit, und haſſe überaus, was abſcheulich iſt... Verharre nicht im Irrthum der Gottloſen.“ (Sir. 17, 23. 20.)

Seht, Geliebte, das hilft in den Stürmen der Trübſal, da wird das Schiff leichter, da kann man dem Sturme trotzen. Alſo hinaus mit der Sündenlaſt aus dem Schiffe des Herzens! Sonſt iſt keine Rettung; denn äußere und innere Trübſal drücken doppelt ſchwer, drücken nieder bis zur Verzweiflung. Endlich aber müſſen wir beim Sturme noch Anker werfen; hievon aber im

dritten Theile.

Es mag das Elend, von dem wir heimgeſucht werden, es mag der Sturm, der daher kommt, noch ſo ſchrecklich ſein, die Hoffnung, das Vertrauen dürfen wir nie verlieren, wir müſſen den Anker in's Meer der Trübſal werfen und ſo unſere Hoffnung auf Gott ſetzen. So hat es der Apoſtel Paulus in der Trübſal gemacht; denn er ſagt: „Wir eilten, die angebotene Hoffnung feſtzuhalten, welche ein ſicherer und feſter Anker für unſere Seele

ist." (Hebr. 7, 18. 19.) So lange die Schiffer den Anker nicht verlieren, so lange ist immer noch Hoffnung; wenn aber einmal die Anker reißen, dann hat alle Hoffnung ein Ende. Wir, Geliebte, dürfen diese Hoffnung nie aufgeben, das Vertrauen nie sinken lassen und sollte auch der schrecklichste Sturm über uns hereinbrechen und sollten auch die Wellen schon über unserm Haupte zusammenbrechen. Blicken wir hin auf den so schwergeprüften Job. Welche Stürme brachen nicht über ihn herein, welch schreckliches Unglück verfolgte ihn nicht! Seuchen rafften seine Heerden dahin, das Feuer fraß seine Scheunen, die Krankheit tödtete seine Kinder, ihn selber befiel ein Aussatz, der ihn nimmer im Hause litt; er schlug auf dem Misthaufen seine Wohnung auf. Was hätte ein Anderer in dieser schrecklichen Lage gethan? Was thun so Viele heut zu Tage, wenn unverschuldet ein Unglück über sie hereinbricht? Sie bringen sich selbst um's Leben. Nicht so Job. Er ließ den Anker der Hoffnung nicht fahren; an diesen klammerte er sich voll Vertrauen an, und „wenn er mich auch tödtet, so will ich auf ihn hoffen," rief er aus. (Job 13, 15.) Ja, Geliebte, wenn auch schon Alles verloren scheint, dennoch dürfen wir die Hoffnung nicht sinken lassen, dennoch müssen wir vertrauungsvoll an diesen Anker uns anklammern; denn der Herr ist ein Helfer zur gelegenen Zeit in der Trübsal. (Ps. 9, 10.) Er läßt wohl den Wein völlig ausgehen, aber dann verwandelt er Wasser in Wein, er läßt schon das Messer über Isaak zücken, aber dennoch wird dem Streiche noch Einhalt gethan, er läßt die Susanna zur Steinigung hinausführen; aber sieh da, im entscheidenden Augenblicke noch hilft er; David ist schon vollends von Sauls Kriegsheer eingeschlossen und dennoch entrinnt er; Daniel sitzt bereits mitten unter den Löwen, und doch dürfen sie ihn nicht anrühren; die drei Jünglinge liegen im Feuerofen, aber deßungeachtet wird ihnen kein Haar versengt; Petrus soll am andern Tage schon hinausgeführt werden, aber ein Engel mußte ihn retten.

So geht das Sprichwort in Erfüllung: Wo die Noth am größten iſt, da iſt die Hilfe am nächſten. Ja, Geliebte, nochmal wiederhole ich es, ſelbſt im ſchrecklichſten Augenblicke, ſelbſt in der äußerſten Noth dürfen wir nicht verzagen, den Anker der Hoffnung nicht aus den Händen laſſen. Und ſollte auch der Leib zu Grunde gehen, die Seele iſt immerhin in der Hand des Herrn.

Als das Schiff, welches den Jonas trug, vom heftigſten Sturme herumgeworfen wurde, da ging Jonas, ſagt die Schrift, in den untern Schiffsraum hinab, um da zu — ſchlafen. Jonas ſuchte ſich auf dieſe Weiſe der Furcht vor dem Sturme und den Gewiſſensbiſſen zu entziehen; er ſuchte den Schlaf. Selbſt den heidniſchen Schiffern kam das räthſelhaft vor und darum ſagte der Steuermann zu ihm: Wie kannſt du ſo feſt ſchlafen? Steh' auf, ruf' an deinen Gott, vielleicht daß dieſer Gott unſer gedenket und wir nicht umkommen. Ja, Geliebte, beten müſſen wir in der Zeit der Trübſal. „Zum Herrn rufe ich, wenn ich in Trübſal bin und er erhört mich," ſo hat David, der geprüfte, von allen Stürmen des Lebens herumgeworfene Mann Gottes gethan, ſo müſſen auch wir thun. Die Noth lehrt beten; wer aber nicht betet, der fühlt das Unglück nicht, wie ein Knabe, der nicht ſchreit, die Schläge nicht ſpürt. Darum müſſen wir beten, beten und rufen wie die Jünger auf dem Schiffe: Herr, rette uns, wir gehen zu Grunde! Ja, dringend müſſen wir beten, wie die Jünger, als ſie riefen: Herr, kümmert's dich nicht, daß wir zu Grunde gehen? Iſt es nicht deine Schuld, wollten ſie ſagen, wenn wir zu Grunde gehen? Solches Gebet wirkt, man betet da, um Gott zu verherrlichen, man will, er ſoll helfen ſeinetwegen, nicht unſertwegen; denn ihm wird es ſonſt nachgeredet, wenn er die Seinigen zu Grunde gehen läßt. So betete David, als er rief: „Hilf uns Gott, unſer Heiland, und um der Ehre deines Namens willen erlöſe uns Herr und ſei gnädig unſern Sünden

um deines Namens willen, daß man nicht sage unter den Heiden: Wo ist ihr Gott? (Ps. 78.) In allgemeiner Trübsal ziemt es sich dann auch, daß wir Alle beten, gleichwie alle Jünger auf dem Schiffe den Herrn anriefen.

Sind nun die Segel der Hoffart und des Übermuthes eingezogen, ist der Sündenballast über Bord geworfen und hält nun auch der Anker der Hoffnung und des Gebetes das Schifflein fest, dann, Geliebte, kann man das Übrige getrost dem überlassen, der dem Sturme und Meere gebietet. Gleichwie die Schiffsleute, wenn sie das Ihrige gethan haben, sich in die innern Schiffsräume zurückziehen, das Schiff aber den Wellen und Gott überlassen, geduldig abwartend, was er thun wird, so müssen auch wir in den Stürmen der Trübsal in unser Inneres einkehren, uns dem göttlichen Willen in Geduld überlassen. Diese Stürme dienen dann nur dazu, uns zu festigen, und die Ruthe und der Stab des Herrn dienen dann zu unserm Heile nach den Worten des Psalmensängers: „Wenn ich auch wandle mitten in Todesschatten, so will ich nichts Übles fürchten, weil du bei mir bist, deine Ruthe und dein Stab haben mich getröstet.“ (Ps. 22.) Gott züchtigt ja nur, um zu heilen, und Trübsal und Unglück halten uns aufrecht, statt uns zu erdrücken, wenn wir sie mit Geduld und Ergebung übertragen. Die stolze Eiche muß dem Sturme weichen, unter ungeheurem Krachen sprengt er sie in der Mitte ab; aber das Schilfrohr läßt sich voll Ergebung von ihm hin und her peitschen, und sieh da, er kann es nicht ausreißen, es steht nur um so fester. —

Wohlan denn nun, Geliebte, ahmen wir auf dem stürmischen Meere dieses Lebens die Schiffer nach, um uns möglichst gegen die Stürme sicher zu stellen und das Schifflein glücklich durch die brandenden Wogen hindurchzuführen, und wir werden endlich glücklich in den Hafen der ewigen Ruhe einlaufen. Amen.

Predigt

auf

den fünften Sonntag nach Epiphanie.

Text: „Lasset Beides wachsen bis zur Ernte.“ Matth. 13, 30.

Geliebte Pfarrkinder!

Es ist doch höchst sonderbar, daß Gott die Bösen auf dieser Welt gerade so gut fortkommen läßt, wie die Guten. Ja, man darf behaupten und die tägliche Erfahrung beweist es, daß es den Gottlosen gewöhnlich besser geht, als den Guten. Schon den Heiden fiel das auf; darum äußerte einst Einer von ihren Weisen: „In den göttlichen Dingen herrscht ein großes Dunkel; als der römische Feldherr Pompejus seine eigene ungerechte Sache verfocht, da hatte er Glück, wie er aber für die gerechte Sache des Vaterlandes kämpfte, ging es ihm schlecht.“ Der Prophet Jeremias aber konnte sich nicht enthalten, darüber Gott folgendermassen anzureden: „Warum geht es den Gottlosen wohl? Es geht Allen gut, die sündigen und Böses thun. Du pflanzest

ſie und ſie ſchlagen Wurzeln, ſie wachſen und bringen Frucht." (Jerem. 12, 1 u. 2.)

Und auch wir, Geliebte, auch wir möchten oft die nämliche Frage ſtellen, wenn wir ſehen, wie es um uns her zugeht. Warum gehen in den Städten, fragen wir, ſo viele müßige Pflaſtertreter herum, die nicht wiſſen, wie ſie den Tag todtſchlagen müſſen? Sie arbeiten Nichts, weder körperlich noch geiſtig, und dennoch haben ſie Geld, ja ſie wiſſen oft nicht, wie ſie es durchſchlagen müſſen; ſie praſſen und ſchwelgen auf alle Weiſe, ſie werfen ſo zu ſagen das Geld weg und dabei kümmern ſie ſich um keinen Gott und keinen Teufel, keinen Himmel und keine Hölle und leben, als ob ſie nimmer ſterben dürften. Im nämlichen Hauſe vielleicht aber oder in des Nachbars Hauſe wohnt eine arme Familie, die ſich früh und ſpät, Tag und Nacht plagt und dennoch Hungers ſterben möchte. Während der reiche Wüſtling noch in den Federn träumt, haben dieſe ſchon ſich müde gearbeitet und wären zufrieden, wenn ſie nur die Broſamen hätten, die von dem Tiſche des Reichen fallen. Aber Niemand gibt ſie ihnen. Dieſe Familie dient Gott, ihrem Herrn, auf alle Weiſe und wandelt in ſeinen Wegen und hält ſeine Satzungen; aber dennoch kann ſie ſich nicht ſchwingen; bei jeder neuen Anſtrengung ſinkt ſie immer wieder ohnmächtig zurück, alles Beten, aller Gottesdienſt ſcheint vergebens, alle Tugend und Frömmigkeit ſcheint vom ewigen Vergelter unbeachtet zu bleiben, während der Gottloſe geſegnet und glücklich iſt.

Wer ſoll da nicht irre werden? Wie kann Gott dem Unkraute es ſo gut gehen laſſen? Wie kann er es überhaupt nur anſehen, nur dulden neben dem Waizen? Warum rottet er es nicht gleich aus? Warum läßt er es ſo lange wachſen? Müſſen da nicht die Gottloſen zuletzt meinen, es gebe gar keinen Gott, keine Vergeltung? Müſſen ſie nicht meinen, Gott kümmere ſich nicht um die Guten, ſonſt ließe er ſie nicht im Unglücke, und kümmere ſich auch nicht um die Gottloſen, ſonſt könnte es ihnen nicht ſo gut gehen?

Allerdings könnten die Gottloſen dieß meinen, wenn Gottes Regierung eine weltliche Regierung wäre. Aber eine ſolche iſt ſie nicht; darum ſtrahlt ſie nicht allemal in dieſem Leben, darum rottet ſie das Unkraut nicht ſogleich aus, ſondern läßt es fortwuchern bis zur Ernte. In dieſem Geheimniß zeigt ſich

Gottes Barmherzigkeit, I. Theil;
Gottes Gerechtigkeit, II. Theil.

Ich beginne ꝛc.

Erſter Theil.

Wenn Jemand ein Haus gebaut hat und es bekommt nach einiger Zeit Riſſe, oder wird ſonſt baufällig, oder ſchadhaft, wird er es auf der Stelle einreißen? Nein, er ſtützt es durch Pfeiler und Sockeln und flickt und beſſert aus, wie er immer kann und ſo lange es geht. Warum denn? Nun, weil es ſein Bau iſt, ſein Werk. Iſt es nun ein Wunder, Geliebte, wenn Gott auch mit den Gottloſen ſo verfährt? Sind ſie denn nicht auch ſeine Geſchöpfe? Hat nicht er ſie gebaut und zwar, ſo viel wenigſtens an ihm war, zu ſeiner Wohnung? Recht ſchön gab dieſes der liebe Gott dem Propheten Jonas zu verſtehen. Als er den Niniviten den Untergang ihrer gottloſen Stadt verkündigt hatte, da ging er zur Stadt hinaus gegen Aufgang der Sonne. Die Sonne ſchien ſehr heiß, daß er ganz matt wurde. Da fand er endlich eine Kürbisſtaude, die der gütige Gott hatte aufwachſen laſſen. Hier machte ſich nun Jonas eine Hütte, und als ſie fertig war, ſetzte er ſich in ihren Schatten, um zu ſehen, was der Stadt widerfahren würde. Aber der Stadt geſchah nichts und das verdroß ihn ſehr. Er meinte, er müßte zuletzt als Lügenprophet daſtehen. Da wies nun Gott den Jonas überaus mild und freundlich zurecht. Er ließ über die Kürbisſtaude, die dem Jonas ſo lieb war, einen Wurm kommen. Dieſer zernagte die Kürbisſtaude, daß ſie verdorrte, und wie

nun die Sonne aufging, ſtach ſie den Jonas ſo auf den Kopf, daß er ſchier krank wurde. Da wurde er ſehr zornig und wünſchte ſich den Tod. Jetzt war der rechte Zeitpunkt gekommen und Gott ſprach nun zu ihm: Sieh, du betrübeſt dich wegen einer Kürbisſtaude, die du weder gepflanzt noch aufgezogen haſt, die in einer Nacht entſtand und in der andern verdorrte, und ich ſollte kein Mitleiden haben mit Ninive, dieſer ſo großen Stadt, in der mehr als hundertzwanzigtauſend Menſchen ſind, die nicht wiſſen, was rechts und links iſt? Gott wollte ſagen: Habe ich die Einwohner von Ninive nicht ebenſo gut geſchaffen, wie die Kürbisſtaude und wenn es dich betrübt, daß dieſe geringe Pflanze zu Grunde ging, ſoll ich kein Mitleiden haben mit einem ganzen Volke? Soll ich da nicht zuvor alle möglichen Mittel verſuchen, es zu beſſern? Eine recht ſchöne Bemerkung macht zu dieſer Stelle der heilige Ephrem, wenn er Gott zu Jonas ſagen läßt: „Der Kürbis iſt dir, o Jonas, zum Lehrmeiſter geworden; von ihm lerne Weisheit und Klugheit und wie groß Gottes Güte iſt. Du verſchonſt den Kürbis, ich die Stadt, deine Laubhütte ſei dir ein Spiegel der Stadt. Du ſuchſt das verdorrte Schattendach und willſt den gänzlichen Untergang der Stadt? Wo bleibt da die Gerechtigkeit deines Urtheils, o Jonas? Die Kürbisſtaude hältſt du für beſſer, als die Stadt? Über den elenden Kürbis zeigſt du klägliches Mitleid und gegen die Stadt biſt du ſo hart und ſtreng?“

Alſo Gott ſchont der Gottloſen, weil ſie, wie die Frommen, ſeine Kinder, ſeine Geſchöpfe ſind, und er Alles aufbieten will, ſie zu beſſern. Und wer wird an dieſer Beſſerung verzweifeln? Ja, es kann geſchehen, ſagt der heilige Auguſtin *), daß der, welcher heute Unkraut, morgen ein

*) Serm. 46. de divers.

Waizen ist. Und der heilige Chrysologus sagt: „Käme Gottes Kraft nicht auch dem Unkraut zu Statten, so hätte die Kirche weder an dem Zöllner Matthäus einen Evangelisten, noch am Verfolger Saulus den Apostel Paulus bekommen.“ Gab es wohl ein ärgeres Unkraut, als jene Einwohner von Ninive waren? In seinem gerechten Grimme hatte Gott sie Alle vertilgen wollen; aber sieh da, wie sie auf die Predigt des Jonas hin in sich gingen und das ninivitische Unkraut auf einmal in schönen Waizen sich verwandelte, da ließ Gott Gnade für Recht ergehen und schenkte ihnen das Leben. Ja, gewiß und wahr ist es, wer heute noch ein Bösewicht ist, kann morgen der größte Büßer und des Himmels würdig sein. War's nicht so beim rechten Schächer, war's nicht so bei der Magdalena, beim heiligen Augustin? Merkwürdig ist, was in dieser Beziehung vom heiligen Anton von Padua erzählt wird. So oft der Heilige vor einem gewissen Notar, der ein ganzer Weltmensch war und nichts weniger als fromm lebte, vorüberging, verbeugte er sich vor ihm, entblößte sein Haupt und begrüßte ihn als Martyrer. Dieser hielt die Sache für einen Spott und ward sehr ungehalten über den Heiligen. Aber was geschieht? Der Notar machte einst eine Reise nach Jerusalem und dort predigte er vor den Sarazenen Christum den Gekreuzigten mit solchem Muthe, daß diese ihn ergriffen und marterten. Und so rechtfertigte sich das Betragen des heiligen Antonius gegen ihn. Dergleichen Beispiele gäbe es zu Hunderten. Es ist kein Bösewicht so groß, der nicht noch ein Heiliger werden könnte durch Gottes Erbarmung. Das ist es, warum Gott das Unkraut so fortwachsen läßt. Darum hat auch David vor der entscheidenden Schlacht mit dem verrätherischen Absolon seinen Feldherrn den Auftrag gegeben: Erhaltet mir meinen Sohn Absolon! David hoffte nämlich noch Besserung von Absolon, er hoffte, daß er seinen jugendlichen Leichtsinn bereuen und eine bessere Gesinnung annehmen werde. Das hat wahr-

ſcheinlich auch der Hausvater im heutigen Evangelium im Auge gehabt, als er befahl: Laſſet Beides wachſen! Vielleicht wird das Unkraut noch Waizen, dachte er ſich, wenn es einmal älter wird.

Manchmal läßt Gott die Böſen auch deßwegen mit den Guten fortleben, damit ſie auf dieſer Welt ihren Lohn noch einbringen. Auch die ſchlechteſten Menſchen haben gute Eigenſchaften an ſich. Die Wollüſtigen ſind oft recht gut und wohlthätig gegen die Armen und von den Säufern z. B. iſt es ſprichwörtlich, daß ſie ein gutes Herz haben. Da nun das Gute, das ſie thun, nicht im Stande der Gnade geſchieht, folglich auf den Himmel keinen Anſpruch hat, ſo will es ihnen Gott doch mit zeitlichem Glücke lohnen. Es geht ihnen daher hier gut, ſie leben gemächlich dahin, haben ihr gutes Eſſen und Trinken, erfreuen ſich einer ununterbrochenen Geſundheit und ſind glücklich in ihren Geſchäften und Unternehmungen. Wenn ſie aber ſterben und kommen vor Gottes Gericht, da wird es heißen: „Mein Sohn! bedenke, daß du dein Gutes ſchon auf dieſer Welt empfangen haſt.“ Sie haben ihren Lohn ſchon empfangen, wird es heißen. Es geſchieht ihnen eigentlich nur, was ſie ſelber wollen. Sie wollen, daß es ihnen hier gut gehe, um das jenſeitige Leben kümmern ſie ſich nicht. Ihr Wunſch wird erfüllt; damit iſt aber auch Alles aus. Ein Beiſpiel der Art haben wir am Brudermörder Kain. Gott ließ ihn nicht umbringen, wie dieß ſo oft bei andern Mördern geſchah, ſondern ließ ihn lange fortleben. Ja, er verheirathete ſich und bekam Kinder, baute die Stadt Henoch und wohnte in ihr. Er hatte ſogar gottesfürchtige Kinder und Nachkommen. Dieſer zeitliche Segen kam ihm von Gott zu gut, weil er Gott opferte, wenn er auch nicht gerade die beſte Meinung dabei hatte, auch nicht das Beſte opferte. Dieſes Glück war freilich von keiner langen Dauer; denn in der ſiebenten Generation ſtarb ſeine ganze Nachkommenſchaft aus und ging in der Sündfluth zu Grunde.

So ſehen wir alſo, wie Gott aus Barmherzigkeit oft die Gottloſen auf dieſer Welt noch fortkommen und es ihnen wohlergehen läßt. Sie ſind ſeine Geſchöpfe, immer hofft er noch ihre Beſſerung, und ſelbſt dann, wenn dieſe nicht eintritt, läßt er ihnen zeitliches Glück zu Theil werden. Freilich iſt dieſes letztere eben nicht ſonderlich erfreulich. Oder was ſoll es für ein Glück ſein für das Schlachtvieh, wenn es gemäſtet wird? Aber wirklich iſt das üppige Leben der Gottloſen nichts anders, als das Leben eines Maſtviehes, das für die Schlachtbank herangefüttert wird. Denn alſo ſpricht Gott von dieſen Gottloſen beim Propheten Jeremias: „Führe ſie zuſammen wie eine Heerde zur Schlachtbank und weihe ſie zum Tage der Schlachtung.“ (Jer. 12.)

Geliebte Pfarrkinder! Fragen wir uns, wenn es uns recht gut geht auf dieſer Welt, wenn uns Alles nach Wunſch hinausgeht, wenn wir kein Unglück, keine Heimſuchung haben, fragen wir, woher wohl das kommen mag. Dieſes zeitliche Wohlergehen, dieſer zeitliche Segen, dieſes irdiſche Glück wird wohl auch braven chriſtlichen Menſchen zu Theil; denn den Frommen ſchenkt Gott auch zeitlichen Segen; iſt ja z. B. guten Kindern ein langes und glückliches Leben verheißen; aber bisweilen iſt dieſes irdiſche Glück recht verdächtig. Wer recht leichtſinnig, gottvergeſſen und liederlich dahinlebt, und es geht ihm dennoch gut, und er iſt glücklich und reich und geſund und angeſehen, der ſoll nur denken, daß alle ſeine irdiſche Herrlichkeit und Seligkeit weiter nichts anders iſt, als die Glückſeligkeit eines Maſtthieres. Gott läßt ihn ſo fortkommen, er belohnt ihn für ſonſtige gute Eigenſchaften mit irdiſchem Glücke — er hat ſeinen Lohn dahin. O erſchrecket ihr, die ihr in einem ſolchen Zuſtande lebet! Gehet in euch, kehret zurück von eurem böſen Wege, Gott hat euch ſo lange dazu Zeit geſchenkt, ſchenkt euch noch Zeit, denkt an die Niniviten und rettet euch vom Untergange! Ja, benützet die Güte und Barmherzigkeit, mit der Gott das Unkraut fortkommen läßt, um euch in Waizen zu verwandeln. —

Gott läßt aber das Unkraut nicht bloß aus Barmherzigkeit fortwachſen, ſondern auch aus Gerechtigkeit; hievon aber im

zweiten Theile.

Die Gottloſen dieſer Erde, die Feinde alles Guten, die Verfolger der Kirche Gottes, die Übelthäter aller Art, die Diebe, die Räuber und Mörder im Kleinen, die Eroberer und blutdürſtigen Tyrannen im Großen ſind häufig ſtolz darauf, daß ſie ſo ungeſtraft auf der Welt davonkommen, ſie freuen ſich, daß ſie Plagen und Geißeln der Guten ſind und meinen, das Gute werde durch ſie zu Grunde gerichtet und das Böſe müſſe zur Herrſchaft kommen. Allein da irren ſie ſich gewaltig. Gott läßt ſie nur deßwegen ihr Unweſen treiben, er läßt das Unkraut deßwegen ungehindert fortwuchern, um den Guten und der guten Sache dadurch zu nützen, und ſo zeigt er ſeine Gerechtigkeit. Er übt die Guten durch die Gottloſen in der Geduld und durch die Verfolgungen der Gottloſen werden die Kronen der Guten nur noch reicher geflochten. Gäbe es nämlich keinen Verfolger, ſo gäbe es keinen Martyrer, und gäbe es keine Verfolgung, ſo gäbe es auch keine Geduld. Was wollten denn die Brüder Joſephs, als ſie ihn verkauften? Sie wollten ihn unſchädlich machen, daß er nicht einſt ihr Herr würde; aber erreichten ſie ihre Abſicht? Weit gefehlt; gerade dadurch, daß ſie ihn verkauften, wurde er ihr Herr. Was wollten denn die Juden, als ſie Jeſum an's Kreuz ſchlugen? Vernichten wollten ſie ihn, ſein Andenken für immer von der Erde vertilgen. Und was geſchah? Gerade das Gegentheil. Die Herrlichkeit des Herrn iſt dadurch bekannt geworden auf der ganzen Erde. Was wollten denn die Juden und Heiden durch ihre ſchrecklichen Verfolgungen des Chriſtenthums? Sie wollten es in der Wiege erſticken, im eigenen Blute ertränken. Und was geſchah? Das Blut der Martyrer wurde der Same für neue Chriſten und die chriſtliche Religion ging ein Phönix ſiegreich aus der Aſche hervor. Julian, der Abtrünnige,

erließ ein Dekret, durch welches er das Eigenthum der Chriſten für Staatsgut erklärte; dadurch wollte er dem Chriſtenthum ſchaden und ſeine Bekenner vermindern. Allein was geſchah? Johannes und Paulus und unzählige andere Chriſten wurden dadurch erſt ermuthigt und zur Marterpalme vorbereitet. Was wollte man denn im Jahre 1802 und 1803, als die Klöſter aufgehoben und ihr Vermögen als Staatsgut eingezogen wurde? Die Kirche wollte man vernichten, auf dieſe war es abgeſehen, ihr galt der Staatsſtreich. Allein was geſchah? Statt ſie zu verderben, wurde ſie geläutert und gereinigt und ſteht nun ſchöner als je da. Was wollten die Sektenſtifter aller Zeiten? Nichts anders, als die katholiſche Kirche vertilgen und auf den Trümmern Roms ihre Kapellen erbauen. Allein was geſchah? Die Kirche wurde durch alle dieſe Angriffe nur noch ſtärker und kräftiger, und gleichwie die Luft von ſchädlichen Dünſten reinigt, ſo dienten auch die einzelnen Stürme immer dazu, die Kirche zu fegen, zu läutern und im Feuerofen der Trübſal zu bewähren. Das Unkraut ſchadet zwar dem Waizen, indem es die Säfte der Erde an ſich zieht und dem Waizen nimmt. Die Gottloſen reißen auch das irdiſche Gut an ſich, in der Meinung, den Frommen dadurch ſchaden zu können; allein hier gelingt es ihnen nicht; denn dadurch werden die Guten von den irdiſchen Gütern losgeſchält und ihr Sinnen und Trachten wird mehr auf das Ewige gerichtet. Alles dieſes iſt eine Fügung der göttlichen Gerechtigkeit, die ſich der Gottloſen nur als Blutigel bedient, die zwar dem Körper Blut abzapfen, aber nur um ihn zu heilen, während ſie ſelber werthlos wegfallen.

Sodann aber zeigt ſich Gottes Gerechtigkeit an dem Unkraute dadurch, daß es, wenn ſeine Zeit aus iſt, ſchnell ausgerottet und verbrannt wird. Die Barmherzigkeit Gottes läßt es fortkommen mit dem Waizen, die Gerechtigkeit aber rafft es endlich weg, wenn es ſich nicht ändert. Wenn man ein Faß, das rinnt, in's Waſſer wirft, ſo wird es nicht auf

einmal untergehen, ſondern nach und nach, bis es voll Waſſer iſt, und ſo gehen auch die Gottloſen nicht gleich zu Grunde, ſondern zuletzt, aber dann geht's ſchnell, nach dem Grundſatze: Wenn der Metzen voll iſt, geht er über. Darum ſagt die Schrift: „Fürchtet euch nicht vor den Worten eines ſündhaften Menſchen; denn ſeine Herrlichkeit ſind Koth und Würmer. Heute erhebt er ſich, und morgen iſt er nicht mehr zu finden.“ (I. Maccab. 2, 62. 63.) „Das weiß ich von Anfang her,“ ſagt Job, „ſeit der Menſch geſetzt war auf die Erde, daß der Ruhm der Gottloſen kurz iſt, und die Freude des Heuchlers wie ein Augenblick.“ (Job 20, 4. 5.) „Plötzlich,“ heißt es im Buche der Sprichwörter (6, 15.), „wird des abtrünnigen Menſchen Verderben kommen, und geſchwind wird er zermalmt werden, daß kein Heilmittel fürder für ihn ſein wird.“ Dieſes Verderben kommt oft über Nacht wie ein Dieb. „Thor!“ wird es heißen, „in dieſer Nacht noch wird man deine Seele von dir fordern.“ (Luk. 2, 12. 20.) „Wenn ſie ſagen: Friede und Sicherheit! da wird ſie plötzlich das Verderben überfallen, wie der Schmerz die Schwangern, und ſie werden nicht entkommen.“ (I. Theſſ. 5, 3.) Was hier die göttliche Schrift im Allgemeinen ſagt, dafür liefert ſie auch Beiſpiele in Menge. So brach die Sündfluth ſchnell herein, Sodoma und Gomorrha wurden urplötzlich vom Feuer vernichtet, die Ägypter wurden mitten auf dem Wege durch's Meer eine Beute des Todes, die Iſraeliten hatten das Fleiſch noch in ihren Zähnen und ſie fielen um und ſtarben, und von jenen Aufrührern, die ſich gegen Moſes empörten und Meuterei anzettelten, heißt es: „Plötzlich, da Moſes aufhörte zu reden, da zerriß die Erde unter ihren Füßen und that auf ihren Mund und verſchlang ſie mit all ihren Zelten und all ihrer Habe.“ (IV. Moſ. 16, 31—33.) So wurde auch Antiochus, ſo Herodes

von der göttlichen Gerechtigkeit plötzlich ergriffen und hinweggerafft.

Und so, Geliebte! geht es den Gottlosen überhaupt. Eine Zeit lang läßt sie Gott ihr Unwesen treiben, dann aber kommt schnell der Tag der Rache. „Auf den Tag des Verderbens wird aufbehalten der Böse," sagt Job (21, 30.), „und auf den Tag des Grimmes eingeführt."

Gleichwie Krieg, Pest und Theuerung vorübergehen, so gehen auch die Gottlosen vorüber, wenn sie nach dem Rathschlusse der göttlichen Gerechtigkeit die Menschen eine bestimmte Zeit den Guten zum Heile gequält haben. Ihr dürft ja nur an das euch erinnern, was in unserer Nachbarschaft vorging. Ihr wisset, was für Diebsgesindel, ja wie selbst eine Mordbrennerbande in unserer Gegend ihr Unwesen trieb und Alles mit Furcht und Schrecken erfüllte. Alle Augenblicke wurden Einbrüche verübt, mehrere Male in der Woche ertönten die Brandglocken und selbst Mordthaten wurden verübt. Das dauerte eine Zeit; aber der Metzen wurde voll, der Tag der Rache kam, die Diebe und Mörder wurden unschädlich gemacht und nunmehr ist wieder Ruhe.

So erkennen wir es denn, Geliebte, warum Gott die Gottlosen auf Erden nicht gleich ausrottet, sondern unter den Guten sie eine geraume Zeit fortleben läßt. Das thut er theils aus Gnade und Barmherzigkeit, weil die Gottlosen wie die Guten seine Geschöpfe sind, er ihre Besserung fortwährend hofft und selbst das Gute, das sie an sich haben, nicht unbelohnt lassen will — theils aber auch aus Gerechtigkeit läßt er das Unkraut eine Zeit lang fortwachsen, um zu zeigen, daß es nichts schaden kann, und daß es zuletzt, wenn Geduld und Worte gar nicht helfen, plötzlich ausgerottet werden wird.

So erkennen wir denn, Geliebte, auch hierin wieder die weiseste Absicht Gottes! Lassen wir uns deßhalb von dem Glücke der Gottlosen, von ihrem Wohlleben, von ihrer Herr-

lichkeit, die ſie genießen, nicht blenden! Werden wir ja nicht irre, wenn wir ſehen, daß es ihnen gut geht! Dieſe Herrlichkeit nimmt ſchnell ein Ende. Verzagen wir aber auch nicht, wenn wir von den Böſen gequält und verfolgt werden. In dem Stricke, den ſie verbergen, fangt ſich ihr eigener Fuß. Sie graben den Nächſten eine Grube, fallen aber ſelbſt hinein. „Die Sünder ziehen das Schwert, ſpannen den Bogen, um zu ſtürzen den Armen und Dürftigen, um zu morden die Aufrichtigen. Aber ihr Schwert wird in ihr eigen Herz eingehen und ihr Bogen wird zerbrechen.“ (Pſ. 36, 14. 15.) Denen, die Gott lieben, muß ja Alles zum Guten gereichen, und darum muß auch das Unkraut zu unſerm Heile ſein. Seien wir nur ſelber kein Unkraut, ſondern guter Waizen, und wir können lachen, wenn auch der Erdkreis über uns zuſammenſtürzt. Amen.

von der göttlichen Gerechtigkeit plötzlich ergriffen und hinweggerafft.

Und ſo, Geliebte! geht es den Gottloſen überhaupt. Eine Zeit lang läßt ſie Gott ihr Unweſen treiben, dann aber kommt ſchnell der Tag der Rache. „Auf den Tag des Verderbens wird aufbehalten der Böſe," ſagt Job (21, 30.), „und auf den Tag des Grimmes eingeführt."

Gleichwie Krieg, Peſt und Theuerung vorübergehen, ſo gehen auch die Gottloſen vorüber, wenn ſie nach dem Rathſchluſſe der göttlichen Gerechtigkeit die Menſchen eine beſtimmte Zeit den Guten zum Heile gequält haben. Ihr dürft ja nur an das euch erinnern, was in unſerer Nachbarſchaft vorging. Ihr wiſſet, was für Diebsgeſindel, ja wie ſelbſt eine Mordbrennerbande in unſerer Gegend ihr Unweſen trieb und Alles mit Furcht und Schrecken erfüllte. Alle Augenblicke wurden Einbrüche verübt, mehrere Male in der Woche ertönten die Brandglocken und ſelbſt Mordthaten wurden verübt. Das dauerte eine Zeit; aber der Metzen wurde voll, der Tag der Rache kam, die Diebe und Mörder wurden unſchädlich gemacht und nunmehr iſt wieder Ruhe.

So erkennen wir es denn, Geliebte, warum Gott die Gottloſen auf Erden nicht gleich ausrottet, ſondern unter den Guten ſie eine geraume Zeit fortleben läßt. Das thut er theils aus Gnade und Barmherzigkeit, weil die Gottloſen wie die Guten ſeine Geſchöpfe ſind, er ihre Beſſerung fortwährend hofft und ſelbſt das Gute, das ſie an ſich haben, nicht unbelohnt laſſen will — theils aber auch aus Gerechtigkeit läßt er das Unkraut eine Zeit lang fortwachſen, um zu zeigen, daß es nichts ſchaden kann, und daß es zuletzt, wenn Geduld und Worte gar nicht helfen, plötzlich ausgerottet werden wird.

So erkennen wir denn, Geliebte, auch hierin wieder die weiſeſte Abſicht Gottes! Laſſen wir uns deßhalb von dem Glücke der Gottloſen, von ihrem Wohlleben, von ihrer Herr-

als Pflaster gebraucht und über die Fußsohlen, oder den Rücken, oder sonst auf einen kranken Theil gelegt. Dieses Senfpflaster zieht dann gewaltig und die unreinen Säfte müssen aus dem Körper heraus. Wenn aber auch ein Senfpflaster, ein ganzer großer Fleck, mit Senftaig bestrichen, nicht mehr zieht, ja wenn der Kranke gar nichts mehr davon spürt, dann ist alle Hoffnung verloren, ein Solcher muß sterben.

Mit diesem scharfen und beißenden, aber dennoch sehr heilsamen Senf nun wird im heutigen Evangelium das Reich Gottes, d. h. die christliche Religion verglichen. Sie ist es, die den Verstand von Irrthümern reinigt, die dem Willen die Kraft gibt, auch Hartes und Beschwerliches zu übertragen, und gibt auch den weltlichen Genüssen jene Beimischung, daß sie nicht verderblich werden. Mit Einem Worte: Sie reinigt wie der Senf das Gehirn, befördert und begünstigt die Verdauung und nimmt den fetten Speisen ihre eckelhafte Süßigkeit. Ein Löffel davon reicht hin, bei sonst gesunden Christen diese erwünschte heilsame Wirkung hervorzubringen. Aber bei Manchen greift ein Löffel voll nimmer an, den spüren sie gar nimmer. Da hilft, wenn je noch etwas hilft, nur ein tüchtiges Senfpflaster. Nur dieß allein verspüren sie noch, dieß allein wirkt noch.

Wollen wir nun, Geliebte, dieses heilsame Mittel, das uns Christus der Herr auf die Erde gebracht hat, näher kennen lernen und es dann nach Beschaffenheit der geistigen Gesundheitszustände auf den Einzelnen anwenden:

Guten Christen einen Löffel voll Senf, I. Theil;
schlechten Christen ein Senfpflaster, II. Theil.

Ich beginne ꝛc.

Erster Theil.

Die schönsten und glücklichsten Tage des Menschen sind die Tage seiner Kindheit. Er weiß da noch nichts von der

Welt und ihrem Gifte, er kennt die Sünde nicht und ihre ſchlimmen Folgen, ſondern lebt dahin in Sorgloſigkeit und Unſchuld, ohne Jemand an ſeiner Seite zu haben, als ſeinen heiligen Schutzengel und ſeine lieben Eltern und Geſchwiſterte. Aber kaum hat er die Schwelle der ſogenannten Unterſcheidungsjahre überſchritten, als ſich ihm auch der Verſucher naht und der Kampf beginnt. Dieſer Kampf wird immer ſtärker und ſtärker und hört nimmer auf, bis er in die Grube hineinfällt. Beſonders wenn die Jünglingsjahre herankommen, wenn er konſkriptionsmäßig und konſkriptionspflichtig wird, da finden ſich zweierlei Werber auf der Straße ein, die ihn für ihre Fahnen zu gewinnen ſuchen, der heilige Schutzengel und der böſe Feind. Dieſer hat noch obendrein an der Welt und dem eigenen Fleiſche glänzende Fürſprecher. Und iſt auch da der Scheideweg glücklich gewählt, dennoch iſt das Leben reich an tauſend und aber tauſend Verſuchungen und Kämpfen, das Mannes- wie das Greiſenalter hat ſeine eigenen Feinde. Namentlich in unſerer aufgeklärten Zeit geſchieht es gar häufig, daß alle Begriffe von Religion und Tugend gefälſcht werden und dem gläubigen Chriſten der Verſtand verwirrt wird. Wiederum geſchieht es, daß Leiden und Trübſale aller Art über den Menſchen hereinbrechen, gegen welche die Welt keine Medizin hat, oder daß die eigenen böſen Neigungen, das eigene Fleiſch zu kreuzigen und zu überwinden iſt, wozu aber der Wille ſich nicht recht verſtehen will, und auf der andern Seite lebt man denn doch wieder in der Welt, genießt die Welt, ſoll ſie aber ſo genießen, als genöße man ſie nicht, wie der Apoſtel ſagt und da braucht man denn unumgänglich nothwendig — Senf. Bei einem Chriſten, der ein geregeltes Leben führt, es gut mit ſeiner Seele und Seligkeit meint, und ſich überhaupt befleißt, ein chriſtliches Leben zu führen, da thut's ein Löffel voll Senf. Der Gedanke: Gott ſieht mich, reicht hin, zur Zeit der Verſuchung ihn gegen die Sünde zu ſchützen, ſeine Sinne geſund zu erhalten gegen die glänzenden Trugſchlüſſe des

Lasters, seinen Willen zu stärken, daß er die christliche Selbstverläugnung nicht zu stark findet und ihre Anforderungen verdauen kann. Er denkt sich mit dem königlichen Propheten: „Herr, du erforschest mich und kennest mich. Du kennst mein Sitzen und mein Aufstehen, du merkest meine Gedanken von ferne. Wo soll ich hingehen vor deinem Geiste und wo hinfliehen vor deinem Angesichte? Stieg ich gen Himmel, so wärest du da, stieg ich in die Hölle, so wärest du da. Nähme ich die Flügel von der Morgenröthe und wohnte ich am äußersten Ende des Meeres... und spräche ich: vielleicht kann Finsterniß mich decken, so wäre die Nacht mir Licht in meinen Lüsten." (Ps. 138.) Dieser Gedanke ist im Stand, den guten Christen von vielen Thorheiten zurückzuhalten und erlaubt ihm nicht, Unerlaubtes zu thun. — Einen anderen Löffel voll Senf reicht uns der heilige Johannes, wenn er sagt: „Liebet nicht die Welt, noch das, was in der Welt ist; denn die Lust dieser Welt vergeht." Das ist scharfer Senf und daher gleichfalls schon hinreichend, die rechte Wirkung hervorzubringen. Der Gedanke: die größte Herrlichkeit, die größte Lust, sie dauert nur kurze Zeit und dann ist Alles vorbei, ist im Stande, den Menschen bei Besinnung zu erhalten, daß er sich nicht blindlings in das Meer der Genüsse und Vergnügungen stürzt. Nach allen Freuden und genossenen Herrlichkeiten bleibt zuletzt denn doch nichts anders zurück, als Eitelkeit und Geistesplage, und wenn man einen Tag noch so vergnügt und selig, wie man sagt, zugebracht hat, zuletzt hat man denn doch immer die verlorne Zeit zu beklagen und die Eitelkeit dessen, was man genossen. Wo ist jetzt das Fest, das ich heute gefeiert, wo sind die Freuden des Tages jetzt hingekommen? Dieser Gedanke bleibt bei einem denkenden Christen nicht aus. So vergeht ein Tag um den andern, so vergehen die Jahre, so die Lebenszeit und was bleibt übrig, als Schmerz, Reue und

Bitterkeit! — Glückſelig der, dem dieſer Löffel voll Senf noch das Mahl auch der erlaubten Weltfreuden würzt! Er wird ſich keinen Eckel eſſen. „Wenn auch der Menſch viele Jahre hindurch lebt, und ſich freut in ihnen, ſo gedenke er doch der finſtern Zeit und der vielen Tage, die, wenn ſie kommen, das Vergangene der Eitelkeit zeihen;“ ſo ruft der ſehr erfahrne Salomon (Ekkle. 11, 8.), der namentlich dieſe Schule wie nicht leicht ein Anderer durchgemacht hat, uns zu.

Einen andern Löffel voll Senf reicht uns die Lehre des Evangeliums, wenn ſie uns zuruft: Gib Rechenſchaft von deiner Haushaltung! Das iſt das Damokles-Schwert, welches beſtändig über unſerm Haupte ſchwebt. Damokles-Schwert? was iſt denn das? Das verſteht ihr ja nicht. Nun, ich will es euch erzählen. Ein Schmeichler hatte einſt ſeinen König ſo ſelig geprieſen; dieſer aber lud ihn, um ihm von ſeiner Seligkeit einen Begriff beizubringen, zu einer Tafel ein, und ließ über ſeinem Kopfe ein bloßes Schwert an einem dünnen Faden hängen. Wie der Schmeichler — er hieß Damokles — das Schwert erblickte, da verging ihm aller Appetit. Man redete ihm zu auf alle Weiſe; allein es ſchmeckte ihm kein Biſſen. Geliebte! ſteht es bei uns anders? Hängt dieſes Schwert nicht beſtändig über unſerm Haupte? Müſſen wir nicht alle Augenblicke gefaßt ſein, es möchte der dünne Faden unſers Lebens reißen? Können die ſchrecklichen Worte: Gib Rechenſchaft! nicht alle Augenblicke in Erfüllung gehen? Können wir je ohne Furcht ſein? „Du magſt leſen, du magſt ſchreiben, du magſt ſchlafen oder wachen, Amos ſoll dir immer mit der Poſaune in den Ohren tönen,“ ſchreibt der heilige Hieronymus. Ja, ihm, dem heiligen Manne, klang der Poſaunenſchall des jüngſten Gerichtes freilich immer in den Ohren. Auch uns, Geliebte, ſoll dieſe Poſaune in den Ohren klingen, beſonders wenn wir bei fröhlichen Zuſammenkünften ſind, da ſoll das kleine

Schüſſelchen nicht fehlen mit dem ſcharfen Gerichte, dem Senf, und auch wir ſollen nicht verfehlen, ein Löffelchen uns davon zu nehmen.

Rechnen wir hiezu noch die übrigen Gelegenheiten, die ſich uns darbieten, dieſer heilſamen, pikanten Speiſe uns zu bedienen, z. B. ſo oft wir zum Gebete entweder durch Glockenklang, oder durch eigenen Herzensdrang aufgefordert werden, ſo oft wir ferner die heiligen Sakramente empfangen können, ſo werden wir bei all dieſen Gelegenheiten jedesmal zu unſerm Beſten davon Gebrauch machen. Das alles iſt Senf, Senf, den uns die Kirche bereitet, um uns gegen die Welt zu verwahren, um uns ihre Genüſſe unſchädlich und die chriſtliche Selbſtverläugnung erträglich zu machen.

Aber wohlgemerkt, es iſt nur eine geringe Doſis, es iſt nur ein Löffelchen Senf, es ſind nur die ganz gewöhnlichen Schutz- und Trutzmittel, die uns von der Kirche gegen den Böſen an die Hand gegeben ſind. Dieſe geringe Doſis, dieſer Löffel voll Senf reicht daher auch nur für gewöhnliche Chriſten aus, d. h. für ſolche, die ein redliches Streben begeiſtert, Gott zu dienen und in ſeinem Dienſte zu verharren. Wohl ſind ſie Alle Sünder, dieſe, die dieſen Löffel voll Senf brauchen können, denn wozu ihnen die Arznei, wenn ſie nicht krank wären? Allein, es ſind keine gefährlichen Patienten, ſondern nur Solche, die öfter eine leichte Unpäßlichkeit befällt, und die daher nur ein geringes Reizmittel brauchen, um den vollen Geſchmack am Guten und Rechten wieder zu bekommen.

Wie nun, mein Chriſt! hat dich nie eine gewiſſe Lauigkeit im Dienſte Gottes, beim Gebete oder in der Arbeit beſchlichen? Wie, Jüngling und Jungfrau! haſt du dir nicht ſchon manchmal gedacht: Wie gut wäre es doch, wenn man Alles durch- und mitmachen dürfte und nicht immer ſo zurückgezogen und einſam leben müßte? Wie, ihr Eheleute, habt ihr euch noch nicht gedacht: Wie herrlich wäre es, wenn wir recht reich wären? Wie, ihr ledigen Leute! iſt

euch noch nie der Gedanke gekommen: Wenn wir uns nur einmal genug luſtig ſein könnten, wie ihr ſagt? O, gewiß habt ihr alle dieſe Verſuchungen ſchon verſpürt! Nun gut, da nehmt einen Löffel voll Senf! denkt an Gottes Gegenwart, denkt, wie Alles vergeht, denkt, wie man einſt über Alles Rechenſchaft ablegen muß, betet, beichtet und empfanget die heilige Kommunion! — Das hilft, das iſt genug für euch, die ihr nur von der Oberfläche der Sünde erſt berührt werdet. Dieſer Senf wird euch ausreinigen. Ihr werdet die rechte Einſicht bekommen, euer Wille wird geſtärkt werden, und die Welt mit ihren Gelüſten wird ihren Reiz verlieren.

Aber, Geliebte, es gibt noch Andere, bei welchen ein ſolcher Löffel voll Senf nimmer angreift; hievon im

zweiten Theile.

Wenn Einer lange und ſcharfen Tabak ſchnupft, ſo wird er zuletzt nimmer nießen; denn die Nerven ſind abgeſtumpft worden. Und ſo iſt's auch in geiſtiger Beziehung. Wenn Jemand durch Sünde lange Zeit hindurch alles feinere Gefühl für das Gute abgeſtumpft hat, dann werden die gewöhnlichen Reizmittel, die zum Guten begeiſtern und vom Schlechten abhalten ſollen, nimmer ausreichen. Sag' du einem Solchen: Gott ſieht dich, meide daher das Böſe und thu' das Gute, er wird dich auslachen. Er wird ſagen, wie jener Böſewicht in den Pſalmen: „Gott hat's vergeſſen, hat abgewandt ſein Angeſicht, daß er's nimmermehr ſehe.“ (Pſ. 9.) Sage du einem verhärteten Böſewicht, er ſolle die Lüſte der Welt meiden, denn die Welt und ihre Luſt vergeht, er wird dich auslachen und mit ſeines Gleichen zur Antwort geben: Eben weil die Welt und ihre Luſt vergeht, müſſen wir eilen, ſie zu genießen; er wird daher mit den Gottloſen bei Iſaias (22.) rufen: „Laſſet uns eſſen und trinken, denn morgen müſſen wir ſterben.“ Sag du ſolchen leichtſinnigen Menſchen: Fliehet die Welt und die Sünde; denn wir müſſen Rechen-

ſchaft geben und vielleicht bald, ſo werden ſie zur Antwort geben: So genau wie die verſauerten Moraliſten wird's der liebe Gott nicht nehmen; umſonſt hat er ja die Freuden dieſes Lebens gewiß nicht erſchaffen. Und wenn du ihn erſt vollends mahneſt, durch Gebet und den Empfang der heiligen Sakramente ſich den Sinn für das Gute zu bewahren und für das Böſe zu verſchließen; dann wird er empfindlich und gereizt fragen, ob man ihm einen Roſenkranz anhängen und ihn zum Betbruder oder zur Betſchweſter machen wolle? — Da hilft alſo, wie man ſieht, eine geringe Doſis, ein Löffel voll Senf nicht mehr; die Nerven dieſer Menſchen ſind bereits ſo abgeſtumpft, daß ſie für eine ſolche geringe Portion ganz unempfindlich bleiben. Solche Chriſten gleichen daher den Kranken, bei denen gewöhnliche Arzneien keine Wirkung mehr machen, bei denen man bereits zu Sinapismen, zu Senfpflaſtern ſeine Zuflucht nehmen muß.

Als vor ein paar Jahren die Redemtoriſten Miſſionen hielten, da hieß es, das ſeien Roßkuren. Wir läugnen das nicht, ſondern ſagen: Ja, das waren und ſind Roßkuren; aber es muß Roßkuren geben, weil es auch Viehmenſchen gibt, oder um die Sprache der heiligen Schrift zu reden, Leute, die dahin leben, wie Roſſe und Mauleſel, die keinen Verſtand haben, deren Herrlichkeit der eines Kalbes ähnlich geworden iſt, das Gras frißt. Dieſe Roßkuren wollen wir dießmal Senfpflaſter nennen und ſolche Senfpflaſter müſſen ſolchen heruntergekommenen Menſchen übergelegt werden — ſonſt hilft Nichts mehr. Dieſe Miſſionen ſind auch „draſtiſche" Mittel genannt worden, d. h. ſolche, die ſtark ziehen. Nun warum legt man denn ein Senfpflaſter über, als damit es ſtark ziehen ſoll? Ein Senfpflaſter iſt gewiß ein ſehr draſtiſches Mittel und muß es ſein. Dieſe draſtiſchen Mittel, dieſe Senfpflaſter, dieſe Miſſionen ſind eben für Menſchen, die todtkrank ſind, die ſchon lange in einer tödtlichen Schlafſucht liegen und durch gewöhnliche Mittel nimmer aufgerüttelt werden können. Beichten und Kommunion, der Em-

pfang der heiligen Sakramente unter gewöhnlichen Umſtänden hilft da nimmer. Außerordentliche Umſtände müſſen dazu vorbereiten. Schlag auf Schlag muß der Sünder zermalmt, durch die Darſtellung der Fürchterlichkeit der Todſünde, der Schreckniſſe der Hölle und der Ewigkeit vernichtet werden, er muß den Abgrund kennen lernen, in welchem er liegt, er muß das ganze Schreckliche ſeiner Lage mit Händen greifen, daß er einen Schrei des Entſetzens ausſtößt und die Hand ſehnſüchtig nach Hilfe ausſtreckt. Da erſcheint dann der Stern der Hoffnung, die Barmherzigkeit Gottes und Barmherzigkeit Mariens, Jeſu Leiden und Sterben und der Empfang der heiligen Sakramente, welcher die Früchte des Kreuztodes Jeſu Chriſti dem Sünder zuführt. Das zieht, und ſo ſind durch die Miſſionen ſchon die verkehrteſten und verſtockteſten Menſchen bekehrt worden. — Wehe, wenn dieſes Senfpflaſter nimmer zieht! — Es gibt auch wirklich Solche, welche ſich über die Miſſionen hinwegſetzen und ſie verachten. Bisher haben die Miſſionen nur beim Volke gewirkt, die höhern Stände, die großen Herrn haben ſich darüber hinweggeſetzt. Für dieſe nun muß der liebe Gott einen eigenen Miſſionär ſchicken, der ihnen Reſpekt einflößt, für dieſe hat er ein eigenes draſtiſches Mittel, ein Senfpflaſter in Bereitſchaft und das iſt die Cholera. Dieſen Miſſionär fürchten die großen Herrn; vor dieſem haben ſie allen möglichen Reſpekt. Überhaupt eine tödtliche Krankheit, die nahe Gefahr des Todes — das iſt es, was ſie am erſten erſchüttern kann. Nichts fürchten ſie ſo ſehr, wie das Sterben. Da kriechen ſie zum Kreuze und wenn ſie ſonſt das ganze Leben nicht um die Religion ſich bekümmert haben, ſo iſt es auf dem Sterbebette, wo das Senfpflaſter zu ziehen anfängt, einen Beichtvater herbeizieht. Andere Übel, Theuerung und Krieg z. B. bekehren ſie nicht, denn um Geld kann man auch in der theuerſten Zeit gut leben und vor dem Krieg kann man ſich flüchten, aber vor dem Tode nicht. Manchmal iſt freilich der Verluſt der zeitlichen Güter durch den Krieg,

oder verheerende Feuersbrünste auch im Stande, verhärtete Vornehme zu erweichen, ihnen die Augen zu öffnen und sie zu Gott zurückzuführen, wie überhaupt Unglück, Kreuz und Jammer am ersten im Stande sind, den Menschen zur Besinnung zu bringen. Das weiß der liebe Gott recht gut; darum hat er allemal, wenn sonst gar nichts mehr ziehen sollte, solche Senfpflaster den Völkern übergelegt, Pest, Hunger und Krieg ihnen geschickt. „Wofern ihr euch nicht bessern wollt," spricht Gott der Herr, „und mir noch entgegen wandelt, so will ich das Schwert über euch bringen, zur Rache meines Bundes. Und wenn ihr in die Städte fliehet, will ich die Pest in eure Mitte senden, und ihr sollet fallen in der Mitte eurer Feinde." (III. Mos. 26, 23. 25.) Blaset die Posaunen, Alles rüste sich! aber keiner zieht in den Streit; denn mein Zorn kommt über all ihr Volk. Draußen das Schwert, inwendig Pest und Hunger, wer auf dem Felde ist, stirbt durch's Schwert, wer in der Stadt, wird aufgefressen durch Pest und Hunger." (Ezech. 7, 14. 15.)

Seht, Geliebte, so schrecklich sucht Gott die Völker heim, wenn sonst nichts mehr helfen will. Aber auch die schrecklichen Plagen, Heimsuchungen und Züchtigungen, sie sind eigentlich nichts als die letzten Mittel, die ein äußerst thätiger Arzt, der noch nicht alle Hoffnung auf die Genesung seines Patienten aufgegeben hat, anwendet, sie sind die letzten ziehenden Mittel — wenn diese nicht helfen, dann hilft nichts mehr.

Und wirklich, Geliebte, gibt es solch schreckbar verstockte Sünder, bei welchen auch die äußersten Mittel nimmer angreifen. Liegen sie auch auf dem Todbette, sie sterben in Unbußfertigkeit und Verzweiflung dahin, ein Geistlicher darf sich vor ihnen nicht blicken lassen. Ist auch Noth und Theuerung im Lande, das bekehrt sie nicht, im Gegentheil, sie suchen durch Wucher und Betrug von der allgemeinen Theuerung Nutzen zu ziehen, und sich zu bereichern. Auch

der Krieg und alle ſeine Schreckniſſe beſſern ſie nicht. Durch allerhand Schlechtigkeiten wiſſen ſie ſich fortzubringen, und die elendeſten Wege, Verrath und Spionierei, ſcheuen ſie nicht, wenn ſie nur Geld bekommen können. Ja, ſie verkaufen das Waſſer auf dem Schlachtfelde den verwundeten Soldaten — wenden ſich von dem, der ihnen nichts geben kann, weg, wenn ſie gleich ſehen, daß ihn der brennende Durſt aufzehrt, wie dieß im Jahre 1809 auf dem Schlachtfelde von Eckmühl wirklich geſchehen iſt. Kann man nicht auf ſolche Menſchen anwenden, was der Prophet Amos den unbußfertigen Kindern Iſraels zurief: „Ich ſchlug euch mit Glutwind und Getreidbrand; eurer Gärten und Weinberge Menge, eure Öl- und Feigengärten fraß die Raupe, aber ihr kehrtet nicht zurück zu mir, ſpricht der Herr. Ich ſandte unter euch die Peſt von Ägypten her, ſchlug mit dem Schwerte eure Jünglinge, ließ erbeuten eure Stoffe, und Fäulniß aufſteigen aus euren Lagern in eure Naſen; aber ihr kehrtet nicht zurück zu mir, ſpricht der Herr. Ich kehrte euch, gleichwie Gott Sodoma und Gomorrha umgekehrt, und ihr waret wie ein Brand, geriſſen aus dem Feuer, aber ihr kehrtet nicht zurück zu mir, ſpricht der Herr.“ (Amos 4, 9—11.)

O Geliebte! gewiß, zu dieſen Unbußfertigen wollen wir nicht gehören. O ſo laſſen wir denn die göttliche Gnade, die wie ſcharfer, reinigender und heilender Senf iſt, in uns wirken. Sind wir gute Chriſten, ſo iſt ein Löffel voll Senf, ſo iſt die gewöhnliche Gnade wirkſam in uns. Aber wenn dieß nicht mehr hälfe, dann ſähe es ſchlimm aus mit uns, da müßte das Senfpflaſter außerordentlicher Gnaden uns übergelegt werden, und würde auch dieß nicht mehr ziehen, dann wären wir rettungslos verloren. Wir wären ſchon hier in der Hölle. Vor dieſem ſchrecklichen Zuſtande bewahre uns Gott! Amen.

Predigt

auf

den Sonntag Septuagesimä.

Text: „Gehet auch ihr in meinen Weinberg.“ Matth. 20, 4.

Geliebte Pfarrkinder!

Wir haben zwar keine Weinberge in unſerer nächſten Nähe, aber wir dürfen nur ein paar Stunden weit gehen, da an die Donau hinaus, ſo finden wir Weinberge. Nun wiſſet ihr von eurem Feldbaue her, wie viel tauſend Tritte und Schritte, wie viele hundert Handgriffe, wie viel Fleiß, Aufmerkſamkeit, Mühe und Sorgfalt verwendet werden müſſen, bis etwas Gutes, bis namentlich der koſtbare Waizen aus der Erde hervorkommt und gut gedeiht. Gerade ſo iſt es auch mit dem Weinbau, Geliebte! denn Wein und Waizen ſind die koſtbarſten Gaben Gottes, welche die Erde hervorbringt, und deßwegen muß auch auf den Weinbau recht große Sorgfalt verwendet werden. Da müſſen die Einen graben, die Andern Dünger fahren und breiten, Andere müſſen die Steine auslauben, wieder Andere müſſen die unnützen

Blätter und Schößlinge wegthun, oder den Weinſtock abblatten und beſchneiden, wie man ſagt; endlich müſſen Andere noch die Weinreben anbinden, daß ſie nicht auf den Boden herunterhängen. Nur ſo, wenn aller Fleiß, alle Mühe angewendet wird, kann der Wein gedeihen und eine ſchöne Weinleſe ſich erwarten laſſen.

Mit einem ſolchen Weinberge nun, Geliebte! vergleicht heute unſer Herr und Heiland das Tagwerk des Menſchen auf Erden. Das gegenwärtige Leben iſt uns gegeben, zu arbeiten im Weinberge des Herrn, zu arbeiten für unſere ewige Beſtimmung. Der Menſch iſt ja auf dieſer Welt, daß er Gott diene und ſo ewig ſelig werde. Das iſt nun aber gewiß keine Kleinigkeit, ſondern es iſt hiezu erforderlich die Rührigkeit, Sorgfalt und Thätigkeit, die man in einem Weinberge wahrnimmt. Und jeder Menſch iſt da Arbeiter in dieſem Weinberge, jeder hat da ſeine Verrichtung, keiner darf müßig draußen ſtehen, keiner darf ſagen: Mich geht der Weinberg nichts an, was ſoll ich mich da lange abmüden und plagen? Nein, zu Allen ſagt unſer Herr: Geht auch ihr in meinen Weinberg! Das Himmelreich leidet ja Gewalt, und nur Jene, die Gewalt brauchen, reißen es an ſich; alſo darf man ſich wohl umthun, man hat keine Zeit zu verſäumen, Alles muß Hand anlegen, Alles findet in Fülle Arbeit und Beſchäftigung in dieſem Weinberge:

Jung, I. Theil; und
Alt, II. Theil.

Ich beginne ꝛc.

Erſter Theil.

Eine Hauptarbeit in einem Weinberge iſt, daß die Steine und das Unkraut, was in demſelben iſt, herausgeſchafft werde, d. h. der Weinſtock muß kultivirt werden. Ihr wiſſet ſelber, wie es mit ſteinigen Feldern ausſieht; auf dieſen wächst nicht viel Rares; um ſo weniger in einem

ſteinigen Weinberge. Gerade ſo, Geliebte, ſind die jungen Leute, Buben und Mädchen. Sie liegen noch ganz brach da, Alles iſt wild und überwachſen, roh und grob an ihnen. Dieſe müſſen nun Steine klauben und hinauswerfen, d. h. ſie müſſen das Ihrige thun, daß ſie etwas lernen, daß ſie manierlich werden, daß ſie ſich überhaupt auskennen, wenn man mit ihnen von etwas Anderm redet, als von der Driſchel und Heugabel. Ein roher, ungebildeter Menſch gleicht wahrhaftig einem Steine, einem Klotz. Das haben ſchon die alten Heiden eingeſehen, darum gab einſt der heidniſche Weltweiſe Ariſtippus auf die Frage, warum er ſeinen Sohn in die höheren Schulen ſchicke, da er denn doch um Nichts mehr beſſer werden würde, zur Antwort: er ſchicke ihn deßwegen noch mehr in die Schule, damit er einſt in öffentlicher Verſammlung nicht daſitze wie ein Klotz auf dem andern. —

Alſo, Geliebte, die Schule iſt der Ort, wo der Knabe und das Mädchen bis zu ihrem achtzehnten Lebensjahre thätig ſein müſſen im Weinberge ihres Herzens, im Ausklauben und Hinauswerfen der Steine, in Ablegung der Rohheit, Ungeſchliffenheit und überhaupt des unkultivirten Weſens, das ſie an ſich tragen. Durch die Schule, durch den Unterricht, der ihnen daſelbſt mit allem Fleiße ertheilt wird, müſſen ſie es dahin bringen, daß ſie nicht einſt als Erwachſene da ſitzen, wie ein Stein auf dem andern, wie ein Stück Holz auf dem andern. Ein ſolcher Menſch wird dann einſt ein brauchbares Glied der menſchlichen Geſellſchaft, er wird einſt ein verſtändiger Vater, ein weiſer Hausvater, ein guter, umſichtiger Gemeindevorſtand, kurz, er taugt hin auf den Poſten, wo er ſteht; es iſt der Menſchheit mit ihm geholfen. Darum ſagt die heilige Schrift: „Mein Sohn, nimm Lehre an von Jugend auf, ſo wirſt du bis in's Alter die Weisheit finden.“ (Sir. 6, 18.) Und wiederum heißt es: „Schlage die Rede alter Weiſen nicht in den Wind und übe dich in ihren Sprüchen; denn von ihnen wirſt du Weisheit und kluge

nicht hinein; denn wir müſſen die ganze Woche arbeiten; allein laßt euch durch ſolche Gedanken nicht irre machen, Geliebte; die Arbeit iſt auch ein Gebet, die Arbeit iſt auch Gottesdienſt, wenn ihr dieſe eure Arbeit im Namen Gottes und zur Ehre Gottes verrichtet, weil Gott es ſo haben will, weil er euch in dieſen Stand geſetzt hat. Darum ſagt die heilige Schrift (Sir. 7, 16.): „Haſſe nicht die beſchwerliche Arbeit, noch den Feldbau, den der Höchſte geſchaffen.“ Und der Apoſtel ſagt: „Beſtrebet euch, ein ſtilles Leben zu führen, euer eigen Geſchäft zu treiben, mit euren eigenen Händen zu arbeiten, wie wir es euch befohlen haben.“ (I. Theſſ. 4, 11.)

Alſo das Arbeiten, das Graben iſt Sache der Armen, der Handwerks- und Bauernleute, überhaupt des gemeinen Volkes. Haben die Armen gegraben, dann müſſen die Reichen in den Weinberg kommen und Dünger fahren. Düngen können nur Solche, die Düngerſtätten haben; dergleichen haben aber die Armen nicht, ſondern die Reichen. Nun wiſſet ihr ſelber, wie es mit dem Dünger iſt. Iſt er bei einander, ſo iſt es ein garſtiger Haufen, der nichts nützt, wird er aber auf den Feldern ausgebreitet, ſo macht er ſie fett und fruchtbar. Gerade ſo ein Düngerhaufen iſt der Reichthum. Man muß ihn nach und nach zuſammenſammeln durch die Arbeit der Dienſtboten oder durch Handelſchaft und auf verſchiedene andere Weiſe. Es iſt nun ein ſolcher Geldhaufen, wenn er bei einander liegen bleibt, ein garſtiger Haufen und gibt meiſtentheils einen abſcheulichen Geruch von ſich, indem nicht ſelten ungerechtes, erwuchertes oder geſtohlenes Gut darunter iſt; daher er auch in der heiligen Schrift der ungerechte Reichthum heißt. Und gleichwie ein gewöhnlicher Düngerhaufen, wenn er bei einander bleibt, zu ſonſt nichts taugt, als daß die Schweine darin wühlen können, ſo iſt auch der Geldhaufen nur dazu, um die Leidenſchaften des Menſchen zu nähren, um ſeine böſen Wünſche und Gelüſte befriedigen zu helfen. Sobald aber dieſer Geld-

haufen ſich vertheilt, zu guten Zwecken, zu Werken der Wohlthätigkeit, für arme Verwandte, für Dürftige und Kranke verwendet wird, dann düngt er das Erdreich und befruchtet es, und der Weinſtock des Lebens wird reich an Trauben der guten Werke.

Alſo das Düngerfahren und Düngerbreiten iſt eure Sache, ihr Reichen, höret es! Das iſt euer Tagwerk im Weinberge eures Lebens! Alſo ſeid barmherzig und gebet den Armen. „Wie du es kannſt, ſo ſei barmherzig. Wenn du viel haſt, ſo gib reichlich," ſagte der alte Tobias zu ſeinem Sohne. (Tob. 4, 8. 9.) „Um des Gebotes willen nimm dich des Armen an," heißt es bei Sirachs Sohn, „und um ſeiner Armuth willen laß ihn nicht leer fortgehen. Verliere lieber dein Geld um deines Bruders und Freundes willen, und verbirg es nicht unter einem Stein, daß es verderbe. Wende deinen Schatz nach den Geboten des Allerhöchſten an, ſo wird er dir mehr nützen als Gold. Verſchließe das Almoſen im Herzen des Armen; es wird für dich bitten, daß dir nichts Böſes widerfahre. Beſſer als der Schild eines Starken und eine Lanze wird es wider deinen Feind ſtreiten." (Sir. 29, 12—16.) O wenn nur alle Reichen auch einen Sinn hätten für dieſe Ermahnungen der göttlichen Schrift! Aber das Herz des Reichen iſt mit Metall umgeben, er behält ſeinen ſilbernen und goldenen Düngerhaufen fortwährend bei einander, ſtatt ihn auseinanderzubreiten, und ſo wird ihm ſein Geld zum Verderben. Die geizigen oder verſchwenderiſchen Reichen, die mit ihrem Gelde nichts Gutes ſtiften, beherbergen den Fluch in ihren Häuſern. Den Geizigen gilt, was die Schrift ſagt: „Wer das Gold liebt, bleibt nicht ohne Sünde, und wer dem Verderben nachſtrebt, wird damit geſättiget werden. Viele kamen des Goldes wegen zum Falle und ſeine Schönheit ward ihr Untergang." (Ebend. 31, 5. 6.)

Den reichen Praſſern aber möge jener reiche Mann im Evangelium zum abſchreckenden Beiſpiele dienen, ſo wie die ſchreckliche Drohung, die der Herr noch überdieß ausgeſprochen hat, wenn er ſagt: „Wehe euch, ihr Reichen; denn ihr habt euren Troſt. Wehe euch, die ihr geſättigt ſeid; denn ihr werdet hungern; wehe euch, die ihr jetzt lachet; denn ihr werdet trauern und weinen.“ (Luk. 6, 24. 25.)

Seid ihr alſo klug, ihr Reichen, ſo benützet dieſen euren Reichthum als Dünger, euer Leben fruchtbar und verdienſtlich zu machen. Das iſt euer Geſchäft im Weinberge Gottes!

Haben nun die Armen durch Graben, die Reichen durch Düngen das Ihrige gethan, da kommt die Reihe an die Eltern und dieſe haben ſich nun mit dem Geſchäfte des Abblätterns und Beſchneidens zu befaſſen. Der Weinſtock treibt allerhand Ranken und Blätter hervor, die ihm ſelber nicht nur nichts nützen, ſondern durch Entziehung des Saftes vielmehr ſchädlich ſind. Auch halten ſie die Sonne von den Trauben ab und machen alſo einen verderblichen Schatten. — Eben ſo wachſen auch mit den jungen Leuten allerhand Untugenden auf; ſie werden vorlaut, geſchwätzig und erlauben ſich Lügen und allerhand Streiche. Das ſind lauter unnütze Blätter und Auswüchſe, die weg müſſen. Die Blätter ſind die Reden, die Ranken die thörichten Handlungen. Nicht umſonſt ruft daher die heilige Schrift: „Mache Thüren und Schlöſſer vor deinen Mund. Schmelze dein Gold und dein Silber zuſammen und mache daraus eine Wage für deine Worte und einen rechten Zaun an deinen Mund.“ (Sirach 28, 21.) Den jungen Leuten aber ruft ſie insbeſondere zu: „Schweige und höre, ſo wirſt du durch deine Beſcheidenheit dir Gunſt erwerben. Du, Jüngling, rede von deiner eigenen Sache kaum. Fragt man dich zweimal, ſo ſei deine Antwort kurz gefaßt. In vielen Dingen betrage dich wie ein Unwiſſen-

der; höre und ſchweige zugleich; frage! Sei nicht vermeſſen unter Vornehmen, und wo Greiſe ſind, rede nicht viel." (Sir. 32, 9—13.) Allein die geſchwätzige, ſchnippiſche, vorlaute und muthwillige Jugend kann ſich da ſelten ſelbſt beherrſchen; da müſſen Eltern, Lehrer und Erzieher mit dem Meſſer kommen und den Weinſtock, der nach allen Seiten austreibt, beſchneiden. Es iſt dieß das Meſſer der Zurechtweiſung und Zucht, mit dem ſie die ihrer Pflege anvertrauten Schößlinge zu ſäubern haben und ſo werden ſie jenem himmliſchen Weingärtner ähnlich, von dem Chriſtus der Herr ſagt: „Ich bin der wahre Weinſtock und mein Vater iſt der Weingärtner; jede Rebe an mir, die keine Frucht bringt, nimmt er weg, und jede, die Frucht bringt, reinigt er, damit ſie mehr Frucht bringe." (Joh. 15, 1 u. 2.) Alſo Rebzweige, die Frucht bringen, müſſen gereinigt werden, und darum müſſen Eltern und Erzieher fleißig mit dem Meſſer der Zucht an den Kindern ſein, um die wilden Schößlinge wegzuſchneiden und das überwuchernde Laub, welches die Sonne weiſer Belehrung hemmt und die gute Frucht nicht zur Reife kommen läßt, zu beſeitigen. Zwar weint die beſchnittene Rebe eine Zeit lang, aber das ſchadet Nichts und ſo hat man ſich auch nicht darum zu kümmern, wenn die Kinder ſchreien und weinen, weil ſie unter ſtrenger Zucht gehalten und mit dem Meſſer ihre Untugenden fleißig beſchnitten werden; es iſt nur zu ihrem eigenen Heile. Den kleinen Kindern ſteht ja ſogar die ewige Verdammniß bevor, wenn ſie nicht von den Eltern zurechtgewieſen und geſtraft werden. Der heilige Pabſt Gregor der Große *) erzählt ein entſetzliches Beiſpiel von einem fünfjährigen Knaben, den der Teufel in den Armen ſeines eigenen Vaters erdroſſelte, weil er ſich das Schelten angewöhnt hatte, aber von ſeinem Vater dafür nicht geſtraft wurde. Alſo, Eltern, ihr habt die Wahl, was ihr

*) Dialog. lib. 4. c. 18.

euren Kindern geben wollt, die Ruthe oder die Hölle. Wer ihnen die Ruthe nicht gibt, gibt ihnen die Hölle. Wie, wäre das Letztere wohl eine Liebe? Hieße das nicht den Kindern ſtatt Brod einen Stein geben, ſtatt eines Eies einen Skorpion, ſtatt eines Fiſches eine Schlange? Die Zuchtruthe, wenn ſie zum Himmel verhilft, iſt Brod, iſt ein Ei, ein Fiſch, aber zu große Nachſicht iſt Skorpion und Schlange, ein Höllengeziefer. O wie viele Kinder beklagen ſich in ſpätern Jahren, daß ihre Eltern ſie nichts haben lernen laſſen! Wie viele Kinder fluchen ihnen in der Hölle, daß ſie ſie nicht ſtrenger gehalten haben! Allgemein iſt die Klage über das überhandnehmende Sittenverderbniß — wer trägt denn die Schuld daran? Hauptſächlich die Eltern, die die jungen Zweige nicht beſchneiden und ſie auswachſen laſſen. So merket euch denn, o Eltern, das Wort des Herrn: „Entzieh deinem Knaben die Züchtigung nicht; denn wenn du ihn mit der Ruthe ſchlägſt, wird er nicht ſterben. Schlägſt du ihn mit der Ruthe, ſo wirſt du ſeine Seele von der Hölle erlöſen.“ (Sprichw. 23, 13. 14.)

Sind nun die Reben beſchnitten und gereinigt und wachſen ſie allmählig heran, dann muß man ſie aufbinden, an einen Pfahl feſtmachen. Das iſt ein Weibergeſchäft und geht dieſe auch vorzüglich an. Wenn die Weinreben auf dem Boden aufliegen, ſo faulen ſie; deßhalb muß man ſie anbinden. Und ſo darf auch das weibliche Geſchlecht, mag es nun Frau oder Jungfrau ſein, nicht ungebunden überall herumvagiren, wenn es nicht bald in moraliſche Fäulniß übergehen will. Scharf tadelt dieſes Herumſchlendern an den Frauensperſonen der heilige Paulus, wenn er ſagt: „Die jüngern Wittwen gewöhnen es ſich an, müßig in den Häuſern herumzugehen, und nicht nur müßig, ſondern auch geſchwätzig und vorwitzig.“ (I. Timoth. 5, 13.) Das weibliche Geſchlecht ſoll alſo Haus hüten, es ſoll wie die Rebe an den Pfahl gebunden werden. Dieſer Pfahl aber iſt für ſie der Spinnrocken, die Nadel, häusliche

Arbeit oder der Roſenkranz. So abgeſchloſſen von der Welt und einſam wohnte die Befreierin des Iſraelitiſchen Volkes, die Heldin Judith. Von ihr ſteht geſchrieben, daß ſie ſich im oberſten Theile ihres Hauſes ein abgeſondertes Zimmer machte, wo ſie mit ihren Mägden verſchloſſen wohnte. Überhaupt war es im Alterthum und bei den Morgenländern ſtrengſte Sitte, daß das Frauenvolk die innern Gemächer des Hauſes bewohnte, ſich nur ſelten ſehen ließ und wenn es ſich ſehen ließ, nur verſchleiert erſchien. Ja, bei den Völkern des Morgenlandes iſt dieß noch heilige Sitte und die heidniſchen, türkiſchen und jüdiſchen Frauen und Mädchen würden ſich nicht wenig wundern, wenn ſie namentlich unſer lediges Weibsvolk überall und öffentlich und allein herumflattern und herumfahren ſähen. Iſt es da ein Wunder, wenn die Tugend unſers weiblichen Geſchlechtes zu faulen anfängt, da es, ſtatt ſtill und beſcheiden zu Hauſe zu bleiben, alle Tanzböden abwiſcht? Müſſen ſich da unſere chriſtlichen Mädchen nicht von heidniſchen beſchämen laſſen? O wie ſchön wäre es, wenn alle Mädchen von ſich ſagen könnten, was Sara, die Braut des jungen Tobias, von ſich ſagen konnte: „Niemals habe ich unter die Muthwilligen mich gemiſcht, noch zu denen mich geſellt, die in Leichtfertigkeit wandeln.“ (Tob. 3, 16.) Aber wie Wenige werden das von ſich ſagen können! Und warum nicht? Weil ſie die Rebe nicht an den Pfahl der Häuslichkeit, Zurückgezogenheit und Sittſamkeit anbinden, ſondern es leichtſinnigen Weibsperſonen nachmachen, von denen die Schrift ſagt: „Wie ein Durſtiger öffnet ſie ihren Mund der Quelle, und trinket von jedem nahen Waſſer, ſie läßt an jedem Pfahl ſich nieder und nimmt jeden Pfeil in ihren Köcher auf, bis ſie müde wird.“ (Sir. 26, 15.)

Wehe den Reben, die am Boden verfaulen, wehe überhaupt allen denen, die ihre Schuldigkeit im Weinberge nicht thun, die nicht arbeiten nach Kräften und Vermögen, ſondern müßig ſtehen! Laſſen doch wir uns eine ſolche Faulheit

nicht zu Schulden kommen, Geliebte! Nein, laſſet uns wirken, ſo lange es Tag iſt! Alle Verrichtungen, die der Anbau des geiſtigen Weinberges erfordert, wollen wir uns Alle, Jeder nach Stand und Verhältniſſen, auf's Beſte angelegen ſein laſſen! Darum ſäumet nicht, ihr Armen, ſäume nicht, arbeitſames Landvolk, und grabe! Arbeite aus Liebe zu Gott! das iſt dein Tagwerk! Und ihr, ihr Reichen, fahret Dünger herbei und breitet ihn aus im Weinberge, daß er recht Frucht trage — benützet euer Geld und Gut, um Gutes zu thun für eure Seelen! Und dann geht auch ihr an euer Geſchäft, ihr Eltern und Erzieher! Blättert den Weinſtock und beſchneidet ihn, daß die Auswüchſe wegfallen und die Trauben um ſo häufiger werden! Beſſert eure Kinder, züchtiget ſie, ſucht ihre Untugenden zu entfernen und dann komme endlich du herbei, frommes Frauengeſchlecht, binde die Rebe an den Pfahl, daß ſie nicht faule, ſei ſittſam und eingezogen! Und ſo wenn Jedes ſeine Schuldigkeit thut, wenn Jedes in den Weinberg geht nach dem Befehle des Herrn: Geht auch ihr in meinen Weinberg, ſteht zu hoffen, daß die Weinleſe günſtig ausfallen wird, daß das Verdienſt der guten Werke ſich mehre und vom Herrn des Weinberges gehörig gewürdigt werden wird, wenn er einſt kommen wird am großen Tage der Vergeltung, ſeinen Weinberg zu beſichtigen und die Kelter zu treten. Amen.

Predigt

auf

den Sonntag Sexagesimä.

Text: „Der Same aber ist das Wort Gottes.“ Luk. 8, 11.

Geliebte Pfarrkinder!

Das Jahr hat zweiundfünfzig Sonntage und sechzehn Festtage; es wird also sechsundsechzigmal des Jahres ganz gewiß gepredigt. Dazu kommen dann noch die Predigten, die bei besondern Gelegenheiten gehalten werden, dazu kommen noch die vielen Frühlehren und Christenlehren, die gehalten werden, so daß man sagen kann, daß fast zweihundertmal im Jahre hindurch selbst in der kleinsten Pfarrei Gottes Wort verkündet wird. Wahrlich, das ist gewiß reichlicher Same, der da ausgestreut wird. Über Mangel an Predigten kann auch sicherlich nicht geklagt werden, und dennoch, wenn man herumschaut, was bringt dieser Same für eine Frucht? — Gerechter Gott im Himmel! ihr säet alle Jahre zweimal aus, im Frühjahre und im Herbste, und wenn keine gute Ernte wird, wenn Mißwachs oder Schauer einfällt, wie jammert ihr da! Was muß denn dann ich thun, geliebte Pfarrkinder?

ich ſäe nicht zweimal, ſondern ganz gewiß zweihundertmal des Jahres den Samen des göttlichen Wortes theils in Predigten, theils in Chriſtenlehren aus und doch, wenn ich mir die Ernte anſchaue, was finde ich? Das Nämliche, was unſer Herr im heutigen Evangelium ſagt, daß vieles Samenkorn unnütz ausgeſtreut wird und entweder gar nicht aufgeht, oder wieder erſtickt, und vieles geht auf, vieles bringt herrliche, ſchöne Früchte; es wird bei Vielen nicht umſonſt gepredigt, das muß ich ſagen, ſonſt wäre es wahrhaftig zum verzweifeln; aber bei Vielen iſt Alles vergebens. Ich predige euch jetzt vier Jahre, und mein Vorfahrer hat euch ſieben Jahre gepredigt, und mein Vorvorfahrer ſiebzehn Jahre, und der erſte Pfarrer hierorts eben ſo lange. Wie viele tauſend und tauſend Predigten ſind das, die ihr da angehört habt, und was hat's bei Manchen genützt? Nichts, gar nichts. Ich habe in meiner Pfarrei Leute, die zwar kein Geld ſtehlen, aber dennoch Diebe ſind, weil ſie ſtehlen, was ſie ſonſt bekommen können, ſei es nun Holz, oder Vieh, oder Futter. Ich habe ledige Leute, die ſeit Jahren in unrechtem Umgange leben, ich habe Verheirathete, die dem Geize, dem Wucher, dem Trunke, der Zornſucht und Feindſeligkeit ergeben ſind. Dieſe Alle ſind da, es ſind aber wohl nur — Gott Lob — ſehr Wenige. Ich kann nun nicht klagen, daß ſie nicht in die Predigt gingen; nein, ſie gehen hinein, aber es hilft nichts. Warum denn nicht? Fehlt's am Samen, der ausgeſtreut wird? Nein, ich rede deutlich, verſtändlich, nachdrücklich, ich habe überhaupt noch keine Klage gehört, daß ihr mich nicht verſtändet, oder daß ich euch zu hoch predigte. Es muß alſo anderswo fehlen, hauptſächlich am Erdreich muß es fehlen, auf das der Same hingeſtreut wird, und da fehlt es auch wirklich. Ja, Geliebte!

man hört Gottes Wort nicht recht, I. Theil;
man lebt nicht nach dieſem Worte, II. Theil.

Ich beginne ꝛc.

Erſter Theil.

Warum wird denn gepredigt? Es wird gepredigt, daß ein Jeder lernen ſoll, was zu ſeinem Frieden, zu ſeinem Beſten dient, daß die Chriſten unterrichtet werden im Willen Gottes, von dem Wege, auf dem ſie zeitliche und ewige Glückſeligkeit finden können, daß ſie gewarnt werden vor Sünden und Unordnungen, die die Menſchen in zeitliches und ewiges Unglück bringen, daß ſie getröſtet werden mit den ſüßen Verheißungen des göttlichen Wortes, damit ſie die Widerwärtigkeiten dieſes Lebens geduldig tragen und mit freudiger Zuverſicht auf das beſſere Leben im Himmel hoffen. So hat Jeſus gepredigt; er hat gelehrt, gewarnt, getröſtet, und chriſtliche Prediger haben ihm, dieſem erhabenſten Prediger, ſomit nachzufolgen. Der chriſtliche Prediger hat ſo zu predigen, er mag nun willkommen ſein oder nicht, es mag ſeine Predigt gefallen oder nicht. So wenigſtens ſchreibt Paulus an Timotheus: „Predige das Wort, halte an damit, es ſei gelegen oder ungelegen, überweiſe, bitte, ſtrafe in aller Geduld und Lehrweisheit.“ (II. Timoth. 4, 2.) Den nämlichen Auftrag gibt er allen chriſtlichen Predigern: Ermahnet die Ungezogenen und tröſtet die Kleinmüthigen! Alſo lehren, warnen und tröſten ſind die Hauptpflichten des chriſtlichen Predigers. Er ſoll nach dem Vorbilde ſeines göttlichen Herrn und Meiſters die Tauben hörend und die Blinden ſehend machen, das iſt, er ſoll allen denen den Willen Gottes bekannt machen, die nicht wiſſen, was recht und gut iſt und was der Herr von ihnen fordert, er ſoll ihnen ihre Pflichten einſchärfen und ſie unterweiſen, wie ſie vom Böſen laſſen und Gutes thun ſollen. Sein Beruf bringt es ferner mit ſich, daß er die Todten auferwecke, das iſt, daß er Jene zur Beſſerung ermahne, welche in ſündhaften Gewohnheiten dahinleben, weder auf Himmel und Hölle, auf Gott und Teufel achten, und doch in der Einbildung dahinleben, als fehle ihnen nichts, als habe es keine Gefahr mit ihnen. Sein Beruf bringt es ferner mit

ſich, daß er den Armen das Evangelium predige, d. h. daß er unzufriedene und mißvergnügte Seelen zurechtweiſe, bekümmerte und geängſtigte Gemüther tröſte, ſchwache und zweifelnde Herzen ſtärke, daß er alle Nothleidenden zur Hoffnung auf Gott und eine ſelige Zukunft ermuntere. Endlich aber iſt es auch noch ſein Beruf, daß er das Laſter in ſeiner Häßlichkeit zeige, ihm die heuchleriſche Larve vom Geſichte reiße und die verderblichen Sitten des Zeitalters mit dem Schwerte des göttlichen Wortes bekämpfe. Alſo das will die Predigt des göttlichen Wortes, und nun, Geliebte! mögt ihr auch urtheilen und erkennen, wie man das Wort Gottes hören ſoll. Ihr ſollt nämlich bedenken, daß es zu eurem Frieden, zu eurem Beſten dienen will. Man muß alſo mit einem lernbegierigen, bereitwilligen, empfänglichen Herzen kommen, mit einem Herzen, das die Erkenntniß Gottes und ſeines Willens aufrichtig ſucht, das ſeine Fehler und Schwachheiten kennt und gern gebeſſert werden will, mit einem Willen, man ſoll ein gutes Erdreich für den Samen des göttlichen Wortes mitbringen.

Allein ſagt mir einmal: wie Viele kommen denn mit ſolcher Geſinnung, ſolcher Vorbereitung? Man geht in die Predigt, das iſt wahr; allein Viele ſitzen da und ſchlafen entweder, oder ſie ſind mit ihrem Geiſte ganz anderswo und mit tauſend andern Gedanken beſchäftigt. So geht die Predigt vorüber und wenn man ſie fragen würde: was iſt heute gepredigt worden? ſo wüßten ſie kein Wort darauf zu antworten. Da fällt jedes Körnlein des göttlichen Wortes neben das Feld hin auf die Straße, und es kann alſo kein einziges aufgehen.

Wiederum Andere kommen und merken zwar auf, allein ſie behalten's nicht. Sie hören nur den Prediger, aber nicht die Predigt, ſie hören die Predigt nur als Menſchenwort an, aber nicht als Gotteswort. Daher kommt es, daß ſie aus der Predigt gehen, wie ſie hineingegangen ſind — ungebeſſert. Hat ihnen die Predigt gefallen, ſo hört man

von ihnen wohl: Das war eine schöne Predigt, das ist eine herrliche Predigt gewesen, das ist ein ausgezeichneter Prediger! allein dabei bleibt's. Sie begnügen sich mit der Schale, den Kern werfen sie weg. So hatte Daniel den Nabuchodonosor und seinen Sohn Baltassar auf die bevorstehende schreckliche Niederlage aufmerksam gemacht und ihnen ihre Träume ausgelegt. Sie bewunderten zwar den Daniel, beschenkten ihn sogar, aber gebessert haben sie sich nicht. So loben gar Manche den Prediger, bewundern sein Rednertalent, werden auch auf einen Augenblick gerührt, wenn ihnen Gottes Güte, Barmherzigkeit und Langmuth recht warm und schön an's Herz gelegt wird — aber kaum sind sie draußen, ist Alles vorüber. Es geht da solchen Hörern des göttlichen Wortes, wie Jenen in den Städten, die in die Kirche kommen und dem Gottesdienste beiwohnen, weil ihnen die Kirchenmusik so sehr gefällt. Sie sind da ganz Ohr für die Sänger und Sängerinnen und die musikalische Durchführung der Messe; sie sind auch sehr freigebig mit ihrem Lobe, falls die Musik ihren Beifall erhält; aber das ist auch Alles; von einer Andacht, zu der die Kirchenmusik erheben sollte, haben sie gar nichts verspürt. Gerade so geht's mit den Predigten: man hält sich an die schönen Worte, an das schöne Gewand der Predigt, die Hauptsache aber wirft man weg. So ging es schon dem Propheten Ezechiel, die Juden hörten ihn zwar gern, aber weiter kümmerten sie sich nicht um seine Worte; darum sprach Gott selber zu ihm: „Wie ein Lied zum Singen bist du ihnen, das man mit süßem, lieblichem Tone singt; sie hören deine Worte, aber sie thun nicht darnach.“ (Ezech. 33, 32.) So ging es auch unserm Herrn und Heiland selber. Eine Frau, welcher seine Predigten so wohlgefielen, konnte sich nicht mehr enthalten, ihn zu loben und rief voll Begeisterung aus: Selig ist der Leib, der dich getragen, und selig sind die Brüste, die du gesogen hast; allein unser Herr bedeutete ihr sogleich, daß ihm mit solchem Lobe Nichts gedient sei, und darum sagte er

zu ihr: Wenn dir meine Predigt gefallen hat, und du darum mich und meine Mutter selig preisest, so habe ich nichts dawider; aber du wirst darum nicht selig sein; selig sind nur die, welche Gottes Wort hören und es befolgen. Und so, Geliebte, habt auch ihr keinen Nutzen davon, wenn ihr nur die Predigt lobet. Dieses Lob braucht der Prediger nicht. Der Apostel Paulus sagt: „Daß ich das Evangelium predige, gereicht mir nicht zum Ruhme, weil es mir als Pflicht obliegt; denn wehe mir, wenn ich das Evangelium nicht predigte“ (I. Kor. 9, 16.); und wiederum sagt er: „Wenn ich bloß den Menschen gefallen wollte, so wäre ich Christi Diener nicht.“ (Galat. 1, 10.) Rechtschaffene Prediger denken eben so, wie der Apostel. Ihr eifrigster Wunsch ist der, daß sie sich selbst und Alle, die sie hören, selig machen, daß die Erkenntniß Gottes und seines Wortes, daß Tugend und Gottseligkeit immer mehr ausgebreitet werden möge, und wenn Jemand nach der Predigt an seine Brust klopft und voll ernster Gedanken an Buße und Besserung von hinnen geht, oder gestärkt in Glauben, Hoffnung und Liebe aus der Kirche sich entfernt, dann ist es ihnen ein sicheres Zeichen, daß sie den Samen des göttlichen Wortes nicht umsonst ausgestreut haben, daß wenigstens sie keine Schuld tragen, wenn das Körnlein zuletzt dennoch nicht aufgeht, oder wieder erstickt und zertreten wird.

Aber leider sind es immer nur Wenige, die bei der Predigt an sich selber denken, meistentheils pflegt man Andere im Auge zu haben. „Heute hat dieser und jener wieder seinen Theil bekommen,“ heißt es, „Gott gebe, daß er sich bessere!“ — Keiner aber will sich selber getroffen fühlen. Man ist also in einer ganz verkehrten Absicht in der Predigt. Statt sich selber etwas aus der Predigt herauszunehmen, denkt man immer an Andere. Das ist weit gefehlt! Jeder muß sich denken, er wäre ganz allein in der

Kirche, und ſonſt Niemand um ihn, und Jeder muß denken, es gelte, was geſagt wird, ihm ſelber.

Aber das iſt eben das Schlimme, daß Niemand ſich ſelber von der Predigt will getroffen fühlen. Und fühlt er ſich auch wirklich getroffen, was iſt die Folge? da iſt's aus, da iſt der Verdruß fertig. — Sonderbar iſt nur das, und einerſeits höchſt lächerlich und einfältig, daß ſich Jene, die es angeht, gleich ſo eifrig darum annehmen. Dadurch gerade geben ſie zu erkennen, daß ſie es ſind, die es angegangen hat. Sie meinen dann, wenn ſie über den Prediger ſchimpfen, oder ihm ſelber Grobheiten machen, oder nimmer in die Predigt gehen, was ſie da wohl thun! daß dieß nur ihr eigener Schaden iſt, daran denken ſolche Thoren nicht. Da ſähe es wahrlich traurig aus, wenn der Geiſtliche da auf die Schimpfereien und das Gewäſche ſolcher Leute aufmerken würde! Nein, er wird das Laſter ſtrafen und geiſeln, wo er es findet, und hat Johannes der Täufer zu einem Könige ſich zu ſagen getraut: Es iſt dir nicht erlaubt, deines Bruders Weib zu haben, muß jeder Prediger in der Stadt die Wahrheit ſagen, wenn er kein ſtummer Hund ſein will, ſo darf auch der Prediger auf dem Dorfe nichts umſchneiden, ſondern muß dem Kinde ſeinen rechten Namen geben. Oder ſoll ich euch loben, ſoll ich ſagen, daß ihr lauter Fromme und Heilige ſeid? Habe ich euch nicht ſchon oft gelobt, wo ihr es verdient habt? — Aber verdient ihr denn lauter Lob? Gibt es keine Sünden und Laſter unter euch? Gibt es keine Diebſtähle, keine Sünden der Unkeuſchheit, keinen Geiz, keine Ehrabſchneidung, keine Faulheit im Guten, keine Rache, keine Feindſchaft, keine ſchlechte Kinderzucht, keine ſchlechte Haushaltung, herrſcht nicht noch ſo mancher Aberglaube, ſo manche Thorheit unter euch? Soll ich nun da ſchweigen? Soll ich mir ſelber die Augen verbinden, um nicht zu ſehen, was in meiner Pfarrei vorgeht? Oder ſoll ich mich gar fürchten vor den Gottloſen, vor den Nichtsnutzigen? Oder ſoll ich mich ſchrecken laſſen von ihren Schimpfereien und Drohungen? Nein, meine Lieben, ich denke, auch zu mir iſt geſagt, was Gott einſt zum Pro-

pheten Ezechiel ſprach: „Du, o Menſchenſohn, fürchte dich nicht vor ihnen, und laß dich nicht ſchrecken von ihren Worten; denn Ungläubige und Aufwiegler ſind bei dir und unter Skorpionen wohnſt du. Vor ihren Worten fürchte dich nicht und vor ihrem Angeſicht bebe nicht; denn es iſt ein widerſpenſtig Haus. Sprich alſo meine Worte zu ihnen, vielleicht, daß ſie hören und ablaſſen; denn es ſind Menſchen, die zum Zorne reizen.“ (Ezech. 2, 6. 7.) Das werde auch ich thun, Geliebte! Wenn mich nur meine guten, braven, rechtſchaffenen Pfarrkinder lieben, die ſchlechten mögen mich haſſen; ich fürchte ſie nicht; ich haſſe ſie aber deßwegen nicht, ich haſſe nur die Sünde, die Sünder aber ſuche ich zu bekehren.

Wiſſet ihr jetzt, Geliebte! wie man das Wort Gottes anhören ſoll? Mit empfänglichem Herzen und mit dem Willen, ſeine Fehler zu erkennen und ſich zu beſſern. Weil aber ſo Viele gleichgiltig in die Kirche kommen, nicht auf Gottes Wort aufmerken, oder wenn ſie auch aufmerken, es wieder vergeſſen und wohl eine ſchöne Predigt und den Tadel Anderer hören, aber ſich ſelber nicht getroffen wiſſen wollen: deßwegen wird ſo häufig umſonſt gepredigt, das Körnlein des göttlichen Wortes fällt daneben oder es geht nicht auf.

Aber es gibt hinwiederum Andere, die zwar gerne hören, aufmerkſam hören, gerührt werden, die beſten Vorſätze faſſen, aber das Samenkorn erſtickt, ſie kommen nicht dazu, das zu thun, was in der Predigt geſagt wird; hievon aber noch kurz im

zweiten Theile.

Was hilft alles Predigthören, wenn nicht darnach gelebt wird? „Nicht die Hörer des Geſetzes ſind gerecht bei Gott, ſondern die Befolger des Geſetzes werden gerechtfertigt werden,“ ſagt der heilige Paulus. (Röm. 2, 13.) Auch der heilige Jakobus äußert ſich in gleicher Weiſe: „Leget ab alle Unreinigkeit und allen

Auswuchs der Bosheit und nehmet an mit Sanftmuth das eingepflanzte Wort, das eure Seelen selig machen kann. Und seid Befolger des Wortes, nicht bloß Hörer, indem ihr euch selbst betrüget; denn wenn Jemand ein Hörer und kein Befolger des Wortes ist, der gleicht einem Manne, welcher sein natürliches Angesicht im Spiegel beschaut, und wenn er es beschaut hat, hinweggeht und sogleich vergißt, wie er aussah; wer aber das vollkommene Gesetz der Freiheit durchschaut, und dabei beharrt, und kein vergeßlicher Hörer, sondern Vollbringer des Werkes ist, der wird durch sein Werk selig werden." (Jak. 1, 21—25.)

Also das thun, was man in der Predigt gehört hat, das ist die Hauptsache. Wenn z. B. der Vorstand eine Gemeinde hält, und ihr dann zusammenkommt, kommt ihr bloß deßwegen zusammen, um eine obrigkeitliche Verordnung anzuhören? Gewiß nicht, sondern ihr kommt zusammen, um sie zu hören und dann in Ausübung zu bringen. Gerade so ist's auch mit der Predigt. „Ein Jeder, der meine Worte hört und sie thut," sagt Jesus, „ist mit einem weisen Manne zu vergleichen, der sein Haus auf einen Felsen gebaut hat ... und ein Jeder, der meine Worte hört und sie nicht thut, der wird einem thörichten Manne gleich sein, der sein Haus auf Sand gebaut hat." (Matth. 7, 24. 26.) Diejenigen nun, von denen ich im ersten Theile gesprochen habe, die schon keine rechte Gesinnung in die Kirche mitbringen, kommen ohnehin nie dazu, das zu thun, was sie in der Predigt gehört haben. Sie gehen in dieser Absicht gar nicht hinein. Sie merken entweder gar nicht auf, oder wollen nur schöne Worte und über Anderer Fehler predigen hören; aber über die ihrigen nicht. — Dagegen gibt es Solche, die wirklich daran wollen, das Gehörte auch in Ausübung zu bringen; aber wie es auf Ernst ankommt — da fallen sie ab. Das sind Jene, bei denen

das Samenkorn des göttlichen Wortes auf Felſen oder unter die Dornen fällt. Das Körnlein geht zwar auf, aber es verkommt wieder.

Solche Menſchen fühlen wohl ſelber ihren Wankelmuth; allein ſie wollen ſich tröſten durch falſche Troſtgründe und ſagen: „Das Evangelium fordert zu viel. Der Menſch mit ſeiner ſchwachen Kraft kann das nicht leiſten. Der Prediger verlangt da einmal zu viel.“ O möchte ſich doch Niemand durch ſolch heilloſe Gedanken blenden laſſen! Das Evangelium alſo ſollte zu viel verlangen? So hat alſo Chriſtus gelogen, als er rief: „Kommet Alle zu mir, die ihr mühſelig und beladen ſeid, und ich will euch erquicken! Nehmt mein Joch auf euch; denn mein Joch iſt ſanft und meine Bürde iſt leicht!“ So iſt alſo Gott ein Tyrann, der mehr von dem Menſchen verlangt, als er leiſten kann! — Wo iſt derjenige, welcher ſich getraut, eine ſolche Läſterung auszuſtoßen? Nein, Geliebte, ſo wollen wir nicht reden. Gottes Gebote ſind nicht ſchwer, ſagt der Evangeliſt Johannes. Es ſoll's nur Einer ernſthaft verſuchen, und er wird es täglich erfahren, daß das Evangelium nicht ſo ſchwer zu beobachten ſei, daß es gar wohl möglich iſt, ein guter katholiſcher Chriſt, ein treuer Ehegatte, ein rechtſchaffener Hausvater, ein ehrlicher und eingezogener Dienſtbote, ein guter Sohn, eine fromme Tochter zu ſein; er wird erfahren, daß es gar wohl möglich iſt, das Fluchen und Läſtern, den Müſſiggang und die Trunkenheit, das Spiel und die Unkeuſchheit zu meiden. Gottes Gnade iſt es ja, die das Wollen und das Vollbringen gibt, und je eifriger man eine Sache angreift, deſto leichter wird ſie. Nur ſolche Menſchen, die nicht ernſtlich daran wollen, nur dieſe ſagen, daß man nicht Alles thun könne, was Gottes Wort verlangt. Nein, Geliebte! das Evangelium iſt nicht zu ſtrenge, geſchweige erſt der Prediger. Oder haben wir das Evangelium gemacht? Iſt es unſer Wort? Iſt es nicht Gottes Wort? Oder ſollen wir es euch leichter machen? Sollen wir ſagen: der Weg zum Himmel

ist breit. Weit ist die Pforte und breit der Weg, der zum Himmel führt und Viele gehen darauf? Sollen wir also predigen? Wohl möchte das manchem Ohre erwünscht sein; allein, Geliebte! es heißt: „Wenn auch wir, oder ein Engel vom Himmel euch ein anderes Evangelium verkündigte, als wir verkündigt haben, der sei verflucht." (Gal. 1, 8.) Nein! wir müssen das Evangelium verkünden, wie es ist, sonst sind wir verdammt. Predigen wir es aber, wie es ist, und man thut es doch nicht, so haben doch wenigstens wir unsere Seele gerettet, wenn gleich die Andern darüber verdammt werden. Ausdrücklich sagt dieß Gott bei dem Propheten Ezechiel, wenn es dort heißt: „Wenn der Wächter das Schwert kommen sieht und nicht bläst mit der Trompete, und das Volk nicht auf sich Acht hat, und das Schwert kommt, und rafft eine Seele daraus hinweg: so wird diese zwar weggerafft in ihrer Missethat, aber ihr Blut werde ich fordern von des Wächters Hand. Und nun, Menschensohn, dich habe ich zum Wächter gesetzt über das Haus Israel: darum, wenn du ein Wort aus meinem Munde hörst, verkünd' es ihnen in meinem Namen. Wenn ich zu dem Gottlosen sage: Gottloser, du wirst des Todes sterben! und du sagst ihm das nicht, daß der Gottlose verlasse seinen Weg; so wird wohl der Gottlose selbst in seiner Missethat sterben, aber sein Blut will ich von deiner Hand fordern. Hast du aber dem Gottlosen verkündet, daß er sich bekehre von seinen Wegen und er bekehrt sich nicht von seinem Wege; so wird wohl er selbst sterben in seiner Missethat, du aber hast gerettet deine Seele." (Ezech. 38, 6—9.)

Also, wir Prediger, wir Geistliche thun nur unsere Schuldigkeit, wenn wir das Evangelium predigen, sonst gehen wir mit euch zu Grunde. —

O so möchte denn von heute an, Geliebte! der Same

des göttlichen Wortes auf kein unfruchtbares Erdreich mehr fallen! An euch iſt es, das Erdreich gut herzurichten, das Übrige thut die Gnade Gottes. Möchten insbeſondere Jene, die bisher der Predigt nur aus Gewohnheit beigewohnt haben voller Schläfrigkeit, voll Zerſtreuung und Unaufmerkſamkeit, in Zukunft aufmerkſamer und gelehriger ſein! Möchten dann auch Jene, die zwar ſonſt gerne Predigten hören, aber nur ſich ſelber nicht getroffen wiſſen wollen, in Zukunft bußfertiger und demüthiger in die Predigt kommen, und endlich mögen Jene, die zwar guten Willen haben, das gehörte Wort auch erfüllen wollten, aber wieder den Muth fallen ließen, in Zukunft früh Hand an's Werk legen! Dann, Geliebte! iſt gut predigen, dann iſt es eine Freude, auf der Kanzel zu ſtehen! Aber wenn ich ſehen muß, wie ich den Samen des göttlichen Wortes immer wieder umſonſt ausſtreue, wie die Predigt zu einem Ohre hinein und zum andern hinausgeht, wie alles Samenkorn daneben oder auf Stein und Dornen fällt, wie gleich nach der Predigt wieder das Gegentheil von dem geſchieht, was gepredigt worden iſt, wenn der Dieb nach der Predigt wieder ſtiehlt, und die Unzüchtigen wieder Unzucht treiben, und auch die übrigen Laſter nicht aufhören: da möchte freilich dem Prieſter das Predigtamt verleidet werden! Ich kann daher nichts anders thun, als ausrufen: Herr! bereite du die Herzen zu einem guten Erdreiche, auf daß dein Wort nicht vergebens ausgeſtreut werde, ſondern Früchte bringe für Zeit und Ewigkeit. Amen.

Predigt

auf

den Sonntag Quinquagesimä.

Text: „Sehet, wir gehen hinauf nach Jerusalem, und dort wird Alles in Erfüllung gehen.“ Luk. 18, 31.

Geliebte Pfarrkinder!

Der Heiland der Welt tritt heute seinen Leidensweg an und nimmt seine Jünger dazu mit sich. Sehet, sprach er, wir gehen hinauf nach Jerusalem, und wird dort Alles in Erfüllung gehen, was durch die Propheten von des Menschen Sohn geschrieben ist; denn sie werden ihn den Heiden übergeben und dann wird er verspottet, gegeiselt und verspieen werden, und nachdem sie ihn werden gegeiselt haben, werden sie ihn tödten und am dritten Tage wird er wieder auferstehen. Merkwürdig ist hier, daß Jesus nicht sagt: Sehet, ich gehe hinauf nach Jerusalem, sondern daß er sagt: Wir gehen hinauf nach Jerusalem. Er meinte da sich und die Apostel; denn bevor Jesus das sagte, heißt es: Jesus aber nahm die Zwölfe zu sich und sprach zu ihnen. Der Herr wollte also, daß auch seine Apostel mit ihm den Leidensweg gingen, daß auch sie Zeugen und Theilnehmer seines Leidens wären und ihn auf seinem schweren Gange begleiteten. Deß-

wegen waren ſie ja ſeine Auserleſenen, ſeine Vertrauten, ſeine Apoſtel. Was würde aber der Herr wohl gedacht und geſagt haben, wenn ſeine Apoſtel, ſtatt mit ihm nach Jeruſalem zu gehen, geantwortet hätten: Es iſt ſchon recht, wir wollen ſchon mit dir hinaufgehen nach Jeruſalem, aber nicht gleich; denn zum Leiden und Trauern kommen wir immer noch früh genug; zuvor möchten wir uns drei Tage noch luſtig machen, uns genug eſſen, trinken, ſpielen, tanzen, lärmen, ſchreien, toben und Thorheiten ausüben? Heute iſt noch ein Maskenball, dem wir beiwohnen, und morgen iſt eine Narrhalla, bei deren Narrheiten wir uns ergötzen möchten? Geliebte! was für einen Begriff müßten wir da von den Jüngern und Apoſteln bekommen? Und was würde Jeſus wohl zu ihnen geſagt haben? Hat er den erſten Apoſtel, den Petrus, einen Satan geſcholten, weil er ihn von ſeinem Leidenswege zurückhalten wollte, was würde er erſt auf ſolche Äußerungen erwidert haben?

Indeß, Geliebte, was wir den Apoſteln ſo ſehr verübeln würden, das thun heutzutage Millionen Menſchen, die ſich Bekenner, Anhänger Jeſu, Chriſten nennen. Die Kirche ruft heute: Sehet, wir gehen hinauf nach Jeruſalem, aber die Welt ſagt: Nein, wir gehen nicht hinauf, wir kommen noch immer früh genug dahin, geh nur du einſtweilen hinauf, wir kommen ſchon noch nach, wir müſſen drei Tage noch freſſen und ſaufen, tanzen und lärmen, Masken ſehen, Masken gehen und dann am Aſchermittwoch kommen wir ſchon nach.

Sagt mir, Geliebte, was gefällt euch denn beſſer, das Betragen der Welt, oder das Benehmen der Kirche? Nicht wahr, das Benehmen der Kirche? Das Betragen der Welt aber iſt es nicht abſcheulich? Doch, wir wollen uns überzeugen und darum wollen wir heute

die Thorheit der Welt im I. Theile, und
die Weisheit der Kirche im II. Theile

näher betrachten.

Ich beginne ꝛc.

Erſter Theil.

Was iſt das für ein Jammer und Lärm bei Vielen, wenn um milde Beiträge für die auswärtigen Miſſionen geſammelt wird? Was iſt das für ein Geſchrei, wenn manchmal ein Franziskaner kommt und um eine Hand voll Getreide bettelt? Oder wenn es gilt, zu einer Kirche beizuſteuern, zu einem guten Zwecke etwas herzugeben, da heißt es gleich: „Man kann nicht Geld genug haben, alle Tage kommt eine andere Bettlerei. Sind ohnehin ſo harte Zeiten, daß man ſich kaum fortbringen kann. Wir haben ſelber Nichts, können alſo auch Nichts geben.“ Aber ſieh da, kaum kommt der Faſching, da hat Alles Geld im Überfluß, da kann man von Noth und Elend, worüber ſonſt ſo viel gejammert wird, nichts entdecken. Ja, das Hemd vom Leibe wird verſetzt, der letzte Polſter wird in's Pfandhaus getragen, nur um im Faſching nobel thun zu können, nur um ein Maskenkleid anziehen, nur ein paar Stunden recht praſſen und ſchwelgen zu können. Sagt mir, wie nennt man denn ein ſolches Betragen? Wenn es ſonſt gar nichts wäre, wenn es keine Verſündigung wäre gegen Gott, den man auf die Seite ſetzt, um der Welt dienen zu können, wenn es kein Verbrechen wäre gegen den armen Nothleidenden, dem man das Almoſen entzieht, wenn es kein Verrath wäre an ſich ſelbſt und der eigenen Familie, der man ſogar das Nothwendigſte entzieht und ſie für die Zukunft dem bitterſten Mangel überliefert, ſo wäre es doch ſicher eine ungeheure Thorheit, da man für ein flüchtiges Vergnügen den Schweiß vieler Wochen und Monate vergeudet, die ſauer erworbenen Sparpfennige in ein paar Stunden durchbringt. Ein ſolches Faſchingsvergnügen iſt eben ſo flüchtig, wie der Schatten, unter dem der Wanderer ſich niederlegt, um zu ſchlummern. Sind ein paar Stunden vorüber, ſo iſt der Schatten weg, und ſtatt Kühlung hat er die glühende Sonne auf ſeinem Kopfe.

Ein mäßiges Vergnügen ist Niemandem verboten; Niemandem ist verboten, zu essen, zu trinken oder sonst eine anständige Unterhaltung zu genießen; aber Lustbarkeiten, wie sie in diesen Tagen genossen werden, gehören gar häufig nimmer zu den erlaubten. Alle Narrheit, aller Unsinn glaubt in diesen Tagen privilegirt zu sein, jedes Laster, jede Frechheit, jede Zotenhaftigkeit und Wildheit tritt an's Licht hervor; kurz Dinge, deren sich jeder noch ein wenig züchtige Mensch sonst schämen würde, glaubt er in diesen Tagen ungescheut verüben zu dürfen. Daher ist es auch größtentheils nur die Hefe des Volkes, die ihre Narrheiten und Thorheiten treibt, der Gebildete würdigt sich nicht zu solchen Dingen herab, er belächelt höchstens die Thorheiten des gemeinen Volkes. Ja, dieses Volk ist es, das sich an diesen Tagen ganz und gar vergißt und das unterm Jahre sich um keinen Preis zu solchen Possen hergeben würde. Wie, sagt selbst der gemeine Mann zu einer andern Zeit, meinst du, ich soll dir einen Narren abgeben? und höchlich findet er sich beleidigt, wenn Jemand mit ihm seinen Scherz oder gar Spott treiben will! Aber sieh da, in der Fastnacht vergißt er sich ganz und läßt sich nicht nur zum Narren machen, sondern macht sich selber dazu. Ist das nicht Thorheit? — Ja, es ist Thorheit, je im Jahre hindurch einen Narren zu spielen oder sonst Thorheiten und Tollheiten zu begehen; aber diese Thorheit wird zur wahren Verrücktheit, wenn man bedenkt, welche Zeit sich die Welt ausgesucht hat, um ihren Thorheiten freien Lauf zu lassen. Die Zeit, wo der Herr in fürchterlichem Ernste nach Jerusalem hinaufgeht, um sein Leiden anzufangen, um sich für die Sünden und Thorheiten der Welt zu opfern, gerade diese Zeit ist es, wo die Welt ihre Thorheiten losläßt. Was müssen sich die Juden denken beim Anblicke solch eines Christenvolkes? Wie hat es ihnen der Prophet Isaias vorgeworfen, als sie bei ähnlicher Gelegenheit wie die Christen der Lustbarkeit sich hingaben? „Gott, der Herr der Heerschaaren, ruft euch an jenem Tage zum Weinen

und Wehklagen, zum Kahlſcheeren und Umgürten des Sackes; aber ſieh da, Freude und Luſt! man tödtet Kälber und ſchlachtet Widder, man ißt Fleiſch und trinkt Wein und ſpricht: Laſſet uns eſſen und trinken; denn morgen müſſen wir doch ſterben." So ruft auch uns die Kirche an dieſen Tagen zur Buße; aber die Welt achtet es nicht; ſie gibt ſich der ausgelaſſenſten Luſtbarkeit hin. Iſt das eine Zeit, um alſo zu toben und zu raſen, wie die Welt jetzt tobt? Nochmal ſei es geſagt, Eſſen und Trinken und Freude im Herrn iſt nicht verboten, bevor der Übertritt in die Faſtenzeit Statt findet; aber jene maßloſe Entſchädigung, die ſich die taumelnde Welt für die kommende Faſtenzeit ſucht, iſt keines Chriſten mehr würdig, ſie trägt den unverkennbaren Stempel der Sünde, des gemeinſten Knechtſinnes und der vollendetſten Thorheit an ſich.

Daher denn auch, wenn der Taumel vorüber iſt, ſogleich die Furien ſich einſtellen und die Gewiſſensbiſſe ihre folternden Qualen beginnen. Der dumme Fiſch meint, was er wohl hat, wenn er den Köder verſchlungen hat, unter dem eine Angel verborgen ſteckt. Allein wie der Fiſcher anzieht, fühlt er, daß die Angel ſein Eingeweide zerreiße, und es iſt nicht bloß alle Freude weg, ſondern er muß auch noch ſterben. So geht es Allen, ſagt der heilige Auguſtin, die da meinen, ſie haben etwas von den Gelüſten der Welt. Sie haben nur einen Köder ſammt der Angel, fahren dann eine Zeit lang damit herum, auf einmal fühlen ſie die Angel, die ſie gierig mit dem Köder hinuntergeſchlungen haben. Nicht umſonſt ſagt daher die heilige Schrift: „Wie Fiſche mit der Angel gefangen werden, ſo werden die Menſchen zur Zeit des Unglücks gefangen." (Pred. 9, 12.) Dieſe ſchlimme Zeit, dieſe Zeit des Unglücks iſt ſie nicht hauptſächlich jetzt, wo die Menſchen wie Fiſche im Waſſer an der Sonne der Faſchingsluſtbarkeiten ſpielen, leichtſinnig herumſpringen, und gierig nach dem Köder der Genüſſe

ſchnappen, die jetzt überall zu haben ſind? Und was dann? Was haben ſie davon, wenn die Tage des Leichtſinnes und der Ungebundenheit vorüber ſind? Nichts als Gewiſſensbiſſe, den nagenden Wurm. Sie müſſen dann mit David ausrufen: „Es iſt nichts Geſundes an meinem Fleiſche vor dem Angeſichte deines Zornes, kein Friede iſt in meinen Gebeinen vor dem Angeſichte meiner Sünden; denn meine Miſſethaten haben mein Haupt überſtiegen, und gleich einer ſchweren Bürde laſten ſie auf mir.“ (Pſ. 37, 2—5.)

Allein das Maaß der Thorheit bekommt ſeine völlige Vollendung erſt noch dadurch, daß dieſe Chriſten, die da in dieſen Tagen nur der Welt und ihren Lüſten dienen, dennoch ein gutes Ende nehmen und zuletzt doch auch wieder bei Jeſus ſein möchten. Allein das geht nicht, man kann nicht zwei Herrn dienen. „Weh euch,“ ruft Iſaias, „die ihr früh aufſteht, euch dem Rauſche zu ergeben, und ſpät bis in den Abend trinket, daß ihr vom Weine glühet; Harfen, Leiern, Pauken, Flöten und Wein ſind bei euren Gelagen, aber auf des Herrn Werk ſchauet ihr nicht und betrachtet die Werke ſeiner Hände nicht. Darum wird die Hölle ihren Schlund aufſperren und ihren Rachen aufthun ohne Maaß, daß hinabfahren ſeine Helden, und ſein Pöbel, ſeine Hohen und ſeine Herrlichen.“ (Iſ. 5, 11—15.) Kann nicht das Gleiche den Faſchingswüſtlingen zugerufen werden? Oder kümmern die ſich um die Werke des Herrn? Kümmern die ſich, daß heute der Heiland ſeinen Leidensweg antritt? Nicht im mindeſten. Aber dennoch möchten ſie einſt mit Chriſtus im Himmel ewig regieren! Wie ſoll das möglich ſein! Ein weiſer Mann ging einſt auf den Markt, wo Eſel feilgeboten wurden und that, als wollte er ſich einen Eſel kaufen. Man führte ihm eine ganze Menge vor; allein keiner war ihm recht. Man fragte ihn, warum? Weil ihr keinen habt, wie ich ihn gern hätte, war die Antwort. Nun,

meinten ſie, wie ſoll er dann ſein, wenn er dir recht ſein ſoll? Ich, ſagte er, möchte einen Eſel mit einem Pfauenſchweif, aber einen ſolchen habt ihr nicht. Da wollten ſich denn Alle ausſchütten vor Lachen und ſagten: Narr du, wer kann dir einen ſolchen Eſel geben, höchſtens kann dir ein Maler einen ſolchen malen. Da entgegnete der weiſe Mann ſehr ernſt: Ihr lacht mich aus und meint, ich ſei nicht geſcheidt, aber ihr ſeid Thoren, weil ihr ein Leben führet wie Roß und Eſel, ein garſtiges, wüſtes, unzüchtiges Leben, zuletzt aber möchtet ihr doch ſchön und ſelig ſterben, was aber ſo wenig möglich iſt, als es einen Eſel mit einem Pfauenſchweif gibt.

Alſo Thorheit überall, von welcher Seite wir nur die Faſtnachtsluſtbarkeiten betrachten! Werden auch wir Thoren ſein wollen? — Ja, Geliebte, wir wollen auch Thoren ſein, aber nicht im Sinne der Welt, ſondern in dem Sinne, in welchem der Apoſtel ſagt: „Wir ſind Thoren um Chriſti willen.“ (I. Kor. 4, 10.) Solche Thoren ja wollen wir ſein; wir wollen es daher nicht mit der Welt halten in dieſen Tagen, ſondern mit der Kirche, deren Weisheit uns erſichtlich werden ſoll im

zweiten Theile.

So kommt denn, Geliebte! laßt uns fliehen aus dem Narrenhauſe der Welt in die Einſamkeit der katholiſchen Kirche. Erhebet eure Augen! Sehet dort im Tabernakel des Altares, von brennenden Kerzen umſtrahlet, iſt das Allerheiligſte zur Anbetung des Volkes ausgeſetzt! Sehet, dort thronet in goldner Monſtranze der Herr des Himmels und der Erde, Jeſus Chriſtus, dort ſehet ihr den allerheiligſten Leib eures Erlöſers, dort iſt jenes Golgatha und jener Kalvarienberg, auf welchem der Heiland, ſeinem himmliſchen Vater ein angenehmes, wohlgefälliges Opfer, ſteht; vierzig Stunden lange ſtehen die Pforten der Kirche geöffnet und die Gläubigen wallen aus und ein mit andächtigen Mienen, alle

Stunden ſich abwechſelnd und ſtatt des Gejauchzes und Geſchreies und unbändigen Jubels auf Straſſen und Tanzböden vernehmet ihr hier nur das laute, andachtdurchdrungene Gebet des gläubigen Volkes, den ernſten mächtigen Ton der Orgel und der Glocke, die euch zum Beten ladet. Wie freundlich, wie heimlich, wie einſam, ſtill und wohlthätig für Seele und Leib iſt es hier, und wie feierlich und rührend, da ein Theil der Gemeinde vierzig Stunden lang auf den Knieen liegt, um für das vierzigſtündige Sündigen des andern Theils zu beten!

Auf welcher Seite iſt da wohl Weisheit und Verſtand, wenn nicht auf Seite der Kirche? Schon darin, daß die Kirche in dieſen Tagen der Ausgelaſſenheit eine ſolche ausnehmende Gebetfeier veranſtaltet, ſchon darin liegt Weisheit; dadurch gibt ſie zu erkennen, daß ſie das Evangelium verſtehe, daß ſie den Hingang des Herrn zu würdigen wiſſe, und daß ſie ſich durchaus nicht kümmere, was die Welt deßwegen von ihr halte und ſage. Die Kirche predigt jetzt ſchon das Kreuz, weist jetzt ſchon darauf hin und wenn die Welt das als Thorheit verſchreit, ſo tröſtet ſie ſich mit den Worten des Apoſtels, der da ſagt: „Das Wort vom Kreuze iſt zwar Thorheit denen, die verloren gehen, uns aber, die wir ſelig werden, iſt es Kraft Gottes.“ (I. Kor. 1, 18.)

Übrigens, Geliebte, iſt es auch der Mühe werth, zu wiſſen, warum die Kirche an dieſen drei Tagen ſolch außerordentliche Andachten veranſtaltet, warum gerade jetzt ſo viel und ſo feierlich und ſo eifrig gebetet wird, warum gerade in dieſen Tagen ſo viel gepredigt und zum Empfang der heiligen Sakramente ſo dringend eingeladen wird. Auch das zeigt von der Weisheit der Kirche, die wie ein kluger Arzt gegen die Krankheit das gehörige Mittel verordnet. Hat ja der weiſe Schöpfer ſchon die Kräuter gegen die Krankheiten von Anbeginn erſchaffen, ſchuf ja er in ſeiner Weisheit auch das Ichneumon, damit es die Eier des Krokodills ausſaufe,

schuf ja er überall das Gegengift gegen das Gift; und so hat auch die Kirche, seine Tochter, Theil an seiner Weisheit, so sucht auch sie überall den Einfluß des Bösen unschädlich zu machen und darum hat sie auch in diesen Tagen, wo der Teufel die größte Ernte hat, ein Gegenmittel gegen seine Lockungen erfunden. Als dort in der Wüste die Israeliten von giftigen Schlangen gebissen wurden, und zu Tausenden dahinstarben, da richtete Moses auf Gottes Befehl eine eherne Schlange auf und Alle, die hinsahen, wurden geheilt. So läßt auch jetzt die Kirche das heilige Sakrament, den gekreuzigten Heiland, der durch jene eherne Schlange vorgebildet wurde, zur Anbetung ausstellen, damit in diesen Tagen der Gefahr, wo die giftige Höllenschlange so vielen Ferse nachstellt, sich die Christen beim Anblicke und durch die Anbetung des gekreuzigten Heilandes vor ihrem Giftbisse sicher stellen können. Ein frommer Jesuit war es, der im Jahre 1556 den ersten Anlaß zu den jetzigen kirchlichen Feierlichkeiten in der Faschingszeit gegeben hat. Es kamen nämlich zu dieser Zeit Schauspieler nach Loretto, um daselbst ein ärgerliches Schauspiel aufzuführen. Der fromme Mann suchte die Aufführung des Stückes zu verhindern; allein es gelang ihm nicht. Um also dem Volke ein anderes, Geist und Herz erhebendes Schauspiel zu geben, ließ er mit Erlaubniß und Gutheißung des Bischofs die Kirche seines Kollegiums auf das prachtvollste zieren, den Hochaltar mit vielen hundert brennenden Kerzen beleuchten, das Hochwürdigste Gut vierzig Stunden lang aussetzen, heilige Lieder singen, geistliche Lesungen halten, jeden Tag zwei- bis dreimal predigen und das Volk zur heiligen Beicht und Kommunion und zur Anbetung Jesu Christi einladen. Und sehet, dieses heilige Schauspiel gefiel den Leuten mehr, als jenes der Komödianten; fast die ganze Stadt eilte der Kirche zu und die Frucht und der Nutzen war allgemein. Von Loretto aus verbreitete sich diese Andacht durch die ganze katholische Kirche und wurde durch die Päbste, besonders durch Pabst Paulus V., durch verliehene

Abläſſe beſtätigt und geheiligt. Und ſo hat die Kirche in ihrer Weisheit dieſe Feſtlichkeiten ſich eigen gemacht und ſie für die ganze Kirche verordnet, um ſo der Schlechtigkeit der Welt in dieſen Tagen einen Damm entgegenzuſetzen, um eine Arche zu bauen, in der ſich retten kann, was ſich anders retten will. Ehre aber auch dem frommen Jeſuiten, dem weiſen und eifrigen Sohne der Kirche, der ein ſolches bewährtes Gegenmittel gegen die Verführung der Welt in dieſen Tagen erfunden hat. So oft die kirchlichen Feierlichkeiten in dieſen Tagen an meinem Blicke vorübergehen, denke ich an die Welt und ihren Gegenſatz, die Kirche, ſo wie an den frommen Jeſuiten Olivier und ſeinen weiſen, verdienſtvollen Eifer für das Gute. Wahrlich, da findet Anwendung, was der weiſe Salomon ſagt: „Auch ich habe dieſe Weisheit geſehen unter der Sonne und ſie däuchte mir ſehr groß. Es war eine kleine Stadt, worin wenig Menſchen waren. Wider dieſe kam ein großer König und warf einen Wall um ſie auf und baute Bollwerke ringsum und die Belagerung ward vollzogen. Da fand ſich darin ein armer aber weiſer Mann, der rettete die Stadt durch ſeine Weisheit, aber Niemand gedachte hernach dieſes armen Menſchen. Und ich ſprach: Weisheit iſt beſſer, als Stärke, wie könnte man alſo die Weisheit des Armen verachten und ſeine Worte nicht hören? Die Worte des Weiſen in der Stille ſind vernehmlicher, als das Geſchrei eines Fürſten unter Thoren. Weisheit iſt beſſer als Kriegswaffen.“ (Pred. 7, 13—18.)

Iſt nicht dieſe Stadt, von der da die Rede iſt, die Kirche? Und iſt nicht der große König, der ſie belagert, der Fürſt dieſer Welt, der in unaufhörlichem Kriege gegen die Stadt Gottes liegt? Sind nicht beſonders dieſe Tage die Tage der engſten Belagerung, des heißeſten Kampfes? Sucht da die Welt nicht alle Chriſten der Kirche zu entreißen,

ſie zu feigen Überläufern zu machen? Aber ſieh da, wie der Schirmherr der Kirche zu allen Zeiten Männer erweckte, die den bedrohten Glauben und die geſunkene Zucht wieder retteten, ſo hat er auch gegen die Thorheiten des Faſchinglebens einen weiſen Mann erweckt, der die Stadt muthig vertheidigt und durch die Waffen des Gebetes, durch das Schwert des göttlichen Wortes und den Schild der heiligen Sakramente die Angriffe des Feindes unſchädlich macht. Mag die Welt auch dieſes Mannes nicht gedenken, in der Kirche lebt ſein Andenken ewig fort. —

So ſammeln wir uns denn, Geliebte, um die Fahne der Weisheit! Halten wir es mit der Kirche und ihren weiſen Anordnungen, wie immer ſo auch in dieſen Tagen. Die Welt wird uns das zwar nicht verzeihen können; allein, was kümmert uns die Welt? Sie meint es mit uns nicht gut und kann uns nichts helfen, wenn wir Hilfe brauchen. Oder ſagt mir, wenn's einmal zum Sterben kommt, wer wird euch helfen und helfen können, die Komödianten, die Faſchingnarren, die Larventräger oder Gott und ſeine Kirche? Wahrlich, da läßt ſich ſicherlich Niemand von der ganzen ſaubern Sippſchaft vor euch ſehen! So wiſſet ihr, wie ihr mit ihnen daran ſeid! — So liebet denn nicht die Welt, noch das, was in der Welt iſt; denn Alles, was in der Welt iſt, iſt Augenluſt, Fleiſchesluſt und Hoffart des Lebens, und die Welt und ihre Luſt vergeht. — Genießt ihr Freude, ſo genießt ſie in Ehren und wenn die Thoren der Welt am Aſchermittwoch mit wüſtem Kopf und wundem Herzen auf die letzten drei Tage zurückſchauen, werdet ihr froh und freudig nicht bloß rückwärts, ſondern auch vorwärts blicken können auf die heilige Faſtenzeit. Amen.

Predigt

auf

den erſten Sonntag in der Faſten.

Text: „Das Gebet mit Faſten und Almoſen iſt beſſer, als Schätze von Gold aufhäufen.“ Tob. 12, 8.

Geliebte Pfarrkinder!

„Verkündet ein Faſten, ruft zur Verſammlung, verſammelt die Greiſe, alle Bewohner des Landes in's Haus eures Gottes und rufet zu dem Herrn.“ So ſprach einſt der Prophet Joel zu den Kindern Iſraels und ſo rufen am heutigen Tage alle Prediger der ganzen katholiſchen Chriſtenheit dem Chriſtenvolke zu. Alles, Jung und Alt, verſammelt ſich heute im Hauſe des Herrn, und an Alle ergeht der Ruf zu faſten.

Ja, ja, denkt ſich da Mancher, ich weiß es gar wohl, daß ſie wieder herzugekommen iſt, die abgeſchmackte Faſtenzeit. Im Faſching, ja, da war's ein Leben, da hat ſich etwas gerührt; aber jetzt — von heut an hört man nichts anders mehr, als: faſtet, faſtet, faſtet! dann noch obendrein: Wachet und betet, nimm dein Kreuz auf dich und folge mir nach, haue deine Hand ab, haue deinen Fuß ab, und reiß dein Auge

aus, und wirf ſie weg, wenn dich dieſe Glieder ärgern; und wiederum heißt es: Brüder, ſeid nüchtern und wachet; denn der Teufel, euer Widerſacher, geht herum, wie ein brüllender Löwe, und ſucht, wen er verſchlingen könne. Und ſo geht's die ganze Faſtenzeit fort. Eine andere Rede hört man da nimmer! Da dürfen alſo die Bäcker und Metzger gleich ihre Läden zuſchließen und Feierabend machen, und Alles ſich der Traurigkeit und Kopfhängerei ergeben! — So mag Mancher denken, der kein Freund vom Faſten iſt und den innigſten Wunſch hat, daß nur dieſe trübſeligen ſechs Wochen bald vorbei ſein möchten. — Was ſagen denn wir darauf, Geliebte! hat der nicht Recht? Was ſoll man ſich denn lange kaſteien? Was ſoll man ſein Fleiſch kreuzigen? Alſo fort mit der traurigen Faſten! Wir wollen es dießmal anders machen, und was die Hauptſache iſt, wir werden dabei dennoch in den Himmel kommen. Wir wollen einmal in dieſer Faſtenzeit eſſen und trinken nach Herzensluſt, wir wollen unſerer Zunge freien Lauf laſſen und uns ſogar nicht ſchämen, mitunter grobe Reden zu führen, wir wollen ganze Nächte durchmachen und verſchwenden, ſo viel wir können, wir wollen prachtvolle Kleider anziehen, ſtatt in einen Bußſack uns zu ſtecken, wir wollen dann ferner unſerm Zorn freien Lauf laſſen und auch ſonſt noch treiben, was uns gefällt und die Leute ärgert. —

Nun denkt da Einer: das läßt ſich einmal hören, mit dem läßt ſich's halten, ſolche Faſten will ich ſchon mitmachen! — Ein Anderer denkt ſich: Wo ſoll das hinaus? Soll das ein Faſten ſein? Iſt unſer Prediger nicht recht bei Sinnen?

Mag Einer ſagen, was er will, ich bleibe bei dem ſtehen, was ich oben geſagt habe:

Wir wollen einmal ſelber nicht faſten, I. Theil;
und auch Andere nicht faſten laſſen, II. Theil.

Ich beginne ꝛc.

Erſter Theil.

Alſo wir wollen nicht faſten, ſondern fröhlich ſein! Wo es fröhlich und luſtig hergeht, da wird viel geplaudert, die Zunge darf da nicht ſtillſtehen, oft werden bei ſolchen Gelegenheiten nicht ſelten zweideutige und grobe Reden geführt. Die Buß- und Faſtenprediger ſagen nun: Faſtet mit der Zunge, plaudert nicht ſo viel und ſo verſchiedenerlei, beſonders redet nichts Unrechtes! Ich aber ſage euch heute: Sparet die Zunge nicht! Ja, recht viel plaudert mit der Zunge, und kümmert euch und ſchämet euch nicht, wenn ihr auch ungeſchliffene und grobe Reden führet. Aber wiſſet ihr, wo ihr reden, recht viel reden und ſogar grobe Reden führen ſollt? Etwa zu Hauſe? etwa im Wirthshauſe? nein, im — Beichtſtuhle. Es kommt jetzt die öſterliche Zeit und da heißt es beichten und zwar Alles beichten und recht beichten. Es mag eine Sünde noch ſo grob und ſo abſcheulich ſein, ſo heißt es: nur heraus damit, heraus aus der Seele auf die Zunge, und von der Zunge in das Ohr des Beichtvaters! Ja, mein Chriſt, da rede, da gebrauche deine Zunge, und wenn du noch ſo grobe Sachen ſagen mußt: ſchäme dich nicht und ſage ſie. Da im Beichtſtuhle darfſt du nicht faſten mit deiner Zunge, o nein, erzähle nur recht deine Sünden, rede gerne davon! Es gibt Leute, die zu Hauſe und überall, wo ſie ſind, fortwährend plaudern, denen das Maul gar nie ſtille ſteht; es gibt auch nicht wenig Solche, die recht gerne grobe Reden im Wirthshauſe oder zu Hauſe führen; aber wie ſie in den Beichtſtuhl kommen, da fangen ſie auf einmal mit ihrer Zunge zu faſten an, ſie wiſſen kaum, was ſie ſagen ſollten; mit ein paar Worten iſt ihre ganze Beicht zu Ende. Dieſe machen es gerade verkehrt; mach' du es nicht ſo, mein lieber Chriſt; wenn du auch ſonſt überall faſteſt mit deiner Zunge, faſte nur im Beichtſtuhle nicht damit! Da rede und ſchäme dich auch nicht, ſogar mit groben Reden zu kommen.

Wenn es ferner bei einer Geſellſchaft luſtig hergeht, da

wird auch gegessen und getrunken, und zwar etwas Gutes. Und so wollen wir, weil wir denn einmal das Fasten verschworen haben, auch jetzt in dieser Fastenzeit essen und trinken nach Herzenslust und noch obendrein die köstlichste Speise auf Erden, die zudem uns keinen Heller kostet. Wir dürfen sie auch am Freitag und an den Quatembertagen essen diese kostbare Speise und uns recht erlustigen damit, und je heißer die Begierde ist, mit der wir sie genießen, desto besser. Und diese Speise — rathe, was es für eine ist! Neige dein Haupt und beuge ehrfurchtsvoll deine Kniee! Diese Speise ist das Fleisch und Blut deines Herrn und Heilandes. Sieh, das ist die köstlichste Speise; denn es ist Gott selber, der eingeborne Sohn Gottes. Diese Speise dürfen wir auch in der heiligen Fastenzeit und an allen Freitagen essen, ja in der Fastenzeit sollen wir sie öfters genießen, als sonst im Jahre hindurch, und in der österlichen Zeit ist es sogar Vorschrift, sie wenigstens einmal zu genießen. Kräftige und nahrhafte Speise ist sonst verboten in der Fastenzeit; aber die heilige Kommunion, diese kräftigste aller Speisen, die den Tod sogar überwindet, dürfen wir alle Tage essen. So lade ich euch denn Alle ein zum Freudenmahle in dieser heiligen Fastenzeit; kommet Alle, esset und trinket euch satt und verkostet es, wie süß der Herr ist. Ja, du darfst sogar betrunken werden bei diesem göttlichen Mahle, du darfst überströmen von Seligkeit und heiliger Freude nach dem Worte des Psalmisten: „Du hast einen Tisch vor meinem Angesichte bereitet wider die, so mich quälen ... und mein berauschender Becher, wie herrlich ist er!“ (Ps. 22.) und wiederum: „Sie werden trunken werden vom Überflusse deines Hauses und mit dem Strome deiner Wonne wirst du sie tränken.“ (Ps. 35.) Ja, von diesem berauschenden Becher des Herrn haben die Heiligen Gottes gar oft getrunken bis zur vollen Bewußtlosigkeit. Sie waren nicht mehr auf dieser Welt, außer mit dem Körper; ihr Geist war verzückt, war weggeschwunden in den dritten

Himmel und ſchwamm in einem Meer von Wonne und Seligkeit. Ja, ſelbſt der ſterblichen Hülle theilte ſich dieſe Seligkeit mit, ihr Leib ſchwebte oftmals hoch über der Erde und ihr Angeſicht ſtrahlte. Sieh da, mein Chriſt, ſo ſind die Heiligen trunken worden bei der himmliſchen Mahlzeit und auch du ſollſt ſatt werden am Tiſche des Herrn, ſollſt trunken werden in heiliger Freude, daß dein Herr und Gott bei dir einkehrt; ſieh, dieſe Sättigung, dieſer Freudenrauſch aus dem Kelche des Herrn iſt dir immer erlaubt, ſogar in der heiligen Faſtenzeit.

Und wenn dir der Tag zu kurz wird, dich zu freuen und zu erluſtigen, ſo ſpanne auch noch die Nacht daran; ganze Nächte darfſt du verſchwelgen in — heiliger Betrachtung und im Gebete. Das haben die Heiligen Gottes gethan, ſie haben ſich nur wenig Stunden Schlaf gegönnt, und den größten Theil der Nacht dem Gebete und der Betrachtung der himmliſchen Dinge gewidmet. Das Wachen haben die Frommen und Heiligen von jeher meiſterlich verſtanden. Ganze Nächte haben ſie durchgewacht. So ſollſt auch du, mein Chriſt, beſonders jetzt in dieſer heiligen Faſtenzeit der Betrachtung des bittern Leidens Jeſu, ich will nicht ſagen, eine ganze Nacht, ſondern nur etwas davon widmen. Du haſt gewiß eine Lebens- oder Leidensgeſchichte Jeſu, ſollteſt wenigſtens etwas Ähnliches haben, oder die Kreuzwegandacht, oder jedenfalls einen Roſenkranz mit den ſchmerzhaften Geheimniſſen. Das Leiden Chriſti, ja, betrachte manchmal! verſetze dich nach Jeruſalem, vernimm die Lehre Jeſu wie Nikodemus, der ſich auch des Nachts zu Jeſu ſchlich, während die andern Schriftgelehrten und Phariſäer die Nächte in üppigen Gelagen verpraßten. Sieh an deinen leidenden Heiland, bete an ſeine unermeßliche Liebe beim letzten Abendmahle; ſieh an ſeinen Angſtſchweiß, ſeine Wunden, die er bei der Geißlung bekommen, betrachte ſein blutüberronnenes, zerſtochenes Haupt, ſeine ſchmerzliche Kreuztragung und grauſame Kreuzigung, und wenn dir bei dieſen Betrachtungen der Schlaf kommt, o dann ſchäme dich beim Anblicke der Weltkinder,

denen nie ein Schlaf kommt bei ihren Bällen und Concerten und Vergnügungen, wenn es auch die ganze Nacht dauert, und bedauere und beweine deine Lauheit und Trägheit in göttlichen Dingen. Bedenke, daß das, was der blutſchwitzende Heiland einſt zu den drei Jüngern am Ölberge ſagte: Könnt ihr denn nicht eine Stunde mit mir wachen? auch dir geſagt iſt. So bemeiſtere alſo deinen Schlaf, verſenke dich in die Betrachtung des Leidens Chriſti, vergiß die Zeit und Stunden und Alles um dich herum, und wenn dich die Mitternacht über deiner Betrachtung, über dem Gebete überraſcht, ſo haſt du dir keinen Vorwurf zu machen — dieſes Wachen, dieſes Durchmachen der Nächte iſt keine Sünde, iſt vielmehr großes Verdienſt.

Alſo Eſſen und Trinken in Fülle, der Zunge freien Lauf laſſen, und ſogar grobe Reden führen, ganze Nächte durchmachen dürft ihr in der Faſtenzeit, meine Chriſten! Ja noch mehr, ich rufe euch auch zu: Seid ſtolz und ergebet euch der Hoffart und laßt auch dem Zorne alle Zügel ſchießen! Ja, ſeid ſtolz! Haltet Alles auf ein ſchönes, koſtbares Gewand! Ihr wiſſet ja, daß in unſern Tagen das Kleid den Mann macht, und daß man die Leute nach ihrem Gewande ſchätzt. Seht nur, wie an Sonn- und Feſttagen in der Stadt und auf dem Lande ſelbſt in der Kirche die Manns- und Weibsleute ſich aufgeputzt haben, wie ſie in öffentlichen Geſellſchaften erſcheinen, nicht bloß um Gott, ſondern auch um Andern zu gefallen. Wie flimmert's da Einem vor den Augen, wenn man das Ding nicht gewohnt iſt und nun auf einmal alle die Pracht und Herrlichkeit der Welt ſieht! Man lebt nur einmal, man muß alſo auch mit der Welt leben, und darum rathe ich Jedermann, für einen recht prachtvollen koſtbaren Anzug beſorgt zu ſein — aber für wen? Für den Leib? O nein, für die arme Seele. Wenn ihr ſo manchmal in die Stadt kommt, ſo merkt euch das: die meiſten Weltkinder, die ſo geſpreizt wie die Pfauen einhergehen und den Bruder Eſel des heiligen Franziskus mit mancherlei Koſtbarkeiten und Flitterwerk

behangen haben, die haben gewöhnlich ein recht ſchmutziges Kamiſol um ihre arme Seele angezogen; man ſollte meinen, dieſe Seele gehöre gar nicht zu dieſem Leibe oder wäre die niedrigſte Magd desſelben. Und doch iſt die Seele der Herr des Leibes und Alles kommt darauf an, daß die Seele gut gekleidet iſt und ein koſtbares Gewand anhat. Dieſes Gewand aber iſt die Gnade Gottes, dieſes Gewand iſt der heilige katholiſche Glaube, dieſes Gewand ſind die Werke der Liebe, die aus dem Glauben hervorſproſſen zur Hoffnung des ewigen Lebens. Alſo, euer ganzes Streben ſei auf dieſes koſtbare Gewand gerichtet, darin beſtehe euer Stolz! In dieſem eurem Stolze dürft ihr euch auch über die Welt und ihre ſündhaften Freuden erheben, ihr dürft ſie verachten und mit Füßen treten! Euer Streben muß viel höher hinauswollen, viel höher, als dieſe Welt reicht, hinauf zu den Freuden des Himmels.

Zu dieſer Hoffart müßt ihr dann auch noch den Zorn hinzufügen. Ja, recht ärgern, recht erzürnen müßt ihr euch über eure Thorheit, daß ihr ſo oft den lieben Gott hintangeſetzt und die Sünde ihm vorgezogen habt. In dieſem eurem Zorne müßt ihr euch ſelber ſtrafen, den eigenen Leib in Zucht nehmen und das Fleiſch mit ſeinen böſen Begierlichkeiten kreuzigen. Und wenn das verzogene Fleiſch das nicht leiden und ſich empören will, ſo achtet nur nicht auf ſein Seufzen, ſo wenig eine Mutter auf die Thränen ihres ungezogenen Kindes achten darf.

Alſo wir faſten nicht! Eſſen und trinken und zwar von dieſen koſtbarſten Speiſen; reden, ſo viel man weiß, ſogar grobe Reden, Übertretung der Polizeiſtunde, Hoffart und Zorn halten wir für erlaubt! — Aber noch nicht genug! Nicht bloß, daß wir ſelber nicht faſten, wir wollen auch Andere nicht faſten laſſen und hievon im

zweiten Theile.

Weil wir einmal ſelber in der heiligen Faſtenzeit nur freudig und fröhlich ſein wollen, ſo wollen wir auch keine traurige Umgebung leiden. Keine Thränen, keine Seufzer, keine traurigen Geſichter wollen wir um uns ſehen, ſondern allgemeine Heiterkeit. Wie ſoll ſich das wieder zuſammenreimen, mag da Einer denken; faſten und luſtig ſein, wie ſtimmt das zuſammen! O das reimt ſich recht ſchön, verſichere ich dich. Sieh' dort iſt ein armer Handwerksmann, er hat ſeinen Miethzins vom letzten Quartal nicht bezahlen können, ſein harter Miethherr hat ihn nun verklagt; nun haben ſie ihm ſein Handwerkszeug genommen, weil er ſonſt nichts Werthvolles hatte, jetzt kann er gar nichts verdienen und hat ſich doch immer redlich genährt; iſt gerade heuer auch ein ſo ſtrenger Winter und die Mutter krank geworden: da ſteht nun der arme Handwerksmann trübſinnig am Fenſter und ſchaut rathlos in's Blaue hinaus und große Tropfen fallen heimlich über ſeine Wangen herab. Dieſen Mann kennſt du nun, weißt, wie es ihm geht; gut, laß keinen Traurigen um dich ſein, mache dieſen Mann fröhlich und heiter! Geh hin, ſchleiche dich ganz leiſe in ſeine ärmliche Stube und lege ihm den Miethzins auf den Tiſch und dann geſchwind wieder fort! Da ſollſt du einmal ſehen, wie dem ſein Herz vor Freude klopfen, ja wie dieſer Freudenthränen weinen wird. — Dort in jener Hütte liegt eine kranke Mutter, ſie iſt erſt unlängſt Wittwe geworden und hat noch kleine unerzogene Kinder und kein Brod; es gehen den armen Kindern die Kleider vom Leibe und da ſchreit ſo ein armes Würmchen: Mutter, mich friert's, und dort eines: Mutter, mich hungert! und die Mutter ſieht's und kann nicht helfen; da möchte ihr das Herz im Leibe zerſpringen. Aber du kannſt helfen und deine reichen Freunde und Nachbarn! Redet euch zuſammen, kleidet die Kinder und ſchafft der Mutter Brod und Holz! O welche Freude wird in dieſer Familie werden! Wie werden ſie dir

danken und die Hände küſſen, wie werden ſie aufhüpfen an deiner Seite und wie wird die kranke Mutter mit freudeſtrahlendem, dankbarem Auge dich anblicken! Du weißt vielleicht noch gar manche andere verſchämte Hausarme, ich wollte dir hiemit nur einen Fingerzeig geben. Da hilf, tröſte, unterſtütze, erleichtere, trockne die Thränen, ſpeiſe die Hungrigen, kleide die Nackten, erwärme die Erſtarrten! Und was du allein nicht thun kannſt, das thue mit Andern! Mache Andere fröhlich und freue dich dann mit den Fröhlichen. Wenn du einige Muſter haben willſt, nach denen du die Sache einrichten kannſt, ſo nimm die Legende der Heiligen und ſchlage nach den 24ſten Jänner das Leben des heiligen Patriarchen Johannes des Almoſengebers; dann wieder den 4ten November das Leben des heiligen Karl von Borromäus, und abermals den 19ten November das Leben der heiligen Wittwe Eliſabeth, Landgräfin von Thüringen. Dort lies recht fleißig und du wirſt daſelbſt viel Erbauliches und Ermunterndes für dich finden. Sieh da, ſo kannſt du Freude bereiten um dich herum und es wird dann wahrhaftig eine freudenreiche Faſten! Ja, Verſchwender dürft ihr ſogar ſein, um überall Freude und Fröhlichkeit zu verbreiten. Die Verſchwendung iſt eine Sünde der Welt und zumal eine ſehr große Sünde, wenn man ſie jetzt in der Faſtenzeit treibt. Wenn jetzt die Wirthshäuſer wie vorher beſucht, wenn das Spiel wie vorher getrieben, wenn die Köpfe jetzt toll und voll werden wie vorher, wenn auch in der Faſtenzeit in und außer dem Hauſe die Verſchwendung fortdauert, dann iſt ſie um ſo verwerflicher, abſcheulicher und gottloſer. Aber ich habe nun einmal das Widerſpiel angefangen und darum ſage ich: Ergebt euch gerade in dieſer Faſtenzeit recht ſehr der Verſchwendung! Ja verſchwendet! Aber was? Euren Überfluß an die Armen. Rechnet nicht auf Wiedererſtattung, auf Prozente! verſchenkt's, werft's weg an die Armen, was ihr nicht braucht! Nehmt euch da wieder die obigen Heiligen zum Muſter. Das waren auch Verſchwender, arge Verſchwender und iſt die

heilige Elisabeth deßwegen sogar verklagt worden. Macht es ihr nach, so gut ihr könnt. Es kommt schon einmal die Zeit, wo ihr auch arm und verlassen vor Gottes Gericht stehen werdet; dann bekommt ihr's wieder. Nicht wahr, die Geschichte vom heiligen Martin kennt ihr? Der hat seinen halben Mantel verschenkt an einen Armen und ist ihm dann des Nachts Christus der Herr mit vielen Engeln erschienen und hat den geschenkten halben Mantel umgehabt und hat zu den Engeln gesagt, daß es Martinus in seine Ohren hörte: Mit diesem Kleide hat mich Martinus bekleidet. Wie, Geliebte! werden wir nicht einst froh sein, wenn wir auch so etwas in unsere Ohren hören werden? Wird es uns nicht einst wohl thun, wenn wir hören: Ich bin hungrig gewesen und ihr habt mich gespeist, ich bin durstig gewesen und ihr habt mir zu trinken gegeben, ich bin nackt gewesen und ihr habt mich bekleidet? Darum, Geliebte, seien wir nicht karg und knickerisch mit unserm Almosen, nochmals rufe ich euch zu: Verschwendet eure Liebe an die Armen und Nothleidenden! Aber verschwendet sie auch an eure Feinde! Weicht ihnen nicht aus, geht ihnen nicht aus dem Weg, sondern in den Weg, redet sie freundlich an, grüßt sie, helfet ihnen, erzeugt ihnen Gefälligkeiten! Wollt ihr auch da ein Muster haben, wie ihr es machen sollt, so schlaget in der Legende den 20. Februar auf vom heiligen Nicephorus. Sammelt glühende Kohlen auf dem Haupte des Feindes, vielleicht bekehrt er sich und du hast deinen Bruder gerettet. — Und nun rufe ich euch zum drittenmale zu: Verschwendet! was? Eure Wohlthaten auf Undankbare! Rechnet nicht auf den Dank der Menschen, denn wenn ihr nur die grüßet, die euch grüßen, so thut ihr ja nicht mehr als die Heiden. — Also Verschwender und recht arge Verschwender dürft ihr sein in dieser heiligen Fastenzeit, damit nicht bloß ihr, sondern auch eure ganze Umgebung freudig und fröhlich sein möge.

Nun, Geliebte! wie gefällt euch dieses Fasten, das ich heute auseinandergelegt habe? Seid ihr damit einverstanden?

Ich habe geſagt: Wir ſelber wollen nicht faſten, ſondern koſtbar und genug eſſen und trinken, nämlich die heilige Kommunion; wir wollen ferner, ſtatt die Zunge zu bezähmen, recht plaudern, ja ſogar garſtige Reden führen, aber im Beichtſtuhl; wir wollen halbe und ganze Nächte durchſchwärmen, aber — in Gebet und Betrachtung des bittern Leidens Jeſu Chriſti; wir wollen dann auch noch recht ſtolz ſein und uns recht viel einbilden auf ein ſchönes Gewand, aber auf was für eines? auf das weiße Kleid der heiligmachenden Gnade; wir wollen ferner recht zornig ſein über unſere Bosheit und Thorheit — ſeid ihr mit dieſer Völlerei, Plauderhaftigkeit, Nachtſchwärmerei, dieſem Stolze und Zorne einverſtanden?

Ich habe dann auch geſagt: Da wir einmal ſelber nicht faſten, ſo wollen wir auch Andere nicht faſten laſſen, ſondern Alles recht fröhlich und heiter machen durch verſchwenderiſche Freigebigkeit gegen die Armen und Nothleidenden. Seid ihr mit dieſer Verſchwendung einverſtanden?

Ja, werdet ihr ſagen: Es hat ſich zuletzt Alles ſo herumgedreht, daß es auf das Alte hinauslauft, nämlich auf's Beten, Faſten und Almoſengeben, wenn es gleich im Anfange den Anſchein gehabt hat, als wolle das Gegentheil zum Vorſchein kommen. Wohlan denn, Geliebte, ſo verſuchen wir es! Machen wir es ſo, wie ich geſagt habe, und wenn wir dann auf die obige Weiſe ſelber nicht gefaſtet haben und auch Andere nicht haben faſten laſſen: dann erſt haben wir recht gefaſtet, uns und Andern zum Heile. Amen.

Predigt

auf

den zweiten Sonntag in der Fasten.

Text: „Herr! hier ist gut sein.“ Matth. 17, 1.

Geliebte Pfarrkinder!

Die wahre Glückseligkeit ist nicht an einen bestimmten Ort dieser Erde, nicht an irgend eine bestimmte Weltgegend und auch nicht an einen bestimmten Stand gebunden. Man kann überall glücklich und zufrieden sein; nur muß man nicht denken, daß es in diesem Leben etwas Vollkommenes gebe, und demnach seine Wünsche, Hoffnungen, Ansprüche und Erwartungen nicht zu hoch treiben. Dem Frommen und Fleißigen wird es nirgends an der wahren Glückseligkeit fehlen, nämlich an innerer Seelenruhe und an einem guten Gewissen, wenn es ihm auch sonst nicht gut geht und so kann er überall sagen: Hier ist gut sein! So waren die heiligen Martyrer in Kerkern und abscheulichen Löchern, vor denen sich Jeder entsetzen muß; allein deßungeachtet konnten sie sagen: Herr! hier ist gut sein! Wenn nämlich Gott mit uns ist, wer mag dann wider uns sein? — Aber wie

nun, könnte Einer ſagen, iſt es alſo einerlei, wo man in der Welt auf gerathewohl hinkommt, und der Tagedieb und Vagabund hätte alſo Recht, wenn er nicht arbeitet, ſondern in der Welt herumläuft, ſich denkend: Brod gibt es überall zu eſſen? Und auch derjenige hätte alſo Recht, der ſein Vaterland, ſeine Verwandten und Freunde leichtſinniger Weiſe, weil's ihm ſo gerade in den Sinn kommt, verläßt, und ſich denkt: Ich kann mein Glück in der Welt überall machen? Nein, Geliebte, ſolche leichtſinnige Menſchen gehören nicht zu den fleißigen und ordentlichen, ihr unſtäter Lebenswandel kann nicht als Richtſchnur dienen; manchmal mögen ſie es wohl gut treffen mit ihrem Hin- und Herwandern; allein gemeiniglich geht es ſchlechter. Die Regel iſt: Wir ſollen uns den Ort, an dem uns Gott unſer Fortkommen angewieſen hat, gefallen laſſen, wir ſollen den Aufenthalt nicht verachten, an den uns unſer Beruf bindet. Zwar hat es dem Petrus auf dem Berge Thabor beſſer gefallen, wie anderwärts; allein es war nicht der geſetzte, beſonnene Apoſtel Chriſti, der ausrief: Herr, hier iſt gut ſein, ſondern Petrus, auf den gleich Alles einen lebhaften Eindruck machte, der noch ganz vom Schlafe betäubt war und gar nicht wußte, was er ſagte. Gerade ſo ergeht es auch denjenigen, die nicht überall, wo ſie ſein ſollen, zufrieden leben und es immer wieder anderswo beſſer finden und treffen wollen. Sie wiſſen oft gar nicht, was ſie denn eigentlich wollen und reden. Und derlei Leute gibt es nicht bloß in der Stadt, ſondern auch auf dem Lande. Ich möchte euch deßhalb heute in dieſem Betreffe das Nöthige an's Herz legen, damit die Unzufriedenen in Zukunft ſich beſſer in ihre Lage ſchicken, die Zufriedenen aber ſich nicht aus ihrem Frieden herauswerfen laſſen möchten. Zu dieſem Ende ſage ich:

Was heißt das, an einem Orte zufrieden ſein? I. Theil.

Wie kann man dieſe Zufriedenheit erlangen? II. Theil.

Ich beginne ꝛc.

Erſter Theil.

Wenn ich ſage, daß wir uns den Ort und die Weltgegend, wo uns die Vorſehung unſern Platz angewieſen hat, gefallen laſſen ſollen, ſo will ich damit nichts anders ſagen, als daß wir nicht eigenſinnig ſein, uns in der Wahl unſers Aufenthaltsortes nicht überreden laſſen, und uns nicht die lügenhafte Meinung eigen machen ſollen, es ſei überall beſſer, als gerade da, wo wir unſerm Berufe gemäß leben müſſen. Es gibt Leute, die nirgends lange bleiben können, die ihren Aufenthalt beſtändig ändern wollen, gerade dadurch aber ſich ſelber im Lichte herumgehen und Glück und gutes Fortkommen unmöglich machen. Wenn ſie in eine Gegend kommen, wo ſie Pracht und Glanz ſehen, ſo iſt's da gleich gut für ſie ſein und ſie wollen wie Petrus ihre Wohnung da aufſchlagen. Aber es dauert nur eine kurze Zeit und dann gefällt ihnen nichts mehr und ſie wollen wieder weiter. Wiederum gibt es Andere, die ein Unterkommen ſuchen, die ſich an irgend einem Orte häuslich niederlaſſen wollen, aber dabei gerade ſich einen beſtimmten Ort einbilden. Ihr Eigenſinn iſt ſchuld daran, daß ihnen manche andere ſchöne Gelegenheit entwiſcht, zu ihrem Ziele zu gelangen. Wenn man unter den Landleuten herumſchaut, welche ſonderbaren Meinungen und Vorurtheile haben ſie nicht in dieſer Beziehung! Der Bauernjunge will ein Hausknecht in der Stadt, und die Taglöhnerstochter eine Köchin werden; aber auch bei den Stadtleuten iſt es um kein Haar beſſer; ja, in allen Ständen iſt dieſe Wanderungsſucht vorhanden. Der Bürgersſohn verachtet das Handwerk und das Haus ſeines Vaters, und weil er an ſeinem Geburtsorte keinen Geſchmack findet, geht er in's Ausland und will es überall beſſer finden, als er es gefunden hätte, wenn er zu Hauſe geblieben wäre. Er bildet es ſich einmal ein, daß es allenthalben gut ſei, nur gerade da nicht, wo er ſeinem Berufe gemäß leben ſollte, und während der Landmann nach

einer kleinen, und der Kleinſtädter nach einer größeren Stadt verlangt, ſo verlangt der Bürger nach dem Lande, der Beamte wünſcht eine ruhigere und der Geiſtliche eine angenehmere Gegend. Da wäre es gut ſein, denkt ſich Jeder, und wie oft mögen wir Alle ſo denken! Sei es auch, daß wir manchmal nur ſo denken, und unſern Aufenthaltsort nicht wirklich ändern, ſo reichen doch dergleichen Gedanken oft ſchon hin, einen heimlichen Widerwillen gegen unſern bisherigen Aufenthaltsort und Verdroſſenheit in Erfüllung der Berufsgeſchäfte hervorzurufen; kurz, wir werden unzufrieden. —

Es war an ſich wohl nicht zu tadeln, daß Petrus den Ort ſo vortrefflich fand, wo Jeſus, Moſes und Elias ſich mit einander in voller Klarheit unterredeten und der durch die vom Herrn ausſtrahlende Glorie noch entzückender wurde. Unter ſolchen Umſtänden und unter ſolchen Eindrücken einer nie empfundenen Seligkeit auszurufen: Hier iſt gut ſein! iſt ganz natürlich. Der Fehler des heiligen Petrus war nur der, daß er auch ſogleich immer da bleiben wollte, wohin er doch nach ſeinem Berufe nicht gehörte. Laſſet uns Hütten bauen! rief er, und bedachte nicht, daß er von Chriſtus zum Apoſtel berufen worden war.

Alſo, worin beſteht die Zufriedenheit, die Jedem an ſeinem Poſten ſo wünſchenswerth iſt? Darin beſteht ſie, daß wir unſere Standespflichten getreu erfüllen, wir mögen wo immer ſein. Die ſchöne Lage eines Ortes, die glücklichen äußern Verhältniſſe daſelbſt, Eltern, Freunde und Verwandte, kurz Alles, was die Welt hat, macht den Menſchen noch nicht glücklich und zufrieden; dem Gerechten iſt auch der Kerker und das Blutgerüſt ein Ort, den er mit Zufriedenheit betritt, und dem Teufel wäre der Himmel eine Hölle. Wer den Frieden nicht ſchon mit ſich hinbringt an den Ort ſeiner Beſtimmung, der wird ihn in der äußern Lage und Umgebung auch nicht finden; ſonſt müßten gerade die Reichſten und Mächtigſten dieſer Erde die Zufriedenſten ſein, was ſie aber bei weitem nicht immer ſind. Wer ferner arbeiten mag und

genügſam iſt, wird, wenn er auch nur ein dürftiges Auskommen hat, Zufriedenheit haben, der Nimmerſatt dagegen wird auch nimmer zufrieden werden, ſo lange er ſieht, daß noch ein Anderer etwas hat.

Es gibt Leute, die Nichts als ein gemächliches Schlaraffenleben führen, die draußen müßig herumſchlendern, herumreiſen und durchaus nur die Schönheiten der Natur genießen wollen. Kein Menſch wird ſagen, daß es unerlaubt ſei, ſich beim Anblicke der ſchönen Natur zu freuen und beim Anblicke einer ſchönen Gegend, einer reizenden und entzückenden Landſchaft aufzurufen: Hier iſt gut ſein! allein man muß bei derlei Genüſſen ſich nie ſo weit verlieren, daß man nicht gern wieder zu den Seinigen und zu ſeinen Geſchäften zurückkehrte. —

Euch, meine Lieben! iſt das ohnehin klar. Ihr ſeid drei Viertel-Jahre draußen im Freien, in der ſchönen Natur und habt da Gelegenheit genug, ihre Schönheit zu genießen. Aber nicht wahr, das iſt euch noch nicht eingefallen, daß ihr gedacht hättet: Da auf dieſem Berge, da in dieſem Thale, dort an jenem Bache gefällt es mir ſo, daß ich gar nimmer weggehen will? Aber das hat ſich gewiß ſchon Mancher gedacht: Wenn ich nur in der Stadt wäre, wenn ich nur ein reicher Mann daſelbſt wäre, wenn ich mich nur nicht ſo plagen und mühen müßte! O Geliebte, ihr wiſſet nicht, was ihr begehrt. Wenn Reichthum und Wohlleben die Zufriedenheit ausmachen würde, dann gäbe es in den Städten lauter zufriedene reiche Leute; aber ich ſtehe euch gut dafür, daß mancher große Herr ſeine Tauſende und Millionen hergeben würde, wenn er auch ſo gut ſchlafen und auch ſein Mittagsmahl mit ſo großem Appetit genießen könnte, wie ihr. Darum ſagt der heilige Petrus Damiani: „Beneide ſchlechte Menſchen nicht um das Glück ihres Lebens, ſondern habe vielmehr Mitleid mit ihnen.“

Und nun, Geliebte, wollen wir auch noch die Mittel in

Erwägung ziehen, durch die wir uns an jedem Orte die ſo nothwendige Zufriedenheit erwerben können; hievon aber im

zweiten Theile.

Ein vornehmer Reiſender kam einſt nach Italien und beſuchte dort unweit Neapel ein Kloſter, von welchem aus man eine wahrhaft entzückende Ausſicht hatte. Als ein Mönch des Kloſters unſern Reiſenden im Kloſter herumführte und ſie mit einander auf den Söller hinaufſtiegen, von wo aus ſich die Landſchaft in ihrer ganzen Herrlichkeit entfaltete: da ſtand der Reiſende lange in ſprachloſer Entzückung wie angewurzelt da und erſt als ſich das trunkene Auge nach Langem von der mächtigen Überraſchung erholt hatte, rief er aus: O hier wäre gut ſein! Ewig hier ſtehen vor dieſem Wonnemeere, ewig in dieſer ſeligen Anſchauung ſchwelgen, das wäre mein Himmel, meine Seligkeit! Lange noch konnte er ſich von dieſem herrlichen Schauſpiele nicht trennen, es ſchien wirklich, als könnte er von dem ſo liebgewonnenen Söller ſich nimmer losreißen; endlich aber ermahnte der Mönch, der ſchweigſam alle Bewegungen des Reiſenden angeſehen hatte, zum Weitergehen. Ein wehmüthiges Lächeln umſpielte die Lippen des Ordensmannes, als der Reiſende in voller Entzückung ausgerufen hatte: Hier iſt gut ſein! Ewig in dieſer Anſchauung möchte ich leben, das wäre mein Himmel. Er führte den Reiſenden von einem ſchönen Punkte des großartigen Kloſters zum andern, jedoch ſchlug er eigens wieder den Weg zu jenem Söller ein, von dem aus ſein Begleiter die erſte entzückende Ausſicht genoſſen hatte. So hatte er ihn bereits viermal ſchon jedesmal auf einem andern Wege auf den nämlichen Punkt hingeführt, ſo daß der Reiſende ihn fragte, warum er ihn denn immer auf dieſen Einen Punkt hinführe. Lächelnd gab der Mönch zur Antwort: Weil es Ihnen daſelbſt ſo gut gefallen hat. Als aber der ſchelmiſche Mönch ihn zum fünften und ſechsten Male immer wieder an die alte Stelle hinführte: da rief

der Reiſende zornig aus: Sie ſcheinen mit mir Ihren Spaß treiben zu wollen, da Sie mich immer auf jene Stelle hinführen, die ich ſchon oft genug und wahrlich jetzt bis zum Ekel lang angeſehen habe. — Mehr wollte der Ordensmann nicht. Habe ich doch geglaubt, erwiederte er, Sie könnten ſich nicht ſatt ſehen an jener Stelle, Sie wollten ſich dort eine Hütte bauen und ewig in dieſem herrlichen Anblicke verſunken ſein! Wie ſehr hat ſich ihre Begeiſterung ſeit zwei Stunden abgekühlt! Allein ich verarge Ihnen das nicht. Konnte ein Petrus von einem augenblicklichen Entzücken hingeriſſen werden, wie leicht wir übrigen Menſchenkinder! Aber wir beweiſen dadurch nur, daß keine irdiſche Herrlichkeit uns auf die Dauer zu feſſeln vermag. — Dieſem Reiſenden, Geliebte, gleichen auch wir.

Wir ſehen eine Stadt, einen Markt, ein Dorf, eine Einöde, wo es uns ausnehmend auf den erſten Augenblick gefällt. O rufen wir aus, da iſt gut ſein! Da laßt uns Hütten bauen! Allein kaum ſind wir eine Zeit lang dort, ſo kommt uns Alles ſo alt und ſo alltäglich vor, daß wir weiter wünſchen. Das iſt die menſchliche Veränderlichkeit und Wandelbarkeit. Heute das, morgen das. Gegen dieſe müſſen wir ein Mittel ergreifen, ſonſt werden wir nie zufrieden ſein an einem Orte und unſer ganzes Leben lang keine Ruhe finden. Dieſes Mittel iſt, daß man bedenkt: Auf dieſer Erde reift keine reine Glückſeligkeit. Alles iſt gemiſcht, Alles getheilt, nirgends iſt reine Vollkommenheit, nirgends ungetrübtes Glück. Überall iſt wohl etwas Gutes, aber nirgends iſt alles Gute beiſammen anzutreffen. Lebt man an einem Orte geſelliger, ſo lebt man an einem andern dafür ruhiger. Gibt es hier mehr Gelegenheit, ſich etwas zu verdienen, ſo gibt es anderwärts nicht ſo viele Gelegenheiten, das Erworbene durchzubringen. Kann ich in der Stadt leichter einen Arzt haben, ſo iſt die Luft dagegen auf dem Lande reiner und die Leute ſind geſünder. Gibt es in der Stadt ſchöne Häuſer, ſo gibt es auf dem Lande

den herrlichen Tempel der Natur. In einer Gegend iſt der Erdboden ergiebiger, in der andern aber mehr Abſatz und Erwerb. Und ſo ließen ſich viele Vergleichungen anſtellen, die alle zuletzt darauf hinauslaufen würden, daß überall Gutes und Schlimmes mit einander gemiſcht iſt, und daß eine reine Vollkommenheit nirgends beſteht.

Sollte das nicht Jeder von ſelbſt einſehen? Bedarf das noch eines Beweiſes? Oder gibt es wirklich eine Weltgegend, wo nur Roſen und keine Dornen wachſen, nur Freuden und keine Leiden zu gewärtigen ſind? Wirklich ſcheint unter dem Volke dieſer Wahn verbreitet zu ſein, ſonſt würden nicht immer ſolche Maſſen nach Amerika auswandern. Nach Amerika! Nach Amerika! das iſt das Looſungswort des unzufriedenen Bürgers und Landmannes. Alſo Amerika ſoll das gelobte Land ſein, das von Milch und Honig fließt! Alles ſtrömt dahin, Alles erwartet dort ſein Heil, Alles glaubt dort reich und glücklich zu werden. Man achtet nicht die weite beſchwerliche Seereiſe, kümmert ſich nicht um die Gefahren dieſer Reiſe, nicht um das Schickſal, das den Eingewanderten drüben bevorſtehen könnte, erſchrickt nicht vor den traurigen Schickſalen, die ſo viele Tauſende ſchon betroffen haben; nein — in Amerika iſt Alles Gold, was glänzt, in Amerika iſt lauter Seligkeit, lauter Glück ſteht bevor und Alles ruft darum: Dort iſt gut ſein, laſſet uns hinziehen, dort Hütten bauen!

O die Verblendeten! ſie reiſen alſo fort mit Weib und Kind, verbrauchen einen großen Theil ihrer Baarſchaft, um die Reiſekoſten zu beſtreiten und wenn ſie nun glücklich die lange Reiſe überſtanden haben: ſo ſtehen ſie da in einem fremden Lande, ohne einen Menſchen zu kennen, ohne eine Heimath zu beſitzen, der Willkühr und Prellerei elender Spekulanten überlaſſen. Wie Viele ſind nicht ſchon als Sklaven verhandelt worden, wie Viele irren brod- und obdachlos umher, wie Viele verfluchen die Stunde, in der es ihnen einfiel, dieſen unglücklichen Schritt zu thun! Sie ſehen ſich

ſchrecklich enttäuſcht, die geträumten goldenen Berge ſind auf eine armſelige Maus oder gar auf Nichts zuſammengeſchwunden, und ohne Ausſicht, je mehr zurückkehren zu können, weil ihnen das Reiſegeld mangelt, friſten ſie in einem fremden Welttheile ein armſeliges, verzweifeltes Leben. O, meine Lieben! unſere Voreltern ſind keine Narren geweſen, wenn ſie dem Sprichworte huldigten: Bleibe im Land und nähre dich redlich! Ja, Geliebte, nach den Berichten, die von glaubwürdigen Perſonen aus Amerika uns zukommen, darf man annehmen, daß dem bei weitem größten Theile der Auswanderer ein trauriges Loos bevorſtehe. Mögen auch Einzelne reich geworden ſein in Amerika; dieſe Wenigen ſind noch kein Maaßſtab für Alle; denn wer weiß, welch günſtige Umſtände gerade bei Dieſem und Jenem zuſammengewirkt haben, und wer weiß denn auch, von welcher Dauer dieſes Glück ſein wird! Darum möge ſich ja Niemand leichtſinniger Weiſe einfädeln und verlocken laſſen, ſein Vaterland zu verlaſſen und eine neue, unſichere Heimath aufzuſuchen. Wer arbeiten will und genügſam iſt, findet auch im Vaterlande ſein Brod und ein hinreichendes, wenn auch beſcheidenes Auskommen; der Faule aber muß überall darben. Zudem beſteht des Menſchen Zufriedenheit, wie wir ſahen, nicht in reichlichem Geld und Gut, ſondern in der Ruhe eines guten Gewiſſens, in Genügſamkeit und Sparſamkeit. Darum ſagt auch die heilige Schrift: „Müh' dich nicht ab, um reich zu werden, ſondern mäßige deine Klugheit. Hebe deine Augen nicht auf zu den Gütern, die du nicht haben kannſt; denn ſie machen ſich Flügel, wie die Adler und fliegen himmelwärts.“ (Sprichw. 23, 4. 5.) O glaubet nicht, daß die Glückſeligkeit eines Menſchen von dem Orte abhänge, an welchem er ſich befindet; glaubet nicht, daß man auf dieſer Erde in Wahrheit ſagen könne: Hier iſt gut ſein! Nein, es gibt keinen Winkel dieſer Erde, wo man ſich Hütten für die Ewigkeit bauen könnte. Geh die ganze Welt aus, ſteige in die Höhen hinauf, oder

in ihre Tiefen hinab, du findeſt überall nur Eitelkeit und Geiſtesplage. Gut ſein iſt nur da drinnen in der Einſamkeit des Herzens, in der ſtillen Zurückgezogenheit und Betrachtung der unendlichen Liebe unſers Gottes, wenn du dich beſtrebſt, nicht der Welt, ſondern Gott zu gefallen. Gut ſein iſt nur, wenn du Gottes Ehre und das Heil des Nächſten überall zu fördern ſuchſt. Gut ſein iſt nur unter guten Menſchen und wenn Gutes geübt wird. Ja, da iſt gut ſein auf dem Lande und in der Stadt, im Pallaſte und in der Hütte, beim Pfluge und in der Werkſtätte.

Wohlan denn, mein Lieber! ſo weihe du zuerſt Leib und Seele dem Dienſte Gottes, daß Gott in dieſem Tempel wohnen möge, und dann iſt er zugleich eine Hütte für dich und iſt gut darunter wohnen. Seid chriſtlich und arbeitſam, ſo lebt ihr überall zufrieden, vorab im eigenen Vaterlande. Amen.

Predigt

auf

den dritten Sonntag in der Fasten.

Text: „Und er trieb einen Teufel aus.“

Geliebte Pfarrkinder!

Die Teufel sind einst Engel des Himmels gewesen, haben sich aber gegen Gott empört und ihm selber gleich sein wollen, und so sind sie denn als Rebellen dafür aus dem Himmel verstoßen worden. Einige von ihnen wurden sogleich in den Abgrund verstoßen, wo sie in Gesellschaft der Verdammten die schrecklichsten Qualen leiden; aber viele von ihnen hausen in den Räumen zwischen Himmel und Erde, in der Luft und sind unabläßig thätig, den Menschen bei jeder Gelegenheit zu schaden, wie sie nur können; daß solche böse Geister in den Lüften hausen und die Menschen auf alle Weise anfeinden, ist ausdrückliche Lehre des heiligen Apostels Paulus; denn derselbe schreibt also an die Epheser: „Ziehet an die Rüstung Gottes, damit ihr bestehen könnet gegen die Nachstellungen des Teufels; denn wir haben nicht bloß

zu kämpfen wider Fleiſch und Blut, ſondern wider die Oberherrſchaften und Mächte, wider die Beherrſcher dieſer Welt in dieſer Finſterniß, wider die Geiſter der Bosheit in der Luft. Darum ergreifet die Rüſtung Gottes, damit ihr am böſen Tage widerſtehen und in Allem unverletzt aushalten könnet." (Eph. 6, 11—13.) Wären alle Geiſter in der Hölle, ſo könnte der Apoſtel Petrus den Teufel nicht mit einem brüllenden Löwen vergleichen, der herumgehe und ſuche, wen er verſchlingen könne. Es gibt alſo viele böſe Geiſter, die ihre Hölle hier haben auf dieſer Welt, ſo lange ſie ſteht, und erſt dann in den Abgrund werden geworfen werden, wenn die Ewigkeit ihren Anfang nehmen wird. Das Loos dieſer böſen Geiſter in der Luft muß doch einigermaßen erträglicher ſein, als jener, die im Abgrunde hauſen; denn wenn der Herr ſie austrieb, ſo baten ſie ihn öfter, ſie nicht in die Hölle, in den Abgrund zu verbannen. Beſonders müſſen viele dieſer Geiſter in Wüſteneien hauſen, weil gerade die Einſiedler der ägyptiſchen Wüſte ſo viel mit ihnen zu thun hatten. Die Schrift ſelber ſagt, daß der Engel Raphael den böſen Geiſt, der die ſieben Männer der Sara, der nachmaligen Frau des Tobias, erwürgt hatte, in die Wüſte Oberägyptens verbannte. Dieſe Wüſte war nach dem Zeugniſſe des heiligen Hieronymus voll giftiger Schlangen und inſoferne ein ganz paſſender Aufenthaltsort für den Teufel, der das Gift alles Böſen in ſich trägt. Daß der Teufel überhaupt in Wüſteneien und dürren Gegenden herumirrt, ſagt auch das heutige Evangelium, und in der Wüſte war es ja auch, wo der Heiland vom Teufel verſucht wurde. — Daß nun die Teufel ihren Aufenthalt auf dieſer Welt dazu benützen, um den Menſchen zu ſchaden, leidet keinen Zweifel, wenn man bedenkt, daß ſie des Menſchen ärgſte Feinde ſind. Und können ſie einem Menſchen ſelber nicht beikommen, ſo ſuchen ſie ſeinem Hab und Gut zu ſchaden. Ja, Geliebte, es iſt eine ausgemachte Wahrheit:

Die Teufel ſchaden den Menſchen, I. Theil.
Die Teufel ſchaden dem Vieh, II. Theil.

Ich beginne ꝛc.

Erſter Theil.

Daß die Teufel den Menſchen ſchaden wollen, wird kein Menſch läugnen; denn er weiß, daß Gott, den ſie haſſen, den Menſchen liebt und ihm die Wohnungen, die ſie einſt inne hatten, beſtimmt hat. Weil ſie Gott haſſen, haſſen ſie auch die Menſchen, und ſuchen dieſe daher auf alle Weiſe vom Guten ab- und zum Böſen anzuleiten. Daß ferner die Teufel den Menſchen ſchaden können, iſt eben ſo gewiß. Entweder gibt Gott dem Teufel über die Gottloſen Gewalt, und dann iſt dieß eine gerechte Strafe für ihre Sünden, durch die ſie ſich ohnehin ſchon zuvor dem Teufel dienſtbar gemacht haben; oder aber er gibt ihm auch Gewalt über die Guten, und dieſen dient dann dieſe Zulaſſung zu ihrer Prüfung und Läuterung. Indeß kann der Teufel den Menſchen nicht weiter ſchaden, als Gott es zuläßt, obwohl er den Willen, zu ſchaden, fortwährend hat. Worin beſteht nun der Schaden, den der Teufel den Menſchen zufügen kann? Daß der Teufel den Menſchen verſuchen kann, daran zweifeln die Wenigſten. Daß er aber von den Menſchen förmlich Beſitz nehmen kann, mit einem Worte, daß es Beſeſſene gibt, das will Vielen nicht eingehen. Dagegen gibt es aber wieder viele Andere, die in dieſem Stücke zu leichtgläubig ſind und ſogleich meinen, daß ſie ſelbſt oder Andere vom Teufel beſeſſen ſeien, wenn ſie an ſich oder Andern Erſcheinungen wahrnehmen, die ſie ſich nicht erklären können. Beide haben Unrecht und nur der Mittelweg iſt da wieder der beſte, wie faſt überall. Daß es wirklich Beſeſſene einſt gegeben habe, iſt kein Zweifel, man müßte ſonſt die ganze heilige Schrift läugnen, oder ſie auf eine Weiſe erklären, die dem geſunden Menſchenverſtande Hohn ſpricht. Chriſtus der Herr hat ſelber viele Teufel aus Beſeſ-

der Böſe dabei im Spiele ſei und wohl gar die Perſon ſelber beſeſſen ſein könne. Und nicht bloß bei Krankheiten der Menſchen haben ſie dieſen Aberglauben, ſondern auch bei Krankheiten des Viehes. Wenn der Bauer ein Unglück hat mit ſeinem Vieh, und ſich die Sache nicht erklären kann, dann iſt er gleich fertig, er ſagt es geradezu heraus: Ich bin verhext und verzaubert, böſe Leute haben mir etwas angethan und der Teufel hat ſein Spiel dabei. Und hat er dieſen Wahn einmal, dann läßt er ſich denſelben nicht mehr nehmen, es mögen die Geiſtlichen ſagen, was ſie wollen. Ärgerlich ſchüttelt er den Kopf und ſagt: Die jetzigen Geiſtlichen haben keinen rechten Glauben mehr. Wehe dem Geiſtlichen, der ſo unbeſonnen und leichtgläubig iſt und ſich ohne die größte Behutſamkeit und die genaueſte Unterſuchung herbeiläßt, eine Teufelsbeſchwörung an Perſonen vorzunehmen, deren Zuſtand ein zweifelhafter iſt! Wie viele traurige Beiſpiele liefern da nicht ſelbſt unſere Tage! Ein ſolcher Geiſtlicher ſetzt nicht nur ſeine Perſon dem Geſpötte und Gelächter aus, ſondern ſchadet auch der guten Sache, und Frevler und Spötter werden dadurch nur noch mehr in ihrem Unglauben beſtärkt. Es gibt Beſeſſene, das läßt ſich nicht läugnen ohne die größte Anmaßung und Frechheit; der Kirche iſt zu dieſem Behufe auch der Exorcismus, d. h. die Gewalt, die Teufel auszutreiben, verliehen, und jeder Prieſter bekommt dieſe Gewalt bei der Weihe; allein, um zu beſtimmen, daß in dieſem und jenem Falle wirklich eine Beſeſſenheit vorhanden, und die Beſchwörung ſomit anwendbar iſt, iſt die größte Vorſicht nothwendig, und beſſer iſt es da, ungläubig als leichtgläubig zu ſein.

Auch kann über Perſonen, die wirklich ſo unglücklich ſind, vom böſen Feinde beſeſſen zu ſein, deßwegen noch kein nachtheiliges Urtheil gefällt werden; es können dieß gerade recht fromme und heilige Perſonen ſein. Werden ja gerade fromme Chriſten am heftigſten von ihm verſucht, iſt ja der fromme Job gerade wegen ſeiner Frömmigkeit ſo ſehr vom Teufel auf

Gottes Zulaſſung zur Erhöhung ſeiner Verdienſte geplagt worden, ſagt ja ſelbſt Paulus in ſeinem Briefe an die Theſſalonicenſer: „Wir wollten zu euch kommen, ich nämlich Paulus, einmal und abermal; aber der Satan hat uns gehindert;“ und ſo können auch die gottesfürchtigſten Chriſten vom Teufel beſeſſen ſein, wie ihr dasſelbe in dieſer Gegend ſelber einmal an einer rechtſchaffenen Perſon erlebt habt. Gott hat einmal dem Teufel dieſe Gewalt über die Menſchen gelaſſen, theils um ſeine Gerechtigkeit, theils ſeine Macht und Erbarmung zu zeigen. —

Ja, nicht bloß über die Menſchen hat der Teufel Gewalt, ſondern auch über die Thiere ſogar, und hievon im

zweiten Theile.

Durch den Fall des erſten Menſchenpaares iſt der Menſch ſammt der ganzen Natur, deren König er hätte werden ſollen, dem böſen Geiſte verfallen. Die Natur iſt nicht mehr, wie ſie gleich Anfangs war; ſie liegt in Geburtswehen und ſeufzt nach Erlöſung. So ſagt der heilige Paulus im Briefe an die Römer. Seit dieſer Zeit iſt der Teufel unabläßig bemüht, ſich der Kreatur zu bemächtigen, um dadurch den Menſchen zu ſchaden. Die Dienſtbarkeit der Natur unter des Menſchen Herrſchaft iſt dermalen eine Sklaverei, über welche alle Geſchöpfe trauern, und bei welcher er ſelbſt am meiſten leidet. Während er aber ſo alle Leiden und Wehen, welche die Sünde in ihrem Gefolge hat, empfindet, mußte er unter ihrem Drucke zugleich ſeine ganze Hilfloſigkeit erkennen und in ſolcher Erkenntniß zu Gott aufſeufzen um einen Erlöſer. Jeſus Chriſtus nun iſt dieſer Erlöſer, er hat den Fluch von der Natur hinweggenommen, er hat gezeigt, was der Menſch geweſen wäre, wenn er unſchuldig geblieben, und wie ihm die Natur in Allem dienſtbar geweſen wäre. Schon er ſelbſt lebte in Frieden mit der Natur und bewältigte durch ſein Machtgebot ihre Empörungen. Wenn es daher vom erſten Adam heißt, daß um ſeinetwillen der Acker verflucht worden,

ſo wird von dem ſiegreichen zweiten Adam berichtet, daß er ohne Gefahr unter den wilden Thieren verweilte. Mark. 1, 13. Chriſtus der Herr gebot den Winden und dem Meere, er ließ die Angel auswerfen, um die Tempelſteuer aus dem Munde des erſten Fiſches, den Petrus fing, zu bekommen, und es geſchah, wie er geſagt hatte. Ein andermal hatten die Jünger die ganze Nacht vergeblich dem Fiſchfange obgelegen; aber wie der Herr das Netz auszuwerfen befahl, fingen ſie eine ſolche Menge Fiſche, daß das Netz zerriß. In dieſen Handlungen erblicken wir eine Oberherrlichkeit, die der Stammvater unſers Geſchlechtes über die ihn umgebende Natur zu behaupten berufen war und während der Tage ſeiner Unſchuld wirklich behauptete, — eine Oberherrſchaft, die nach Jeſus Chriſtus wohl noch einzelne Heilige über die Pflanzen- und Thierwelt ausübten, wie z. B. der heilige Franziskus, Joſeph von Cupertino, die heilige Roſa von Lima und der Einſiedler Goderich, die aber im Ganzen noch nicht hergeſtellt iſt, ſondern erſt hergeſtellt werden wird, wenn die von Chriſtus vollbrachte Erlöſung an der ganzen Menſchheit ſich wird verwirklicht haben. Darum finden wir, daß die Wirkungen des über die Natur verhängten Fluches noch nicht durchgängig aufgehoben ſind, ſondern daß der Teufel eine große Gewalt noch ausübe. Wir haben geſehen, wie er den Menſchen noch ſchaden kann, ſogar durch Beſitznahme von ihnen; um ſo leichter wird er auch der lebloſen Kreatur ſchaden können, insbeſondere aber den Thieren. Wie er im alten Bunde auf Gottes Zulaſſung die Heerden Jobs durch Seuchen erwürgte, ſo fuhr er auf des nämlichen Gottes Zulaſſung im neuen Bunde in die Schweinheerde der Geraſener und erſäufte ſie, ein Beweis, daß der Teufel dem Vieh ſchaden kann. Von dieſer Plage iſt namentlich das Landvolk ſtark heimgeſucht. Die ſonderbarſten und wunderlichſten Dinge gehen da oft mit dem Vieh vor. Bei aller möglichen Wart und Pflege, bei der größtmöglichſten Reinlichkeit wird das Vieh von Krankheiten befallen, deren Entſtehung nimmer auf natürlichem Wege erklärt werden mag. Es iſt

allerdings wahr, daß das Volk auch in dieſem Punkte einmal ſehr unwiſſend und wiederum ſehr leichtgläubig iſt. Manchmal iſt es eine ganz natürliche Urſache, die der Krankheit des Viehes zu Grunde liegt; das Vieh hat entweder etwas Schädliches hineingeſchlungen oder es fehlt in anderer Weiſe an der nöthigen Wart und Aufmerkſamkeit. Wird nun ſo ein Stück krank, ſo halten die Leute ſeine Krankheit oft für etwas Teufliſches und ſchreiben böſen Menſchen, Hexen und Zauberern dieſe Unfälle zu, ſtatt auf natürlichem Wege den Grund der Krankheit aufzuſuchen. Aber man muß auf der andern Seite auch zugeben, daß manche Erſcheinungen in dieſer Beziehung auf natürlichem Wege nicht zu erklären ſind, ſondern lediglich teufliſchen Einflüſſen zugeſchrieben werden müſſen. Wer länger auf dem Lande iſt und entweder ſelber Vieh hat oder doch einen aufmerkſamen Beobachter macht und wahrnimmt, wie es den Leuten oft damit geht: der muß oft unheimlich den Kopf ſchütteln und kann ſich nichts anders denken, als: Wahrlich, da kann es nicht mit rechten Dingen zugehen!

Seht, Geliebte! deßwegen läßt auch die Kirche die Viehſtälle ſegnen, um ſie durch den Segen und durch Beſprengung mit geweihtem Waſſer vor allen böſen Einflüſſen ſicher zu ſtellen. Wozu denn ein Segen, wenn die Kirche nicht den Glauben hätte, daß der Teufel durch böſe Menſchen oder unmittelbar dem Viehe Schaden zufügen könnte? Insbeſondere iſt es das Zeichen des heiligen Kreuzes, das die Kirche anwendet, um die Gewalt des Böſen ferne zu halten oder unſchädlich zu machen, und die Anrufung des heiligſten Namens Jeſu. Es iſt daher kein Aberglaube, ſondern ein frommer und heilſamer Gebrauch, wenn ſich die Leute ihre Ställe benediciren laſſen. Nur ſollen ſie in andern Mitteln, die ſie für ihr krankes Vieh anwenden, allen Aberglauben ferne halten, der gar häufig mitunterläuft. Freilich iſt das Haſchen nach jeglichem Mittel, das geboten wird, in vielen Fällen ſehr verzeihlich; denn wenn dem armen Söldner, der nur ein paar Kühe hat, ein ſolches Stück umfiele, ſo wäre es kein geringer

Schaden für ihn; es läßt ſich alſo leicht denken, daß er nach Allem greift, was da empfohlen wird. Helfe, was helfen mag, wenn's nur hilft! heißt's da. Auf der andern Seite aber iſt die Grenze zwiſchen Aberglauben und ſogenannten Sympathiemitteln zur Stunde noch ein ſo großes Geheimniß, daß kein Menſch mit Beſtimmtheit ſagen kann: dieß iſt Sympathie und dieß iſt Aberglaube. Was die Kirche als Aberglauben verabſcheut, das ſind in dieſer Beziehung manche ſogenannte Segensſprüche und Gebete, die heimlich zum Verkaufe herumgeboten werden, dann alle jene ſogenannten hochgeweihten Zettel, Bilder und Pfennige, welche angeblich dieſe oder jene unfehlbare Wirkung gegen alle Krankheiten und Seuchen, gegen alle zeitlichen oder auch geiſtlichen Unglücksfälle oder zur Erreichung bloß irdiſcher Vortheile haben ſollen. Dieſe und andere abergläubiſche und ſündhafte Thorheiten, z. B. Gebete und Segensſprüche, die ſchuß- und ſtichfeſt machen, vor dem gähen und unverſehenen Tode ganz gewiß ſchützen, das Fieber vertreiben, das ausgebrochene Feuer plötzlich löſchen, Bleikugeln ganz gewiß treffen machen ſollen, ſind bösartige Auswüchſe und Verunſtaltungen einer an ſich ſehr löblichen und heiligen Sache. Nur ſchändliche Gewinnſucht konnte dergleichen Betrügereien ausdenken und die Unwiſſenheit, den Eigennutz und die Habſucht Anderer ſo arg mißbrauchen, ſo wie hinwiederum nur der größte Aberglaube und der ganz in dem Irdiſchen verſunkene Sinn auf ſolche offenbare Albernheiten einen Werth legen kann.

So laſſen wir denn den Aberglauben bei Seite, ohne deßhalb von der Sache ſelbſt das Geringſte fahren zu laſſen. Ja, es iſt wahr und gewiß: der Teufel kann Menſchen und Vieh ſchaden. Zu klar ſind hiefür die Beweiſe aus der Schrift und der Erfahrung. Suchen wir daher uns und unſer Hab und Gut zu ſchützen gegen die Pfeile des Böſen! Die Segnungen und Weihungen der Kirche thun in dieſer Beziehung zwar nicht unfehlbare, aber doch ſehr häufige und weſentliche Dienſte. Insbeſondere aber müſſen wir uns bemühen,

durch einen chriſtlichen Lebenswandel dem Teufel allen Zugang und Einfluß auf uns und unſer Hab und Gut abzuſchneiden; ſonſt hilft alles Benediciren Nichts, und Kreuz und Weihwaſſer und Beten iſt da vergeblich. Merkwürdig ſind in dieſer Beziehung die Worte eines Schülers des heiligen Bernhard, des Abtes Guerricus: „Es iſt ganz natürlich," ſagt er, „daß diejenigen, welche zu ihrer Vertheidigung die Stirne mit dem Kreuze bezeichnen, auch dem Gekreuzigten in ihrem Wandel folgen müſſen. Man muß nach dem Geſetze deſſen leben, mit deſſen Glauben man ſich ausrüſten will. Umſonſt trägt ein Kriegsmann das Kleid und Zeichen ſeines Feldherrn, wenn er ſeine Befehle nicht vollzieht, und er vertheidigt ſich mit Unrecht mit der Fahne desjenigen, dem er nicht gehorchen will. Aber ſeht hier die Verkehrtheit und den Mißbrauch der Kreuzfeinde Jeſu! Sie wollen ſich durch die Kraft des Kreuzes vertheidigen und in Sicherheit ſetzen und thun doch, was wider die Verehrung des Kreuzes ſtreitet. Sie wollen ſich in Gefahr durch die Kraft dieſes Kreuzes vertheidigen, und ſind doch ſelbſt Feinde, die wider das Kreuz ſtreiten und ſich empören, ſie ſind Freunde und Anbeter ihres Bauches und Geldes, das ſie zu ihrem Götzen machen. Wer ſo unbilligen Gebrauch vom Kreuze macht, den wird das Kreuz in jener Stunde nicht retten, wo das Zeichen auf der Stirne die Auserwählten von den Verworfenen unterſcheiden wird." — Darum rufe ich euch mit dem heiligen Jakobus (4, 7.) zu: „Unterwerfet euch Gott; widerſtehet dem Teufel und er wird vor euch fliehen." Amen.

Predigt

auf

den vierten Sonntag in der Fasten.

Text: „Jesus stieg auf einen Berg hinauf.“

Geliebte Pfarrkinder!

Wir lesen in der heiligen Schrift gar so oft, daß der göttliche Heiland sich aus dem Geräusche der Stadt in die Einsamkeit zurückzog, um dort ungestört dem Gebete obliegen zu können. Wenn er den Tag hindurch gearbeitet, die Kranken geheilt und dem Volke das Evangelium verkündet hatte, dann zog er sich gegen Abend hin in die Einsamkeit zurück. Auch heute sehen wir, wie unser Herr sich auf einen Berg zurückzieht. Er war in Jerusalem, hatte dort einen gichtbrüchigen Menschen geheilt und war mit den Juden in Streit gekommen, weil es gerade Sabbath war, als er das Wunder der Heilung verrichtete. Nachdem ihnen nun Jesus seine Meinung gesagt hatte, verließ er die Stadt, fuhr über das galiläische Meer und stieg auf einen Berg hinauf. Dießmal waren auch seine Jünger bei ihm und auch viel Volk ging ihm nach, weil sie die Zeichen sahen, die er an den Kranken

that. Aber öfter ſtieg Jeſus ganz allein auf einen Berg oder zog ſich ſonſt zurück, und auch im heutigen Evangelium heißt es, daß er ſich, als ſie ihn zum Könige machen wollten, ganz allein auf einen Berg zurückzog. Der Herr muß alſo die Einſamkeit ſehr lieb gehabt haben; ſonſt hätte er ſie nicht ſo oft aufgeſucht, ſonſt hätte er nicht volle vierzig Tage und Nächte in der Wüſte zugebracht, ſonſt hätte er ſich nicht ſo oft aus dem Gewühle der Stadt davongemacht, ſonſt hätte er in den Städten ſeinen dauernden Wohnſitz aufgeſchlagen.

Und doch, Geliebte, wie viele Menſchen gibt es nicht, welche die Einſamkeit aneckelt, die um Alles in der Welt, wie ſie ſagen, nicht auf dem Lande ſein könnten, denen es nur wohl thut in der geräuſchvollen, lärmenden Stadt! Wie Viele gibt es ſelbſt nicht auf dem Lande, denen das Landleben abgeſchmackt vorkommt, denen es ſo öd und langweilig erſcheint und die keine andere Sehnſucht haben, als in eine Stadt zu kommen. O die Thoren, ſie wiſſen nicht, was ſie verlangen. Wäre in der Einſamkeit nicht ein recht großer Schatz verborgen, nach dem zu ſuchen wohl der Mühe werth wäre: nimmermehr hätte ſich der Herr ſo oft in die Einſamkeit zurückgezogen, und nie wäre er uns auch in dieſer Beziehung ein Beiſpiel geworden. Ja, Geliebte, die Einſamkeit iſt ein Weinberg, der, wenn er recht umgegraben wird, die koſtbarſten Früchte trägt. Und ſo wollen wir denn heute den Nutzen des einſamen Lebens mit einander betrachten. Zu dieſem Ende ſage ich:

Die Einſamkeit zieht von der Welt ab, I. Theil;
die Einſamkeit führt zu Gott hin, II. Theil.

Ich beginne ꝛc.

Erſter Theil.

Es iſt überaus merkwürdig, Geliebte, daß ſchon die alten heidniſchen Weiſen eine ſo große Liebe zur Einſamkeit hatten, und wirklich mitunter als vollkommene Einſiedler lebten.

Was mochte ſie wohl dazu treiben, den Umgang mit Menſchen zu fliehen und ſich auf ſich ſelber zu beſchränken? Das Streben nach einer größeren Vollkommenheit, der Ekel an dem alltäglichen Treiben der gewöhnlichen Menſchen, die ſie umgaben und der Anblick der Nichtigkeit und Hinfälligkeit dieſer irdiſchen Güter war es, der ſie in die Einſamkeit trieb und ſie auf ſich ſelbſt beſchränkte. „Je mehr man mit der großen Menge zu thun hat," ſagte Einer von ihnen, „deſto gefahrvoller iſt es. Ich komme geiziger, ehrſüchtiger, wollüſtiger, grauſamer und unmenſchlicher nach Hauſe, weil ich unter Menſchen war. Jedermann empfiehlt uns ein Laſter, oder richtet uns ab dazu, und wenn man es auch nicht weiß, ſo bleibt doch davon etwas hängen."*) Und ein anderer von ihnen gab auf die Frage, warum er denn gar ſo ſelten unter die Leute gehe, zur Antwort: „Mir iſt Einer genug, oder auch gar Keiner."**) Sie wollten alſo vor der Anſteckung der großen Menge ſich bewahren und darum ſo wenig als möglich mit ihr in Berührung kommen; ſie liebten alſo die Einſamkeit, um von dem Verderben ihrer Zeit frei zu bleiben, und es macht keinen geringen Eindruck auf uns, wenn wir leſen, daß ſolch ein heidniſcher Weltweiſer ſogar in einem Faſſe ſeine Wohnung aufſchlug und vergnügt in demſelben war, weil er das Glück dieſer Welt über alle Maſſen verachtete. Alexander der Große ſtellte es einſt dieſem heidniſchen Einſiedler frei, ſich eine beliebige Gnade auszubitten und was meint ihr wohl, daß der ſonderbare Mann verlangte? Nichts anders, als daß ihm der König aus der Sonne gehen möchte. Alexander ſelber gerieth hierüber ſo in Erſtaunen, daß er ausrief: „Wenn ich nicht Alexander wäre, ſo möchte ich Diogenes ſein." So hieß nämlich dieſer heidniſche Weltweiſe. Wenn

*) Seneka: Epist. 7.

**) Demokrit.

nun Heiden von dem ſchwachen Lichte ihrer Vernunft geleitet den Nutzen der Einſamkeit erkannten, wie werden erſt jene die Einſamkeit zu ſchätzen haben, die im hellen Lichte der Offenbarung wandeln? Darum finden wir auch im Chriſtenthum zu allen Zeiten eine vorherrſchende Liebe zur Einſamkeit. Tauſende haben der Welt und ihren Reizen Lebewohl geſagt und ſind in Wüſteneien und Einöden hinausgezogen, um dort fern vom Verderben der Welt deſto leichter den Sieg über die Sünde zu erringen. Ja, redet, ihr fürchterlichen Wüſteneien von Oberägypten! wer hat euch bevölkert? Wer hat ganze Schaaren frommer Männer in eure unwirthlichen von giftigen Schlangen wimmelnden Strecken hinausgelockt? Was hatten ſie dort zu ſuchen? Welche köſtliche Nahrung, welche Genüſſe, welche Unterhaltung wartete ihrer in der Wüſte? O nichts von alle dem hat ſie in die Wüſte gezogen. Das Alles haben ſie ja verlaſſen, alle Freuden, alle Genüſſe, alle Vergnügungen hatte ihnen ja die Welt geboten; aber gerade das war es, was ſie flohen, was ſie aneckelte, was ſie fürchteten, was ſie weit von ſich wiſſen wollten, und darum flohen ſie die Welt mit ihrer Augenluſt, Fleiſchesluſt und Hoffart des Lebens und ſuchten Höhlen und Felſenklüfte auf, um doch Einen Feind des Heiles, die Welt nämlich, los zu werden. Und hat man je gehört, daß Einer von ihnen dieſen Schritt bereut, daß er die Einſamkeit wieder verlaſſen hätte? O wie oft mögen ſie ihre unwirthſamen Wohnungen ſelig geprieſen haben, wo ſie Nichts hörten von den Verführungskünſten und Schmeicheleien, Nichts ſahen von den Ärgerniſſen und Laſtern des vornehmen und gemeinen Pöbels, nichts bemerkten von der Niedertracht und Schlechtigkeit der Menſchen, ſondern fern von allen Kabalen und Intriguen böſer Menſchen, fern von dem glänzenden Elende der Welt und der anſteckenden Peſt großer Sammelplätze auch nicht von dem Hauche des Böſen berührt wurden und wahrſcheinlich unter den Ungeheuern der Wüſte vergnügter wandelten, als unter

den Beſtien, die in Menſchengeſtalt in der Welt einhergehen.

Aber nicht Alle können das thun, nicht Alle können in Höhlen und Klüften und Wüſteneien ſich verkriechen; ja, wenn die Tochter, der Sohn, die ihren alten Eltern Stab und Stütze ſein ſollen, dieſe ihre Eltern verlaſſen wollten, um in ein Kloſter oder eine Einöde ſich zurückzuziehen, wenn ein Familienvater es ſich beikommen laſſen wollte, die Seinigen im Stiche zu laſſen, um in die beſtändige Einſamkeit ſich zurückzuziehen: ſo würden ſolche ſogar ſich verſündigen; allein es gibt noch eine andere Einſamkeit, die jeder Chriſt ſuchen, jeder Chriſt lieben muß, wenn er vom Gifte der Welt nicht angeſteckt werden ſoll. „O heilige Seele," ruft der heilige Bernhard aus, „ſei allein, damit du dir allein von Allen dich bewahreſt, die du aus Allen dir dich erwählt haſt. Fliehe die Öffentlichkeit, fliehe ſelbſt die Hausgenoſſen, trenne dich von deinen Freunden und Vertrauten, ſelbſt von deinem Diener. Weißt du nicht, daß du einen ſchamhaften Bräutigam haſt, der dir, wenn Andere anweſend ſind, ſeine Anweſenheit nicht geſtatten will? Trenne dich alſo, aber nur dem Geiſte, nicht dem Körper nach." *) Dieſe Einſamkeit hat Jeſus Chriſtus öfter geſucht. Er war in der Stadt, unter dem Volke, wenn es ſein Beruf erforderte, wenn das Heil der Menſchen ſeine Gegenwart unter der Menge erheiſchte; aber dann zog er ſich zurück in die Einſamkeit, um da dem Gebete und himmliſchen Gedanken obzuliegen. Der Herr hatte nöthig, das zu thun; allein, er wollte uns ein Beiſpiel geben; denn wir haben es nöthig, uns zeitenweiſe zurückzuziehen, um uns nicht unter der Menge und ihrem Treiben zu verlieren, um mit der Welt nicht zu verweltlichen. Das haben von jeher alle Frommen und Heiligen Gottes

*) Sermo 40. in Cantic.

gethan. Erforderte es die Nächſtenliebe oder was immer für eine Pflicht, ſo zeigten ſie ſich nicht leuteſcheu, ſondern waren Allen Alles, und wo ſie helfen, tröſten, beiſtehen konnten, thaten ſie es; aber war das Alles geſchehen, dann ſuchten ſie ihre einſame Wohnung wieder auf. Warum? ſie fürchteten die Welt und ihre Anſteckung. Auch wir Alle können dieß alle Tage erfahren. Je häufiger und unter je mehreren Menſchen man iſt, deſto mehr nimmt man von ihren Unarten an, überhaupt, je öfter man unter die Leute kommt, deſto leichter ſündigt man. Darum ſagt das goldene Büchlein von der Nachfolge Chriſti *): „Es iſt leichter, Nichts reden, als reden und nicht fehlen. Es iſt leichter, ſich im Hauſe verborgen halten, als ſich außer dem Hauſe rein bewahren. Wer alſo zum innern geiſtlichen Leben gelangen will, der muß ſich mit Jeſus von der Volksmenge entfernen. Niemand kann ſicher auf dem Markte ſich ſehen laſſen, der nicht gern ungeſehen — daheim bleibt."

Hört ihr das, Geliebte? Seht ihr jetzt ein, was die Einſamkeit nützt? Hört ihr, wie nothwendig es iſt, ſich von der Welt zurückzuziehen, um von ihr nicht angeſteckt zu werden? Nicht wahr, ihr kennt den Spruch: Böſe Geſellſchaft verdirbt gute Sitten? Ihr wiſſet auch und ſehet es ein, daß man die Welt fliehen und die Einſamkeit lieben müſſe, wenn man unſchuldig und gut bleiben will. Gut, ſo fliehet ſie denn! Fliehet gewiſſe öffentliche und heimliche Zuſammenkünfte, wo es nicht leicht ohne Sünde abgeht! Oder ſagt mir, ſeid ihr ſchon beſſer nach Hauſe gekommen, wenn ihr auf Tanzböden und bei gewiſſen Zuſammenkünften geweſen ſeid? Hätte euch da die Einſamkeit nicht tauſendmal mehr genützt? — Aber, ſagt ihr, unſer Herr iſt doch auch auf der Hochzeit zu Kana geweſen, alſo verlangt er auch von uns nicht, daß wir immer einſam zu

*) B. I. C. 20.

Hauſe ſitzen ſollen. Ihr habt Recht, das verlangt er nicht; ihr dürft auch anſtändige Freuden genießen; aber nicht immer und überall muß man dabei ſein wollen, ſonſt wird man leichtſinnig und weltlich, und die Einſamkeit eckelt dann an. Wehe dem, der es ſo weit gebracht hat, daß er nicht mehr einſam ſein kann, daß er den Zerſtreuungen der Welt unaufhörlich nachjagt. Wißt ihr, warum ein ſchlechter Menſch nicht einſam ſein will? Weil er einen Grauſen hat vor ſich ſelber; er fürchtet, es könnten ihm in der Einſamkeit Gedanken kommen über ſeinen ſchlechten Zuſtand und das will er nicht. Er will ſeine häßliche Seele nicht im Spiegel ſehen. Darum ſagt ein frommer Mann: „Ein ſchlechter Menſch wohnt bei ſich nie in Sicherheit, weil er bei einem ſchlechten Menſchen wohnt und Niemand iſt ihm läſtiger, als er ſich ſelbſt.“ *)

Wer ſich aber ſelber kennen lernen und beſſern, wer im Guten fortſchreiten und beharren will, der liebt die Einſamkeit; denn auch dieſen Nutzen gewährt ſie; hievon aber im

zweiten Theile.

Wer lange Zeit ein böſes Leben geführt hat und es mit der Welt gehalten hat, aber nun vom Strahle der Gnade erwärmt ſein Leben ändern will: bei dem iſt das allererſte, daß er vor der Welt einen Eckel bekommt, und die Einſamkeit ſucht. Dort beweint er im ſtillen, einſamen Kämmerlein die Thorheiten ſeines Lebens und ſeufzt in der Zerknirſchung ſeines Herzens zu Gott. Was hat David nach ſeinem ſchrecklichen Falle gethan? Die Einſamkeit hat er geſucht und in dieſer ſind jene Bußpſalmen entſtanden, die uns ein Zeugniß von der Zerknirſchung und dem Reueſchmerz geben, der ſeine Gebeine verzehrte. Was hat Paulus gethan, als er vom Blitze der Gnade getroffen bekehrt war? Die Einſamkeit hat er geſucht, um dort zu beten. Was haben alle

*) Wilhelm, Abt v. St. Theodorich: Tractat. de vit. solitar. c. 12.

Jene, die je die Welt und ihre Eitelkeit verlaſſen haben, gethan? Ihr Erſtes war: Die Einſamkeit aufzuſuchen. Ja, wenn der Sünder ſo ganz mit ſich allein iſt, da ſieht er ſich in ſeiner wahren Geſtalt, da erkennt er das ganze tiefe Elend ſeines Zuſtandes und entweder muß er ſich beſſern, oder verzweifeln, und aus Verzweiflung fortſündigen. Darum ſagt auch das goldene Büchlein von der Nachfolge Chriſti; „Soll dein harter Sinn zerſchlagen, dein verſchloſſenes Herz wieder aufgeſchloſſen werden; ſo geh in deine Kammer und laß den Tumult der Welt nicht herein, wie die Schrift ſagt: In euren Schlafkammern redet mit euren Herzen, bis ſie wund und weich werden. In der Zelle wirſt du wieder finden, was draußen verloren geht. Wenn du oft darin biſt, ſo wirſt du gern darin ſein, wenn du aber ſelten darin biſt, ſo wirſt du nicht ohne Gram und Überdruß darin ſein können. Gewöhne dich gleich im Anfange deiner Beſſerung, die Zelle fleißig zu hüten; dann wird ſie nach und nach eine liebe Freundin deines Herzens und deine liebliche Tröſterin werden.“ *) — Was von den Zellen der Kloſterleute gilt, das gilt auch von unſern Wohnungen. Wer ſein Vergnügen außer ſeinem Hauſe ſucht, wird Thorheit ſäen und Kummer ärnten. Wer kein Freund iſt vom Zuhauſebleiben, der hält es eben mit der Welt und iſt kein Nachfolger Jeſu Chriſti.

Ja, zu Hauſe in der ſtillen einſamen Kammer da iſt es ſo ſüß, da weint man ſich das Herz leicht wegen der Thorheiten des Lebens, wegen der Sünden der Jugend, die man begangen hat; dort zu Hauſe in der ſtillen Kammer auf dem Betſchemmel vor dem Bilde des Gekreuzigten und ſeiner lieben Mutter da betet es ſich ſo gut und ſo leicht, da wird die Sehnſucht nach dem Himmel ſo rege, da widert Einen die

*) Lib. imitat. l. c.

Welt unbeſchreiblich an, da fühlt man ſo recht innig, warum man denn da iſt, da denkt man ſo nüchtern und klar, da tauchen ſo fromme Vorſätze auf, da kann man ſich ſo recht nach Herzensluſt mit ſeiner Seele und Seligkeit beſchäftigen und man hat nur noch Einen Wunſch, nämlich: wenn man nur nichts mehr wiſſen dürfte von der Welt, nichts mehr zu thun haben dürfte mit ihr und ſo ganz allein und ungeſtört nur ſich ſelber leben könnte. Wenn wir fragen: Geliebte! wo haben denn die Heiligen Gottes ihre himmliſchen Tröſtungen empfangen, wo haben ſie denn ihre rührenden und erſchütternden Betrachtungen angeſtellt, wo haben ſie ſich denn Friede für ihre Seele geholt, wo haben ſie denn am liebſten und am nützlichſten gebetet, wo haben ſie ihre geiſtvollen und gelehrten Schriften geſchrieben, von denen noch jetzt die ganze Chriſtenwelt zehrt? frage ſie ſelber und ſie ſagen dir: In der Einſamkeit, am Fuße des Kreuzes. Ja, alles Große und Erhabene iſt noch aus der Einſamkeit hervorgegangen und dieſe Einſamkeit iſt das untrügliche Kennzeichen einer jeden großen Seele. Alle treuen Diener Gottes haben die Einſamkeit geliebt, dort im Gebete mit Gott geſprochen und ſich für ihren Beruf geſtärkt und vorbereitet. Von Jakob heißt es, daß er auf das Feld hinausging, um dort zu betrachten. (I. Moſ. 24, 63.) Moſes war vierzig Tage auf dem Berge im einſamen Gebete vor Gott, bevor er die Tafeln des Geſetzes brachte. So verſchloß ſich auch Eliſäus in einſamer Kammer und betete zu Gott, bevor er den Sohn der Wittwe vom Tode erweckte (IV. Kön. 4, 33.), und von der Heldin Judith, welche ihr Volk von der Sklaverei des Holofernes befreite, ſagt die Schrift, daß ſie ſeit ihrem Wittwenſtande gar nimmer unter die Leute ging, ſondern in einem Zimmer im obern Stocke des Hauſes ſich mit ihren Mägden eingeſchloſſen hatte. Insbeſondere aber, wie jener entſcheidende Augenblick herbeikam, wo ſie die rettende Heldenthat vollbringen ſollte, da, heißt es, ſtieg ſie in ihre Betkammer hinauf, fiel dort auf ihr Angeſicht nieder und betete. — Doch

was gehe ich denn ſo weit zurück und warum rede ich nicht von der Lilie der Thäler, von der Blume der Einſamkeit, von Maria der Jungfrau? Warum wiſſen wir denn gar ſo wenig von ihrem Leben? Ach, deßwegen, weil ſie faſt nie ihr Kämmerlein verließ, weil ſie die Einſamkeit über Alles liebte.

O du ſüße, du herrliche Einſamkeit! o ihr Wüſteneien, ihr einſamen Stuben und Kammern! welche Blumen habt ihr herangezogen, welche Kleinode, welche koſtbare Edelſteine habt ihr verborgen! Wohl mag euch die Welt auslachen, ihr Freunde und Freundinnen der Einſamkeit, wohl mag ſie euch als bigotte Schwärmer bemitleiden, wohl mag ſie euch als welt- und menſchenſcheue, eigenſinnige Köpfe verachten! Verarget es ihr nicht, wenn ſie alſo von euch denkt und redet. Was weiß denn die Welt von der Seligkeit der Einſamkeit, was von ihren Freuden, was von ihrem Nutzen? Das hieße ja einem Blinden zumuthen, eine begeiſterte Schilderung von einem herrlichen Gemälde zu entwerfen. Die Welt kennt keine Einſamkeit, außer eine, die zu Gott in keiner Beziehung ſteht. Sie liebt wohl auch die Einſamkeit, der Freund der Natur erbaut ſich wohl auch eine Grotte, eine Klauſe in einer Ecke des Gartens, am rieſelnden Bache, auf einer ſchönen Anhöhe, aber ihre Abſichten dabei ſind nur irdiſche; ſie will ſich nur das Leben dadurch angenehm machen, aber die Natur iſt der Gott, dem ſie Weihrauch ſtreut. Gerade die größten Freunde der Natur ſind ja in unſern Tagen wahre Heiden, die an keinen perſönlichen Gott glauben, ſondern nur an die ſchaffende Kraft der Natur. Mit einem Worte: die Welt liebt die Einſamkeit nicht, um ihre Sünden zu beweinen, um zu beten, Gott und göttliche Dinge zu betrachten, ſondern um rein ſinnliches Vergnügen zu haben und oft noch ärgere Dinge in dieſer Einſamkeit zu thun. Kein Menſch beneidet die Welt um dieſe ihre Einſamkeit, kein Menſch ſucht ſie in ihren Genüſſen zu ſtören; aber darum möge auch ſie Andere ungeſchoren laſſen, die nach ihrer Weiſe einſam ſein, einſam beten, betrachten, Gott dienen wollen. Es wird ein Tag kommen, wo dieſe

Einſiedler, dieſe armen Büßer, dieſe verborgenen Jungfrauen, dieſe ſtill lebenden Wittwen zum ſchrecklichen Erſtaunen der Welt ganz anders daſtehen werden, als Viele von denen, die in der Welt viel Spektakel gemacht haben, denen man Denkmäler errichtet hat, und deren Namen in den Geſchichtsbüchern mit großen Buchſtaben aufgezeichnet ſind. Darum, Geliebte! laßt euch von der Welt nicht irre machen! Liebet die Einſamkeit, ihr Jünglinge und Jungfrauen, ihr Männer und Frauen! ſo rufe ich euch heute zu im Hinblick auf unſern Herrn und Heiland, der ſo gern an einſamen Orten betete. Wir haben es ja da gar recht leicht, Geliebte! Wir ſind abgeſchloſſen von der Zerſtreuung und dem Getümmel der Städte; die herrliche Natur im Frühlinge, Sommer und Herbſt ladet ſo freundlich ein, ein einſames Plätzchen zu beſuchen und da zu beten und ſeinen Gedanken über die andere Welt Audienz zu geben. Im Winter aber ſeid ihr oft genug allein zu Hauſe und ſo könnt ihr da wiederum die ſüßen Früchte der Einſamkeit genießen. Man ſagt nicht, daß ihr deßwegen eure Hauswirthſchaft vernachläßigen ſollet. „Sei du für dein Hauswesen beſorgt," ſagt der heilige Hieronymus, „jedoch ſo, daß du auch deiner Seele einige Ruhe gönnſt. Erwähle dir einen paſſenden von dem Geräuſche der Familie etwas entfernten Ort, wohin du dich wie in einen Hafen aus dem Sturme der Sorgen zurückziehen und die draußen aufgeregte Fluth der Gedanken durch die Stille des Ortes wieder beruhigen kannſt. Hier befaſſe dich nicht nur mit dem Leſen heiliger Bücher, mit häufigem Beten, mit einem feſten Nachdenken an die Zukunft, daß du alle Beſchäftigungen der übrigen Zeit durch dieſe Rufe ausgleichſt. Das ſagen wir nicht darum, um dich den Deinigen zu entziehen, ſondern wir thun es, damit du da lerneſt und nachdenkeſt, wie du dich gegen die Deinigen zu verhalten habeſt." Amen.

Predigt

auf

den fünften Sonntag in der Fasten.

Text: „Wer aus euch kann mich einer Sünde beschuldigen?“ Joh. 8, 46.

Geliebte Pfarrkinder!

Es hat nur Einen gegeben, so lange die Welt steht, der seinen Feinden zurufen konnte: Wer von euch kann mich einer Sünde beschuldigen? Wer hat mich je etwas Böses thun sehen? Und dieser Eine war der Reinste und Heiligste, war der Sohn Gottes selbst. Feinde schauen gewiß auf Alles auf und lauern auf jeden Tritt und Schritt, den die Person thut, welche sie nicht leiden mögen; und wenn nun selbst der Feind trotz allem Spähen und Schauen dennoch Nichts entdecken kann, was sündhaft ist, wie rein muß so ein Mensch dastehen! Die Pharisäer legten dem Herrn eine Falle, wo sie nur konnten, sie luden ihn zum Essen ein, um ihn zu beobachten, sie trugen ihm Zweifel und Fragen vor, um ihn zu fangen, sie führten eine Ehebrecherin vor ihn, damit er in seinem Urtheile eine Blöße geben sollte; allein sie konnten auch nicht den Schatten

einer Sünde in ſeinem ganzen Weſen entdecken. Unerſchrocken konnte der Herr an ſie die Frage richten: Wer von euch kann mir eine Sünde zur Laſt legen?

O meine Lieben! wenn auch wir ſo ſagen könnten, ſagen könnten mit Recht und in Wahrheit! Wir ſagen zwar auch oft: „Wer kann mir etwas Unrechtes nachſagen? bin ich nicht ein rechtſchaffener Menſch, gehe ich nicht fleißig in meine Kirche? Ich ſtehle nicht, ich bringe Niemanden um, und gebe Jedem, was ihm gehört.“ Allein ſolche Reden ſind noch kein Beweis eines guten Gewiſſens, geſchweige erſt einer gänzlichen Sündenreinheit. Ein ganz reines Gewiſſen hat überhaupt gar kein Menſch, wenn wir die ſeligſte Jungfrau ausnehmen, kein Einziger kann ſagen: Ich habe keine Sünde auf mir. „Wer kann ſagen, mein Herz iſt rein und ich bin frei von Sünden?“ heißt es im Buche der Sprichwörter (20, 9.). Und Salomon ſagt: „Es iſt kein Gerechter auf Erden, der das Gute thue und nicht ſündige.“ (Pred. 7, 21.) Selbſt der Gerechte fällt des Tages ſiebenmal und „wenn wir ſagen, wir haben keine Sünde, ſo betrügen wir uns ſelbſt und die Wahrheit iſt nicht in uns.“ (I. Joh. 1, 8.) Alſo ſtreng genommen, hat gar Niemand ein gutes Gewiſſen, weil Niemand ganz rein von Sünde iſt. Allein wir ſprechen denn doch oft von einem guten Gewiſſen und werden ermahnt, ein gutes Gewiſſen uns zu verſchaffen. Zugleich werden wir auch auf die Ruhe und den Troſt eines guten Gewiſſens hingewieſen und es wird uns geſagt, daß es Nichts gibt über ein gutes Gewiſſen. So müſſen wir denn fragen:

Was iſt denn eigentlich ein gutes Gewiſſen? I. Theil.
Welches ſind die Freuden eines guten Gewiſſens? II. Theil.

Ich beginne ꝛc.

Erſter Theil.

Wenn du mich fragſt, mein Chriſt, wie man es kennt, daß man ein gutes Gewiſſen habe, ſo antworte ich dir: Frage dich nur ſelber! Du hörſt dann ſchon, was dir dein Inneres für eine Antwort gibt. Macht dir dein Inneres ſchwere Vorwürfe, ſo haſt du ein ſchlechtes Gewiſſen, macht es dir aber keine Vorwürfe, wenigſtens nicht in wichtigen Dingen, ſo haſt du ein gutes Gewiſſen. Allein da das Gewiſſen ſelber wieder ſehr verſchieden iſt, irrig auch ganz eingeſchlafen ſein kann, ſo verſteht es ſich, daß nur ein ſolches Gewiſſen ein rechtes iſt, das mit den Geboten Gottes und der chriſtlichen Religion überhaupt übereinſtimmt. Es gibt Leute, meine Lieben, die die Unkenſchheit für keine Sünde halten, ſondern für etwas, was ganz natürlich und erlaubt iſt. Mein Gewiſſen, ſagen Solche, macht mir keinen Vorwurf darüber. Es gibt Leute, welche es für erlaubt halten, andere Menſchen zu haſſen, ſie anzufeinden, ihnen Böſes zu wünſchen, ihr Gewiſſen, ſagen ſie, erlaubt ihnen das. Es gibt Leute, die an Faſttagen ungeſcheut Fleiſch eſſen, die nicht einmal zu Oſtern beichten, die an Sonn- und Feſttagen in keine Kirche gehen. Das Alles halten ſie für keine Sünde; ihr Gewiſſen, ſagen ſie, erlaubt ihnen das. Es gibt Menſchen, welche ſtehlen, was ſie erwiſchen können, welche ihren Nächſten prellen und auf alle Weiſe übervortheilen und betrügen; es gibt Leute, die in ihrem Geſchäfte, in Maaß und Gewicht unredlich ſind, die Waare verfälſchen, verſchlechtern und das Alles für keine Sünde halten, es auch nicht beichten. Das ſind Handwerksvortheile, ſagen ſie, ihr Gewiſſen erlaubt ihnen das. Sie halten ſich deßungeachtet für brave, unſchuldige, rechtſchaffene Leute und ſie würden Jeden bei Gericht verklagen, der da die Achſel zucken und ihr gutes Gewiſſen in Zweifel ziehen wollte. Was ſagt ihr nun, meine Lieben, zu einem ſolchen Gewiſſen? Nun, ihr werdet ſagen: Solche Menſchen haben ein ſehr weites Gewiſſen, etwa wie ein zerriſſenes Netz, da ſchlüpfen die

einer Sünde in ſeinem ganzen Weſen entdecken. Unerſchrocken konnte der Herr an ſie die Frage richten: Wer von euch kann mir eine Sünde zur Laſt legen?

O meine Lieben! wenn auch wir ſo ſagen könnten, ſagen könnten mit Recht und in Wahrheit! Wir ſagen zwar auch oft: „Wer kann mir etwas Unrechtes nachſagen? bin ich nicht ein rechtſchaffener Menſch, gehe ich nicht fleißig in meine Kirche? Ich ſtehle nicht, ich bringe Niemanden um, und gebe Jedem, was ihm gehört.“ Allein ſolche Reden ſind noch kein Beweis eines guten Gewiſſens, geſchweige erſt einer gänzlichen Sündenreinheit. Ein ganz reines Gewiſſen hat überhaupt gar kein Menſch, wenn wir die ſeligſte Jungfrau ausnehmen, kein Einziger kann ſagen: Ich habe keine Sünde auf mir. „Wer kann ſagen, mein Herz iſt rein und ich bin frei von Sünden?“ heißt es im Buche der Sprichwörter (20, 9.). Und Salomon ſagt: „Es iſt kein Gerechter auf Erden, der das Gute thue und nicht ſündige.“ (Pred. 7, 21.) Selbſt der Gerechte fällt des Tages ſiebenmal und „wenn wir ſagen, wir haben keine Sünde, ſo betrügen wir uns ſelbſt und die Wahrheit iſt nicht in uns.“ (I. Joh. 1, 8.) Alſo ſtreng genommen, hat gar Niemand ein gutes Gewiſſen, weil Niemand ganz rein von Sünde iſt. Allein wir ſprechen denn doch oft von einem guten Gewiſſen und werden ermahnt, ein gutes Gewiſſen uns zu verſchaffen. Zugleich werden wir auch auf die Ruhe und den Troſt eines guten Gewiſſens hingewieſen und es wird uns geſagt, daß es Nichts gibt über ein gutes Gewiſſen. So müſſen wir denn fragen:

Was iſt denn eigentlich ein gutes Gewiſſen? I. Theil.
Welches ſind die Freuden eines guten Gewiſſens? II. Theil.

Ich beginne ꝛc.

Erſter Theil.

Wenn du mich fragſt, mein Chriſt, wie man es kennt, daß man ein gutes Gewiſſen habe, ſo antworte ich dir: Frage dich nur ſelber! Du hörſt dann ſchon, was dir dein Inneres für eine Antwort gibt. Macht dir dein Inneres ſchwere Vorwürfe, ſo haſt du ein ſchlechtes Gewiſſen, macht es dir aber keine Vorwürfe, wenigſtens nicht in wichtigen Dingen, ſo haſt du ein gutes Gewiſſen. Allein da das Gewiſſen ſelber wieder ſehr verſchieden iſt, irrig auch ganz eingeſchlafen ſein kann, ſo verſteht es ſich, daß nur ein ſolches Gewiſſen ein rechtes iſt, das mit den Geboten Gottes und der chriſtlichen Religion überhaupt übereinſtimmt. Es gibt Leute, meine Lieben, die die Unkeuſchheit für keine Sünde halten, ſondern für etwas, was ganz natürlich und erlaubt iſt. Mein Gewiſſen, ſagen Solche, macht mir keinen Vorwurf darüber. Es gibt Leute, welche es für erlaubt halten, andere Menſchen zu haſſen, ſie anzufeinden, ihnen Böſes zu wünſchen, ihr Gewiſſen, ſagen ſie, erlaubt ihnen das. Es gibt Leute, die an Faſttagen ungeſcheut Fleiſch eſſen, die nicht einmal zu Oſtern beichten, die an Sonn- und Feſttagen in keine Kirche gehen. Das Alles halten ſie für keine Sünde; ihr Gewiſſen, ſagen ſie, erlaubt ihnen das. Es gibt Menſchen, welche ſtehlen, was ſie erwiſchen können, welche ihren Nächſten prellen und auf alle Weiſe übervortheilen und betrügen; es gibt Leute, die in ihrem Geſchäfte, in Maaß und Gewicht unredlich ſind, die Waare verfälſchen, verſchlechtern und das Alles für keine Sünde halten, es auch nicht beichten. Das ſind Handwerksvortheile, ſagen ſie, ihr Gewiſſen erlaubt ihnen das. Sie halten ſich deßungeachtet für brave, unſchuldige, rechtſchaffene Leute und ſie würden Jeden bei Gericht verklagen, der da die Achſel zucken und ihr gutes Gewiſſen in Zweifel ziehen wollte. Was ſagt ihr nun, meine Lieben, zu einem ſolchen Gewiſſen? Nun, ihr werdet ſagen: Solche Menſchen haben ein ſehr weites Gewiſſen, etwa wie ein zerriſſenes Netz, da ſchlüpfen die

größten Todſünden durch; ein ſolches Gewiſſen kann unmöglich ein rechtes ſein. Und da habt ihr Recht, Geliebte. „Es iſt ein Weg, der dem Menſchen recht ſcheint," ſagt die heilige Schrift, „aber ſein Ausgang führt zum Tode." (Sprichw. 16, 25.)

Alſo nur ein ſolches Gewiſſen, das es genau nimmt, das mit den Geboten Gottes und der Kirche übereinſtimmt, kann ein giltiger Richter in deinem Herzen ſein, nur ein ſolches kann ein rechtes, giltiges Urtheil fällen und nur auf ein ſolches Urtheil kannſt du dich verlaſſen. Ein ſolch zartes Gewiſſen treibt den Menſchen an, in den Geboten Gottes zu wandeln und alle ſeine Satzungen zu halten, überhaupt alle Pflichten eines Chriſten genau zu erfüllen. Wer ein zartes Gewiſſen hat, der wird nicht nur vorſätzlich keine Sünde begehen, ſondern auch ſich immer mehr befleißen, die begangenen zu meiden und alle Mittel anwenden, ein reines Leben zu führen. Wer ein zartes Gewiſſen hat, der läßt ſich eher umbringen, als daß er eine Todſünde beginge, er empfängt die heiligen Sakramente öfter mit Zerknirſchung und inniger Andacht und ſein ganzes Beſtreben geht dahin, die Pflichten ſeines Standes genau zu erfüllen. Wenn nun dieſes zarte Gewiſſen auf die Frage: Wie ſteht's mit mir? eine beruhigende Antwort gibt, dann kann man ſich verlaſſen darauf. Von einem ſolchen Gewiſſen ſagt die heilige Schrift: „Bei allen deinen Werken folge treulich deinem Gewiſſen; denn das heißt in Gottes Geboten wandeln." (Sir. 32, 27.) Nur von dieſem ſagt ſie: „Schaffe dir ſelbſt ein Herz, das dir gut räth; denn es gibt für dich nichts Schätzbareres." (Ebend. 37, 17.) Ein ſolch zartes Gewiſſen ſuchten ſich auch die Heiligen Gottes und alle Frommen zu verſchaffen und zu bewahren und nur auf den Ausſpruch dieſes zarten Gewiſſens legten ſie Werth. In dieſem Sinne hat ſchon Job geſagt: „Ich ſprach: Bis ich verſcheide, will ich nicht weichen von meiner Unſchuld; meine Rechtfertigung, an der ich zu halten begonnen, laß

ich nicht; denn mein Herz tadelt mich nicht in meinem ganzen Leben." (Job 27, 5. 6.) In dieſem Sinne ſprach auch der Apoſtel Paulus: „Ich befleiße mich, ein unverletztes Gewiſſen zu haben vor Gott und den Menſchen allezeit." (Apoſtelg. 24, 16.) „Ich ſage die Wahrheit in Chriſto, ich lüge nicht; mein Gewiſſen gibt mir Zeugniß im heiligen Geiſte." (Röm. 9, 1.) Auf dieſes ſein gutes Gewiſſen hat ſich der große Apoſtel gar gerne berufen, weil es für ihn der gerechte und unparteiiſche Richter ſeines Lebens war. „Wir vertrauen wohl," ſchreibt er an die Hebräer, ſeine ehemaligen Glaubensgenoſſen, „ein gutes Gewiſſen zu haben, indem wir in allen Stücken einen guten Wandel führen wollen" (Hebr. 13, 18.); und an die Korinther ſchreibt er: „Das iſt unſer Ruhm, das Zeugniß unſers Gewiſſens, daß wir in Einfalt des Herzens und Aufrichtigkeit vor Gott nicht in fleiſchlicher Weisheit, ſondern in der Gnade Gottes in dieſer Welt und vorzüglich bei euch gewandelt haben." (II. Kor. 1, 12.) Ja, der Apoſtel rühmt ſich eines guten Gewiſſens von Jugend auf. Er ſchreibt nämlich an Timotheus: „Ich danke Gott, dem ich diene von den Voreltern her mit reinem Gewiſſen." (II. Tim. 1, 3.) Wie konnte er da von einem reinen Gewiſſen ſprechen, da er doch früher das Chriſtenthum verfolgte? Er wußte es nicht anders, er glaubte Gott einen Dienſt dadurch zu erweiſen, er that es aus Unwiſſenheit. Der Apoſtel hatte alſo früher ein irriges Gewiſſen, aber dennoch nennt er es ein gutes. Er handelte nämlich aus Überzeugung, wenn gleich aus einer irrigen, und darum handelte er recht; denn was nicht aus Überzeugung geſchieht, iſt Sünde. —

Geliebte! wer ſollte ſich nicht mit dem Apoſtel eines guten Gewiſſens freuen? So ſtreben wir denn darnach! Wandeln wir in Einfalt des Herzens vor Gott und ſcheuen wir uns, auch insgeheim Böſes zu thun; denn gerade die geheime Sünde iſt es, die am meiſten durch das Gewiſſen geſtraft wird. Darum

ſagt der heilige Martinus von Braga: „Du ſollſt keinen Mitwiſſer deiner Sünden mehr fürchten, als dich ſelbſt. Einem Andern kannſt du entfliehen, dir aber niemals.“ So wandle denn, chriſtlicher Jüngling, wie Joſeph in Ägypten, wandle, du chriſtliche Jungfrau, wie dein Vorbild, die Jungfrau Maria im Kämmerlein, die ſogar beim Anblick eines reinen Geiſtes in Schrecken gerieth. Wandelt, ihr chriſtlichen Frauen, wie Suſanna; wandelt, ihr Wittwen, wie Judith; wandelt, ihr Männer, wie Abraham. Ja, ſuchet immer und überall das koſtbare Kleinod eines guten Gewiſſens zu bewahren; dann ſeid ihr nicht bloß ein Gegenſtand des Wohlgefallens in den Augen Gottes; dann ſeid ihr nicht nur die Freude der heiligen Engel und aller guten, rechtſchaffenen Menſchen, ſondern ihr werdet in euch ſelber eine Freude und Seligkeit empfinden, mit denen ſich Nichts in der Welt vergleichen läßt. Ja, Geliebte, Nichts geht über die Freude eines guten Gewiſſens, und hievon im

zweiten Theile.

„Ein ruhiges Gemüth iſt wie ein beſtändiges Freudenmahl,“ ſagt die heilige Schrift (Sprichw. 15, 15.) und ſie hat recht. Die Freuden der Natur, der Anblick der herrlichen Werke Gottes, die Blumen des Feldes, die reine Bläue des Himmels, die Schönheit der Sonne, die freundlichen Sterne, das klare Bächlein, das Rauſchen der Wälder, das Säuſeln des Windes — das iſt Alles dem reinen Gewiſſen doppelt rein und ſchön und lieblich und der Menſch mit einem ſolchen Gewiſſen fühlt ſich ſelig in Gottes freier Natur, wie der Vogel in der Luft, wie der Fiſch im Waſſer, wie die Biene, welche Honig aus den Blüthen ſaugt. Ja, es iſt wahr, daß für die reine Seele die Sonne anmuthiger ſcheint, die Blumen ſchöner blühen und die Freuden der Natur doppelt ſchön ſind; denn es iſt jener Friede in ihr, der alle Vorſtellung weit überſteigt, der Friede des guten Gewiſſens. Wohl mag der Gottloſe darüber lachen, wohl mag er ſich brüſten, daß ihm

Eſſen und Trinken gerade ſo gut ſchmecken, daß ihm die Schönheiten der Natur gerade ſo zuſagen und ihn anſprechen, wie den Rechtſchaffenen; allein er täuſcht ſich nur ſelber. Allerdings mag ſein Körper ſich dabei wohl befinden, empfindet ja auch das Thier ein derartiges Vergnügen; allein eine innere Freude, die Freude eines guten Gewiſſens kennt er doch nicht, von dieſer hat er keine Ahnung. Ein gewiſſer Trübſinn, eine innere Angſt und Leere, eine gewiſſe Unruhe laſſen ihn nie aus und verfolgen ihn unabläßig, wie der Schatten den Körper. Ja, eine geheime Stimme ruft ihnen fortwährend in's Ohr: Du biſt doch ein Böſewicht bei all deiner Verſtellung, bei aller erheuchelten und erkünſtelten Heiterkeit, du biſt nicht werth des Glückes, das du genießeſt! Wohl ſucht der Gottloſe dieſen Sturm zu erdrücken, wohl ſucht er dieſe Stimme zum Schweigen zu bringen; er überredet ſich, den Frieden zu beſitzen, er ruft ſich zu: Friede! aber es iſt kein Friede! — Nur der gute Chriſt hat wahre, reine, ungetrübte Freude, nur auf ſeinem Angeſichte ſtrahlet wahre Heiterkeit, wenn die Natur in ſchönſtem Schmucke pranget, nur ſein Auge ſpiegelt den innern Frieden ab, wie die Sonne ihr klares, leuchtendes Bild im ſtillen, klaren Bache. Darum ruft der heilige Ambroſius*) aus: „Welche Frucht iſt ſüßer, als Reinheit und Ruhe des Herzens, und welche Speiſe lieblicher, als jene, die mit einem guten Gewiſſen genoſſen wird?“ Wer ein gutes Gewiſſen hat, dem iſt auch leicht geholfen. Da er die Hauptſache ſchon hat, ſo iſt er leicht zufrieden. Er braucht keine koſtbaren und rauſchenden Vergnügungen, keine ausgeſuchten Leckerbiſſen, keine ſeidenen und feinen Stoffe zu ſeinen Kleidern, er iſt mit Allem zufrieden. An ihm geht in Erfüllung, was die Schrift ſagt: „Wie gern begnügt ſich der geſittete Menſch mit Wenigem!“ (Sir. 31, 22.) Iſt aber Einer reich und hat kein gutes Gewiſſen, was hat er dann? Er iſt

*) In Psalm. 48.

ein armſeliger Tropf. Was halfen dem gottloſen Antiochus ſeine geraubten Schätze, was half ihm all ſeine Herrlichkeit? Nichts. Er war ein elender Menſch und all ſein Geld und Gut konnte ihn nicht tröſten. „Vermögen iſt gut, wenn das Gewiſſen von Sünden frei iſt," ſagt die Schrift (Sir. 13, 30.), aber gottloſe Reiche werden nicht glücklich ſein mit ihrem Reichthume.

Wer hingegen ein gutes Gewiſſen hat, iſt nicht nur fröhlich und heiter im Glücke, ſondern auch im Unglücke. Wenn Alles um ihn herumſtürmt und tobt, inwendig birgt er eine unverwüſtliche Ruhe. Während der Gottloſe zittert und bebt, wenn der Donner über ſeinem Haupte dahinrollt und der Blitz ſchrecklich herniederfährt, weil ſein ſchlechtes Gewiſſen ihm keine Ruhe läßt, während er ſchon über das Rauſchen der Blätter in den Bäumen ſich entſetzt und er wähnt, er trage das Bekenntniß ſeiner böſen Thaten an der Stirne herum, wie Kain: ſteht der gute Chriſt, wie ein Fels, an dem die wüthenden Wogen von allen Seiten ohnmächtig abprallen. Schaut einmal den jungen Joſeph an, wie er im Kerker in Ägypten ſchmachtet! Putiphars ſchändliches Weib hatte ihn falſch verklagt und der Unſchuldige ſitzt nun im Kerker. Allein Ruhe und Heiterkeit wohnen auf ſeinem Angeſichte; denn er fühlt ja den Troſt eines guten Gewiſſens. Und wer iſt denn Jener, der dort in einer Löwengrube mitten unter den Löwen ſo friedlich und ruhig ſitzt, wie ein Hirt unter ſeinen Lämmern? Iſt es nicht Daniel, der unſchuldig in dieſe Grube hinabgeworfen wurde? Und was hat denn die heiligen Martyrer mit ſo viel Freude und Wonne in ihren Kerkern erfüllt bei ihren Qualen? Wie konnten denn die Apoſtel freudig weggehen vom hohen Rathe, nachdem ſie gegeiſelt worden waren? Fragt nicht lange! Der Troſt und die Freude eines guten Gewiſſens, jener Friede Gottes, der alle Vorſtellung überſteigt, war es, der auf ihrem Angeſichte ſtrahlte und ſie in Mitte ihrer Leiden beglückte. Der Mann mit einem guten Gewiſſen kann im Unglücke mit David ausrufen: „Der Herr

iſt mein Licht und mein Heil, wen ſoll ich fürchten? Der Herr iſt der Beſchirmer meines Lebens, vor wem ſollte ich zittern? Wenn Jene, die ſich nahen, um mir zu ſchaden, mein Fleiſch zu freſſen, ſie, meine Feinde, die mich quälen, ſo werden ſie kraftlos und fallen zu Boden. Wenn ein Heerlager wider mich ſteht, ſo ſoll ſich mein Herz nicht fürchten. Wenn ſich ein Streit wider mich erhebt, ſo will ich dabei hoffen." (Pſ. 26, 1—3.)

Und erſt dann, wenn jener entſcheidende Augenblick herbeikommt, wo den Menſchen Alles verläßt, wo Freunde und Eltern rathlos das Bett umſtehen und der Arzt die Achſeln zuckt, dort auf dem Sterbebette, wo der Menſch allein iſt mit ſich und ſeinem Gewiſſen: o welche Wonne muß es da ſein, mit einem guten Gewiſſen ſein Stündlein immer näher herankommen zu ſehen! Wie leicht muß da das Sterben ſein! Welch ein Vorgeſchmack der Seligkeit muß da das Herz durchſtrömen! Welch ein Gefühl muß es ſein, wenn man auf dem Todbette mit dem heiligen Martinus zum hölliſchen Geiſte, wenn er ſeine letzten Anſtrengungen macht, ſagen kann: Blutige Beſtie! was ſtehſt du da? du wirſt keinen Theil an mir haben! Welch eine Seligkeit muß es ſein, wenn man mit dem heiligen Hilarion zur ſcheidenden Seele ſagen könnte: Fahr' aus, meine Seele! was fürchteſt du denn? fahr' aus! Siebzig Jahre haſt du deinem Herrn und Gott gedient und du fürchteſt zu ſterben? O ſelig, ſelig, wer alſo ſterben kann!

O Geliebte! wer ſollte nicht ein gutes Gewiſſen ſich zu verſchaffen und zu bewahren trachten? Man kann es ſo gut brauchen im Glücke und im Unglücke, beſonders aber beim Sterben und auf's Sterben kommt ja Alles an. O warum trachten wir denn nicht darnach! Warum laſſen wir uns denn von der elenden Welt und ihrer elenden Luſt ſo oft um die Ruhe und den Frieden unſers Herzens, um das gute Gewiſſen bringen und ſetzen uns dafür einen immerwährenden Wurm in's Herz! Schaut einmal ein Kind mit drei, vier

oder fünf Jahren an! Wer muß nicht mit einem ſolchen Kinde ſeine Freude haben, und wer denkt nicht beim Anblicke eines ſolchen unſchuldigen Weſens, dem der Friede Gottes auf dem Angeſichte ſtrahlt: Ach, wäre ich ein Kind, wie du! Ach, hätte ich den Frieden und die Ruhe deiner Seele! Ach, hätte ich deine Unſchuld und Liebenswürdigkeit und wüßte ich ſo wenig wie du von der Sünde und ihrem unſäglichen Elende, von dem Wurme des böſen Gewiſſens und ſeinen ſchrecklichen Qualen! Aber das Geſchehene läßt ſich nicht mehr ungeſchehen machen. Wir Alle haben den Frieden der Seele ſchon mehr oder weniger getrübt, wir Alle haben ſchon vielfach den Wurm des böſen Gewiſſens in unſer Herz einniſten laſſen. Aber gewiß haben wir auch nach guten Handlungen die Freuden des guten Gewiſſens verſpürt und den ſtillen Wunſch gehabt, es möchte fortwährend ſo ruhig und ſelig in unſerm Innern ſein. So ſtreben wir denn nach dieſer Ruhe und Seligkeit, und ſuchen ſie uns dann auch zu bewahren! Doppelt ſchön ſind uns dann die Freuden der Natur, meine Lieben, doppelt ſüß iſt dann das Glück, Vermögen und Wohlſtand. Wir ſind heraußen auf dem Lande, wir leben mitten in Gottes freier, ſchöner Natur. O welche Luſt iſt es da, mit einem guten Gewiſſen draußen ſein, arbeiten, beten und betrachten zu können! Aber wenn wir mit einem böſen Gewiſſen draußen herumgehen müſſen, iſt es da nicht, als ſchliche eine Schlange im Paradieſe herum, iſt es da nicht, als ſäße eine abſcheuliche Kröte auf einer duftenden Roſe, als ginge ein Teufel im Himmel herum? O wie ſchön iſt dieſe Welt, rief einſt ein Räuber aus, in den herrlichen Anblick der untergehenden Sonne verſunken und gefoltert von ſchrecklichen Gewiſſensbiſſen, o wie ſchön iſt dieſe Welt, und ich bin ein Ungeheuer auf dieſer ſchönen Erde!

O Geliebte! man braucht eben kein Dieb, kein Räuber zu ſein, um Gewiſſensbiſſe zu fühlen; nein, eine einzige Todſünde, heiße ſie nun, wie ſie wolle, kann Einem alle Freude im Glücke, alle Schönheiten der Natur verbittern. O ſo

trachten wir nach einem guten Gewiſſen, um in Glück und Freude freudig und ruhig ſein zu können. Insbeſonders aber iſt ein gutes Gewiſſen nöthig in der Trübſal. Du biſt arm, mußt betteln, oder ſonſt dich armſelig und kümmerlich fortbringen! Waſſer und Erdäpfel ſind dein tägliches Mahl und ein Stück ſchwarzes Brod dazu. Wenn du nun auch obendrein kein gutes Gewiſſen haſt, was haſt du dann Gutes? Haſt du nicht die Hölle hier ſchon? Aber wenn du ein gutes Gewiſſen haſt, ſo biſt du ſelig, glücklicher als der Millionär mit ſeinem ſchlechten Gewiſſen, und dein ruhiges Gewiſſen iſt dir dann ein beſtändiges Freudenmahl. Und erſt auf dem Todbette — kommt da die ganze Welt in Vergleich mit der Seligkeit eines guten Gewiſſens? Alles mußt du da laſſen, aber das gute Gewiſſen nimmſt du mit, und wohl dir damit, du wirſt einen gnädigen Richter finden. Amen.

Predigt

auf

das heilige Osterfest.

Text: „Fürchtet euch nicht, ihr suchet Jesum den Gekreuzigten; er ist auferstanden und nicht hier.“ Mark. 16, 6.

Geliebte Pfarrkinder!

Die Juden haben den letzten Tag in der Woche, den Samstag, als den Tag des Herrn gefeiert und die jetzigen Juden feiern ihn noch am Samstag. Diesen Tag hat Gott der Herr selber als seinen Tag eingesetzt; denn an diesem Tage war Gott mit der Schöpfung der Welt zu Ende gekommen oder dieser Tag sollte als ein heiliger Ruhetag gefeiert werden, der nur der Freude an ihn und seinen Werken geweiht sein sollte. — Allein das Werk der Schöpfung wurde durch die Sünde des Menschen entstellt und es mußte diese Schöpfung geistiger Weise erneuert werden. Das geschah denn auch durch Jesum Christum, besonders durch seine glorreiche Auferstehung. Heute ist der Fluch genommen worden vom Menschen und von der Erde, dem Erlösungswerke ist heute das Siegel der Beglaubigung aufgedrückt; eine neue Zeit, eine neue Schöpfung beginnt mit

dem heutigen Tage, mit dem Tage der Auferstehung. Darum haben die Christen den Samstag aufgegeben und haben den ersten Tag in der Woche, den Sonntag, zum Tag des Herrn sich erwählt, weil an diesem Tage eine zweite Schöpfung, eine Wiedergeburt der Kreatur vor sich gegangen war. Aber, Geliebte! das ist noch Weniges.

Der heutige Tag ist überhaupt ein merkwürdiger, hochwichtiger Tag; denn auf die Wahrheit der Auferstehung Jesu Christi ist das ganze Christenthum gebaut und alle unsere Hoffnungen, alle unsere Erwartungen beruhen darauf. Wenn Jesus nicht auferstanden wäre, so wären seine Apostel nie zu einem festen, unerschütterlichen Glauben an ihn und seine göttliche Würde gekommen, sie wären nie Prediger des Evangeliums geworden, und mit Christus im Grabe wäre wahrscheinlich das ganze Christenthum zu Grabe gegangen. Die Apostel wären betrogen gewesen und wir mit ihnen; denn wenn wir auch Christen wären, wie wir es sind, unser Glaube wäre dennoch eine Thorheit, wenn Christus nicht auferstanden wäre. Aber die Auferstehung Christi gibt der Sache ein ganz anderes Gesicht. Darum diese Freude, darum dieser Jubel heute, darum dieses immerwährende Alleluja! Alles schien verloren und nun ist Alles gewonnen! darum freuet euch heute am Tage der Auferstehung Jesu und haltet diesen hohen Festtag ja recht in Ehren! Ja, Geliebte:

Die Apostel haben sich gefreut, I. Theil;
auch wir dürfen uns freuen, II. Theil.

Ich beginne ꝛc.

Erster Theil.

Wenn Kinder ihren lieben Vater durch den Tod verloren haben und sie nun nach den ersten Tagen des Leichenbegängnisses in tiefer Traurigkeit zu Hause sitzen, ach, wie kommt es ihnen so langweilig und so öd vor! der Mutter rollen stille Thränen über die Wangen herunter, die Kinder sitzen schluchzend

da, keines will reden, keinem ist wohl. Es geht ihnen Allen wer ab, eine theure Person, die so lange in ihrer Mitte, die ihr Augapfel, ihr Alles, der Mittelpunkt ihrer Gedanken gewesen war, ist aus ihrer Mitte verschwunden, eine große, unausfüllbare Lücke ist entstanden; untröstlich beweinen sie den bittern Verlust, mit dem auch alle ihre frühern schönen Hoffnungen verloren gegangen sind — wenn es nun aber auf einmal hieße: der Vater lebt! O welch ein freudiges Beben, welch ein Freudeschrecken würde die ganze Familie durchzittern, Niemand würde es glauben, Niemand seinen eigenen Augen trauen wollen, und die Freude würde aber zuletzt nach erlangter Gewißheit unaussprechbar sein. —

So, meine Lieben, mag es den Jüngern und allen den treuen Anhängern und Freunden Jesu ergangen haben am heutigen Tage. Ach, der Herr, ihr Alles, ihre einzige Hoffnung, war auf so gräßliche Weise ihnen entrissen worden! Sie hatten Alles verlassen und waren ihm nachgefolgt, sie hatten um seinetwillen Alles erduldet und ihre ganze Zukunft auf ihn gebaut. Der Eine vertauschte die Zollbank und die Andern ihre Fischernetze mit dem Glücke, ihm nachfolgen zu können. So Großes hatte er ihnen versprochen und mit solcher Sicherheit! Schon glaubten sie am Ziele ihrer Wünsche zu sein. Aber sieh da, auf einmal wird ihr Herr und Meister gefangen genommen, und als Gotteslästerer und Staatsverbrecher hingerichtet. O wie traurig mochten sie seit dem Charfreitag bei einander gesessen haben diese Getreuen, wie mochten sie geschluchzt und geweint haben und nun auf einmal — der Herr ist auferstanden! er, der Gestorbene ist lebendig aus dem Grabe hervorgegangen! — wie mußte diese so unerwartete Nachricht sie berühren! Sie mußte ihnen des Unerhörten wegen Anfangs ganz unglaublich vorkommen! Und wirklich so war es auch. Darum hat Maria Magdalena ihren lieben Jesus nicht erkannt, da er ihr im Garten begegnete, obgleich sie mit ihm geredet hatte, bis er sie mit seiner bekannten holdseligen Stimme anredete. Darum sind die beiden Jünger, die

nach Emmaus gingen, wie blind gewesen, so daß sie ihn auf dem ganzen Wege nicht erkannten, obgleich ihnen das Herz brannte, als er ihnen die Schrift erklärte. Darum blieb Thomas bei allen Erzählungen ungläubig und wenn ihn die Mitapostel noch so theuer versicherten: Wir haben den Herrn gesehen! dennoch glaubte er nicht. Bei einer so unerhörten Begebenheit, bei der Behauptung, daß Einer aus eigener Kraft und Macht vom Grabe soll auferstanden sein, obwohl dieß noch obendrein mit einem schweren Steine verrammelt und mit obrigkeitlichem Siegel versehen war: ist es allerdings sehr natürlich, wenn man für den ersten Augenblick ungläubig ist und handgreifliche Beweise für ein solches Wunder verlangt. Aber wie gränzenlos mag die Freude der Apostel und der übrigen Getreuen gewesen sein, als sie die unerschütterliche Gewißheit hatten, daß der Herr, ihr Alles, wirklich auferstanden und ihnen wiedergegeben war! O wie entzückt mußten jene frommen Frauen gewesen sein, als ihnen am Grabe des Herrn ein Engel sagte: Der Herr ist auferstanden, sehet da zum Beweise die leere Grabstätte, wo sie ihn hingelegt haben! In tiefstem Schmerze waren sie zum Grabe hingegangen, wo sie ihren besten Herrn in den Armen des Todes zu finden glaubten. Gewiß war auf dem ganzen Wege der Herr der Gegenstand ihres Gespräches gewesen und je näher sie dem Grabe kamen, desto mehr wird die Beklommenheit ihres Herzens zugenommen haben. Der Gedanke an den schweren Stein vor der Grabeshöhle hatte auf ihre bekümmerten Herzen die ganze Schwere seines Gewichtes gewälzt, aber wie sie nun zum Grabe hinkamen, wie so ganz anders fanden sie es, als sie sich vorgestellt hatten! der Stein war weggewälzt und in der Grabeshöhle sahen sie einen lebendigen Mann, dessen ungewöhnlicher Anblick sie höchlich erschreckte. Dieser gab ihnen zwar die Nachricht, daß Jesus auferstanden sei; aber der plötzliche Übergang von der bangsten Traurigkeit zur unaussprechlichsten Freude konnte in ihren aufgeregten Gemüthern für den Augenblick keine andere Wirkung hervorbringen, als

Furcht und Schrecken. Halb zitternd, halb entzückt mögen sie vom Grabe fortgestürzt sein und den Jüngern und Aposteln mit bebender Stimme die außerordentliche Kunde gebracht haben. Aber als ihre Wahrnehmung zur freudigsten Gewißheit geworden war, welche Feder vermag die Freude und den Jubel zu beschreiben, der ihr Herz erfüllt haben wird! Es mag ihnen zu Muthe gewesen sein, wie den Israeliten, die plötzlich aus der Gefangenschaft befreit wurden, und von deren Jubel es in den Psalmen heißt: „Als der Herr die Gefangenschaft Sions wendete, da wurden wir wie Träumende. Da war unser Mund voll der Freude und unsere Zunge voll Jubels; da sprach man unter den Heiden: Großes hat an ihnen der Herr gethan! Ja Großes hat an uns der Herr gethan, wir sind fröhlich geworden.“ (Ps. 125.)

Ja, ihr treuen Diener und Begleiter Jesu! ihr hattet Ursache, euch am heutigen Tage zu freuen; denn mit Jesus Christus sind alle eure Hoffnungen wieder erstanden! Nun erkennt ihr, daß er euch nicht betrogen hat; nun seht ihr, daß seine Reden nicht eitel, seine Versprechungen nicht leer gewesen sind; nun verstehet ihr, was ihr früher nicht verstanden habt. Eure Hoffnung ist nun unerschütterlich, euer Glaube ist nun auf Felsen gegründet, eure Liebe unvertilgbar; denn der Herr ist ja auferstanden; er lebt! Alleluja! —

Aber auch wir, Geliebte! haben Ursache, heute zu jubeln und zu frohlocken, und mit der heiligen Mutter, der Kirche, am heutigen Tage auszurufen: „Laßt uns jubeln und frohlocken; denn das ist der Tag, den der Herr gemacht hat!“ — Die Ursachen dieser unserer Freude aber laßt uns vernehmen im

zweiten Theile.

Wißt ihr, Geliebte! was der heutige Tag für eine Bedeutung hat? Kennt ihr die Wichtigkeit dieses Tages? Nicht wahr, wir feiern den heiligen Christtag immer mit heiliger

Freude, mit großem Jubel; denn unser Heiland ist geboren worden im Stalle zu Bethlehem; wir feiern ferner ebenso das Fest der Erscheinung des Herrn, wo mit den heiligen drei Königen auch wir zum Christenthume sind berufen worden. Wir halten ferner die heilige Fastenzeit für eine wichtige Zeit und insbesondere ist es die heilige Charwoche mit dem Sterbetag des Heilandes, dem heiligen Charfreitag, in welcher wir dem Herrn danken für alle Schmerzen und Qualen, die er für uns ausgestanden, und für die Gnade der Erlösung. So oft wir den heiligen Kreuzweg beten, sagen wir: Wir beten dich an, Herr Jesu Christe, und benedeien dich; denn durch dein heiliges Kreuz hast du die ganze Welt erlöst.

Aber, Geliebte! ohne den heutigen Tag ist Alles, was Christus für uns gethan und gelitten hat, Nichts. Nichts hilft uns seine Geburt, nichts seine Beschneidung, nichts seine Erscheinung, nichts sein Lehren, nichts seine Wunder, nichts sein Fasten, nichts sein Angstschweiß, nichts seine Geißlung, seine Verspottung, seine Krönung und Kreuzigung, nichts sein ganzes Leiden und Sterben, wenn er nicht auferstanden ist. Erst der heutige Tag gibt allem Andern, was Jesus für uns gethan hat, einen Werth. Heute erst sind wir erlöst worden, heute erst hat er den Teufel, die Hölle und den Tod besiegt; darum hat er erst heute die Siegesfahne in der Hand und erst heute ertönt es an allen Orten der Erde: Alleluja! und erst heute heißt es: das ist der Tag, den der Herr gemacht hat, an diesem laßt uns jubeln und frohlocken!

Ja, laßt uns jubeln und frohlocken in heiliger Freude am heutigen Tage; denn heute sind wir aus der ägyptischen Knechtschaft befreit, heute ist unserm Glauben das Siegel der Ächtheit und Gewißheit aufgedrückt worden, und heute haben wir das Unterpfand unserer eigenen künftigen Auferstehung bekommen.

So freue sich denn heute Klein und Groß. Ja, die Kinder, sie freuen sich das ganze Jahr schon auf die schöne Osterzeit. Wohl freuen sie sich auch auf die heilige Weihnachtszeit, auf das zarte Christkindlein, auf den lieben Hei-

land, der auch ihres Gleichen, auch ein Kind werden wollte; aber auf die Oſterfeiertage freuen ſie ſich noch mehr. Wohl kann ſich ihr Verſtand und Herz nicht zur Hoheit und Bedeutung des heutigen Feſtes erheben; aber Eines iſt es, warum ſie ſich gar ſehr auf Oſtern freuen, nämlich der rothen Eier wegen. Wenn ihr dieſe rothen Eier vor euch habt, liebe Kinder, ſo vergeſſet nicht, was ſie bedeuten. Die Eier ſind gerade für die Oſterzeit ſehr ſinnreich gewählt. Sie ſind nämlich ein Bild unſerer Auferſtehung. Wie aus dem Ei, wenn es bedeckt oder erwärmt wird, lebendige Weſen hervorgehen, ſo hat auch der aus dem Grabe erſtandene Erlöſer uns als ſeine Kinder erzeugt und auch wir werden einſt lebendig aus dem Grabe hervorgehen. So oft ihr alſo mit Eiern ſpielet, oder Eier eſſet, ſo denket an das größte Wunder, das je geſchehen iſt, an die Auferſtehung Jeſu Chriſti, und daß auch ihr einſt auferſtehen werdet. Denket daran, wie ihr eurem Erlöſer danken müßt für den glorreichen Sieg, den er heute über die Hölle und den Tod erfochten hat. Heute wird auch ein aus Milch und Eiern bereitetes Oſterlamm geweiht und Mittags gegeſſen. Denket da, Geliebte! an das Lamm, das für unſere Sünden iſt hingeſchlachtet worden, an Jeſus Chriſtus, unſer wahres Oſterlamm. Die Juden mußten alljährlich ein ſolches Lamm bereiten zur Oſterzeit und es eſſen zum Andenken an die Befreiung aus Ägypten und an die Verſchonung der iſraelitiſchen Erſtgeburt. Sie mußten mit dem Blute des Lammes ihre Häuſer beſtreichen, und wo der Würgengel dieſes Zeichen ſah, da ging er vorüber, während er die ganze ägyptiſche Erſtgeburt vom Kronprinzen an bis zum erſtgebornen Kinde des Bettlers erwürgte. So war faſt kein Haus, in dem nicht ein Todter lag, während alle iſraelitiſchen Kinder verſchont blieben. Zum Andenken an dieſe merkwürdige Begebenheit und ihre Befreiung aus Ägypten mußten ſie alljährlich ein großes Feſt, das Paſſahfeſt feiern. Allein dieſes Feſt, meine Lieben, war nur ein Vorbild vom chriſtlichen Oſterfeſt und dieſes Vorbild hat ſich merkwürdig

genug am jüdischen Osterfest erfüllt; denn gerade am Tage vor dem großen Sabbat wurde Jesus gekreuzigt und durch seinen Tod die Menschheit von der Knechtschaft des höllischen Pharao erlöst. Darum erinnern wir uns, wenn wir am heutigen Tage von der Speise des Osterlammes essen, an unser wahres Osterlamm Jesus Christus, und danken wir ihm für die Wohlthaten der Erlösung.

Es ist in dieser Gegend auch gebräuchlich, daß die Hausleute am heutigen Tage ihre Dienstboten in ein Gasthaus führen und sie alldort bewirthen. Warum gerade am Ostertage dieß gebräuchlich ist, weiß ich nicht; jedenfalls ist es ein Zeichen der Freude. Es ist nur dabei zu wünschen, daß Ordnung, Mäßigkeit und Sittsamkeit bei dieser Freude herrsche und die Dienstboten nicht denken: weil die Hausleute zahlen müssen, so müssen sie sich toll und voll trinken. Was wäre das für eine Osterfreude, wenn der hochheilige Tag, kaum die Osterbeicht geschehen ist, durch Sünde entweiht würde?

Das führt mich denn nun auf die Hauptsache, auf die innere geistige Freude, mit der wir Ostern halten sollen. Was wäre denn alles gute Essen und Trinken und alle leibliche Freude in dieser heiligen Zeit, wenn nicht auch die Seele an dieser Freude Theil hätte? Darum muß sie die erste sein, die Osterfreuden genießt, und dann kann sich auch der Leib freuen. Aber worin besteht denn die Osterfreude der Seele? Darin besteht sie, Geliebte, daß auch sie auferstanden ist! Liegt aber deine Seele noch im Grabe der Sünden, was hilft dir dann dein schönes Gewand, dein gutes Essen und Trinken? Gleicht da deine Osterfreude nicht einem Grabe, das auswendig schön geschmückt, inwendig aber voll Moder und Todtengeruch ist? So stehe denn auf aus deinem Sündengrabe, wenn du Ostern halten willst. Habt ihr gehört, was der heilige Apostel Paulus den Korinthiern schreibt: „Feget aus den alten Sauerteig, damit ihr ein neuer Teig seid, wie ihr denn auch ungesäuert seid; denn unser Opferlamm Christus ist geopfert worden. Lasset uns also

Oſtern halten nicht im alten Sauerteige der Bosheit und Schalkheit, ſondern im ungeſäuerten Brode der Reinheit und Wahrheit.“ Nun denn, Geliebte! an uns Alle ſind dieſe Worte geſchrieben, zu uns Allen ſind ſie geredet. Ohne wahre Bekehrung und Beſſerung, ohne Hinausſchaffung des alten Sauerteiges keine wahre Oſterfreude! darum weg mit dem Stein am Eingange des Grabes! Steh auf aus dem Grabe deiner Sünde! und wenn du etwa zaghaft fragen ſollteſt: Wer wird mir wohl den Stein vom Eingange des Grabes wegwälzen? ſo gebe ich dir zur Antwort: Verzage nicht, du ſelbſt kannſt es, geſtärkt von der göttlichen Gnade. Und wenn auch die Hölle von allen Seiten ihr Siegel angelegt und das ganze Grab mit lauter Teufeln umſtellt wäre: fürchte dich nicht! Die ganze hölliſche Wächterſchaar flieht entſetzt, wenn dir der auferſtandene Heiland zur Seite ſteht. Und ſollſt du auch ſchon faulen wie Lazarus und der Teufel dich ſchon ganz in ſeinen Klauen zu haben wähnen, ſollteſt du Jahre lang in ſündhaften Gewohnheiten dahingelebt haben, fürchte dich nicht! Jener, der das Leben und die Auferſtehung iſt, der den Lazarus aus ſeinem Grabe hervorrufen konnte, er kann auch dich auferwecken. So laß dich denn erwecken durch ſeine Gnade! Die ganze Natur ſteht alljährlich auf und du wollteſt einen ewigen Schlaf ſchlafen? Nein, umſonſt wäre da der Heiland für dich auferſtanden; umſonſt würde um dich herum das freudenreiche Alleluja ertönen, umſonſt würde dich die Kirche zum Jubel und zur Freude auffordern, wie ein Verdammter würdeſt du im Paradieſe wandeln und keine Oſtern Freude dir blühen.

So beraube dich denn, mein Chriſt! dieſer Freude nicht, ſondern verlaſſe einmal das Grab der Sünde, um zu einem neuen Leben zu erwachen, auf daß du von Grund des Herzens dich freuen und Alleluja ſingen können mögeſt. Amen.

Predigt

auf

den ersten Sonntag nach Ostern.

Text: „Dann sagte er zu Thomas: Lege deine Finger herein, und sieh meine Hände, und reiche her deine Hand und lege sie in meine Seite und sei nicht mehr ungläubig, sondern gläubig.“ Joh. 20, 27.

Geliebte Pfarrkinder!

Der auferstandene Heiland bemühte sich auf alle Weise, seine Apostel von der Wahrheit seiner Auferstehung zu überzeugen und zu diesem Ende gab er dem ungläubigen Thomas sogar handgreifliche Beweise, er ließ sich von ihm an der Seitenwunde und an den Wundmalen der Nägel berühren. Er sollte durch eigene Erfahrung glauben lernen und gläubig seinem Herrn und Meister anhangen und nicht bloß auf die Rede seiner Mitapostel hin; denn die eigene Erfahrung ist ja die untrüglichste, die lehrreichste.

So sollen auch wir, Geliebte, das Christenthum aus eigener Erfahrung kennen lernen und uns nicht so fast mit dem Verstande von seiner Wahrheit, Schönheit und beseligenden

Kraft überzeugen, als vielmehr durch die That. Gott hat uns zwar durch die Propheten und Apostel und durch die heilige Schrift von vielen Dingen Nachricht gegeben. Es ist uns da gesagt, wer Gott sei, wer Jesus sei, was wir glauben, thun und unterlassen müssen, um gut und selig zu werden. Die Personen, durch die uns das Alles berichtet wird, verdienen unsern vollen Glauben, sie haben den blutigen Tod für die Wahrheit dessen, was sie lehrten, erlitten und mit ihrem Blute das Wort ihres Mundes besiegelt; man hat auch unzählige Beweise für die Wahrheit und Schönheit der christlichen Religion; wir haben auch Männer, welche alle diese Beweise an den Fingern herzählen können, recht gescheidte Männer, Männer der Wissenschaft. Aber doch ist dieß das Wahre noch nicht; es genügt nicht bloß, die Religion und die Beweise für die Wahrheit ihrer Lehren zu wissen; sonst wären die Gelehrten auch die besten Christen, was bei Weitem nicht immer der Fall ist, sondern die Hauptsache ist die Erfahrung im christlichen Leben. Wie Thomas muß man selber sich überzeugen, selber die Erfahrung machen, man muß christlich leben und dann lernt man das Christenthum kennen. Von dieser Erfahrung im christlichen Leben möchte ich heute näher zu euch reden, und zwar in folgender Weise:

Worin besteht diese Erfahrung, I. Theil; und:
Wie gelangt man dazu, II. Theil.

Ich beginne ꝛc.

Erster Theil.

Wie wir vor acht Tagen vernommen haben, war es höchst nöthig, daß die Apostel von der Auferstehung Jesu überzeugt waren; denn auf diese Auferstehung gründete sich die ganze Lehre, die sie predigten. Wäre Christus nicht auferstanden, so wäre aller Glaube eitel; denn wer könnte auf einen todten Heiland, der der Fäulniß verfallen wäre, wie

ein anderer Menſch, ſeine Seligkeit bauen? Sollten ſie aber Andere davon überzeugen, ſo mußten ſie ſelbſt zuerſt völlig überzeugt ſein. Zu dieſem Ende erſchien ihnen Jeſus öfter und zu verſchiedenen Zeiten. Er ließ ſich vor Einzelnen ſehen und auch einmal vor allen ſeinen Jüngern. Der Apoſtel Paulus führt uns in ſeinem erſten Sendſchreiben an die Korinthier ein ganzes Verzeichniß dieſer Erſcheinungen des Herrn nach ſeiner Auferſtehung vor. Ferner aß und trank er mit ihnen, um es ſo recht ſichtbar und klar zu machen, daß er lebe, und daß er kein bloßer Geiſt ſei. Noch mehr, er hatte ſogar die Wunden und Nägelmale an ſeinem verklärten Leibe beibehalten, damit ſie daraus erkennen möchten, er ſei eben der gekreuzigte Chriſtus und keine andere Perſon, und habe den nämlichen Leib an ſich, den er ehemals herumtrug. Ja, endlich ließ er ſich ſogar betaſten, fragte ſie, unterrichtete ſie, antwortete ihnen u. ſ. w. Da konnten nun die Apoſtel nicht aus, ſie mußten auf ſolche ſichtbare, handgreifliche Beweiſe hin glauben.

Solche Beweiſe können nun wir freilich nicht mehr haben, auch nicht verlangen; dazumal bei der Gründung des Chriſtenthums waren ſie wohl nöthig, aber jetzt nicht mehr. Unſere Erfahrungen ſind mehr innerlicher und unſichtbarer Natur. Darum hat der Herr zu Thomas geſagt: „Selig ſind, die nicht ſehen, und dennoch glauben.“ Und als einen Hauptbeweis, an dem wir die Göttlichkeit ſeiner Lehre erkennen, hat er angegeben die Befolgung ſeiner Lehre; denn alſo ſagt er bei Johannes: „Meine Lehre iſt nicht mein, ſondern deſſen, der mich geſandt hat. Wenn Jemand deſſen Willen thun will, ſo wird er von dieſer Lehre erkennen, ob ſie aus Gott ſei.“ (Joh. 7, 16. 17.) Ich will euch dieß ein wenig klar zu machen ſuchen. Keiner von uns hat unſern Herrn Jeſum Chriſtum je geſehen, und doch muß er wahrhaft leben in uns und mit uns und täglich können wir das im eigenen Herzen erfahren. Oder ſagt mir, wie kommt es denn, daß man manchmal ſo recht

von Herzen, recht innig und freudig beten kann, daß man eine Seligkeit und Freude beim Gebete oder in der Arbeit und ſogar im Leiden und in ſchmerzhaften Krankheiten verſpürt, die unerklärlich iſt? Wie kommt es denn, daß manche Menſchen ſo Vieles thun und leiden können aus Liebe zu Jeſu, und daß ſie deßungeachtet nicht mißmuthig und unwillig werden, ſondern voll innerer Freude und Seligkeit ſind? Und warum bin ich denn ſo ruhig, ſo vergnügt, ſo ſelig, wenn ich nach den Vorſchriften der Lehre Jeſu lebe, wenn ich einen harten Kampf beſtanden und ein großes Opfer der Selbſtverläugnung gebracht habe? Wie kann denn die Lehre Jeſu, der Glaube, die Hoffnung und das Vertrauen auf ihn ſo große Zuverſicht auf dem Sterbebette, ſo große Ruhe und Ergebung verleihen? Wie Viele haben in geſunden Tagen nichts vom Kruzifix wiſſen wollen, nichts vom Leiden Chriſti; ſie waren ſich ſelber genug, ſie hatten ſich ſelber eine Religion aus allerhand neumodiſchen Trümmern zuſammengeflickt; aber auf dem Todbette konnte ihnen das Alles keinen Troſt, keine Beruhigung gewähren; ſie verlangten daher zu beichten und die heilige Wegzehrung und das Kruzifix kam nimmer aus ihren Händen. Und jetzt erſt wurden dieſe ſtarken Geiſter ruhig und getröſtet und ſtarben voll Glaube, Hoffnung und Liebe. Kann denn ein todter Heiland, kann die Lehre eines falſchen Meſſias ſolche Wirkungen hervorbringen? Chriſten! das iſt und bleibt ein für allemal gewiß: Jene Religion, die den Menſchen auf dem Sterbebette, wo man Alles ganz anders anſieht, als wie in geſunden Tagen, zu tröſten, zu beruhigen vermag, muß die wahre ſein; nun wiſſen wir aber, daß keine andere Religion dieſen Frieden, dieſe Beruhigung zu geben vermag, folglich muß ja die Religion Jeſu die wahre ſein und wenn ich ſonſt gar keinen andern Beweis hätte, als dieſen. O wie erbaue ich mich, wenn ich am Kranken- und Sterbebette ſtehe und ſo viel Geduld in Leiden und Schmerzen, ſo viel Ergebung in den göttlichen Willen, ſolche Zerknirſchung und Reue, ſo viel Troſt und Beruhigung in den Blicken der Kranken leſe! Wer

kann das Alles bewirken, wenn nicht Jesus, der Heiland, der gekreuzigte, aber wieder von den Todten erstandene? Wenn ich aber lese und höre von Verstocktheit und Unbußfertigkeit am Sterbebette, und von unglückseligem Tode: so finde ich jedesmal, daß nur der Ungläubige und Gottlose, der von unserm Herrn Jesus und seinen Heilmitteln, vom Beichten und Bessern Nichts wissen will, ein solches Ende nimmt.

Wer muß da nicht mit voller Seele einstimmen in das, was das goldne Büchlein von der Nachfolge Christi schreibt: „Ist Jesus bei dir daheim, so ist Alles gut und Alles leicht. Ist aber Jesus nicht bei dir, so ist Alles bitter und hart. Wenn dir Jesus keinen innern Trost einspricht, so ist alle andere Tröstung kraftlos. Aber ein einziges Wort aus seinem Munde bringt großen Trost in dein Herz. Ist nicht Maria sogleich von der Stelle, wo sie weinte, aufgestanden, als ihr Martha sagte: der Herr ist da und ruft dich? Selige Stunde, wenn Jesus ruft, — vom Thränenbrode zur Geistesfreude! O Mensch, wie ist doch in dir Alles so dürr und kalt ohne Jesus! Wie bist du doch so eitel und thöricht, wenn du etwas außer ihm suchest! Ach! ihn nicht haben ist ein größerer Verlurst, als die ganze Welt verloren haben! Was kann dir denn die ganze Welt geben — ohne ihn? Ohne Jesus sein, das ist eine ganze Hölle voll Angst. Bei Jesus sein, das ist ein Paradies voll lieblicher Früchte. Ist Jesus bei dir, so kann dir kein Feind schaden. Wer ihn findet, der hat einen köstlichen Schatz gefunden, ein Gut, besser als alles Gute. Wer aber ihn verliert, der hat zu viel verloren — und mehr als die ganze Welt. Wer ohne Jesus lebt, der ist aus allen Armen der Ärmste. Wer bei Jesus wohl daran ist, der ist aus allen Reichen der Reichste!“

Wisset ihr jetzt, Geliebte, worin diese Erfahrung im christ-

lichen Leben besteht? In nichts Anderm, als in der Liebe Jesu. Darin liegt das ganze Geheimniß des Lebens. Liebe du Jesum und du brauchst keinen andern Beweis für die Wahrheit seiner Lehre; ja du kannst ein ganz ungebildeter und unwissender Mensch sein und doch größere Erfahrung im innern Leben, in der Wissenschaft des Heiles haben, als der größte Gelehrte. Ist es ja gerade das Geringe und Einfältige, das Thörichte in den Augen der Welt, was in göttlichen Dingen die größte Weisheit besitzt. Geliebte, wer sollte nicht eifrig nach dieser Weisheit streben? Wer sollte nicht dieses innere Leben pflegen und darnach trachten? Aber wie bekommt man diese Erfahrungen, durch welche Mittel gelangt man dazu? Hievon im

zweiten Theile.

Das erste Mittel zu diesem innern gottseligen Leben ist dieses: Forsche fleißig nach dem, was Gott befohlen und verboten hat; denn wenn du Gottes Willen nicht weißt, kannst du ihn auch nicht vollbringen und folglich keine eigene Erfahrung davon haben. Seid also Liebhaber des göttlichen Wortes, höret, so oft es Gelegenheit gibt, die Predigt des göttlichen Wortes und leset, wenn ihr anders lesen könnt, an Sonn- und Festtagen Nachmittag in einem schönen und geistvollen Erbauungsbuche. Höret auch gerne die Christenlehren und bemühet euch, Jesum und seine Gebote immer genauer kennen zu lernen. Je größer diese Kenntniß, desto näher seid ihr den eigenen Erfahrungen im Christenthume. Betrachtet Jesum als die Grundlage all eurer Glückseligkeit, traget eine innige Liebe zu eurem Heilande, ein herzliches Verlangen, euch ihm gefällig zu machen und der erste Schritt zum innern gottgefälligen Leben ist gethan; denn Jesus wird die liebende Seele nicht lange auf sich warten lassen, sondern sein Wort halten, das er ihr gab, als er sprach: „Wer mich liebt, der wird mein Wort halten und auch mein

Vater wird ihn lieben, und wir werden zu ihm kommen und Wohnung bei ihm nehmen." (Joh. 14, 23.)

Dieſes herzliche Verlangen, Jeſum zu lieben, muß dann auch zur That werden, und das iſt die Hauptſache. Wir müſſen der erkannten Wahrheit Gehör geben und nun auch unſer Leben darnach einrichten. Das Gebet und der Empfang der heiligen Sakramente ſind zwar auch Beförderungsmittel zum Guten, aber die Hauptſache ſind ſie nicht, Hauptſache iſt die Beobachtung der göttlichen Gebote; denn es gibt gar Viele, die immer beten und beichten und kommuniziren und man verſpürt an ihnen doch kein innerliches, ſondern oft ein ſehr äußerliches Leben; gar Viele rufen: Herr! Herr! und den Willen Gottes vollziehen ſie nicht. Gar Viele beichten und kommuniziren oft, aber ſie lieben nicht das einſame Leben und die Zurückgezogenheit, ſie haben eine böſe Zunge und ihr vermeintliches Geiſtesleben nimmt einen ſehr fleiſchlichen Ausgang. Gar Viele gehen auch von einer Kirche zur andern und hören die Predigten und ſie werden doch nicht beſſer. Es wird ſo oft gepredigt und man ſollte meinen, die Sachen, die ſo oft und auf ſo verſchiedene Weiſe immer wieder vorgebracht werden, müßten denn doch zuletzt hängen bleiben; aber man ſieht häufig nur das Gegentheil. Warum denn? die Leute ſind bloße Hörer, aber nicht Thäter des Wortes. Sie vernehmen den Schall der Worte, aber weiter nichts. Es geht zu einem Ohre hinein und zum andern hinaus. Man ruft ihnen zu: Thut Buße, glaubet an Jeſum, haltet ſeine Gebote! Es wird ihnen erklärt, was darunter zu verſtehen ſei; aber ſie bleiben die alten trägen Chriſten und ſuchen die gehörte Lehre nie in Ausübung zu bringen. Wenn man ihnen alſo von der Ruhe und Zufriedenheit des Herzens, von der Ergebung in den göttlichen Willen und von einem gottſeligen Leben vorredet, ſo ſehen ſie Einen mit großen Augen an und wiſſen nicht, was geſagt wird. Hätten ſie es an ſich ſelbſt ſchon erfahren, wie ſüß der Herr iſt, ſo würden ſie bald verſtehen, was mit ſolchen Reden gemeint ſei; denn das ſind

lauter Dinge, die ſich wohl empfinden, aber nicht vollkommen beſchreiben laſſen. Ach, hätten wir Zuhörer, die es an ſich ſelber zu erfahren ſuchten, was wir predigten, welch glückliche Prediger wären wir!

Viele meinen dann noch insbeſondere, daß die Liebe zu Jeſu ein bloß innerliches Gefühl ſei und in ſüßen Anmuthungen und zärtlichen Empfindungen beſtehe. Ihre Liebe zu Jeſus artet in eine tändelnde Empfindelei aus. Ein kluger Beichtvater erkennt recht leicht den Irrweg dieſer Seelen, die es zwar in der Regel gut meinen, aber ohne Wiſſen und Willen auf einen Abweg kommen. Solche Perſonen lieben es, recht lange im Beichtſtuhle bleiben zu können; die Lehre, die ihnen der Beichtvater gibt, iſt ihnen leicht zu kurz, aber nicht leicht zu lang; ja ſie ſelber ſagen zum Beichtvater: Hochwürden! nur eine recht lange Lehre! Wieder Andere meinen, wenn ſie beſondern Andächteleien ſich ergeben, z. B. eine recht zarte Andacht zur heiligſten Schulterwunde Jeſu tragen, das ſei inneres Leben, und das heiße Jeſum lieben, oder ſei doch ein Mittel, zur Liebe Jeſu, zur Vollkommenheit im geiſtlichen Leben zu gelangen. Auf der andern Seite iſt aber nicht zu verkennen, daß das Gebet, der würdige und öftere Empfang der heiligen Sakramente ein wahres, weſentliches und durchaus nothwendiges Mittel zum chriſtlichen Erfahrungsleben ſeien. Alle frommen und heiligen Chriſten, die je gelebt haben, ſind auf dieſem Wege zur chriſtlichen Vollkommenheit gelangt. O, um die Gabe des Gebetes und der Andacht iſt es eine koſtbare Gabe! Wenn ich dir die Gabe der Andacht ſchenke, ſagt Jeſus zur frommen Seele, ſo danke deinem Gott dafür. Denn es war nicht deine Würdigkeit, ſondern mein Erbarmen, das dich zur Andacht ſtimmte. Haſt du die Gabe der Andacht nicht, und fühlſt dich trocken und dürr, wie ein ſaftloſes Stroh, ſo halte nur im Gebete an; ſeufze und klopfe an, und höre nicht auf, anzuklopfen, bis dir eine Broſame meiner heilſchaffenden Gnade, ein Tropfen des himmliſchen Troſtes gereicht werde. Du bedarfſt meiner, ich bedarf deiner nicht. Du

kommst nicht, um mich heilig zu machen, sondern ich komme zu dir, um dich besser, dich heilig zu machen. Du kommst, um durch mich heilig, durch mich Eins in Liebe mit mir zu werden; du kommst, um neue Gnaden zu empfangen und zur Besserung deines Herzens neue Kraft von meinem Feuerherde zu holen. Versäume diese Gnadenstunden nicht, sondern bereite dein Herz mit allem Fleiße und führe deinen Geliebten zu dir in dein Haus ein.

Diese Einführung geschieht in der heiligen Kommunion; sie ist der Brennpunkt des gottseligen Lebens. Aber du sollst dich nicht nur mit aller Innigkeit und Andacht des Herzens zur Kommunion vorbereiten, sondern auch nach der Kommunion mit aller Treue und Innigkeit und Andacht bewahren. Und diese Bewahrung ist dir gerade so unentbehrlich, wie die Vorbereitung. Denn die treue Bewahrung des Herzens nach der Kommunion ist wieder die beste Vorbereitung zur Empfangung einer neuen Gnade, wie denn auch den Menschen Nichts so untüchtig macht, Gottes Gnade zu empfangen, als daß er sich sogleich wieder in die äußerlichen Tröstungen ergießet und versenket. Meide du das Vielschwätzen, bleibe du bei dir daheim und genieße jetzt — deinen Gott — denn du hast jenen, den dir die ganze Welt nicht rauben kann. Und dann — geh fleißig an deine Berufsgeschäfte und erfülle deine Standespflichten gehörig und du wirst reich an Erfahrungen im innerlichen Leben und in der Vollkommenheit große Fortschritte machen. Der Schlußstein davon aber ist, daß du nicht bloß um Jesu willen gerne Kreuz und Leiden und Widerwärtigkeiten duldest, sondern sogar ein Verlangen hast, für Jesu zu dulden und zu leiden.

Ihr seht also schon, Geliebte, daß jeder Christ sich diese Erfahrungen sammeln kann. Allen steht der Weg offen, Alle können vollkommen, ja heilig werden, ja Alle sollen es werden. Oder sagt mir, wer kann nicht beten, wer nicht beichten und kommuniziren, wer nicht arbeiten, wer nicht dulden und leiden?

und wer kann die Gebote Gottes nicht halten, und ſo Jeſum lieb haben? O ich weiß es, es gibt gar Manche, die da ſagen: Ach, Hochwürden, ich kann halt gar ſo wenig beten, habe ſo viele Kinder zu Hauſe und ein ſo großes Hausweſen über mir. Und da komme ich ſo ſelten in die Kirche, höchſtens an Sonn- und Feiertagen und ſelten an Werktagen. Ach, wie wird's mir einmal gehen! Und andere Leute haben es ſo ſchön und können von einer Kirche in die andere gehen und da beten. — So ſagt manche Hausmutter, mancher Hausvater, die da meinen, nur ſolche Leute, die den ganzen Tag Zeit haben, in Erbauungsbüchern zu leſen oder den Roſenkranz zu beten, können recht chriſtlich und fromm leben. Allein, Geliebte, dem iſt nicht ſo. Wohl hat es Maria beſſer als Martha, wohl hat ſie den beſten Theil erwählt, wohl hat die bejahrte Anna vom heiligen Geiſte das Lob, daß ſie nicht mehr aus dem Tempel kam und Gott diente Tag und Nacht mit Faſten und Beten; allein auch die Arbeit, auch die Berufspflichten aus Liebe zu Gott verrichtet, ſind ein Gebet. Maria's Nachfolger können es wohl noch weiter bringen als die, welche mit Martha zeitliche Angelegenheiten zu beſorgen haben; allein auch dieſe können Gott dienen in Andacht, im öftern Empfange der heiligen Sakramente, und in Haltung ſeiner Gebote und ſo Gott in Jeſu lieben. So lebt denn alſo, und ihr werdet an Erfahrungen im chriſtlichen Leben hier und reich an Belohnung dafür jenſeits ſein. Amen.

Predigt

auf

den zweiten Sonntag nach Oſtern.

Text: „Ich bin der gute Hirt und kenne meine Schafe und meine Schafe kennen mich.“ Joh. 10, 14.

Geliebte Pfarrkinder!

Wie rührend iſt es nicht, wenn wir hören, daß ſich Jeſus ſelber mit einem guten Hirten vergleicht! Was gehört nicht dazu, um ein guter Hirt zu ſein! Denn ein rechtſchaffener Hirt iſt dergeſtalt für ſeine Heerde beſorgt, daß er immer die ſchönſte Weide für ſie ausſucht, daß er auf jedes Stück ſorgfältig Acht gibt, daß er die ganze Heerde ſelbſt mit Gefahr ſeines eigenen Lebens gegen Wölfe oder andere Gefahren ſchützt, daß er nicht müde wird, nach Allen zu ſehen, einem Jeden, das ſich verlaufen hat, nachzugehen, auf die, welche nicht ſo ſchnell den Andern nachkommen können, geduldig wartet, und die Schwachen und Kranken ſorgfältig pfleget. Er kennt ein jedes Stück der Heerde, und durch treue Sorgfalt hat er ſie Alle ſo an ſich gewöhnt, daß ſie ſeine Stimme genau

kennen, und ihm überall hin folgen, wo er hinleiten und hinführen will.

Es gehört alſo viel dazu, um ein guter Hirt zu ſein, und wenn ſich nun Jeſus einen ſolchen nennt, ſo können wir daraus entnehmen, wie gut er es mit uns meint, und wie zärtlich er ſich unſer annimmt, zugleich gibt er uns auch damit zu verſtehen, wie gut wir es haben, wenn wir bei ihm, wenn wir ſeine Schafe ſein wollen. Aber ſind wir wirklich ſeine Schafe? Gehören wir zur Heerde, die er, der gute Hirt, weidet, oder gehören wir zur Heerde desjenigen, der die Böcke weidet? Das iſt eine Hauptfrage, die wir an uns ſtellen und die wir uns ſelber beantworten müſſen. Daß Jeſus der gute Hirt ſei, darüber beſteht kein Zweifel; aber das iſt zweifelhaft, ob wir Schafe dieſes guten Hirten ſind. Vielleicht wiſſen wir nicht einmal, was dazu gehört, um ein Schäflein in der Heerde des guten Hirten zu ſein, vielleicht haben wir auch noch nicht empfunden, wie gut es iſt, der Heerde Jeſu als gutes Schäflein anzugehören. Darum, Geliebte! wollen wir uns heute die zwei wichtigen Fragen beantworten:

Was gehört dazu, um Jeſu anzugehören? I. Theil.
Wie gut haben es Jene, die ihm angehören? II. Theil.

Ich beginne ꝛc.

Erſter Theil.

Wollen wir Jeſu angehören, ſo müſſen wir auch wiſſen, was dazu erfordert wird; denn es iſt nicht genug, daß man ſagt: der Herr iſt der gute Hirt und ich gehöre zu ſeiner Heerde; ſondern man muß auch wiſſen, was Jeſus von denen verlange, die ſich zu den Seinigen zählen wollen, ſonſt könnten Viele in der Einbildung ſtehen, daß ſie ihm angehören, von denen er doch ſagen müßte: Euch kenne ich nicht. Jeſus ſagt aber im Evangelium: Ich kenne meine Schafe und meine Schafe kennen mich, ſie hören meine Stimme und folgen mir, das heißt: ſie wiſſen, was ich gerne habe, ſie kennen meinen

Willen und thun ihn. Wie die Schafe die Stimme ihres Hirten verſtehen, und ſich willig von ihm führen laſſen, ſo achten auch meine rechten Jünger auf meine Worte und laſſen ſich dadurch zu allem Guten leiten.

Ehedem, als Jeſus noch auf Erden wandelte, hat er ſich in eigener Perſon als den guten Hirten ſeiner Schafe erwieſen; bevor er aber dieſe Welt verlaſſen, hat er Männer aufgeſtellt, die vom heiligen Geiſte geleitet an ſeiner Statt die hinterlaſſene Heerde führen ſollten und auch ſchriftlich ſogar hat er durch die Evangeliſten und mehrere ſeiner Apoſtel uns ſeinen Willen kund thun laſſen. Wer nun dieſer Leitung folgt, der hört die Stimme Jeſu. Hat er ja ſelber zu ſeinen Jüngern und ihren Nachfolgern geſagt: Wer euch höret, der höret mich. Auch ſind ſeine Schafe daran erkennbar, daß ſie ſeine Lehre gerne hören, mit Freuden den Weg wandeln, den er ihnen zeigt, und ihre ganze Glückſeligkeit dabei ſuchen und finden. Oder iſt's nicht, als wenn wir ihn ſelber reden hörten, wenn man uns aus der heiligen Schrift die freudige Einladung vorträgt: Kommet her zu mir Alle, die ihr mühſelig und beladen ſeid, ich will euch erquicken; bei mir werdet ihr Ruhe finden für eure Seelen? Iſt's nicht, als ob er uns gleichſam an der Hand führte, wenn wir die Worte hören: Wer mein Jünger ſein will, verläugne ſich ſelbſt und folge mir nach? Iſt's nicht, als ob er uns ſelber Troſt und Erquickung in's Herz ſpräche, wenn wir leſen: Euer himmliſcher Vater weiß Alles, was ihr brauchet; er, der die Vögel in der Luft ſpeiſet und die Blumen auf dem Felde ſo ſchön kleidet, wird ja noch vielmehr euch ernähren und kleiden? Iſt's nicht, als ob er ſelber uns weidete, wenn wir in unſerm Herzen den Frieden erfahren, den ein chriſtlich frommes Leben verſchafft, und wenn unſere Seele von freudigen Hoffnungen erfüllt wird?

Wer alſo zu den Schafen Jeſu gehört, der hört ſeine Stimme gern, erſcheint gerne beim öffentlichen Gottesdienſte und iſt aufmerkſam auf die Predigt des göttlichen Wortes,

weil er da die Stimme Jeſu hören kann. Wenn aber Jemand ſelten und ungerne dem öffentlichen Gottesdienſte beiwohnt, ſich ſelten bei Predigten und Chriſtenlehren einfindet, keine Freude an gottſeligen Geſprächen oder an guten Büchern hat, wenn er lieber gottvergeſſene Reden hört, lieber mit gottloſen oder verdächtigen Kameraden umgeht, und immer lieber auf Liſt, Betrug oder andere ſchändliche Dinge ſinnet, als auf das, was gut und recht iſt: ſo zeigt ein Solcher offenbar, daß er nicht unter die Schafe Chriſti gehört; denn er hört ja ſeine Stimme nicht.

Indeß mit dem bloßen Hören iſt's auch noch nicht gethan; man muß über das Gehörte auch nachdenken und es verſtehen. Wenn man an manchen Chriſten, der oft in erbaulichen Büchern lieſt oder die Predigt des göttlichen Wortes anhört, die Fragen ſtellen würde: Verſtehſt du auch, was du da lieſeſt oder hörſt? und er aufrichtig und ehrlich darauf antworten wollte: ſo müßte er gleichwohl geſtehen, daß er gar oft ohne Verſtand, ohne Aufmerkſamkeit, ohne Nachdenken leſe und höre. Ein ſolcher Menſch gleicht Einem, der wohl oft ißt und viel ißt, aber nicht verdauen kann. Ihr könnt das an euch ſelber gar leicht erfahren. Ihr dürft euch nur, wenn ihr eine Predigt gehört habt, fragen: Wovon war heute die Rede, was kann ich heute für mich, zu meiner Belehrung und Beſſerung aus der Predigt herausnehmen? Oder ihr dürft es nur probiren, euren Kindern und Dienſtboten etwas vom Gehörten vorzutragen und zu wiederholen, und ihr werdet gar oft leicht merken, daß ihr nicht gründlich aufgefaßt oder unrecht verſtanden habt. Gar Mancher ſagt: Aber die heutige Predigt war ſchön, die hat mich erbaut, die hat mich gerührt! fragt man aber: worüber hat denn der Prieſter gepredigt? dann kommt heraus, daß man wenig oder gar Nichts gemerkt und verſtanden habe. Das heißt, die Stimme Jeſu wohl hören, aber nicht, ſie kennen. Es iſt damit gerade ſo, als wenn man in der Ferne Jemanden reden oder ſchreien hört, aber man verſteht nicht recht, was er ſagt; oder als

wenn man Jemanden in einer ausländiſchen Sprache, oder über unbekannte Sachen reden hört, wovon man zwar hie und da ein Wort, aber nichts Ganzes verſtehen und begreifen kann. So geht es auch euch, Geliebte, gewiß gar oft mit euren Gebeten, beſonders mit jenen, die man von Jugend auf gehört und gebetet hat. Ihr wiſſet ſie recht gut auswendig, und meint deßwegen, ihr verſtehet ſie auch. Aber da fehlt's oft weit. Freilich, allemal kann man es euch nicht zumuthen, daß ihr dieſe Gebete und Sprüche ſammt und ſonders verſteht, von den Kindern kann man das ſchon gar nicht verlangen, aber gerade deßwegen müßt ihr nicht gedankenlos leſen und hören, ſondern fragen, wenn ihr etwas nicht verſtehet. So werdet ihr die Stimme Jeſu nicht bloß hören, ſondern auch kennen, und dann dieſer Stimme auch folgen.

Dieſes Letztere iſt die Hauptſache. Was hilft's denn, wenn ein Kind rufen hört und kennt auch, daß es die Stimme ſeines Vaters iſt, aber es folgt dem Rufe nicht? Darum ſagt auch der Heiland: „Jeder, der zu mir kommt und meine Rede hört und ſie thut, wem dieſer gleich iſt, das will ich euch zeigen. Er iſt gleich einem Manne, der ein Haus baute, der tief eingrub und den Grund auf einen Felſen legte. Als nun eine Überſchwemmung kam, ſtieß der Strom an jenes Haus und konnte es nicht bewegen; denn es war auf einen Felſen gegründet; wer aber hört und nicht thut, der iſt gleich einem Menſchen, der ſein Haus ohne Grund auf die Erde hinbaute; wider dieſes Haus ſtieß der Strom und es fiel ſogleich." (Luk. 6, 47—49.) Dieſe Worte des Herrn, Geliebte! ſind ebenſo klar, als wahr. Oder ſagt mir, was kann es auch helfen, wenn man die Lehre Jeſu noch ſo gut weiß, aber nicht darnach lebt! Wenn ein Schaf ſich von der Heerde verläuft, und den Ruf des Hirten zwar hört, aber ihm nicht folgt: wo wird es dann hinkommen? Es wird ſich immer weiter verirren und zuletzt umkommen. Gerade ſo ergeht es jenen

Christen, die zwar Alles wissen, was Jesus von uns fordert, aber nicht darnach thun. Es ist eine gar traurige Erfahrung, die man in dieser Beziehung oft macht. Gar viele Christen meinen nämlich, mit dem Wissen sei Alles ausgerichtet. Allein Christum lieb haben, ist viel besser, als alles Wissen. Lasset uns demnach nicht bloß Hörer, sondern auch Thäter des Wortes sein; sonst würden wir uns nur selbst betrügen. Wer aber nicht nur ein vergeßlicher Hörer, sondern auch ein gewissenhafter Thäter ist, der wird selig sein. Es kann Einer sehr viel in Büchern gelesen oder sonst gehört haben, was zum Ackerbau oder zur guten Landwirthschaft gehört und doch, wenn es auf die Probe ankommt, ein schlechter Ackersmann und Landwirth sein. Mancher kann sprechen wie ein Buch, was recht oder unrecht sei, was man thun oder lassen soll; er aber richtet sich selber nicht nach seinen Worten. Man muß freilich auch etwas wissen, ja viel Gutes und Nützliches muß man wissen, wenn man verständig und vortheilhaft handeln will; denn ein Mensch, dem es an Wissenschaft und Erfahrung fehlt, kann doch wenig ausrichten, wenn er es sich auch noch so gut vorgesetzt hätte. Aber Beides, Wissen und Thun, miteinander vereinigt, das macht erst einen recht geschickten und brauchbaren Mann aus. Ist es uns also daran gelegen, daß wir Jesu angehören, so laßt uns seiner Stimme auch folgen.

An das müssen wir denken, so oft wir seine Stimme hören. Höret ihr eine Predigt, so denket allemal dabei: das Gute, was ich heute darin gehört habe, muß ich auch erfüllen und das Böse meiden, die guten Beispiele, die mir vor Augen gestellt wurden, muß ich nachahmen und die bösen mir zur abschreckenden Warnung sein lassen. So werdet ihr das Gute nicht nur wissen, sondern auch thun, die Stimme Jesu nicht nur kennen, sondern ihr auch folgen. So prüfet euch nun mit redlichem Herzen, ob ihr wohl die Stimme Jesu auf diese Art gehört und ihr Folge geleistet habt, und wirft euch euer Gewissen dabei vor, daß ihr es nicht gethan habt, o so

iſt's ſehr traurig; denn ihr könnt euch ja nicht mit Wahrheit zu den guten Schafen Jeſu zählen. Es iſt und bleibt ewig das ſichere Kennzeichen der Schafe Jeſu, daß ſie ſeine Stimme hören und ihm folgen. Gott gebe, daß Alle, die bisher dem Herrn Jeſu angehört haben, bei ihm bleiben, die aber, welche ſeine Stimme noch nicht recht gehört, oder ihr nicht Folge geleiſtet haben, ſich zu dem Hirten und Biſchof ihrer Seelen bekehren mögen; denn — man kann es nirgends beſſer haben, als bei Jeſus, was euch erklären wird der

zweite Theil.

Es iſt in keinem andern Namen Heil und Rettung zu finden, als im Namen Jeſu; d. h. nur der wahre Jünger Jeſu iſt auch wahrhaft glücklich, hier oder dort. Das iſt unſer Glaubensbekenntniß, — wir ſprechen es mit dem Munde aus, o möchten wir es auch von ganzem Herzen glauben! Wie glücklich ſind wir, wenn wir es nicht nur darum glauben, weil wir es ſo von Jugend auf gehört haben, ſondern darum, weil wir aus eigener Erfahrung wiſſen, daß die Ausübung der Lehre Jeſu ruhig, zufrieden und glücklich mache! Aber ach, das Leben gar vieler Chriſten widerſpricht ihrem Glaubensbekenntniſſe, und man ſieht, daß ſie ganz andern Lehren folgen, ganz andere Wege gehen, als die ſie ihrem Glaubensbekenntniſſe nach für die beſten und ſicherſten halten. Jeſus preist die Sanftmüthigen, die Barmherzigen; es ſcheint aber, daß ſehr Viele ihr Glück und ihre Seligkeit in Rachgier, in Hartherzigkeit, in einem wollüſtigen, unmäßigen und ausgelaſſenen Leben, in Zank und Streit, in Lug und Betrug, mit einem Worte, in allem dem ſuchen und finden wollen, was der Lehre Jeſu geradezu entgegen iſt. Was iſt nun wahr, woran ſoll man ſich bei ſolchen Leuten halten? an das, was ſie durch ihren Lebenswandel zeigen, oder an das, was ſie mit ihrem Munde bekennen? Im Herzen ja, da meinen ſie freilich, daß der Glaube an Jeſu ſelig mache; aber gar oft meinen ſolche Leute, der Glaube habe mit dem Leben nichts zu ſchaffen, auf dem

Todbette, meinen ſie, könne man ſich noch immer bekehren und ſo laſſen ſie ſich von den ſcheinbaren Freuden und Lüſten dieſer Erde täuſchen und glauben, auch ohne Jeſu ein vergnügtes, freudiges Daſein haben zu können. O die Thoren, wie elend täuſchen ſie ſich! Wenn ihr recht Acht geben wollt, ſo werdet ihr bald entdecken, daß die ganze eingebildete Freude, das geträumte Glück des Gottloſen Nichts, gar Nichts ſei. Stellt euch nur einen liederlichen, unkeuſchen Menſchen vor, der ſich doch einbildet, daß er recht vergnügt lebe. Aber die Schande, den Spott, den Schimpf, den Fluch, den ein ſolcher Menſch über ſich ergehen laſſen muß, nebſt den traurigen und ſchrecklichen Folgen, die ſeine Lebensart nach ſich zieht, verbittern ihm ſein vermeintliches Glück auf alle Weiſe. Oder betrachtet einen Menſchen, der dem Trunk und Spiel ergeben iſt; was hat er wohl für Freude, wenn er in der Trunkenheit, im Zorne Ausſchweifungen und Thorheiten begeht, die er nüchtern und ruhig bitter beweinen muß? Wenn Armuth, Krankheit, Schande und ſogar noch polizeiliche Strafen ein Glück ſind, dann iſt freilich der Säufer und Spieler ein glücklicher Menſch. Oder was hat denn der Betrüger für ein Glück bei ſeinen Betrügereien? Er macht ſich alle Menſchen zu Feinden, iſt bei Jedermann verhaßt, und muß beſtändig fürchten, daß ihm Gleiches mit Gleichem vergolten werde, oder daß ſeine Betrügereien an's Tageslicht und er vor aller Welt an den Pranger zu ſtehen kommen werde. Oder was haben Eltern davon, wenn ſie ihre Kinder nicht chriſtlich erziehen? Werden ſie nicht ihre eigene Plage? Oder wie geht's ungehorſamen Kindern, die da meinen, ſie ſeien die glücklichſten Menſchen, wenn ſie den Eltern nicht folgen und ſich ihrer Aufſicht entziehen? Fluch und Trübſal iſt ihr Lohn. Und wie geht's Dienſtboten, die untreu, faul und liederlich ſind? Kein Menſch mag ſie lange behalten, ſie erſparen ſich nichts und wenn ſie einmal ſelber Hausleute werden, werden ſie wieder mit ſchlechten Dienſtboten geſtraft. Und was haben unehrliche Arbeitsleute und ſchlechte Gewerbsleute für Glück? Werden

ſie reich bei ihren Prellereien? Nein, es geht mit ihnen immer mehr abwärts. Und ſo könnte ich fortmachen und forterzählen und überall müßte ich ſagen: „Die Gottloſen haben keinen Frieden.“

O wie ganz anders iſt es, wenn man Jeſu Stimme hört und ihr folgt! Wo ſollen wir hingehen? ſagte Petrus zu Jeſu: du haſt Worte des ewigen Lebens. Von dir lernen wir verſtändige, gute und glückliche Menſchen werden. Darum thut der wahre Chriſt Nichts, was er nicht vor Gott und ſeinem Gewiſſen verantworten kann. Er richtet ſein Thun und Laſſen ſo ein, daß ihn das, was er heute thut, morgen nicht reuen darf, daß er auf ſeinem Sterbebette mit frohem Muthe auf die vergangene Zeit zurückdenken und zu ſeiner Beruhigung ſagen darf: „Gott Lob, ich habe mir Nichts vorzuwerfen. Ich weiß nicht, daß ich mit Vorſatz einen Menſchen beleidigt, betrübt, oder betrogen hätte; ich habe nach Kräften gearbeitet, gedient, gerathen, geholfen, meine Zeit habe ich nicht mit Müßiggehen, meine Kräfte nicht mit Liederlichkeit verſchwendet; aus meinen Reden konnte ſich Niemand ärgern oder beleidigt finden; meine Obrigkeit habe ich geachtet und meine Pflichten gegen ſie erfüllt; ich bin nach beſtem Wiſſen und Gewiſſen ein treuer Ehemann, ein gewiſſenhafter Vater und guter Haushälter geweſen; was ich aus menſchlicher Schwachheit verſehen habe, wird mir Gott vergeben, der bisher ſo väterlich für euch geſorgt und ſich ſo barmherzig an mir erwieſen hat.“ — Was kann wohl ſchöner ſein, Geliebte, als die alten Tage und das Sterbebette eines ſolchen Gerechten? Geliebte! dieſes Glück können wir uns ja gleichfalls verſchaffen. Hören wir nur die Stimme Jeſu und folgen wir ihr, ſo können wir eben ſo glücklich leben und ruhig ſterben. Glaubt ja nicht, daß der fromme Chriſt erſt jenſeits glücklich wird! Nein, hier ſchon iſt er glücklich, gleichwie der Gottloſe hier ſchon unglücklich iſt. Es iſt wahr, es kann dem Guten auf dieſer Welt ſchlecht gehen äußerlich; aber den innern Frieden, die innere Ruhe und Seligkeit vermag kein Leiden, kein Elend dieſer Welt zu trüben,

und das ist die Hauptsache. Es ist also ausgemacht, daß man es nirgends besser hat, als bei Jesu. Nun denn, so wählen wir! Wir haben freien Willen, wir können es mit Jesu oder mit der Welt halten. Wer sich einbildet, daß es besser sei, den Lüsten des Fleisches zu folgen, als die christliche Selbstverläugnung zu üben, der thue auf seine Gefahr und Verantwortung, was ihm gut dünkt. Nur bilde er sich nicht ein, daß er Christo angehöre; denn die Christo angehören, die haben ihr Fleisch sammt dessen Lüsten und Begierden gekreuzigt. Ein Solcher möge jedoch das Ende von seinem Leben bedenken, er möge bedenken, daß es heißt: Was der Mensch säet, wird er einst ernten. Wer vom Fleische aussäet, wird vom Fleische Verderben ernten.

Uns aber, o Herr! gib die Gnade, daß wir unsere Lebenstage in christlicher Sittsamkeit zubringen. Ja, gib uns deine Gnade, daß wir rein und untadelhaft durch dieses Leben wandeln. Sei unser Hirt, unser Führer, damit wir nicht bloß jetzt zu deinen Schafen gehören, sondern auch einst auf die rechte Seite zu deinen Schafen am großen Gerichtstage gestellt werden. Amen.

Predigt

auf

den dritten Sonntag nach Ostern.

Text: „Ihr werdet traurig sein; aber eure Traurigkeit wird in Freude verwandelt werden.“ Joh. 16, 20.

Geliebte Pfarrkinder!

Die Worte, welche Petrus den Christen seiner Zeit empfiehlt, sind überaus wichtig, und des Überdenkens werth. Es ist, sagt er, Gott angenehm, wenn Jemand ihm zu gefallen Betrübniß leidet und Unrecht duldet. Was habet ihr denn Ursache, euch zu rühmen, wenn ihr sündiget und darum Backenstreiche duldet? Wenn ihr Gutes thut und geduldig leidet, das ist Gott angenehm. (I. Petri 2, 19. 20.) Wir wollen jetzt gar nicht diese Worte Petri als eine besondere Ermahnung ansehen, durch welche er die christlichen Knechte und Dienstboten der damaligen Zeit zur Geduld in allem Leiden, welches ihnen in ihrem Dienste widerfährt, ermahnt; sondern wir wollen sie als eine allgemeine Wahrheit betrachten, die alle Christen angeht. Wahrer Ruhm ist es, wenn Jemand unschuldig wegen seiner Rechtschaffenheit, wegen seiner Gottesfurcht und

wegen seines Glaubens leidet, und dieses Leiden mit wahrer Sanftmuth, Stille des Geistes und christlicher Gelassenheit erträgt; aber was ist das für ein Ruhm, wenn ihr ein Leiden traget, das ihr euch selbst durch eure Vergehungen zuziehet? Da muß der Mensch in seinem Leiden beschämt sagen: Es ist meiner Bosheit Schuld, daß ich so gezüchtiget werde, und meines Ungehorsams, daß ich so gestraft werde. Ich habe es verdient. Und wenn ich auch alsdann dieses verdiente Leiden recht geduldig ertragen, so ist es eben nicht viel Rühmliches. Aber wenn ich ein unverschuldetes Leiden recht geduldig über mich nehme, und selbes mit einer christlichen Stille des Geistes ertrage, das ist Gott angenehm, das ist eine Tugend, welche Gott recht wohlgefällt.

In diesen Worten, Geliebte, liegt ein sehr wichtiger Unterschied der Leiden dieser Zeit. Es gibt Leiden, die sich der Mensch selbst durch sein boshaftes und unvorsichtiges Verhalten zuzieht. Denn sobald er sündiget, sobald eröffnet er sich eine ergiebige Quelle aller Leiden. Die Sünde, sobald sie vollbracht ist, gebiert ja unvermeidlich den Tod: sie scheidet Gott und den Sünder von einander; sie zieht den Verlust der Gnade Gottes nach sich; sie stürzt das Gemüth in die größte Unruhe und Betrübniß. Bei einem solchen Leiden, welches sich der Mensch selbst zuzieht, fehlt allemal der trostreiche Muth und die Stille des Geistes. Und dieses sehen wir auch, leider! besonders in gegenwärtigen Zeiten, wo so Viele auf die schändliche Thorheit gerathen, ihrem Elende selbst ein Ende zu machen, und vergessen, daß sie nie über ihr Leben Herr seien.

Es gibt aber auch noch ein Leiden, welches die heilige Schrift unverdientes Leiden nennt. Dieses ist ein Leiden, welches nur den Christen, den Freund Gottes und den wahren Verehrer des Christenthums allein treffen kann; denn der Christ leidet selbes um seines guten Gewissens und um seiner Rechtschaffenheit willen. Hier aber zeigt er eine lobenswürdige Gelassenheit und Geduld, welche die höhere Hand Gottes

in ſein Herz ſenkt, und wo er bei ſo mannigfaltiger Schwachheit die Wahrheit der Verheißung geführt: Laß dir an meiner Gnade genügen; denn meine Kraft iſt in den Schwachen mächtig! Eben dadurch aber hat das wahre Chriſtenthum einen ganz beſondern Vorzug, daß alle ſeine wahren Verehrer in allem Leiden getroſt ſind. Der Erlöſer ſagt es ſeinen Jüngern voraus, daß ein großes Leiden auf ſie wartete, und in wenigen Tagen würden ſie unter ſelbem ſeufzen. Es war das Leiden, daß er von ihnen ſcheiden und für ſie den qualvollen Erlöſungstod über ſich nehmen würde. Aber er gibt ſich auch zugleich alle Mühe, ſie zur Standhaftigkeit, zur Geduld und Gelaſſenheit und zur willigen Ertragung dieſer Leiden vorzubereiten, und zeigt es ihnen, wie ſie als ſeine Freunde und ſeine geliebten Jünger dieſelben ganz geduldig ertragen könnten.

Geliebte! vielleicht warten auch auf uns viele und mannigfaltige Leiden, welche wir über uns nehmen müſſen. Laſſet uns daher heute zu unſerm Troſte eine recht heilſame Wahrheit lernen: Nur der Chriſt iſt in ſeinem Leiden getroſt. Denn das Chriſtenthum überzeugt ihn:

Von der guten Abſicht der Leiden, I. Theil;
von der Kürze der Leiden, II. Theil;
von dem herrlichen Ausgange der Leiden, III. Theil.

Ich beginne ꝛc.

Erſter Theil.

Es war allerdings für die Jünger Jeſu ein ſehr großes und ſie äußerſt niederſchlagendes Leiden, welches ihnen Jeſus in den Worten vorherſagte: „Über ein Kleines werdet ihr mich ſehen, und über ein Kleines werdet ihr mich nicht mehr ſehen; denn ich gehe zum Vater.“ Hier verkündigte er ſeinen Jüngern ſein baldiges Leiden, welchem er immer näher kam. Da würde der traurige und für ſie ſchreckenvolle Zeitpunkt kommen, daß ſie ihn nicht mehr ſehen würden; denn er würde

am Kreuze ſterben und einige Zeit im Grabe liegen, und alſo ganz ihren Augen und ihrem Umgange entzogen werden. Der Erlöſer verſichert ſie, daß ihnen dieſes Leiden höchſt empfindlich und ſchmerzlich ſein würde. Er ſagt es ihnen zum Voraus: Ihr werdet weinen und heulen! Ihr werdet traurig ſein! Und der Erfolg hat dieſes ſattſam beſtätiget, was ihnen der Erlöſer vorhergeſagt hatte. Wie traurig waren die Jünger, da Jeſus am Kreuze ſtarb! In welcher Betrübniß befanden ſie ſich nicht, da er im Grabe lag! Wie ängſtlich, wie kummervoll war nicht ihr Seelenzuſtand! Sie verſchloßen ſich aus Furcht vor den Juden und konnten die Unruhe und Betrübniß ihrer Herzen gar nicht mehr verbergen. Der Tod ihres Meiſters ſchlug alle ihre Hoffnungen gänzlich zu Boden. Und doch ſagt es der Erlöſer ſo oft: Es iſt euch gut, daß ich zum Vater gehe, daß ich für euch leide und ſterbe. Denn wenn ich nicht hingehe, kommt der Tröſter nicht zu euch; wenn ich aber hingehe, will ich ihn euch ſenden. Hier entdeckt ihnen zugleich der Erlöſer, daß ihr Leiden, welches durch ſeinen Hingang zum Vater entſtünde, eine gute Abſicht habe; es wäre ihnen heilſam, es wäre für ſie ein ſehr wohlthätiges Leiden. Dieß bewies der Erfolg; denn ob ſie gleich die Angſt ihres Herzens nicht läugnen konnten, ſo wurden ſie doch durch die Auferſtehung, und durch die Erſcheinung des auferſtandenen Erlöſers innigſt erfreut. Die gute Abſicht dieſes Leidens zeigte ſich bald. Die gefährlichen und ſchädlichen Vorurtheile verſchwanden. Sie wurden überzeugt, daß das Reich Chriſti nicht von der Welt wäre. Sie ſahen die Nothwendigkeit der Leiden Jeſu und ihren herrlichen Nutzen und deſſen große Vortheile ein. Sie wurden überzeugt, daß er der wahre Meſſias ſei, an den ſie glauben und in dem ſie allein ihre wahre Seligkeit ſuchen mußten. So wurden ſie durch dieſes Leiden zu Zeugen der Wahrheit und zu Lehrern des Evangeliums zubereitet, daß ſie alsdann durch die Lehre Jeſu viele Tauſende auf den rechten Weg zur Seligkeit führen

konnten. Dieſe gute Abſicht machte ſie alſo in ihrem Leiden getroſt.

Hierin werden noch beſtändig alle wahren Chriſten den Jüngern Jeſu ähnlich. Sie ſind in allen Leiden, das ihnen begegnet, recht getroſt. Denn ihre Religion überzeugt ſie von der guten Abſicht ihrer Leiden.

Überdenket, was Paulus ſagt: „Wir wiſſen es, wir ſind lebhaft überzeugt, daß Allen, die Gott lieben, alle Dinge, auch die widrigſten, die ihnen begegnen, zum Beſten dienen müſſen;“ ſie verdunkeln nie ihr Glück. Alle Leiden, die ihnen in der Welt als Kinder Gottes begegnen, ſind wohlthätige Leiden, ſie ſind ihnen nützlich und recht heilſam; ſie ziehen recht viel Gutes nach ſich. Sie haben alſo allemal eine gute Abſicht. Eben dieſer Apoſtel verſichert uns davon an einem andern Orte: „Mein Sohn, achte die Züchtigung des Herrn nicht gering, und verzage nicht, wenn du von ihm geſtraft wirſt; denn wen der Herr liebt, den züchtiget er, und geißelt einen Jeden, den er zum Sohne aufnimmt. So verharret nun in der Zucht. Gott erzeigt ſich gegen euch wie gegen ſeine Kinder; denn wo iſt ein Sohn, den der Vater nicht züchtiget? Alle Züchtigung ſcheint zwar, ſo lange ſie währt, keine Freude, ſondern Traurigkeit zu bringen; nachher aber bringt ſie denen, welche durch ſie ſind geübt worden, eine friedenreiche Frucht der Gerechtigkeit.“ Sind nicht in dieſen Worten die ſchönſten Ermahnungen zur Geduld in allen Leiden enthalten? Der Apoſtel zeigt den Chriſten, daß die Leiden Beweiſe der zärtlichſten und innigſten Vaterliebe Gottes ſind. Durch Leiden will ſich dieſer gute Vater ſeine Kinder erziehen. Ihre Glückſeligkeit würde nicht ſo gewiß gegründet und befeſtiget werden, wenn ihnen der Herr nicht mancherlei Trübſale zuſchickte und auflegte. Leiden erwecken ſie auch zur größeren Heiligkeit, machen ſie aufmerkſam auf ihre ganze Glückſeligkeit, und die Beförderung ihres ewigen

Wohls. Wie getrost, und wie zufrieden kann also der Christ in allem Leiden sein! Denn sein Leiden ist allemal wohlthätig, die Absichten, die Gott bei dem Leiden seiner Kinder hat, sind allemal gut. Der Christ, wenn er nur ein wenig nachdenkt, kann leicht einige dieser heilsamen Absichten ergründen.

Als David, der große König von Israel, sich nach seinem schweren Falle wieder mit Gottes Gnade gebessert hatte, legte ihm Gott manche Leiden auf, theils zu seiner Befestigung, theils aber auch zur Heiligung seines Lebens. Wie bald sah auch David die guten Absichten seines Gottes ein! „Ehe ich gedemüthiget ward," sagte er, „irrete ich, nun aber halte ich dein Wort. — Es ist für mich gut, daß du mich gedemüthiget hast, damit ich deine Satzungen lerne." Ps. 118. Er bewies sich auch bei allen Leiden gelassen, und überließ sich ganz den Anordnungen Gottes. So denkt auch der wahre Christ beim Leiden. Er weiß, daß Gott, der beste Vater, der uns in Christo unendlich lieb hat, seinen Kindern nichts begegnen lassen werde, als was ihnen heilsam, nützlich und vortheilhaft ist. Er ist von der Wahrheit überzeugt, daß allen denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen müssen. Das Christenthum überzeugt uns aber auch von der Kürze der Leiden; doch hievon im

zweiten Theile.

Wenn der liebenswürdige Erlöser seinen geliebtesten Jüngern das für sie empfindlichste und ergreifendste Leiden vorhersagt, so sucht er auch zugleich ihr dadurch angegriffenes und niedergeschlagenes Gemüth wieder aufzurichten, indem er sie von der kurzen Dauer dieses Leidens in Kenntniß setzt. Über ein Kleines werdet ihr mich nicht sehen, und da werdet ihr weinen und heulen. Aber über ein Kleines werdet ihr mich wieder sehen, und alsdann wird eure Traurigkeit in eine ewig dauernde Freude verwandelt werden. Und so ist alles Leiden der Christen; denn theils ist es ein Prüfungsleiden, das Gott den Seinen zuschickt, und dann dauert selbes

nur ſo lange, als die Prüfung nöthig iſt. Iſt die gute Abſicht erreicht, ſo hört ſelbes auf. Theils iſt es ein Leiden zur Befeſtigung und zur Stärkung, und dann dauert ſelbes auch nur ſo lange, als dieſe väterliche Leitung nöthig iſt. Es heißt alſo immer bei den Chriſten: Über ein Kleines.

Doch geſetzt, meine Lieben! der Chriſt müßte die meiſte Zeit des Lebens im Elende zubringen; oder wir wollen noch mehr ſagen: geſetzt, die ganze Zeit ſeines Lebens wäre eine Thränenſaat, wir wollen annehmen 70 oder 80 Jahre lang, welche mit lauter Mühſeligkeit durchgewebt wären; was wären nun 80 Jahre des Elendes, der Noth, des Kummers gegen 1000 Jahre der Freude, des Vergnügens, der Ruhe, der Glückſeligkeit, die nach dem Zeugniſſe Gottes ganz unausſprechlich iſt? Ließe ſich da nicht auch ſagen: Über ein Kleines? Ihr werdet weinen und heulen, aber eure Traurigkeit wird in Freude verwandelt werden! — Allein, Geliebte! nun denket euch nicht tauſend, nicht Millionen tauſend Jahre der Freude, des Glückes und der Seligkeit, ſondern in alle Ewigkeiten fortlaufende Jahre der Freude, was ſind nun gegen dieſe Ewigkeiten 80 Jahre des Kummers? Sind ſie nicht Augenblicke gegen die Ewigkeit? Unſer Leiden alſo iſt alles über ein Kleines.

Und wo iſt ein Leiden, das in einer unzertrennlichen Reihe der Tage und Jahre des Kummers fortgeht? Wie oft zeigt Gott den Leidenden mitten im Elende ſeine Herrlichkeit? Wie oft empfinden ſie auch da, wenn ſie weinen und ſeufzen, einen herrlichen Vorgeſchmack der himmliſchen Freude, und das troſtreiche Zeugniß des Geiſtes Gottes, daß ſie Kinder Gottes ſind? Das Leiden der Chriſten dauert nur eine kurze Zeit. Wenn Paulus, deſſen Leben mit mancherlei Leiden durchwebt war, den guten Abſichten ſeiner Leiden nachdachte, ſo richtet er ſich und andere Leidende troſtreich auf. Er zeigt ihnen ſelbſt ſeinen getroſten Muth: „Wir haben allenthalben Widerwärtigkeiten, aber wir werden nicht geängſtiget; wir leiden Noth und Dürftigkeit,

aber wir verzagen nicht. Wir werden niedergeworfen, aber wir kommen nicht um. Wir tragen allezeit die Abtödtung Jeſu an unſerm Körper herum, damit auch das Leben Jeſu an unſern Körpern offenbar werde, d. h. wir werden Chriſto in ſeinem Tode ähnlich, damit wir ihm auch in ſeiner Auferſtehung ähnlich werden." (II. Kor. 4, 8. 12. 17.) Was macht ihn denn bei ſeinem Leiden ſo getroſt? Die Vorſtellung der Kürze und der Winzigkeit der Leiden dieſer Zeit. Denn, ſpricht er, alle unſere Trübſale, die wir als Wanderer auf dieſer Erde erfahren, ehe wir das Ziel glücklich erreichen, ſind doch nur von einer kurzen Zeit. Wie lange wird die Thränenſaat dauern?! Alsdann folgt eine Freudenernte auf dieſelbe. Das Leiden ſchaffet uns eine ewige und überaus wichtige Herrlichkeit. Was ſind alſo die Jahre des Elendes, der Verfolgung, der Leiden gegen die Ewigkeit jener Freuden, die auf die Kinder Gottes warten? Nichts als der Tag, der geſtern vergangen iſt, oder wie ein dahineilender Traum. O Freund Gottes! Verehrer Jeſu! ſinke nicht, verzage nie in deinem Elende, werde nicht kleinmüthig! Denn dein Leiden, ſo angreifend es auch ſein mag, iſt von kurzer Dauer, und eben darum auch leicht. Wie bald wird die morſche Leibeshütte zerbrechen, und dann legſt du auf ewig die Laſt deiner Glieder nieder. Selig ſind, die Leid tragen; denn ſie ſollen ewig getröſtet, ihre Traurigkeit ſoll in Freude verwandelt werden! Auch dieſen Troſt hat der wahre Chriſt.

Dritter Theil.

Das Chriſtenthum überzeugt endlich auch ſeine Bekenner von dem herrlichen Ausgange aller Leiden.

Der Erlöſer gibt ſeinen Jüngern die troſtvolle Verſicherung: Eure Traurigkeit ſoll in Freude verwandelt werden! Ihr habt nun Traurigkeit; aber ich will euch wieder ſehen, und euer Herz ſoll ſich freuen, und eure Freude ſoll Niemand von euch nehmen. Hiedurch gibt ihnen der Heiland

die hochwichtige Verſicherung des herrlichen Ausganges aller Leiden. Es iſt Wahrheit: Sie ſchaffen eine ewige und über alle Maßen wichtige Herrlichkeit. So war es bei dem Erlöſer, ſo iſt es bei ſeinen Freunden und Verehrern. Mußte nicht Chriſtus durch Leiden in die Herrlichkeit eingehen? Selbſt bei dem Erlöſer folgte auf ſeine Thränenſaat die Freudenernte. Und ſo iſt es bei ſeinen Kindern. Sie müſſen erſt das finſtere Thal der Trübſale durchwandeln, ehe ſie zum Gipfel der Herrlichkeit und der Freude gelangen. O herrlicher Ausgang des Leidens der Kinder Gottes! Es folgt darauf eine ewige und über alle Maßen wichtige Herrlichkeit. Ach, lieber Heiland! mit welchen Empfindungen des Dankes erheben wir deine Güte, daß du uns das, was auf uns wartet, entdeckt haſt. Überdenket, Geliebte, dieſe ſo troſtreiche Verſicherung. Sie, die frommen Freunde Gottes, die Verehrer der Tugend ſind nun vor dem Throne Gottes und dienen ihm Tag und Nacht in ſeinem Tempel, und der auf dem Throne ſitzt, wird über ihnen wohnen. Sie wird nicht hungern noch dürſten; es wird auch nicht auf ſie die Sonne oder irgend eine Hitze fallen. Gott wird alle Thränen von ihren Augen abwiſchen. Weder Tod, noch Leid, noch Geſchrei, noch Schmerzen wird mehr ſein. Denn das erſte iſt vergangen. (Offenb. Joh. 7, 15. 21, 4.) Alſo ſoll ja in uns der Entſchluß rege werden: Ich will mich Gott ergeben, und das mir auferlegte Kreuz willig tragen; denn ich weiß, daß es zu meinem Beſten dient.

Das größte und empfindlichſte Leiden iſt, wenn fromme Kinder von einander getrennt werden, wenn fromme Eltern an das Sterbebett ihrer frommen Kinder gerufen werden, und ihnen ihre gebrochenen Augen zudrücken müſſen, und wenn Kinder die traurige Stunde erleben, daß ihre geliebteſten Eltern ihnen in die Ewigkeit vorausgehen. Aber, fromme Eltern! wie lange wird's währen, ſo ſehet ihr eure Kinder wieder vor dem Throne Gottes? Dort werdet ihr ſie umarmen, dort an euer Herz als Selige drücken. Ihr werdet euch freuen, und dieſe Freude wird Niemand von euch nehmen. Fromme

Kinder! wie lange wird's währen, und ihr werdet eure Eltern wieder in einer beſſern Welt, im Lande der Stillen, der Friedfertigen, der Seligen finden? Betrübte Freunde Gottes! hemmet eure Thränen, erhebet eure naſſen Augen zum Himmel! Dort iſt die Freudenernte, dort iſt das Land der Ruhe, der Glückſeligkeit; dort verwandelt ſich eure Traurigkeit in Freude, und die ſoll Niemand von euch nehmen. Seliges Chriſtenthum, das ſeine Verehrer in allen Leiden ſo getroſt macht; denn es überzeugt ſie theils von der guten Abſicht, theils von der Kürze, theils von dem herrlichen Ausgange der Leiden dieſer Zeit.

O wenn je einer unter euch ſein ſollte, der dem Chriſtenthume abgeneigt wäre, der lerne ſeine Thorheit einſehen! Der Fromme muß zwar viel leiden; aber auch der Böſewicht, der Feind des Chriſtenthums iſt nicht ohne Plage. Er iſt aber um Vieles unglücklicher, als der Chriſt, weil ihm die angenehme Beruhigung fehlt. Er macht ſich zwar manche Freude; aber wehe dieſer Freude! ſie wird bald in Traurigkeit verwandelt werden. Über ein Kleines, o Sünder! liegſt du auf dem Todbette, über ein Kleines bedeckt der Staub deine Herrlichkeit.

Unbekehrte! wenn ihr doch heute zum Nachdenken gebracht würdet, daß Alles in der Welt über ein Kleines, nur kurze Zeit währt. Unſer Leben iſt eine Blume, unſere Herrlichkeit verwelkt wie das Gras auf dem Felde. Gehet doch in euch! Fallet vor Gott in der Stille nieder und betet: Herr! lehre uns bedenken, daß wir ſterben müſſen, auf daß wir klug werden. Denn es iſt Alles über ein Kleines, auch die Gnadenzeit; — aber nur die Ewigkeit nicht, welche auf eine verſcherzte Gnadenzeit folgt! Amen.

Predigt

auf

den vierten Sonntag nach Ostern.

Text: „Ich gehe zu dem, der mich gesandt hat.“ Joh. 16, 5.

Geliebte Pfarrkinder!

Aus den ersten Worten des vorgelesenen Evangeliums habt ihr ersehen, von welchem Gesichtspunkte aus Jesus seinen Tod betrachtete. Ich gehe zu dem, der mich gesendet hat, sprach er. Er redete hier von seinem gewiß und nächstens bevorstehenden Leidenstode. Er kannte seinen schmählichen und schmerzvollen Kreuzestod wohl. Mit welch göttlicher Heiterkeit, mit welch himmlischer Ruhe der Seele redet er aber hier zu seinen Jüngern davon! Ich gehe zu dem, der mich gesendet hat, ich gehe zum Vater. Christus hatte das Werk vollendet, das ihm sein Vater aufgetragen hatte; darum konnte er mit ruhiger Seele so sprechen. Wahre Christen können auch auf ähnliche Art dieses ihrem Heilande nachsagen, und sich selbst Muth beim Sterben einflößen. Vermuthlich kann ich jeden meiner Zuhörer erbauen, wenn ich dieses weiter ausführe. Das, was ich euch heute sagen werde, hängt mit dem, was

ich euch vor acht Tagen geſagt habe, ſehr genau zuſammen. Ich habe euch damals den leidenden Chriſten vorgeſtellt; heute will ich euch den ſterbenden vorſtellen. Ich will alſo jetzt beweiſen:

daß der Tod des guten Chriſten ein Hingang zum Vater iſt, I. Theil; und
deßhalb ſein Troſt auf dem Sterbebette, II. Theil.

Ich beginne ꝛc.

Erſter Theil.

Bei dem Tode und Unglücke, das nun einmal in der Welt iſt, betragen ſich die Gottloſen und die Gerechten auf eine ganz entgegengeſetzte Art. Dieſes ihr unterſcheidendes Verhalten dabei kann nicht beſſer ausgedrückt werden, als es bereits Salomon (Sprichw. 14, 32.) ausgedrückt hat: „Der Gottloſe beſteht nicht im Unglück, der Gerechte iſt aber auch in ſeinem Tode getroſt.“ Wie verhält ſich denn der Menſch, der die Gebote Gottes leichtſinnig übertritt, in unglücklichen Begebenheiten? Er beſteht nicht, d. i. er behauptet im Unglücke den getroſten Muth nicht, deſſen er ſich vorhinein im Wohlſtande ſo frevelhaft gerühmt hatte; er wird noch niedergeſchlagener und furchtſamer, als Andere. Kann es anders ſein, Geliebte? Der Ungerechte kann es merken, daß das über ihn verhängte Unglück eine wohlverdiente Strafe ſei, er wagt es nicht, ſich von Gott, den er ſo ſehr hintangeſetzt hatte, was Gutes zu verſprechen. So lange keine Widerwärtigkeit den Muth des Menſchen auf die Probe ſetzt, kann ſich Jedermann eines getroſten Muthes rühmen. Der Übertreter des göttlichen Willens, der doch keine begründete Urſache hat, fröhlich zu ſein, rühmt ſich nicht ſelten, daß nichts ſeinen Muth niederſchlagen könne, daß es kindiſch ſei, wenn man in Gefahren und Widerwärtigkeiten verzage, er rühmt ſich, daß er als ein Held den größten Gefahren trotzen wolle. Ob ſein ſtolzes Vorgeben wahr ſei, kann man

nur im Unglücke abnehmen. Da iſt der Gottloſe nichts weniger, als getroſt. Er beſteht nicht darin. Wie verhält es ſich aber mit dem Gerechten, meine Chriſten? Von dieſem ſagt Salomon, daß er auch im Tode getroſt ſei. Wir können leicht denken, warum Salomon einen Gerechten in der Lage eines Sterbenden anſehen läßt. Er thut dieſes, weil man dabei den Muth und die Entſchloſſenheit eines Menſchen vorzüglich prüfen kann. Wer an dem Rande des Grabes noch Muth behält, wer alsdann noch getroſt iſt, da der Tod ſeine kalten Arme nach ihm ausſtreckt, den dürfen wir unfehlbar einen herzhaften Mann nennen. Denn es gehört viel Muth dazu, dem Tode gerade in die Augen zu ſehen und ſich doch nicht zu fürchten. Mancher, der eine bewunderungswürdige Standhaftigkeit in verſchiedenen Unglücksfällen bewieſen, verliert doch den Muth, ſobald der Tod ſich mit großen Schritten nähert. Der Trotzige pflegt hier demüthig und der Unerſchrockene furchtſam zu werden. Nur der Gerechte behält ſeinen Muth, wenn der Zerſtörer aller irdiſchen Glückſeligkeit zu ihm kommt.

Was gibt ihm aber dieſen köſtlichen Muth? Er ſieht nach Chriſti Beiſpiel ſeinen Tod nur wie einen Hingang zu ſeinem himmliſchen Vater an. Sondert euch jetzt von einander ab, ihr, die ihr nur dem Namen nach Chriſten ſeid, und ihr, die ihr mit Wahrheit dieſen Namen führet. Dieſe, und nur dieſe allein können ihren Tod als Hingang zum Vater anſehen. Wird es hier genug ſein, die chriſtlichen Religionswahrheiten nur zu kennen? Unter euch glaubt es gewiß Niemand. — Ja! ihr wiſſet, daß es nicht hinreicht, ein eifriger Vertheidiger des Chriſtenthums zu ſein. Ein wahrer Chriſt erkennt und bekennt die Lehre Chriſti nicht bloß, er ſetzt auch ſein Vertrauen auf Jeſum. Dieſes bewegt ihn aber auch, züchtig, gerecht und gottſelig zu leben, in dieſer Welt ſo viel Gutes zu ſtiften, als er nach ſeinen Umſtänden nur immer kann, und ſo viel Böſes zu vermeiden als möglich iſt. Er weiß nämlich, daß es mit dem Bekenntniſſe des Chriſtenthums noch nicht genug ſei, ſondern

daß die Ausübung deſſelben erfordert werde; er erinnert ſich an das, was Chriſtus ſagt (Matth. 7, 21.): „Es werden nicht Alle, die zu mir ſagen: Herr! Herr! in das Himmelreich eingehen, ſondern die den Willen meines Vaters thun.“

Wir wollen uns nun vorſtellen, daß ein ſolcher aufrichtiger Verehrer des Chriſtenthums an dem Ziele ſeiner irdiſchen Wallfahrt iſt; wir wollen vorausſetzen, daß er beim Sterben den vollen Gebrauch ſeines Verſtandes noch habe; wird er alsdann ſein Sterben nicht als einen Heimgang zu dem Vater anſehen können? Die Gründe ſind ebenſo deutlich, als wichtig, warum der ſterbende Chriſt dieſen großen Gedanken haben kann. Hier ſind ſie!

Er dachte ſtets daran, warum ihn der Herr auf dieſe Welt geſetzt hat. Er ſah ſein Leben als einen Prüfungs- und Vorbereitungsſtand zum künftigen Leben an. Geht er nun mit ſeinen Betrachtungen in ſein vergangenes Leben zurück, ſo findet er, daß er, ſo viel es ihm möglich war, nach ſeiner Beſtimmung gelebt habe. Er hat ſeine Pflichten als Vorſteher, als Unterthan, als Hausvater, und als Diener ſeiner Nebenmenſchen durch gehörige Anwendung ſeiner Kräfte erfüllt. Nun geht er hin zum Vater, um von ihm über Vieles geſtellt zu werden, da er bisher über Weniges ſo getreu geweſen war.

Doch wo iſt der Sohn Adams, der durch ſeine eigene Rechtſchaffenheit allein ſich ſolche frohe Erwartungen auf die Ewigkeit verſchaffen kann? Der Chriſt ſieht ſeinen Tod hauptſächlich deßwegen als einen Hingang zum Vater an, weil er durch den Glauben an Jeſum ein Kind Gottes geworden iſt. Sein Gewiſſen iſt ruhig, weil ihm der, deſſen Barmherzigkeit ſo groß als er ſelber iſt, ſeine Übereilungs- und Unwiſſenheitsſünden um Chriſti willen zu vergeben bereit iſt. Er kann ſich als ein Kind des beſten Vaters anſehen. Sehet, kann er ſprechen, welch eine Liebe hat uns der Vater erzeigt, daß wir Gottes Kinder heißen und ſein ſollen! Nun gehe ich zu dem himmliſchen Vater, der auch mich als ſein Kind auf-

nehmen wird, nun konnte ich in das Land der Lebendigen, wo lauter vollendete Kinder Gottes wohnen.

Im Sterben erwartet der Freund Christi das Recht der vollkommenen Kindschaft. Er weiß, daß er alsdann, wenn er von den Fesseln dieses Leibes aufgelöst wird, zum völligen Genuß aller Rechte der Kinder Gottes kommen wird. Er kann dann die Erbschaft, das Reich in Besitz nehmen, das der gute Vater seinen auserwählten Kindern von Anbeginn der Welt her bestimmt hat. Sein Herz labt sich, wenn er die erquickenden Worte Christi überlegt; ich fahre hinauf zu meinem Vater und zu eurem Vater, zu meinem Gott und zu eurem Gott. Jetzt, denkt er, da das Licht meiner Augen verschwindet; jetzt, da meine Brust mit Mühe Athem holt; jetzt, da mein Herz so ängstlich und vielleicht das letztemal schlägt; jetzt gehe ich zu meinem in Christo versöhnten Vater, um ewig sein glückliches Kind zu sein. Ich werde jetzt den schauen, an den ich bisher geglaubt habe. Dieser Gedanke ist sein größter Trost im Sterben; aber hievon im

zweiten Theile.

Es ist nunmehr leicht zu zeigen, wie der Christ aus diesem Gedanken den größten Trost im Sterben hernimmt. Was sind denn die fürchterlichen Dinge, gegen welche wir in unserm Sterben Trost nöthig haben? Ich denke folgende vier: 1) Unsere Sünden, besonders die Sünden der Jugend, 2) der Verlust unserer zeitlichen Güter, 3) der Abschied von unsern Freunden und Verwandten, 4) die bevorstehende Ewigkeit. Bedenkt ein Christ, daß er zum Vater gehe, so überwindet er alle diese Schrecken. Wir wollen dieses zu begreifen suchen.

Wenn die Welt uns verläßt, und wir die Welt verlassen, wenn wir in unserer einsamen Krankenkammer in den vielen schlaflosen Nächten in uns selbst gehen, so treten ganze Heere von Missethaten vor uns, an die wir schon längst nicht mehr gedacht hatten, und hinter ihnen öffnet sich der Ort der Qual, die Hölle. Wenn der Christ nicht an die Barmher-

zigkeit Gottes und an Jeſum, den Mittler des menſchlichen Geſchlechtes, denkt, ſo iſt bei ſolchen fürchterlichen Vorſtellungen für ihn kein Troſt möglich. Allein der Gedanke: Gott, mein Vater, Chriſtus, mein Bruder, bringt wieder Ruhe in das ſchlagende Herz. Wenn ich aufrichtig umkehre und mein Herz ändere, ſo iſt Gott immer bereit, mir alle Vergehungen zu vergeben. Wie ſich ein Vater über ſeine Kinder erbarmt, ſo erbarmt ſich der Herr über die, ſo ihn fürchten. Gott denkt nicht mehr an meine Miſſethaten, ſo will ich auch nicht mehr mit Beängſtigung an ſie denken. Ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehen. Sein Herz iſt zu liebreich, als daß er ſich nicht über einen umkehrenden Sünder erbarmen ſollte. Dieſe Tröſtungen erhalten die Seele des Sterbenden gegen die Anklagen des Gewiſſens aufrecht. Soll es ſich wohl der Gerechte verwehren können, daß ihm nicht der Verluſt der irdiſchen Habſeligkeiten einfiele? Sie waren ihm auf ſeiner Reiſe durch die Welt nöthig, und eine wohlgeordnete Liebe zu denſelben iſt nicht verboten. Nun ſoll er ſeine zeitlichen Güter auf immer verlaſſen. Doch der Verluſt derſelben koſtet dem Gerechten nur eine kleine Überwindung. Sein Wandergeräthe dient ihm nach vollendeter Reiſe nicht weiter. Sein Vater im Himmel hat beſſere Güter, zu deren Beſitz er nunmehr gelangen ſoll. Bis jetzt hatte er Güter der Erde; nun ſoll er ſie mit den Gütern des Himmels vertauſchen. Bei dieſem Tauſche verliert er ja nichts, ſondern gewinnt eine ewige unzerſtörbare Glückſeligkeit.

Wird aber dem Weggehenden der Abſchied von ſeinen Freunden und Bekannten ebenſo leicht fallen? Von ihnen iſt der Abſchied ſchmerzlicher; denn die Bande der Liebe waren zu ſtark. Wahrlich, eine harte Trennung! Neben dem Krankenbette ſteht die bekümmerte Gattin, die ihren Schmerz nur durch heimliche Seufzer und durch Thränen ausbrechen läßt. An ihrer Bruſt liegt der unſchuldige Säugling, der nur deßwegen traurig iſt, weil er ſeine Mutter weinen ſieht; übrigens aber den harten Schlag, der

ihn jetzt treffen wird, nicht fühlt. Dort betet die zärtliche Tochter mit den einfachſten, doch aufrichtigſten Worten für die Erhaltung des Lebens ihres geliebten Vaters. Dieſes Alles und noch mehr ſieht der Sterbende. Seines theuren Weibes und der Kinder wegen wünſcht er noch eine Zeit lang auf der Welt bleiben zu können; und doch iſt es unmöglich, kann er wohl ungerührt bleiben? — Sein herrſchender Gedanke gibt ihm aber den beſten Troſt: Ich gehe nun hin zu dem, der mich auf eine Zeit lang in dieſe Welt geſendet hat. Er iſt unſer gemeinſchaftlicher Vater. Seine Allmacht und Güte, die ich jetzt ſehen, ſchmecken und erfahren werde, wird meine Hinterlaſſenen auch verſorgen und ſchützen. Sie ſind auch ſeine Kinder. Ich war zwar die ordentliche Mittelsperſon, durch die ſie verſorgt und erzogen werden ſollten: Gott, ihr himmliſcher Vater, wird aber andere Perſonen an meiner Statt zur Unterſtützung bei ihrem Fortkommen auserſehen haben. Wenn ſie nur fromm und rechtſchaffen bleiben, ſo wird es Gott mit ihnen gewiß wohl machen. Saget, Geliebte! iſt das nicht ein mächtiger, ja der einzige gegründete Troſt bei dem Abſchiede von den Seinigen? Möchten doch alle Eltern die Kraft desſelben empfinden! Möchten ihn doch beſonders jene Eltern empfinden, welche unverſorgte Kinder hinterlaſſen!

In Anſehung alles deſſen, was irdiſch heißt, iſt nun der ſterbende Chriſt beruhigt. Er wendet daher ſeine Augen von der Erde weg, und blickt in die Ewigkeit, in die er eintreten will. Die Länge und Wichtigkeit derſelben würde ihm einige Bangigkeit verurſachen, wenn ihn ſein tröſtender Gedanke verließe. Wäre der Vater der Ewigkeit nicht ſein Vater, zu welchem er jetzt als ein Kind eingehen will, ſo würde er nicht ſo ſtandhaft und muthvoll in die nahe Ewigkeit hineinſehen. Allein bei dieſen Umſtänden iſt ihm der ſonſt ſo ſchreckliche Gedanke von der Ewigkeit der tröſtlichſte und erfreulichſte. Ewig von Gott ſelbſt, als ein Sohn von ſeinem Vater unterrichtet zu werden, ewig die väterliche Liebe Gottes genießen, ewig in der reinſten und auserleſenſten Geſellſchaft zu ſein, —

das treibt ihn an, muthig den Schritt aus der Zeit in die Ewigkeit zu ſetzen.

Geliebte Chriſten! ſollte ſich nicht Jeder von euch dieſen großen Troſt wünſchen bei eurem gewiß bevorſtehenden Ende gegen die mancherlei Schrecken, die ſich bei demſelben einſtellen können? Sollte man nicht vermuthen, daß ſich ein Jeder aufrichtig vornehmen würde, die Bedingung zu erfüllen, unter welcher allein dieſer herrliche Troſt die Seele erfüllen kann? Ihr müſſet als wahre Chriſten, als Kinder Gottes gelebt haben, wenn ihr an euerm Ende mit Zuverſicht ſagen wolltet: Ich gehe hin zu meinem himmliſchen Vater, der mich hieher geſandt hat. Vielleicht entſchließt ſich nun Mancher, der bis jetzt nicht chriſtlich gelebt hatte, von nun an der Sünde und der Ungerechtigkeit abzuſagen, weil er den Namen eines Chriſten mit Recht zu tragen wünſcht. Vielleicht will nun Mancher ſein Leben ſo führen, daß es ein ſteter Hingang zum Vater der Ewigkeit iſt. O wenn ihr dieſes Vorhaben habet, meine Geliebten! ſo ſuchet es auch auszuführen. Werdet nicht müde im Gutes thun; denn wer die Hand an den Pflug legt, und noch umſieht, der taugt nicht zum Reiche Gottes. Ich bitte euch um euer ſelbſt willen, ich bitte euch um euers künftigen, nöthigen, ſelbſt gewünſchten Troſtes willen. Bedenket wohl, warum ihr hier auf Erden ſeid! Bedenket, daß es thöricht und vermeſſen wäre, wenn ihr euch Hoffnung machen wolltet zur Erbſchaft des Himmels, da ihr euch nicht als Kinder aufgeführt und derſelben würdig gemacht habet.

Ihr aber, die ihr euch bisher als würdige Jünger Jeſu betragen habt, laßt euch durch das ſchöne Beiſpiel Jeſu, eures Erlöſers, im Guten ſtärken. Es gibt keinen größern Troſt mitten unter den ſchrecklichſten Todesängſten als dieſen: Ich gehe zum Vater, Herr! du wirſt meinen Geiſt aufnehmen. Amen.

Predigt

auf

den fünften Sonntag nach Ostern.

Text: „Bittet und ihr werdet empfangen."

Geliebte Pfarrkinder!

Unlängst hat man etwas Unerhörtes lesen können. In der Sophienkirche in Berlin, die eine protestantische Pfarrkirche ist, zu welcher 40000 Seelen gehören, fanden sich an einem Sonntage nicht mehr als zwanzig Personen beim Pfarrgottesdienste ein, so daß der ganze Gottesdienst ohne Orgel und ohne Gesang in der Sakristei abgehalten werden mußte. Das ist ein Beweis, wie gerne die Leute daselbst beten. In einer Pfarrei, die 40000 Seelen hat, in einer großen Stadt, und das am Sonntage, am Tage des Herrn, beim Pfarrgottesdienste nur zwanzig Menschen in der großen Pfarrkirche! Wie muß es da ausschauen! — Aber, Geliebte! es gibt nicht bloß unter den Lutheranern Solche, die es nicht mit dem Beten halten, es gibt auch gar viele katholische Christen, die Alles thun, nur nicht beten, die zu Allem Zeit haben, nur nicht zum Beten, die mit Allem Freude haben, nur nicht mit dem Beten.

Zwar kann man bei uns im Ganzen nicht klagen in dieſem Stücke; der Pfarrgottesdienſt wird in großen Städten und auf dem Lande von den katholiſchen Chriſten gerne und zahlreich beſucht und die Kirchen ſind häufig gedrängt voll. Auch die Hausandacht wird von den meiſten Familien gepflegt, und man kennt es doch noch, daß man in einem katholiſchen Hauſe, unter einer katholiſchen Familie iſt, wenn man Kruzifix und Heiligenbilder ſieht und beim Gebetläuten oder vor und nach dem Eſſen gebetet wird. Aber Viele gibt es hinwiederum, die nicht beten, nicht beten mögen, die kaum ein aufrichtiges Vaterunſer beten im Jahre hindurch. Sie laſſen ſich weder in einer Kirche ſehen beim öffentlichen Gottesdienſte, noch beten ſie zu Hauſe. Sie erachten dieß entweder für gar keine Pflicht, oder ſie ſetzen ihre Pflicht auf eine unverantwortliche Weiſe bei Seite. Wohl gibt es in meiner Pfarrei Keinen, der nicht in die Kirche ginge und auch zu Hauſe nicht betete; aber ſo Manche gibt es, die lau ſind im Kirchenbeſuche und lau im Gebete zu Hauſe. Dieſen vor Allen möchte ich heute ans Herz reden, dann aber auch Jenen, die gerne beten, damit die Erſtern in Zukunft ihre Schuldigkeit beſſer thun, die Letztern aber in ihrem Eifer noch mehr gekräftigt werden. Zu dieſem Ende ſage ich:

Man muß beten in der Kirche, I. Theil.
Man muß beten außer der Kirche, II. Theil.

Ich beginne ꝛc.

Erſter Theil.

Es iſt eine alte Ausrede derjenigen, die nicht gern in die Kirche gehen: daß man überall beten könne. In der Kirche, ſagen ſie, iſt man noch obendrein ſehr zerſtreut, oft iſt es zu kalt, dann wieder zu warm, die Kirchenluft überhaupt ſei ihnen nicht zuträglich. So ſagen gar häufig Menſchen, die ſechs und noch mehrere Stunden auf Einem Flecke im Wirthshauſe ſitzen können, und denen es bei der größten Hitze und

wenn es noch ſo dunſtig iſt, daſelbſt nicht zu warm iſt. Alſo die Einſamkeit iſt es, die ſolche Leute ſo ſehr lieben beim Beten. Allein, ſagen ſie, können ſie mehr ihren Gedanken nachhängen und Gott ihr Gebet vortragen, im Gewühle, im Gedränge aber, wie es in den Kirchen iſt, könnten ſie kein aufrichtiges Vaterunſer beten. Sonderbar! Alſo gerade das Gebet wollen ſie einſam verrichten und in allem Übrigen lieben ſie die Geſellſchaft ſo ſehr. Wenn ich einem ſolchen Menſchen ſagen wollte: Trink dein Bier zu Hauſe und nicht im Wirthshauſe, ſo würde er ſich um Alles in der Welt nicht zu Hauſe halten laſſen; wenn ich ſagen würde: Bleib zu Hauſe, du mußt nicht bei allen Geſellſchaften und Bierbruderſchaften eingeſchrieben und dabei ſein, ſo würde er mich für einen Menſchenfeind und Sonderling halten. Ich würde zur Antwort bekommen: Ich lebe nicht bloß ein Privatleben, ſondern auch ein öffentliches Leben. Ich bin nicht bloß Vater in meinem Hauſe, ſondern ich bin auch Mitglied der Gemeinde, gehöre nicht bloß zu meinem Hauſe, ſondern zum Ganzen, habe alſo auch in Geſellſchaft zu erſcheinen.

O das ſind mir die Wahren, die bei allen Geſellſchaften, Bier- und Weinbruderſchaften, bei allen Wirthshausvereinen dabei ſind und ſich in allen Wirthshausverſammlungen einfinden, nur nicht in den Verſammlungen zum Gebete! Man findet ſie in allen Häuſern, nur nicht im Hauſe Gottes, in allen Vereinen, nur nicht im Gebetvereine. Sie verſtehen ſich recht gut darauf, durch oftmaliges oder gar jedesmaliges Erſcheinen an Geſellſchaftstagen zu zeigen, daß ſie eifrige und freudige Mitglieder dieſer Geſellſchaften ſind; allein, daß ſie auch fleißig in den gottesdienſtlichen Verſammlungen zu erſcheinen haben, wenn ſie eifrige und freudige Chriſten ſein wollen, daran denken ſie nicht.

So höret denn ihr, die ihr lau und träge ſeid in dieſer Beziehung, die ihr nicht gerne in die Kirche geht und meint, das ſei ſo weit nicht gefehlt, wiſſet, ihr ſeid nicht bloß Chriſten zu Hauſe, ſondern auch außer dem Hauſe! Ihr ſeid

Glieder einer groſſen Geſellſchaft, die ſich Kirche nennt. Ihr ſeid katholiſche Chriſten! Dieſe Geſellſchaft hat ihre beſondern Verſammlungsorte, die man Kirchen nennt, und ihre beſondern öffentlichen Verſammlungen, die man Gottesdienſte nennt. Solche Verſammlungen hat ſie täglich; allein der Ausſchuß dieſer Geſellſchaft, die Vorſteher derſelben, haben beſchloſſen, es ſei genug, wenn man alle Sonn- und Feſttage in der Verſammlung ſich einfinde. Iſt nun aber der nicht ein träges und laues Mitglied, der ſich nur ſelten einfindet? — Die Kinder lernen es im Katechismus, warum wir Kirchen und gottesdienſtliche Verſammlungen in denſelben haben; daß wir uns gegenſeitig erbauen, Gott gemeinſam anbeten, Gottes Wort anhören und uns ſo zu einem frommen Leben ſtärken, ſagt der Katechismus.

Alſo erbauen wir uns durch eifrigen Kirchenbeſuch! Andere durch unſer Beiſpiel zu erbauen, ſind wir vor Gott und der Welt ſchuldig. Unſer Herr hat geſagt: „Laſſet euer Licht leuchten vor den Menſchen, auf daß ſie eure guten Werke ſehen und den Vater preiſen, der im Himmel iſt.“ Es iſt ausdrücklicher Befehl des Apoſtels, in Gemeinſchaft zu beten; denn alſo ſchreibt er an die Koloſſer (3, 16.): „Lehret und ermahnet einander mit Pſalmen und Lobliedern und geiſtlichen Geſängen;“ und an die Theſſalonicenſer (I. Theſſ. 5, 11.) ſchreibt er: „Tröſtet einander und erbauet Einer den Andern.“ So ſchreibt er auch an die Korinthier (I. Kor. 14, 26.): „Wenn ihr zuſammenkommt und der Eine von euch einen Lobgeſang, der Andere eine Lehre, oder eine Offenbarung, oder eine fremde Sprache, oder eine Auslegung hat: ſo geſchehe Alles zur Erbauung.“ Jener aber erbaut gewiß nicht, der ſich ſelten in einer Kirche ſehen läßt, aber deſto mehr in Wirthshäuſern und anderwärts. — Ferner kommen wir darum in den Kirchen zuſammen, um Gott gemeinſchaftlich anzubeten. Da wir Alle Eine groſſe Familie ausmachen, ſo haben wir auch Alle miteinander und

für einander zu beten. Schon unsere Gebete sind auf das eingerichtet. So z. B. beten wir: Vaterunser ꝛc. Es heißt nicht: Mein Vater! der du bist in dem Himmel! Geheiligt werde dein Name! Zukomme mir dein Reich. Nein, miteinander beten wir, sogar wenn Jeder allein für sich betet; darum heißt es: Vater unser! Zukomme uns dein Reich! Vergib uns unsere Schulden! Führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Übel. Also gemeinsam, miteinander haben wir zu Gott zu beten; denn es steht nicht Jeder einzeln für sich da, sondern Jeder gehört zu jener großen Gesellschaft, die sich Kirche nennt. Darum ist nicht nur Jeder ein widerspenstiger Sonderling, der es nicht mit der Gesellschaft hält, sondern er versündigt sich auch an den heiligsten Interessen der Kirche und für seine Person schließt er sich halb und halb selber aus.

Ferner gehen wir deßwegen in die Kirche und haben Kirchen, um daselbst Gottes Wort zu hören. Das Wort vom Kreuze und von der Erlösung, von Gottes Gnade und Barmherzigkeit, von unsern Pflichten gegen Gott, uns selbst und den Nächsten wird nur in der Kirche gepredigt. Wäre sonst gar Nichts in unseren Kirchen, als die Predigt, schon darum müßten wir sie besuchen. Die Natur predigt wohl auch; aber sie predigt eben nur von natürlichen Dingen, keineswegs aber von übernatürlichen; das Reich der Gnade liegt außerhalb dem Bereiche der Natur. Was muß man nun aber von einem solchen Menschen denken, der in keine Kirche, also auch in keine Predigt geht? Ist das keine Verachtung Gottes und seines Wortes, keine Geringschätzung der Gnade, der Erlösung, keine Verachtung der Kirche und ihrer Diener? Hat nicht Jesus selbst gesagt: „Wer aus Gott ist, der hört Gottes Wort“? Hat er nicht gesagt: „Wer euch hört, der hört mich, wer euch verachtet, der verachtet mich, wer aber mich verachtet, verachtet den, der mich gesandt hat“? Wenn langweilige, affektirte oder nichtssagende Reden bei Ständeversammlungen und Gastereien

abgehalten werden: da kann man Stunden lang zuhören, da wird Einem die Zeit nicht lange. Und in den Wirthshäuſern kann man oft das fadeſte Gewäſche, die albernſten Dinge, ja ſogar Zoten anhören, ja man hört ſie oft gerne, nur für das Wort Gottes hat man keinen Sinn. Wehe! wehe! O wir haben ſo ſchöne Kirchen, es iſt eine wahre Freude, darin zu beten, ſich dort mit den übrigen Familiengliedern zu verſammeln; allein es herrſcht deßungeachtet eine Art Abneigung gegen die Kirche bei ſo Manchen — ſie gehen ſelten hinein; und wenn ſie darin ſind, ſind ſie weder ſelber erbaut, noch erbauen ſie Andere. Es mag allerdings ſein, daß ſalbungsloſes Abhalten der Meſſe, ungeſchickte oder ſchlechte Verwaltung des Predigtamtes, ſchlechte Kirchenmuſik u. dgl. Manchen die Kirche verleiden; allein der gute Chriſt findet das, was er außen vermißt, in ſich; er ſieht nur auf das, wie es ſein ſoll, und auf das Beiſpiel, das er zu geben hat durch ſein öffentliches Erſcheinen, und das iſt ihm Beweggrund genug, fleißig ſeine Kirche zu beſuchen. —

Doch vielleicht ſind Jene, welche die Kirche nicht gerne beſuchen, außerhalb der Kirche um ſo andächtiger, vielleicht beten ſie zu Hauſe oder auf dem Felde, oder wo immer um ſo eifriger und ſeliger. Allein man täuſche ſich nicht! Wer nicht gerne in die Kirche geht, hat mit dem Beten überhaupt nicht ſonderlich viel Freude. Wer ſich keine Zeit nimmt, in der Kirche zu beten, wird ſich zu Hauſe oder anderwärts noch weniger dazu Zeit nehmen. Wer es nicht für Schuldigkeit erachtet, in der Kirche zu beten, wird auch zu Hauſe nicht ſonderlich zum Gebete ſich verpflichtet halten. Schlechte Kirchenbeſucher, ſchlechte Freunde des Gebetes!

Und doch, wie nothwendig iſt das Gebet überhaupt! Sollen wir ja nach der Vorſchrift des Apoſtels ohne Unterlaß beten! Das will gewiß viel ſagen. Alſo, nicht bloß in der Kirche, ſondern immer und überall. Warum aber dieß geſchehen ſoll, das erklärt euch mein

zweiter Theil.

Schaue ſich einmal ein Jeder ſelber an vom Fuß bis zum Kopf, und frage er ſich: was bin ich? ſo wird er ſich, wenn er anders gut ſieht, zur Antwort geben müſſen: Ich bin ein armſeliger Menſch, ein Weſen, das zwar auf eigenen, aber ſehr baufälligen Füßen ſteht, die alle Augenblicke zuſammenbrechen können. Sehe ich es ja augenſcheinlich an Andern, daß der Menſch keinen Augenblick ſicher iſt, daß der Perpendikel im Herzen da drinnen alle Augenblicke für immer ſtehen bleiben kann, wenn Gott nicht die Uhr alle Augenblicke aufzieht. Und ein ſolches Weſen nun, das Staub und Aſche und ein Lehmhaufen iſt, wenn es auch mit Goldborten und Seidenzeug überdeckt iſt, ein ſolches Weſen ſoll ſich etwas einbilden, ſoll ſtolz ſein und in Unabhängigkeit leben wollen? Ja, leider gibt es nur zu viele Solche, die kein Vaterunſer beten, weil ſie ihr eigener Herrgott ſind, weil ſie von keinem höhern Weſen abhängig ſein wollen. Das iſt die Hoffart des Lebens, vor der der heilige Johannes mit Recht ſo ſehr warnt und die namentlich in unſern Tagen eine nie gekannte Höhe erreicht hat. Solche Leute ſind keine Chriſten mehr, ſondern Heiden. Mit Solchen habe ich es nicht zu thun, ſondern mit Chriſten, freilich mit Chriſten, die in dieſem Stücke mitunter ſehr lau ſind.

Wir ſind Geſchöpfe, meine Lieben, und darum von einem Schöpfer abhängig, durch den wir Alles, und ohne den wir Nichts ſind. Auf dieſen haben wir aufzumerken, auf ihn unabläßig unſere Gedanken hinzurichten. In dieſem Sinne ſagt der Apoſtel: Betet ohne Unterlaß! das heißt natürlich nicht, als ob man die ganze Zeit in einer Kirche zubringen und beten, oder als ob man zu Hauſe fortwährend das Gebetbuch, den Roſenkranz oder ein erbauliches Leſebuch vor ſich haben könnte, ſondern daß unſer ganzes Leben, all unſere Tritte und Schritte Gott geweiht und geheiligt ſein ſollen. „Ihr möget eſſen oder trinken oder was anders thun, ſo thut

Alles zur Ehre Gottes," lautet daher die Mahnung des nämlichen Apoſtels.

Das Eſſen und Trinken nennt der Apoſtel eigens. Da ſoll man beten. Mein Gott! wie Viele beten denn heut zu Tage noch vor und nach dem Eſſen? Wir leben ja im Jahrhundert des Fortſchritts und da ſind wir ſchon bis zum — Vieh gekommen, das auch zum Born hingeht und ſich ſättigt und weggeht, ohne an den Geber alles Guten zu denken. O herrliches Menſchenſchwein, das die Eichein vom Boden wegfrißt, aber nicht in die Höhe ſchaut, um zu ſehen, von wo ſie herunterfallen! Doch davon habe ich ſchon voriges Jahr zu euch weitläufig geſprochen.

Es gibt noch andere Zeiten zum Beten! Das wäre ſo am Morgen, wenn man den Tag anläutet und am Abende wiederum, ſo auch beim Aufſtehen und Niederlegen, wo das Morgen- und Abendgebet zu verrichten iſt; allein das Landvolk fehlt da in dieſen Stücken ohnehin nicht viel; ſein Tiſchgebet betet es allemal; nur mit dem Morgen- und Nachtgebet geht es oft ganz flüchtig herunter. Da heißt es ſchnell aufſtehen und an die Arbeit und da wird denn das Morgengebet manchmal verſäumt, und wenn man in's Bett geht, iſt man müde von der ſchweren Arbeit und da ſchläft man leicht unterm Beten ein, wenn man ſein Nachtgebet auch noch ſo eifrig beten will. Allein, meine Lieben! es kommt da nicht auf die Länge des Gebetes an, das ihr verrichtet, ſondern auf die Güte deſſelben. Man verlangt nicht von euch, daß ihr eine Viertel- oder eine halbe Stunde lang euer Morgengebet beten ſollet; wenn's nicht anders ſein kann, ſo iſt es genug, wenn ihr das heilige Kreuz machet, ein Vaterunſer, ein Ave Maria betet, eine gute Meinung machet und ſo in Gottes Namen an eure Arbeit gehet, und ſo begehet ihr auch keine Sünde, wenn ihr euch Abends niederlegt und im Bette euer Nachtgebet anfanget, aber vor Mattigkeit darüber einſchlafet. Ihr habt doch den Willen gehabt, euer Nachtgebet zu verrichten und es iſt tauſendmal beſſer, wenn ihr darüber einſchlafet, als wenn ihr unter

sündhaften Gedanken einschliefet und euch davon träumen würde. Indeß, Geliebte! gibt es noch andere Zeitpunkte und Gelegenheiten, wo man es nicht verabsäumen soll, zu beten. Schon die bessern Heiden haben den Grundsatz befolgt, daß man weder ein öffentliches noch ein Privatgeschäft unternehmen soll, ohne zuvor den Willen der Götter kennen gelernt zu haben, damit man wisse, was man thun dürfe und was nicht; denn, sagten sie, die Menschheit ist allem Irrthume unterworfen. Es ist daher sehr anzuempfehlen, sich vor jedem wichtigen Unternehmen Gott im Gebete zu empfehlen und ihm die Sache vorzutragen. Besonders ist dieß auch Landleuten zu empfehlen bei Tausch, Kauf und Verkauf, bei Erbauung neuer Häuser, wie man seine Reise zu machen hat, insbesonders aber, wenn man seinen Stand verändert, d. h. wenn Jemand in den Ehestand tritt oder eine junge Person in's Kloster gehen will. Da vom Ehestande alles künftige Glück der Nachkommenschaft auf weite Zeit hinaus abhängt, und dieser Stand unter dem Landvolke am gewöhnlichsten ist: so ist es auch überaus nothwendig, denselben mit Gott einzugehen, im Herrn zu heirathen, wie der Apostel sagt. Das kann aber nur geschehen, wenn der wichtige Schritt recht vor Gott überdacht, berathen, ihm empfohlen und im Vertrauen auf seine Gnade gethan wird. Indeß, meine Lieben, habe ich euch da nur Weniges gesagt; ich habe euch nur so auf Einzelnes aufmerksam gemacht; allein eure eigenen Verhältnisse machen euch besser auf die Zeit zum Beten aufmerksam, als ich es kann. Ihr säet aus, und es zwingt euch selber, auf Gott eure Gedanken zu richten und um Gedeihen für die ausgestreute Saat ihn zu bitten; es regnet und es zwingt euch, zu beten, daß es ein fruchtbarer Regen sein möge; es scheint die Sonne und es zwingt euch, zu beten, daß sie wohlthätige Strahlen auf eure Felder und Wiesen werfen möge; ihr sehet ein Gewitter kommen und es zwingt euch, inbrünstig zu beten, daß es den Feldern nicht schaden möge; es kommt die Erntezeit und es zwingt euch, zu beten, daß ihr den Segen der

Felder gut in die Scheune bringen möget. Kurz, wo ihr hinſchauet, überall fühlet ihr eure Abhängigkeit von Gott, überall merkt ihr, wie Noth es thue, zu beten und immer wieder zu beten. Wie unter dieſen Umſtänden Einer vom Landvolke lau und faul ſein könne im Gebete, iſt nicht anders zu erklären, als daß ein Solcher unbegreiflich leichtſinnig und gedankenlos dahin leben muß. Und doch habe ich jetzt wieder nur von zeitlichen Angelegenheiten geſprochen, nur vom Leibe, und nicht von der Seele, nichts erwähnt vom Himmel, in den wir unſere unſterblichen Seelen wieder nur durch Gebet hineinbringen.

Mein Gott! wenn wir bedenken, daß Chriſtus der Herr ſo oft und ſo dringend gebetet hat, ohne es nöthig zu haben, bloß um ein Beiſpiel zu geben, und wir ſo wenig, da muß uns ganz elend zu Muth werden. Sehr wahr ſagt in dieſer Beziehung der heilige Cäſarius von Arles: „Es heißt in der Schrift: der Herr warf ſich nieder und betete. Was bedurfte denn Chriſtus, daß er ſo flehte? Er bedurfte Nichts, ſondern bereitete uns durch ſein Beiſpiel die Mittel des Gebetes vor. Die Barmherzigkeit betet und die Armſeligkeit betet nicht, die Liebe betet und die Ungerechtigkeit demüthigt ſich nicht. Der Arzt wirft ſich zu Boden und betet und der Kranke beugt ſich nicht! Die Unſchuld betet und die Bosheit betet nicht! Es betet, der keine Sünden begangen und in deſſen Mund kein Trug gefunden ward, und der mit vielen Sünden Beladene wirft ſich nicht nieder! Der Richter betet und fleht um Schonung und der Schuldige betet nicht, um Verzeihung zu erlangen.“ O Geliebte! das Beiſpiel des Herrn ermuntere uns. Ja, beten wir gerne, beten wir in der Kirche, beten wir zu Hauſe, beten wir überall und immer. Amen.

Predigt

auf

den ſechſten Sonntag nach Oſtern.

Text: „Es kommt die Stunde, wo Jeder, der euch tödtet, Gott damit einen Dienſt erweiſen zu können glaubt.“ Joh. 16, 2.

Geliebte Pfarrkinder!

Was gibt es Herrlicheres auf Erden, als die Kirche, die der Heiland geſtiftet hat? Sie iſt ja die große Erlöſungsanſtalt, durch welche der Menſchheit die Früchte der Erlöſung angeeignet werden, um ſie ihrer Beſtimmung der ewigen Seligkeit entgegen zu führen. Sollte man nun nicht meinen, daß die Verkündiger des Evangeliums Jeſu Chriſti an allen Orten mit offenen Armen aufgenommen würden? Sollte man nicht glauben, daß alle Menſchen die Boten des Friedens mit Ehren überhäufen und ſie auf alle Weiſe auszeichnen würden? — Und doch, was ſehen wir? Welche Ehren wurden ihnen erwieſen? Petrus wurde gekreuzigt, Paulus enthauptet, Bartholomäus lebendig geſchunden, der ältere Jakobus mit einer Walkerſtange erſchlagen, nachdem man ihn

bereits von der Zinne des Tempels herabgestürzt hatte, Johannes wurde in siedendes Öl geworfen, Simon mit einer Säge von einander geschnitten, Andere auf sonstige schreckliche Weise um's Leben gebracht; das waren die Ehren, die ihnen erwiesen wurden, und so erging es den Christen noch volle 300 Jahre. 300 Jahre lang glaubten Heiden und Juden, Gott damit einen Dienst zu erweisen, wenn sie die Christen verfolgten und von der Erde vertilgten. Und wie es damals war, so ist es noch; das Christenthum hat noch die ingrimmigsten Feinde, die zwar jetzt nur größtentheils die Feder dagegen führen, aber sie sogleich mit dem Schwerte vertauschen würden, wenn sie die Gewalt dazu bekämen.

Übrigens, Geliebte! ist es nicht bloß im Großen so, sondern auch im Kleinen. Es besteht eine alte Feindschaft zwischen den Wölfen und Schafen, zwischen den Katzen und Mäusen, zwischen den Hunden und Hasen, und so auch zwischen den Guten und Bösen. Der Unterschied ist nur der, daß jene Thiere ihrer Beute darum nachgehen, weil sie ihnen eine süße Speise ist; aber die Gottlosen verfolgen die Gerechten darum, weil sie ihnen unangenehm und lästig sind. Aber warum sind denn eigentlich die Guten den Bösen ein Dorn im Auge? Das Buch der Weisheit gibt uns hierüber genügende Aufschlüsse. Dort halten die Gottlosen Rath miteinander und sagen: „Lasset uns den Gerechten hintergehen; denn er ist unnütz und widerspricht unsern Werken; und die Sünden wider das Gesetz verweiset er uns und bringt uns in übeln Ruf wegen der Sünden unsers Wandels. Er rühmt sich, die Erkenntniß Gottes zu besitzen und nennt sich Gottes Sohn. Er bringt unsere Gedanken an's Licht. Schon sein Anblick fällt uns schwer; denn sein Leben ist ganz verschieden von Andern und seine Wege sind anders. Er hält uns für Leichtfertige und entfernt sich von unsern Wegen als von unreinen Dingen, und zieht vor das Ende

der Gerechten und rühmt sich, Gott zum Vater zu haben. Lasset uns also sehen, ob seine Reden wahr sind und lasset uns versuchen, was über ihn kommen wird und sehen, wo es zuletzt mit ihm hinaus will... Mit Schmach und Qual wollen wir ihn versuchen, zum schimpflichen Tode wollen wir ihn verdammen." (Weish. 2, 12—21.)

Also die Guten sind deßwegen gehaßt und verfolgt:

Weil sie mit den Gottlosen Nichts gemein haben, I. Theil.

Weil sie Gott lieber hat, II. Theil.

Ich beginne ꝛc.

Erster Theil.

Der Lebenswandel der Rechtschaffenen ist eine beständige Strafpredigt für die Gottlosen und darum sind sie ihnen ein immerwährender Dorn im Auge. Die Gottlosen halten es mit der Welt und ihren Gelüsten; sie sind Säufer und Wollüstlinge, der Rache und Feindschaft, dem Betruge und Diebstahl, der Hoffart und dem Geize ergeben; diejenigen aber, welche Christo nachfolgen, verabscheuen das Alles von Grund des Herzens; sie lieben gerade das Gegentheil von allem dem, sie lieben Armuth und Keuschheit, Demuth und Sanftmuth, Mäßigkeit und Enthaltsamkeit. Die Guten wollen zudem die Schlechten bekehren und auf bessere Wege bringen, die Gottlosen aber sind ihrerseits eben so bemüht, die Guten zu verkehren, es stoßen nun zwei ganz fremdartige Elemente aneinander und daher die Feindschaft. Feuer und Wasser können sich nimmer miteinander vertragen. Das Feuer sucht das Wasser in sich aufzunehmen, dieß aber leistet Widerstand und so wird auch dieses von jenem angefochten. Daher kommt es, daß den Gottlosen schon der Anblick eines Rechtschaffenen zuwider ist, und daß sie selber gestehen müssen: „Schon sein Anblick fällt uns schwer." Ja, wenn auch die Guten schweigen

und die Gottloſen treiben laſſen, was ſie wollen, deßungeachtet ſind ſie verhaßt; ihr Anblick iſt den Gottloſen unausſtehlich, weil ſie ihnen ein beſtändiger, wenn auch nur ſtillſchweigender Vorwurf ſind. Joſephs Brüder haßten dieſen, weil er einen andern Rock anhatte, als ſie, und ſo haſſen die Böſen die Guten, weil dieſe andere Sitten an ſich haben, als ſie. Warum verlangte denn Herodias vor Allem das Haupt des Johannes? Saß ja doch dieſer im Kerker und war ihr durchaus unſchädlich. Und doch hatte ſie keine Ruhe, der bloße Gedanke an ihn war ihr läſtig.

Wenn nun aber der Gerechte erſt gar zur Zurechtweiſung greift, wenn er den Gottloſen zumuthet, die Gott ſchuldige Ehre zu geben, wenn er ihre Lebensweiſe tadelt und ihnen vom künftigen Leben und von der Strafe, welche die Gottloſen treffe, predigt; dann erſt knirſchen ſie mit den Zähnen, halten ſich die Ohren zu und ſtürzen wie die Löwen auf ihre Beute los. Ja, da ſchreien ſie: Laſſet uns den Gerechten umzingeln; denn er widerſpricht unſern Werken und die Sünden gegen das Geſetz verweiſet er uns und bringt uns in üblen Ruf wegen der Sünden unſers Wandels. Er bringt unſere Gedanken an's Licht!

Blickt hin auf die erſten Chriſten! Was konnte man ihnen vorwerfen? Von dem Verdachte, bei ihren geheimen Zuſammenkünften unnatürliche Laſter zu begehen, hatten ſie ſich längſt gereinigt; ihr ganzes Betragen war muſterhaft, die Heiden ſelbſt riefen aus: Seht nur, wie ſie ſich einander lieb haben! Und doch waren ſie gehaßt und verfolgt bis in den Tod. Warum denn? Weil ihr ſittenreines, heiliges, enthaltſames Leben ein beſtändiger Vorwurf für ihre heidniſchen Verfolger war, weil ſie die Welt und ihre Lüſte verſchmähten und ganz andere Wege wandelten als die Heiden. Ja nicht bloß damit begnügten ſie ſich, ſondern ſie ſagten auch, der Weg der Heiden führe zum ewigen Verderben und nur der Weg des Kreuzes führe zum Himmel; ſie behaupteten, der heidniſche Götzendienſt ſei Aberglaube, das Chriſtenthum allein dagegen habe die reine

Wahrheit und nur diese mache selig. Das war es, was die Heiden den Christen nimmer verzeihen konnten; daher die Anfeindung, der tödtliche Haß, die Verfolgung bis auf's Blut. Hätten die Christen gesagt: Unsere neue Lehre ist eine Lehre, wie die vielen andern Formen der Götterverehrung, thut, was ihr wollt, wir machen euch nicht irre, nur laßt auch uns unsere Wege gehen — kein Mensch hätte ihnen das verübelt, Niemand ihnen etwas in den Weg gelegt. Im heidnischen Rom bestanden ja genug solche Spielarten des Heidenthums, kein Mensch legte ihnen etwas in den Weg; denn leben und leben lassen war ihr Grundsatz. Aber als das Christenthum auftrat und nur Eine Wahrheit lehrte, das ganze Heidenthum sammt seinen Lüsten verdammte: da fuhr Alles gegen die Christen auf und Jedermann glaubte, Gott einen Dienst zu erweisen, der sie verfolgen und umbringen konnte; denn die Welt haßt nichts mehr, als Entschiedenheit.

Meine Lieben! was damals geschah, das geschieht bei uns alle Tage noch. Ist Jemand entschieden in seinem Glauben, sogleich ist das Urtheil gefällt und der Stab gegen ihn gebrochen. Wer den Achselträger macht, wer es mit keiner Partei zu verderben sucht, wer eine kluge Mitte einhalten will, da, wo es keinen Mittelweg gibt, wer zugibt, daß jeder Glaube selig mache, daß es auf den Glauben gar nicht ankomme, wer überhaupt „leben" läßt, wie man sagt: der ist der rechte Mann, der Mann, der seine Zeit versteht. Wer aber sich getraut, die Kirche gegen weltliche Anmaßungen in Schutz zu nehmen, wer entschieden am katholischen Glauben festhält, wer da behauptet: es gibt nur Einen wahren Glauben, und der ist der katholische und alles Andere sei Irrthum; wer sich zu reden und zu schreiben getraut für die Wahrheit und gegen den Irrthum: der heißt in der Sprache unserer Zeit ein Jesuit, ein Ultramontaner, ein Finsterling. Wenn ihr in eine Zeitung hineinschaut, da findet ihr diese Wörter oft genug, und wenn über solche Leute geschimpft wird, so denkt nur immer, daß dieß Solche sind, die sich zu reden getrauen

für den katholiſchen Glauben, Kirche und Pabſt, und Spott und Verachtung nicht ſcheuen. Dieſe Spitznamen: Jeſuit, Ultramontaner, Geliebte, ſind bei den großen Herrn gebräuchlich und bei den Zeitungsſchreibern. Die werfen damit herum wie die Buben mit Schneeballen und wie ſich Jemand in kirchlichen Dingen etwas zu ſagen getraut, das nicht mit ihren Begriffen von Religion, mit ihrer Religionsmengerei zuſammentaugt: auf der Stelle heißt der des andern Tags: Jeſuit und ultramontan.

In Beziehung auf die Sittlichkeit geht es gerade ſo. Wer es nicht mit der Welt hält, ſtreng und zurückgezogen lebt, ihre Thorheiten verachtet, gerne betet und öfter die heiligen Sakramente empfängt, der darf ſicher ſein, als Betbruder oder Betſchweſter, als Pietiſt und Frömmler, als Heuchler und Schleicher nicht in den angenehmſten Ruf zu kommen. Und wenn man einer ſolchen Perſon nicht das Mindeſte zur Laſt legen kann, wenn auch das ſchärfſte Späherauge keine Makel an ihr entdecken kann — es hilft nichts, in den Augen der Welt ſind ſolche Perſonen finſtere oder gar fanatiſche Menſchen. Warum denn? Was hat ſich denn die Welt ſo ſehr um dieſe Leute zu kümmern, die ſich ja auch um ſie nicht im mindeſten kümmern? Die Urſache iſt klar. Dieſe ſittenreinen Menſchen ſind der liederlichen Welt ein beſtändiger Dorn im Auge; daher ihre inſtinktmäßige Abneigung, ihr Widerwille gegen ſie. Der ſelige Biſchof Wittman von Regensburg war gewiß ein ſittenreiner Mann, der Niemanden etwas zu Leide that, und doch hatte er grimmige Feinde und Einer von ihnen äußerte einſt: „Nur an dieſem Menſchen wenn ich mir genug ſchlagen könnte!“ So ging es vielen Heiligen Gottes und — ging es Jeſu anders? — Es geht einmal ſo. So lange die Welt ſteht, werden die Schlechten die Guten haſſen und zwar darum, weil ſie entweder ſtillſchweigend oder ausdrücklich die Irrthümer und Thorheiten der Welt verdammen. Die Guten ſind den Böſen läſtig und darum ihr Zorn dagegen. Allein es iſt noch eine andere Urſache da, warum die Böſen

den Guten so feind sind. Das geschieht darum, weil sie merken, daß sie Gott lieb hat; davon aber im

zweiten Theile.

Es ist etwas Eigenes um das Leben der Gottlosen. Sie sehen ihr Elend, ihre Erbärmlichkeit mitunter recht gut ein, sie werden von schrecklichen Gewissensbissen gemartert, sie wollen sich überreden, daß sie Friede hätten und es ist doch kein Friede. Es geht ihnen so gut in allen ihren Unternehmungen, sie sind reich und angesehen mitunter; allein bei allen ihren Genüssen bleibt zuletzt ein Bittersalz zurück, so daß ihnen Alles leer und abgeschmackt vorkommt, und sie wissen kein anderes Mittel dagegen, als neuerdings sich in den Strom der Gelüste zu stürzen und so doch für den Augenblick das Gewissen zu übertäuben. Und wenn sie nun das Gegentheil von sich sehen, wenn sie das Leben der Gerechten betrachten, wenn sie diese Heiterkeit und Ruhe wahrnehmen, die sich in ihrem ganzen Wesen ausspricht, wenn sie ansehen müssen, wie es dem Gerechten oft so schlecht geht und er dennoch voller Hingebung und Vertrauen, voll der Ruhe und Gelassenheit ist: wie, sollte man da nicht meinen, der Gottlose müßte Sehnsucht nach einem solchen Leben bekommen und sich bestreben, den Frieden des Herzens auf dem Wege der Gerechtigkeit zu suchen, wie der Gute? Ja, meinen sollte man das freilich; allein es geschieht nur zu häufig das Gegentheil. Bei diesem Anblicke entbrennt im Herzen des Gottlosen die höllische Flamme des Neides und eines unversöhnlichen, ingrimmigen Hasses. Dieser Neid war es, von dem der Teufel schwoll, als er das erste Menschenpaar in Unschuld und Seligkeit im Paradiese wandeln sah. Also die sind es, dachte er, welche die himmlischen Wohnungen einst bekommen sollen, aus denen ich mit meinem Anhange hinausgeworfen worden bin. Und da wurde der Neid in ihm rege, und er sann darauf, die ersten Menschen zu verführen; darum sagt die heilige Schrift: „Durch den Neid des Teufels ist die Sünde in die

Welt gekommen, und die ihm angehören, ahmen ihm nach.“ (Weish. 2, 24. 25.) Leider fand der Teufel nur zu bald einen Nachahmer an dem Erſtgebornen unſerer Stammeltern, an Kain. Kain ſah, daß Gott ſeinen Bruder Abel lieber habe, daß er mit mehr Wohlgefallen auf Abels, denn auf ſein Opfer herabſehe, und konnte deßhalb den guten Abel nicht mehr gerade anſehen. Sein Angeſicht wurde blaß und fiel ein vor lauter Haß und Neid. Gott hatte ihn zwar väterlich gewarnt und ihm geſagt, wenn er Gutes thue, ſo ſei er ihm ſo angenehm wie ſein Bruder; allein ſtatt darnach zu trachten, Gott ebenſo wohlgefällig zu werden, wie ſein Bruder, ſteigerte ſich ſein Neid und Haß ſo ſehr, daß er ihn auf das Feld hinauslockte und ihn dort erſchlug. — Und was war denn die Urſache, daß Eſau ſeinen Bruder Jakob ſo haßte und ihm ſo ſehr nach dem Leben trachtete? Der Segen des Vaters war es, um den er ihn ſo ſehr beneidete und den er ihm doch ſelber für ein Linſenmus verkauft hatte. Die heilige Schrift ſagt: „Eſau haßte immer Jakob um des Segens willen, womit ihn ſein Vater geſegnet, und ſprach in ſeinem Herzen: Es werden Tage der Trauer über meinen Vater kommen und meinen Bruder Jakob will ich erwürgen.“ (I. Moſ. 27, 41.) Und was war es ferner, das die Brüder Joſephs zu dem unmenſchlichen Entſchluſſe brachte, ihren Bruder Joſeph zu verkaufen, ja daß ſie ihn gar umbringen wollten? Nichts anders, als weil der Vater ihn lieber hatte und weil er ihm ein ganz beſonders ſchönes Kleid machen ließ. Um deſſen willen beneideten und haßten ſie ihn. — Und was war es denn, das unſern Herrn und Heiland an's Kreuz brachte? Nichts anders, als der Neid. „Pilatus wußte,“ ſagt der Evangeliſt Matthäus (27, 18.), „daß die Juden Jeſum aus Neid überantwortet hätten.“ Und wenn ſich der heilige Paulus über falſche Brüder beklagt, ſo hatte ihm dieſe Niemand anders auf den Hals gehetzt, als der Neid. Wenn, wie in der Apoſtelgeſchichte (13, 44.) erzählt wird, beinahe eine ganze Stadt zuſammenkam, das Wort

Gottes zu hören, ſo erfüllte der Anblick dieſer großen Menſchenzahl Andere mit neidiſchem Eifer, ſo daß ſie dem, was Paulus vortrug, widerſprachen, und ſich in Läſterungen gegen ihn äußerten. Aus ſolch neidiſcher Eiferſucht erhob ſich auch der Hoheprieſter mit ſeinem ganzen Anhange wider die Apoſtel. (Apoſtelg. 5, 17.)

Wie es nun aber damals zuging, ſo ergeht es auch noch heute. Die Gottloſen beneiden die Guten um ihr frommes Leben. Sie wiſſen, daß die Guten das Himmelreich erben werden; daß aber ſie ſelber nicht hineinkommen werden, davon haben ſie ein Vorgefühl, eine Ahnung. Statt nun den gottloſen Lebenswandel aufzugeben und den Guten nachzuahmen, ſuchen ſie dieſe zu verführen, und gelingt es ihnen nicht, ſo beneiden und haſſen ſie dieſelben. Beſonders ſind es Jene, welche öfter die heiligen Sakramente empfangen und ein frommes Leben führen, die von den Gottloſen beneidet und gehaßt werden. Was haben denn ſie ſich zu kümmern, ob Andere beichten und kommuniziren, ſo oft ſie mögen? Aber nein, das kümmert ſie, ſie beneiden die frommen Chriſten, wenn ſie öfter die heiligen Sakramente empfangen. Sie ſtellen ſelbe als Heuchler hin und laſſen ſie bei jeder Gelegenheit ihren Haß fühlen. Sie haben nichts davon, aber deßungeachtet beneiden ſie Andere. Was haben nicht in letzterer Zeit bei uns chriſtliche Beamte auszuſtehen, die alle Sonn- und Feiertage in ihren Pfarrgottesdienſt und öfter zur heiligen Beichte gingen, überhaupt ſich als wahre katholiſche Chriſten betrugen! Ich ſtehe nicht an, zuzugeben, daß viele darunter waren, die nur eine Larve trugen und Chriſtenthum heuchelten, um dadurch die Gunſt der jeweiligen Machthaber ſich zu erwerben; allein der Wind hat ſich jetzt gedreht; wer früher Frömmigkeit heuchelte, hat jetzt die Maske längſt abgeworfen; wer aber jetzt probehaltig erfunden wird, jetzt, wo die Schlechtigkeit ſo viele Triumphe feiert, iſt gewiß kein Heuchler. Aber deßungeachtet werden ſolche Beamte gehaßt und wenn man fragt: warum? ſo muß man ſagen: es iſt eigentlich nur der Neid; man ſieht

ſich Reue an ihrem Lebenswandel, man ſieht, daß ſie es beſſer getroffen haben, daß ſie um ihre Seele und Seligkeit bekümmert ſind, daß ſie auch meiſt einen guten Lohn werden zu erwarten haben. Das ſehen die Hurer, die Ehebrecher, die Wüſtlinge, die Kalten und Lauen, die Vernunftgläubigen und Nichtsglaubenden und daher der Neid, daher der Haß. Man ſchimpft ſie Pfaffenknechte, Heuchler, Frömmler, Bigotte, Jeſuiten und Ultramontane, wie dieſe Titel alle heißen mögen.

Geliebte! laßt euch nicht irre machen durch ſolche Menſchen! laßt den Neid, den giftigen, euch nicht anfechten, und geht eure Wege! Gott iſt mit euch, und aller Haß und Neid kann euch nicht ſchaden. Ihr aber, die ihr bisher einem Guten um ſein rechtſchaffenes Leben neidig geweſen ſeid oder ihn gar deßwegen gehaßt habt, denkt, daß dieſer Neid ein teufliſches Laſter iſt, eine Sünde gegen den heiligen Geiſt, die weder in dieſem noch in jenem Leben vergeben wird. Ja, ſeinem Bruder um der göttlichen Gnade willen mißgünſtig und neidig ſein, iſt eine ſchreckliche Sünde. „Der Neid iſt Knochenfäulniß,“ ſagt die Schrift. (Sprichw. 14, 36.) O ſo fürchtet denn dieſen Knochenfraß! Seht ihr Jemanden, der beſſer iſt, als ihr, ſo beneidet ihn nicht, ſondern danket Gott dafür und ahmet ihm nach, damit auch ihr der ewigen Seligkeit theilhaftig werden möget. Amen.

Predigt

auf

das heilige Pfingstfest.

Text: „Den Geist der Wahrheit kann die Welt nicht empfangen; denn sie sieht ihn nicht und kennt ihn nicht. Ihr aber werdet ihn erkennen; denn er wird bei euch bleiben und in euch sein.“ Joh. 14, 17.

Geliebte Pfarrkinder!

Also am heutigen Tage ist der göttliche Geist vom Himmel auf die Erde herabgekommen, um das Werk der Erlösung in der Kirche Gottes fortzusetzen und zu vollenden. — Wer sollte nicht trachten, diesen göttlichen Geist in sich aufzunehmen, sich den Segnungen des heiligen Geistes theilhaftig zu machen? Es muß ja etwas unaussprechlich Großes um diesen Geist sein, der heute herabgekommen ist, da die Kirche Gottes das Pfingstfest so sehr in Ehren hält und es so feierlich begeht! Es muß ja Alles daran gelegen sein, diesen Geist zu bekommen und zu haben. Ja, Geliebte! wahr ist es, Alles liegt daran, daß man den heiligen Geist hat; denn ohne diesen Geist kann man nicht selig werden. Darum schreibt Paulus an die Galater:

„Weil ihr Kinder Gottes seid, so sandte Gott den Geist seines Sohnes in eure Herzen, der da ruft: Abba, Vater“ (Gal. 4, 6.); und wiederum schreibt er an Titus: „Er hat uns gerettet durch das Bad der Wiedergeburt und der Erneuerung des heiligen Geistes.“ (Tit. 3, 5.) Und hat doch der Herr selber so viel Gewicht darauf gelegt auf die Ankunft dieses Geistes, ist er ja eigens zum Vater hingegangen, um den Tröster senden zu können — und doch, was sehen wir? So viel sehen wir, daß der heilige Geist fast nur mehr genannt wird, um ihn zu verläugnen, um seiner zu spotten. Dagegen nennt man einen andern Geist desto öfter, fast bei jedem dritten Worte wird er genannt, und wenn es vom heiligen Geiste einst hieß: „Der Geist des Herrn hat die Erde erfüllt!“ so muß man jetzt sagen: der Zeitgeist, der Geist der Welt hat die ganze Erde erfüllt. Ja, die Welt, sie will nichts wissen vom heiligen Geiste, desto mehr aber preist sie ihren Geist, den Zeitgeist. Den Forderungen des Zeitgeistes soll man nachkommen, die Ansprüche des Zeitgeistes soll man begreifen und zu würdigen wissen, heißt es, und wehe dem, der sich nicht dazu versteht, der sich nicht mit diesem süßen Weine berauscht.

Allein, Geliebte! an ihren Früchten werdet ihr sie erkennen, sagt der Mund der Wahrheit selber, und der Apostel sagt: Prüfet die Geister, ob sie aus Gott sind! Das wollen wir heute thun. Wir wollen heute die Früchte des heiligen Geistes und die Früchte des Weltgeistes kennen lernen. Zu diesem Ende beantworte ich folgende zwei Fragen:

Welches sind die Früchte des heiligen Geistes? I. Theil.

Welches sind die Früchte des Weltgeistes? II. Theil.

Ich beginne ꝛc.

Erſter Theil.

Über die Früchte des heiligen Geiſtes können wir nicht lange im Zweifel ſein; genau ſind ſie in der heiligen Schrift verzeichnet; denn alſo ſchreibt Paulus an die Galater: „Die Frucht des Geiſtes iſt: Liebe, Freude, Friede, Geduld, Milde, Güte, Langmuth, Sanftmuth, Treue, Mäßigkeit, Enthaltſamkeit, Keuſchheit.“ (Galat. 5, 22. 23.) Alſo, wer den heiligen Geiſt hat, der hat wahre Gottes- und Nächſtenliebe. Die Liebe Gottes aber beſteht darin, daß man ſeine Gebote hält, und darum ſagt da unſer Herr ſelber: „An ihren Früchten ſollt ihr ſie erkennen! Nicht Jeder, der zu mir ſagt: Herr! Herr! wird in das Himmelreich eingehen, ſondern wer den Willen meines Vaters thut, der im Himmel iſt, der wird eingehen in das Himmelreich.“ Alſo wer den heiligen Geiſt hat, der befolgt die Gebote Gottes, der liebt Gott, der kann mit dem Apoſtel aufrufen: „Wer wird uns ſcheiden von der Liebe Chriſti? Trübſal? oder Angſt? oder Hunger? oder Blöße? oder Gefahr? oder Verfolgung? oder Schwert?... Ich bin verſichert, daß weder Tod noch Leben, weder Engel, noch Mächtige, noch Gewalten, weder Gegenwärtiges, noch Zukünftiges, weder Stärke, weder Höhe, noch Tiefe, noch ein anderes Geſchöpf es vermag, uns zu ſcheiden von der Liebe Gottes, die da iſt in Chriſto Jeſu unſerm Herrn.“ (Röm. 8, 35—39.) Wer aber Liebe Gottes hat, der hat auch wahre Nächſtenliebe. In einem ſolchen Chriſten erfüllt ſich, was der Apoſtel ſagt: „Die Liebe iſt geduldig, iſt gütig; die Liebe beneidet nicht, ſie handelt nicht unbeſcheiden, ſie iſt nicht aufgeblaſen, ſie iſt nicht ehrgeizig, ſie iſt nicht ſelbſtſüchtig, ſie läßt ſich nicht erbittern, ſie denkt nichts Arges, ſie freut ſich nicht der Ungerechtigkeit, hat aber Freude an der Wahrheit, ſie erträgt Alles, ſie glaubt Alles, ſie

hofft Alles, sie duldet Alles." (I. Kor. 13, 4—7.) Dazu kommt aber dann auch die Liebe der Feinde. Ein solcher Christ kann sagen mit Paulus: „Man verflucht uns und wir segnen, man verfolgt uns und wir dulden." (Ebend. 4, 12.)

Seht da die Früchte des heiligen Geistes! Wer diesen Geist hat, der liebt Gott, den Nächsten, sogar seinen Feind. Gewiß eine herrliche Frucht! — Zwei andere Früchte des göttlichen Geistes sind Freude und Friede. Das ist ja eben das Reich Gottes: Friede und Freude im heiligen Geiste, sagt der Apostel Paulus im Briefe an die Römer (Röm. 14, 17.). Dieser Friede, diese Freude im heiligen Geiste sind ein unzertrennliches Geschwisterpaar. Wo Friede mit Gott, Friede mit den Menschen, Friede mit sich selber ist, da ist auch Freude, die Freude eines guten Gewissens. Aber wer hat ein gutes Gewissen? das sagt Jedem der heilige Geist; denn „der Geist selber gibt Zeugniß unserm Geiste, daß wir Kinder Gottes sind." (Ebend. 8, 16.) Diese Freude, diese innere Seligkeit, die der heilige Geist in unserm Innern bewirkt, verliert sich auch nicht in den härtesten Trübsalen und Verfolgungen; ja gerade da ist der Geist Gottes am wirksamsten und der innere Friede, die innere Freude strahlen auf dem Angesichte. Darum sagt der heilige Petrus: „Selig seid ihr, wenn ihr um des Namens Christi willen geschmäht werdet; denn die Ehre, die Herrlichkeit, die Kraft Gottes und sein Geist ruht auf euch." (I. Petr. 4, 14.)

Wieder andere Früchte des heiligen Geistes sind Geduld, Milde, Güte, Langmuth und Sanftmuth. Wie viel liegt in diesen Worten! Du heiliger Paulus, du auserlesenes Gefäß des heiligen Geistes, du kannst uns sagen, was Geduld ist und Milde und Sanftmuth und Langmuth und Güte. „Wir rühmen uns der Trübsale," sagt er, „weil wir wissen, daß Trübsal Geduld wirkt, Geduld Bewährung, Bewährung aber Hoffnung und die

Hoffnung macht nicht zu Schanden; denn die Liebe Gottes ist ausgegossen in unsern Herzen durch den heiligen Geist." (Röm. 5, 3—5.) Und so schreibt auch der heilige Jakobus: „Seid also geduldig, Brüder, bis zur Ankunft des Herrn. Sieh, der Ackersmann wartet auf die köstliche Frucht der Erde, er harrt geduldig, bis sie den Früh- und Spätregen empfange. So seid auch ihr geduldig und stärket eure Herzen." (Jak. 5, 7. 8.) Wo aber Geduld ist, da ist auch Sanftmuth. Sie gehen beide Hand in Hand. Darum schreibt der heilige Paulus an die Epheser: „Wandelt mit aller Demuth und Sanftmuth, mit Geduld, ertragend einander in Liebe." (Ephes. 4, 2.) „Ein Knecht des Herrn," schreibt er an Timotheus, „soll nicht zanken, sondern sanftmüthig sein gegen Jedermann, lehrfähig, geduldig, mit Milde zurechtweisend die, welche der Wahrheit widerstreben." (II. Timoth. 2, 24.)

Eine andere Frucht des heiligen Geistes ist die Treue. Wer treu ist, der hält sein Wort, der ist nicht wie eine Windfahne, die sich bald hinum bald herum dreht, sondern er dauert aus und hält Stand, mag da kommen, was will. Wer ausharrt bis an's Ende, wird selig werden. Sei getreu bis in den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben, so spricht Gott der Herr selber. Und der heilige Paulus schreibt: „Meine lieben Brüder, seid standhaft und unbeweglich; seid voll des Eifers im Werke des Herrn allezeit, da ihr wisset, daß eure Arbeit nicht vergeblich ist im Herrn." (I. Kor. 15, 58.)

Wer den Geist Gottes hat, der liebt aber auch Mäßigkeit und Keuschheit, überhaupt Enthaltsamkeit. „Hütet euch," rief der Herr den Leuten zu, „daß eure Herzen nicht beladen werden mit Völlerei, Trunkenheit und den Sorgen dieses Lebens;" und der heilige Paulus schreibt: „Lasset uns nicht schlafen, wie auch die

Übrigen, sondern wachen und nüchtern sein." (I. Thess. 5, 6. 8.) Und bekannt ist, was der heilige Petrus schreibt: „Seid nüchtern und wachet; denn euer Widersacher, der Teufel, geht umher wie ein brüllender Löwe und sucht, wen er verschlingen könne."

Endlich ist Keuschheit eine sichere Frucht des göttlichen Geistes. Wer den heiligen Geist in sich hat, wird die Unzucht meiden. Darum sagt der Apostel Paulus: „Die, welche Christi sind, haben ihr Fleisch gekreuzigt sammt den Lastern und Gelüsten. Wenn wir im Geiste leben, lasset uns auch im Geiste wandeln." (Galat. 5, 24. 25.) Und an die Thessalonicenser schreibt er: „Nicht zur Unlauterkeit hat uns Gott berufen, sondern zur Heiligung. Wer daher nicht darauf achtet, der verachtet nicht einen Menschen, sondern Gott, der auch seinen heiligen Geist uns gegeben hat." (I. Thess. 4, 7. 8.)

Seht da, Geliebte! die Früchte des heiligen Geistes! Liebe, Freude, Friede, Geduld, Milde, Güte, Langmuth, Sanftmuth, Treue, Mäßigkeit, Enthaltsamkeit, Keuschheit. Das ganze Evangelium, ja die ganze heilige Schrift ist nichts anders, als eine Predigt dieser Tugenden, eine Anweisung, wie sich der Christ diese Früchte des heiligen Geistes zu eigen machen könne. Das Leben der heiligen und aller wahrhaften Diener Gottes ist der Baum, der diese kostbaren Früchte trägt. Ihr ganzes Leben war nichts, als ein Leben im heiligen Geiste ein Wirken und Dulden im heiligen Geiste. Das Siegel des göttlichen Geistes hatte sich an ihnen ausgeprägt, seine Früchte zeigten sich alsbald.

Allein, Geliebte, was hilft es uns denn, wenn wir diese Früchte des heiligen Geistes kennen, sie auch an Andern schätzen und ehren, wir selber aber bleiben unfruchtbare Bäume? Ach, wir sind Christen, auch wir haben den heiligen Geist empfangen, so oft schon empfangen in der heiligen Taufe,

in der heiligen Firmung, im heiligen Sakramente der Buße. Aber wo ſind denn die Früchte des heiligen Geiſtes? An ihren Früchten ſollt ihr ſie ja erkennen. Nun, wo ſind ſie denn dieſe Früchte? Wo iſt unſere Sanftmuth und Geduld, unſere Treue, unſere Mäßigkeit und Enthaltſamkeit? Und verſpüren wir in uns Friede und Freude im heiligen Geiſte, die Seligkeit eines guten Gewiſſens? Was hilft es uns denn, getauft zu ſein, was hilft uns die Firmung und alles Beichten, wenn wir deßungeachtet keine Früchte eines chriſtlichen Lebens bringen? — O, Geliebte! es iſt eine höchſt traurige Wahrnehmung, die man in unſern Tagen machen muß! Es gibt nämlich eine Menge Chriſten, die zwar einen katholiſchen Taufſchein haben, die die äußern Formen des katholiſch-kirchlichen Lebens mitmachen, einen Roſenkranz in der Hand haben, beichten und kommuniziren und in die Kirche gehen, aber deßungeachtet Früchte tragen, die nicht Früchte des heiligen Geiſtes ſein können. Es herrſcht nämlich ein anderer Geiſt in ihnen, das iſt der Zeitgeiſt, der Weltgeiſt, und wenn ſie auch hundertmal es läugnen, und es weder ſich noch Andern geſtehen wollen, daß ſie dem Zeitgeiſt huldigen und ſich von ihm fortreißen laſſen — an ihren Früchten erkennt ihr ſie. Welches aber ſind die Früchte dieſes Zeitgeiſtes? Das erklärt euch mein

zweiter Theil.

Wenn ich vom Zeitgeiſte rede, ſo meine ich damit nicht den größern Aufſchwung in Künſten und Wiſſenſchaften, ich meine damit nicht die großartigen Erfindungen, die unſer Jahrhundert gemacht hat, ich meine damit nicht den gemäßigten, geregelten Fortſchritt, nicht das Verlangen nach beſſern Geſetzen und zweckmäßigeren Einrichtungen, nein, eine volksthümliche zeitgemäße Entwicklung, ein Aufſchwung zu Beſſerem und Edlerem, kurz der Fortſchritt zu Beſſerem und Edlerem muß jedem vernünftigen Manne willkommen ſein. Wenn ich alſo hier vom Zeitgeiſte und ſeinen Früchten rede, ſo meine

ich nicht die edlen Beſtrebungen desſelben, ſondern das, was die heilige Schrift unter dem Geiſte der Welt, dem Geiſte der Zeit verſteht, nämlich den Gegenſatz zum Geiſte Gottes, kurz das, was die heilige Schrift ſo oft mit dem Worte: Welt bezeichnet. Dieſe Welt nun im Sinne der heiligen Schrift iſt der direkte Gegenſatz zum Chriſtenthume, und der Geiſt dieſer Welt, der Fürſt dieſer Welt, der Zeitgeiſt der direkte Gegenſatz zum heiligen Geiſte. Darum dieſe Warnungen Jeſu und ſeiner Apoſtel vor der Welt, darum die ſtete Aufmunterung, die Welt zu fliehen, ſie zu verachten, ſie zu überwinden. Es müſſen alſo ganz ſchlechte Früchte ſein, welche der Geiſt dieſer Welt, der Zeitgeiſt bringt, weil wir ſo ſehr davor gewarnt werden. Ja, ſo iſt es, Geliebte! ſeine Früchte ſind die Äpfel von Sodoma und Gomorrha, auswendig ſchön anzuſehen und inwendig voll Würmer und Fäulniß. Der heilige Geiſt iſt ein Geiſt der Liebe. Auch der Zeitgeiſt iſt ein Geiſt der Liebe, aber welcher Liebe? Etwa reiner Gottes- und Nächſtenliebe? Nein, von der Liebe Gottes weiß der Geiſt der Welt gar nichts, er kennt Gott nicht und liebt ihn nicht. Von der Nächſtenliebe und Selbſtliebe aber weiß er ſehr viel. Freilich iſt das eine Nächſtenliebe ganz eigener Art. Er liebt am Nächſten nicht das Ebenbild Gottes, ſondern das Fleiſch, den Staub, das Vergängliche. Das iſt ſo eine Nächſtenliebe, wie ſie die Roſſe und Mauleſel haben, die keinen Verſtand haben. Die Selbſtliebe aber geht ihm über Alles. Der Menſch, der den Grundſätzen des Zeitgeiſtes huldigt, denkt: Wenn's nur mir gut geht, Andern mag es gehen, wie es will! Von einer Feindesliebe weiß die Welt nichts. Den Feind haßt ſie, verfolgt ſie, in ſeinem Blute kühlt ſie ihre Rache; das kommt ihr Alles erlaubt vor.

Und was weiß der Zeitgeiſt von der Treue? Doch ja, er iſt treu, wenn Verſtocktheit, Unbußfertigkeit und bewußte Blindheit Treue genannt werden können. Ja, treu iſt er im Dienſte der Schlechtigkeit, im Dienſte des Teufels, treu und ſtandhaft in Verfolgung der Guten, in Beſchimpfung und Feindſchaft

gegen die Kirche, im Haſſe der Tugend. Aber Treue im Guten, Treue gegen Freunde, Treue und Redlichkeit in Handel und Wandel, Treue gegen Ehegatten kennt er nicht. Eine ſolche Treue iſt ihm eine Lächerlichkeit. O wie Viele gibt es nicht, die ſich katholiſche Chriſten ſchelten laſſen, aber ärger ſind als die Juden! Es iſt ihnen kein Mittel zu ſchlecht, wenn es nur zum Ziele führt, und wo ſie etwas erwuchern, erhaſchen, erſtehlen und durch Betrug, durch Ränke und Schwänke an ſich bringen können, da thun ſie es getreulich. Und dann gehen ſie wieder in die Kirchen und falten die Hände und ſchneiden Geſichter, als wollten ſie den lieben Gott vom Kreuze herunterziehen und laſſen Meſſen leſen und Vaterunſer beten und — doch, ich will ſchweigen. Pfui der Schande über dieſe Heuchler! —

Der heilige Geiſt iſt ein Geiſt der Mäßigkeit, wie wir ſahen, aber der Zeitgeiſt iſt der Geiſt des Luxus, der Üppigkeit und Schwelgerei. Von Jenen, die dieſem Zeitgeiſte huldigen, ſagt Paulus: „Sie wandeln als Feinde des Kreuzes Chriſti, deren Ende Verderben, deren Gott der Bauch iſt, die ſich in ihrer Schande rühmen, die irdiſch geſinnt ſind.“ (Philipp. 3, 18. 19.) Und ach, wie Viele gibt es nicht, die dieſer Richtung der Zeit huldigen, die kein anderes Vergnügen kennen, als Eſſen und Trinken und Wohlleben! Was verſtehen dieſe von chriſtlicher Enthaltſamkeit! Es iſt gerade, als wenn man mit einem Blinden von Farben ſprechen wollte. Ja, dieſe Weltlinge haſſen Alle, die es nicht mit ihnen halten, die zu ihren Schwelgereien und Praſſereien den Kopf ſchütteln. „Das befremdet ſie,“ ſagt der heilige Petrus, „daß ihr nicht mit ihnen demſelben Wuſte der Schwelgerei zurennet, und ſie läſtern euch deßhalb.“ (I. Petr. 4, 4. 5.) Wenn aber der Zeitgeiſt erſt gar von der Möglichkeit eines keuſchen Lebens hört, dann ſchlägt er ein helles, höhniſches Gelächter auf. Ja, unſere Zeit hat es in dieſer Beziehung weit gebracht, das muß man ſagen. Man hält die Unkeuſchheit für

gar keine Sünde mehr, ſondern für etwas ganz Naturgemäßes. Die eheliche Treue wird immer ſeltener, der Ehebruch immer häufiger. Der heilige Petrus ſagt: „Sie haben Augen voll Ehebruchs und unaufhörlicher Sünde.“ So läßt Gott dem ſittenloſen Jeruſalem durch den Propheten Jeremias ſagen: „Ich will deine Hüften vor deinen Augen entblößen, daß deine Schande geſehen werde; denn ich ſah deine Ehebrüche, dein geiles Wiehern und das Laſter deiner Hurerei, deine Gräuel auf den Hügeln des Feldes. Wehe dir, Jeruſalem!“ (Jerem. 13, 26.)

Weh dir, Bayern, weh dir, Deutſchland, weh dir, du gebildetes, du aufgeklärtes Europa! darf man jetzt ſagen, ſtatt Jeruſalem! Wenn ein Volk das Band der Ehe nicht mehr heilig hielt, dann ſtand es am Rande des Abgrundes und war ſeinem Untergange nahe. Wenn dem alſo iſt, und es iſt ſo, ſo werden wir bald zu Grunde gehen; denn weiter kann es in dieſer Beziehung kaum mehr kommen. Der Zeitgeiſt hat da ſein Möglichſtes gethan, alle Grundlagen der Sittlichkeit ſind unterminirt und die Pfeiler des ehelichen Glückes angefreſſen. Und wie die Iſraeliten in Knechtſchaft und Sklaverei geriethen, als die Sittenloſigkeit unter ihnen eingeriſſen hatte, und wie das römiſche Reich zu Grunde ging, als die Ehe nicht mehr heilig gehalten wurde und das Volk gänzlich verweichlicht war: ſo wird auch das deutſche Volk in ruſſiſche Knechtſchaft gerathen oder ganz und gar zu Grunde gehen, weil es ſich in letzterer Zeit in allen Lüſten gewälzt hat. Das wird unſer Loos ſein, das ſind die ſüßen Früchte des Zeitgeiſtes, das haben wir ihm zu verdanken.

Heute am heiligen Pfingſttage, meine Lieben, kann ich nichts anders thun, als daß ich euch zurufe: Rette ſich, wer kann! Wir ſtehen auf einem hohlen, glühenden Boden und überall, wo wir hintreten, bricht Feuer heraus. Da läßt ſich denn nichts Anderes thun, als daß wir unſere Seele in Sicherheit bringen, alles Andere hat in ſolchen Zeiten keinen

Werth mehr. Vielleicht noch ein paar Monate und ganz Europa ſteht in Feuer! Jede Woche kann eine allgemeine Verwirrung entſtehen! So retten wir denn, Geliebte! aus dieſer gewaltigen Feuersbrunſt vor Allem das Koſtbarſte, unſere unſterbliche Seele! Verfluchen wir den Zeitgeiſt, der all dieß Elend über uns gebracht hat, ſchwören wir ihm ab, wenn wir ſelber etwa ihm bisher gehuldigt haben, und bitten wir den heiligen Geiſt, auf daß er herniederkomme und ſeine Früchte uns mittheilen möge. Wenn dann der Geiſt Gottes mit uns iſt, dann haben wir Nichts zu fürchten und geht auch der Leib zu Grunde, geht Hab und Gut verloren, wird das Unterſte zu oberſt gekehrt, das kann uns nicht erſchrecken; iſt ja der Geiſt Gottes bei uns und wir haben ein gutes Gewiſſen. Ja, göttlicher Geiſt, läutere, ſtärke und heilige uns! Amen.

Predigt 7

auf

den erſten Sonntag nach Pfingſten.

Text: „Gehet hin und lehret alle Völker und taufet ſie im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geiſtes.“ Matth. 28, 19.

Geliebte Pfarrkinder!

Der Glaube an Einen Gott in drei göttlichen Perſonen iſt der Grundſtein des ganzen Chriſtenthums, und doch wird dieſes wichtige Feſt in der Kirche faſt wie ein gewöhnlicher Sonntag gefeiert. Dieſes Feſt hat nicht einmal eine Oktav und iſt von keinerlei Ceremonie begleitet, was denn doch auffallend ſein möchte, da die Kirche ſonſt ſo freigebig iſt mit ihren Ceremonien und der äußern Ausſtattung des Gottesdienſtes. Allein, Geliebte, auch die einfache, ſtille, unanſehnliche Feier dieſes Feſtes hat ihre Bedeutung, ihren tiefen Sinn. Die Kirche will dadurch zu erkennen geben, daß es ihr ſchlechterdings unmöglich ſei, das innere tiefſte Weſen der Gottheit durch äußern Glanz zu verherrlichen. Das unbegreifliche

Geheimniß soll durch keine Vorstellung gefeiert werden. Nur dem Glauben ist es zugänglich. Das ewige Wesen der Gottheit ohne Maaß und Schranken, wer wird es begreifen, wer in seiner Tiefe erforschen?

Allein, Geliebte! ist es denn wahr, daß der Glaube an den dreieinigen Gott die Grundlage des Christenthums ist? Gibt es ja doch eine Menge Christen, die da sagen: Nein. Gibt es ja doch Christen, die behaupten, man könne Christ sein, ohne an den dreieinigen Gott zu glauben. Gibt es ja doch in Rheinbayern draußen gegenwärtig eine Menge Christen, welche die Gottheit Christi und somit den dreieinigen Gott, also auch die Grundlage des Christenthums läugnen und dennoch Christen sein und als solche gelten wollen. Daß es Einen Gott gibt, sagen diese, das glauben wir; daß es aber drei Personen gibt, von denen jede selbst wieder Gott sein soll, daß es einen Gott Vater, Gott Sohn, Gott heiligen Geist gibt, und daß diese drei Personen dennoch nicht drei Götter, sondern nur Ein Gott sein sollen, das glauben wir nicht; denn das widerspricht ganz und gar unserer Vernunft.

Da käme es nun heraus, Geliebte, als ob wir katholische Christen gar keinen vernünftigen Glauben hätten; als ob wir ohne allen Grund blindlings an die Dreifaltigkeit Gottes glaubten, und als ob bloß Jene vernünftig glaubten, die dieses Geheimniß läugnen.

Deßhalb kann es nicht schaden, wenn ich euch heute die Sache ein wenig zergliedere. Ich weiß zwar, ihr seid Landleute, die ohnehin schon mit gläubigem Sinne hieher kommen, die ohnehin aus ganzer Seele an die heilige Dreifaltigkeit glauben; aber ich möchte heute eurem Verstande ein wenig nachhelfen, ich möchte euch zeigen, daß wir nicht blindlings glauben, sondern unsere guten unumstößlichen Gründe haben bei unserm Glauben an die heilige Dreifaltigkeit. Darum beantworte ich heute folgende zwei Fragen:

Warum glauben wir an einen dreieinigen Gott? I. Theil.

Warum iſt der Glaube an den dreieinigen Gott der Grundſtein unſers Glaubens? II. Theil.

Ich beginne ꝛc.

Erſter Theil.

Alſo warum glauben wir an die Dreieinigkeit Gottes? — Wir werden da wahrſcheinlich gute Gründe für dieſen Glauben haben müſſen; denn das, Geliebte! iſt nicht ſo ein Glauben oder Meinen, das man morgen wieder ändern kann, ſondern ein Glaube, für den ich Blut und Leben im Nothfalle hingeben muß, alſo ein unerſchütterlicher, unwandelbarer Glaube. Es müſſen alſo ſchon gute, ſtichhaltige Gründe ſein, die mich zu dieſem Glauben bewegen. Wenn ich nun euch Landleute frage: Warum glaubt ihr an den dreieinigen Gott? was werdet ihr mir ſagen, was könnt ihr mir für einen Grund angeben? Ihr werdet da ſehr verlegen werden und ſagen: Wir glauben halt daran, weil wir es ſo gehört und gelernt haben von Jugend auf. Der Prieſter hat es uns geſagt in der Schule, und unſere Eltern haben's uns geſagt, wie ſie uns das Kreuzmachen lehrten, und die haben's auch wieder vom Prieſter gelernt. Aber laßt euch ſagen: Hat euch denn der Prieſter nicht anlügen können? Der Prieſter iſt ja auch ein Menſch und kann irren, in der beſten Meinung oft irren und irre führen? Was ſagt ihr denn darauf? Ihr werdet da wohl antworten: das glauben wir nicht, daß uns der Prieſter anlügt; er predigt ja das Wort Gottes in der Kirche und Schule. — Nun etwas habt ihr da ſchon; aber gebt Acht, ich will euch den Knopf vollends auflöſen. Ihr habt Recht, der Prieſter trägt in der Schule und Kirche nicht ſeine Meinung, nicht ſeine Lehre vor, ſondern das Wort Gottes. Aber da hat's ſchon eine Menge Geiſtliche gegeben, die geſagt haben, ſie lehren das reine, lautere Wort Gottes und es war doch nicht ſo. Das reine lautere Wort Gottes, meine Lieben,

hat und lehrt nur die katholische Kirche, der wir angehören. Sie allein ist von Jesus Christus gestiftet und von den Aposteln verbreitet worden. Ihr allein gelten daher auch alle Verheißungen, die Gott seiner Kirche gemacht hat, namentlich die, daß seine Kirche nicht lügen, nicht betrügen, nicht irren und nicht in Irrthum führen kann. Der Priester, der demnach die Lehre der Kirche vorträgt, trägt Gottes Wort vor und die Leute können sicher sein und sich darauf verlassen, daß er ihnen keinen Irrthum beibringt. Wisset ihr also jetzt, Geliebte! warum ihr an den dreieinigen Gott glaubt? Etwa, weil es dieser und jener Priester sagt? Nein. — Etwa, weil diese Lehre in der heiligen Schrift steht? Auch nicht. Denn es gibt Viele, die behaupten, vom dreieinigen Gott stehe gar nichts in der heiligen Schrift; also warum glaubt ihr? Antwort: Weil es die Kirche, der untrügliche Mund, durch den Jesus Christus und sein heiliger Geist spricht, zu glauben vorstellt. Wollte aber Einer noch weiter gehen und sagen: Ja, die katholische Kirche kann auch irren; dann sagen wir einem Solchen: Kann die katholische Kirche irren, dann gibt es gar keine Gewißheit und Sicherheit mehr, dann dürfen wir mit dem ganzen Christenthum zusammenpacken und Christus war weiter nichts, als ein Großsprecher, der viel versprach und Nichts hielt. Könnte die Kirche Christi irren, dann wäre sie schon längst zu Grunde gegangen; so aber steht sie nach 2000 Jahren noch da in jugendlicher Kraft und Frische; somit hat der Irrthum in ihr keinen Platz, und was sie in Glaubens- und Sittensachen lehrt, das ist Gottes heiliges, untrügliches Wort und festzuhalten wie das Evangelium.

Mit Recht und mit vollster Überzeugung betet demnach der katholische Christ alle Sonntage: Ich glaube festiglich Alles, was die katholische Kirche zu glauben vorstellt, weil du, o Gott, Solches geoffenbart hast, der du bist die ewige Wahrheit und Weisheit, so weder betrügen noch betrogen werden kann.

Also nochmal: Warum glauben wir an den dreieinigen Gott? Antwort: Weil die Kirche dieß zu glauben vorstellt

und weil die Kirche ſagt, daß dieſe Lehre in der heiligen Schrift enthalten ſei; denn nur ſie iſt die untrügliche Auslegerin des geſchriebenen Wortes, nur ſie kennt dieſes Buch und ſeinen Inhalt, nur ſie weiß darüber Beſcheid zu geben. Außerhalb der Kirche aber gibt es kein wahres Verſtändniß der Schrift; das ſehen wir daraus, weil es eine Menge unkatholiſcher Ausleger gibt, die behaupten, die Lehre vom dreieinigen Gott ſtehe gar nicht in der Schrift, während doch deutlich darin ſteht: „Taufet ſie im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geiſtes!“ um von andern Schriftſtellen gänzlich zu ſchweigen.

Übrigens dürft ihr nicht glauben, Geliebte! daß bloß die Kirche und die heilige Schrift uns auf dieſes Geheimniß des dreieinigen Gottes hinweiſen; nein, ſchon die Vernunft wird auf dieſen Glauben hingeführt, und ſtatt daß dieſe Lehre von dem dreieinigen Gott der Vernunft widerſpräche, wird die Vernunft vielmehr zur Anerkennung dieſer Lehre gezwungen. Unſere Vernunft ſchon ſagt uns: Gott iſt die Liebe, er hat deßwegen auch die Welt erſchaffen und alle Geſchöpfe, um ſie zu lieben; aber die Geſchöpfe ſind kein Gegenſtand, die Gott mit all jener Liebe lieben kann, deren er fähig iſt; nur ſich ſelbſt kann er unendlich lieben. Gott liebt die Menſchen um ſo mehr, je ähnlicher ſie ihm ſind, folglich muß er die größte Ähnlichkeit, das iſt, die vollkommene Gleichheit, d. i. ein Weſen, das ganz er iſt, am meiſten lieben; man müßte ſonſt ſagen, Gott hätte gar keinen vollkommenen Gegenſtand ſeiner Liebe. Ferner führt uns unſere Vernunft auf den Gedanken, daß Gott nicht allein ſein wollte; es widerſtrebt ſogar dem Weſen Gottes, allein zu ſein; hätte Gott allein ſein wollen, ſo hätte er gar Nichts erſchaffen; wenn ihm aber ſchon die geſchaffenen Weſen ſo ſehr gefallen, welches Wohlgefallen muß Gott erſt in Geſellſchaft eines Weſens haben, das ihm vollkommen gleich iſt? Ferner ſagt uns unſere Vernunft, daß in Gott keine träge Ruhe, ſondern eine unendliche Thätigkeit ſein müſſe. Die Schöpfung der Menſchen, die Schöpfung der Welt iſt

nur eine endliche Thätigkeit, sie ist nur die Hervorbringung von Geschöpfen, die einen Anfang und ein Ende haben; allein die höchste Thätigkeit ist eine unendliche, und diese besteht darin, daß er etwas Unendliches hervorbringt. In Gott muß eine doppelte Hervorbringung sein, eine künstliche und eine natürliche; die künstliche ist die Erschaffung der Welt aus Nichts, die natürliche aber ist noch edler, nämlich die Hervorbringung aus sich, aus seinem Wesen. — Das Alles sagt uns unsere Vernunft, sie führt uns demnach selbst auf den Gedanken, daß in Gott eine Vielheit der Personen sein müsse, die gleichen Wesens mit einander sind, gleich ewig, gleich unendlich, Ein Gott. Weiter aber geht unsere Vernunft nimmer. Wollte sie noch höher steigen, es würde ihr schwindeln vor den Augen; denn dieses Geheimniß zu begreifen, ist sie nicht im Stande; könnte sie das, so wäre sie selbst Gott. Sie kann, als ein schwacher Funke, nur ahnen, nur annäherungsweise verfahren, aber weiter Nichts. Die Tiefen der Gottheit kann nur der Geist Gottes selber durchschauen; denn Gott ist nur von Gott verstanden, und auch dem kühnsten Gedanken gelingt es nicht, die innern Verhältnisse der göttlichen Natur vollkommen zu begreifen. Unsere Vernunft sagt uns also wohl, daß es in Gott eine ewige innere Thätigkeit gibt, und daß sich Gott selber vollkommen erkennt und anschaut und liebt; aber daß diese Erkenntniß Gottes der Sohn Gottes heiße, der ewig vom Vater gezeugt ist, daß die Liebe des Vaters und des Sohnes der heilige Geist sei, daß diese Erkenntniß und Liebe Personen, freie Thätigkeiten, und daß ihrer nicht mehr und nicht weniger als drei seien, darauf konnte die menschliche Vernunft nimmermehr kommen, das mußte derjenige, der von Ewigkeit im Schooße des Vaters war, selber offenbaren. — Aber ihr sehet, Geliebte! eine Ahnung von diesem Wesen der Gottheit hat schon die Vernunft, was aber die Vernunft nur ahnt, das ist durch die Kirche zur unumstößlichen Wahrheit und Gewißheit erhoben. Diese Kirche redet, sie ist der Mund Jesu Christi, der Wahrheit; folglich glauben wir. Wir wissen

also recht gut, warum wir an den dreieinigen Gott glauben, und unser Glaube ist kein blinder, sondern wir sind uns unsers Glaubens wohl bewußt und wissen Jedermann Rechenschaft darüber zu geben.

Aber wir sind noch nicht zu Ende. Der Glaube an den dreieinigen Gott ist kein gewöhnlicher Glaubensartikel, sondern er ist auch noch der Grundstein des ganzen Christenthums; hievon aber im

zweiten Theile.

Es findet sich in unserer Religion etwas ganz Eigenes, meine Lieben! was euch vielleicht bisher noch gar nicht aufgefallen ist. Wenn nämlich die Kinder im Christenthum unterrichtet werden, so wird bei ihnen der Anfang gerade mit dem gemacht, was am erhabensten und schwersten zu glauben ist, nämlich mit dem Geheimnisse der allerheiligsten Dreifaltigkeit. In allen andern Dingen geht dieß anders. Da fängt man mit dem A. B. C. an und schreitet überall vom Leichten zum Schweren vorwärts. Ist nun dieß nicht eine ganz verkehrte Unterrichtsweise? Das Kind kann seine Vernunft noch gar nicht brauchen, kann kaum recht reden, und da wird nun statt mit dem Leichtesten mit dem Schwersten der Anfang gemacht. Statt dem Kinde Milch zu reichen, wird ihm da schon die stärkste Speise vorgesetzt. Man unterrichtet das Kind am allererſten im Geheimnisse der heiligsten Dreifaltigkeit, man zeigt ihm am ersten, wie es das Kreuz machen und dadurch seinen Glauben an die heilige Dreifaltigkeit zu erkennen geben soll. Ist nun das nicht ganz und gar verkehrt? — Keineswegs, Geliebte! es ist dieß vielmehr die einzig richtige und nothwendige Erziehungsweise; denn der Glaube an den dreieinigen Gott ist der Grund all unserer Hoffnung und die Quelle aller Verdienste. Alle übrigen Geheimnisse des Glaubens haben außer der Menschwerdung des Sohnes Gottes diesen Vorzug nicht, ja die Menschwerdung des Sohnes Gottes stützt sich auf den Glauben an die Dreieinigkeit.

Manches in Sachen der Religion mag mir ganz unbekannt bleiben, ich kann dennoch ſelig werden; aber ohne zu wiſſen und zu glauben, daß es Einen Gott in drei göttlichen Perſonen gebe, kann man nicht ſelig werden. Ohne den Glauben an den dreieinigen Gott habe ich Nichts von Gott zu erwarten; mit dieſem Glauben Alles.

Der Glaube an dieſes heilige Geheimniß iſt alſo die Grundlehre des Chriſtenthums, und deßwegen bringt man ſie auch den Kindern am erſten bei; ohne dieſen Grundſtein gibt es kein Chriſtenthum. Weil aber dieſe Lehre das allergrößte Geheimniß iſt und eine Unterwerfung unſers Verſtandes, folglich auch eine Stärke des Glaubens in Anſpruch nimmt, wie keine andere Lehre: ſo hat Gott auch unſere ganze Glückſeligkeit gerade auf dieſes Geheimniß gegründet. Er ſah wohl ein, welchen Kampf der Verſtand mit ſich ſelbſt zu beſtehen haben würde, um ſich dieſem Geheimniſſe zu unterwerfen; deßwegen hat er auch im Rathe ſeiner Weisheit beſchloſſen, daß dieſer Glaube die Grundlage all unſerer Verdienſte ſein ſolle. In dieſem Stücke, ſagt der heilige Chryſoſtomus, verfährt Gott mit uns, wie einſt mit ſeinem Knechte Abraham. Dieſer Patriarch hatte nämlich auf Gottes Befehl den Vorſatz gefaßt, ſeinen einzigen Sohn zu opfern, ſo ſehr ſich auch das Vaterherz gegen dieſes Vorhaben ſträubte. Schon war er im Begriffe, den tödtlichen Streich zu führen, als Gott, der ſeinen Gehorſam auf die Probe geſtellt, ihm Einhalt that und nun gegen ihn eben ſo freigebig ſich erwies, als Abraham ſich treu und gläubig gezeigt hatte. Weil du das gethan haſt und deinen einzigen Sohn nicht verſchonteſt, ſprach Gott zu ihm, ſo will ich dich ſegnen und deinen Samen mehren, wie die Sterne des Himmels. So ſagt auch Gott heute noch zu dem gläubigen Chriſten: Weil du ein Geheimniß glaubſt, das allen Verſtand weit überſteigt, und weil du dieſes, dein Einziges, deinen Verſtand mir zum Opfer bringſt, ſo will ich dich ſegnen und das Verdienſt deiner Handlungen mehren.

So iſt es alſo der Glaube an den dreieinigen Gott, auf

dem unſer ganzes Vertrauen, unſere ganze Hoffnung beruht. Darum, meine Lieben, iſt auch die Formel, in welcher wir den Glauben an die heilige Dreieinigkeit ausſprechen, der katholiſchen Kirche ſo heilig, ſo erhaben, ſo ehrwürdig. Darum wird dieſe Formel faſt bei allen Sakramenten gebraucht; denn wenn wir getauft werden, ſo geſchieht es im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geiſtes, ſo auch, wenn wir gefirmt, von Sünden losgeſprochen werden, wenn ein Brautpaar eingeſegnet, wenn Jemand zum Prieſter geweiht wird. Alle Weihungen und Segnungen durch Biſchöfe und Prieſter, ſie geſchehen im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geiſtes. Die Kirche fängt die heilige Meſſe, die Veſper, kurz jede gottesdienſtliche Handlung mit Anrufung des dreieinigen Gottes an, in allen ihren Gebeten wird die heilige Dreifaltigkeit genannt; ſie ſingt keinen Pſalm und kein Lied, ohne die drei göttlichen Perſonen zu preiſen und der Prieſter muß wohl hundertmal des Tages das Gloria Patri beten. Das geſchieht Alles darum, um anzudeuten, daß im Chriſtenthume keine Gnade, keine Rechtfertigung, keine Seligkeit, keine Gebetserhörung zu erlangen iſt, als durch den Glauben an den dreieinigen Gott.

O möchten wir nur auch, Geliebte! dieſe ehrwürdigen Worte: Ehre ſei dem Vater und dem Sohne und dem heiligen Geiſte! oder die andern: Im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geiſtes, mit geziemender Andacht ausſprechen! Weil wir ſie aber häufig nur aus Gewohnheit ausſprechen und ohne zu wiſſen, was wir ſagen, ſo verſpüren wir auch keinen Nutzen davon. Und doch ſind dieſe Namen göttliche, herrliche, majeſtätiſche Namen, Namen, die für die Hölle ſchrecklich, für uns aber höchſt ehrwürdig und heilbringend ſind.

Oder ſagt mir: Wenn einſt unſer Sterbſtündlein herannaht und der Prieſter in den letzten Augenblicken unſers Lebens am Sterbebett erſcheint, um der ſcheidenden Seele den letzten Kampf zu erleichtern, welcher Namen wird ſich da der Prieſter wohl bedienen, um ſeinen Gebeten die nöthige Kraft zu ver-

leihen? Wird er etwa ſagen: Menſch! ſchau hinauf zu den Sternen, bald wird dich eine beſſere Heimath empfangen? Nein, er ruft aus: Fahre hin, chriſtliche Seele, im Namen des Vaters, der dich erſchaffen, des Sohnes, der dich erlöst, des heiligen Geiſtes, der dich geheiligt hat. Und wenn dann der Prieſter ſich zu Gott wendet und ihm die Seele des Sterbenden empfiehlt, wiſſet ihr, wodurch er Gott zur Barmherzigkeit gegen die ſcheidende Seele zu gewinnen ſucht? Ach, Herr, betet der Prieſter, es iſt wahr, ich flehe deine Barmherzigkeit für einen Sünder an. Er iſt von menſchlichen Schwachheiten nicht befreit geweſen und ſeine Gebrechlichkeit hat ihn öfters zum Falle gebracht. Obgleich er aber ein Sünder iſt, ſo hat er doch den Vater und den Sohn und den heiligen Geiſt nicht verläugnet, ſondern im Glauben feſtgehalten.

Seht, Geliebte! ſo iſt das Bekenntniß des dreieinigen Gottes ſelbſt im Tode noch der Grund unſers Vertrauens; mit dieſem Bekenntniſſe kommen wir in dieſe Welt, mit ihm ſollen wir auch aus ihr ſcheiden. Darum, Geliebte, laßt uns feſthalten an dieſem Anker beim Schiffbruche des Lebens! Glauben wir feſt an dieſes hochheilige Geheimniß; unſer Glaube iſt tief gegründet in der Vernunft und im göttlichen Worte, bemühen wir uns aber auch, durch chriſtlich frommes Leben der Gnade des dreieinigen Gottes uns theilhaftig zu machen. Amen.

Predigt

auf

den zweiten Sonntag nach Pfingsten.

Text: „Geh schnell hinaus auf die Straſſen und Gaſſen der Stadt und führe die Armen, Schwachen, Blinden und Lahmen hier herein.“ Luk. 14, 21.

Geliebte Pfarrkinder!

Die Kirche läßt den heutigen Evangeliumabſchnitt in der Oktav des Frohnleichnamsfeſtes ableſen, weil unter der Mahlzeit, die Jemand veranſtaltet hatte, in bildlichem Sinne das hochheilige Sakrament des Altars zu verſtehen iſt, deſſen herrlicher Feier dieſe acht Tage gewidmet ſind. Ja, dieſer „Jemand“, unſer Herr und Heiland Jeſus Chriſtus nämlich, hat ſein heiligſtes Fleiſch und Blut als Speiſe hinterlaſſen, er hat ein in jeder Beziehung großes Mahl damit veranſtaltet. Groß iſt dieſes Mahl, denn der Größte der Könige, der König der Könige ſelber hat es bereitet; groß iſt dieſes Mahl; denn für eine ungemein große und zahlreiche Familie, für das ſämmtliche rechtgläubige Chriſtenvolk iſt die Tafel gedeckt; groß iſt dieſes Mahl; denn groß war der Preis desſelben, theuer kam

es zu ſtehen; groß iſt dieſes Mahl; denn großen Nutzen gewährt es denen, die würdig ſich dabei einfinden, aber große Gefahr, ſchreckliche Verantwortung ſteht denen bevor, die unwürdig davon eſſen. Nur in Einer Beziehung finden wir die veranſtaltete Mahlzeit nicht groß und großartig, es ſind keine anſehnlichen, hervorragenden Perſonen dazu geladen. Zwar waren dergleichen geladen; allein ſie kamen nicht und ſo mußte der Herr des Mahles ganz unbedeutende Perſonen, wie ſie im Evangelium aufgeführt ſind, Arme, Schwächliche, Blinde und Lahme zur Tafel ziehen. — Es iſt doch wahrhaftig Schade, mag Mancher denken, ein ſo herrliches, großes und großartiges Mahl für eine ganz gemeine Menſchenklaſſe, für Proletarier und Krüppel! Indeß, Geliebte, urtheilen wir nicht vorſchnell! Dieſe Armen, Schwächlichen, Blinden und Lahmen an der Tafel Jeſu ſind keineswegs ſo geringfügige und verächtliche Gäſte, als man auf den erſten Anblick glauben möchte. O nein, es ſind ſehr anſehnliche, würdige Gäſte, die durchaus zu dieſer großen Mahlzeit paſſen, und wollte Gott, wir wären Alle ſo, wie die, gewiß würden wir dann nicht bloß hier am Tiſche des Herrn zu Gaſte gehen, ſondern auch einſt Gäſte des Himmels werden. Ja, ich ſage noch mehr, andere Gäſte, wie dieſe, taugen gar nicht zum Mahle des Herrn, und das iſt es, was ich euch heute zeigen möchte. Ich ſage demnach: Wer würdig zur heiligen Kommunion, zum großen Mahle Jeſu Chriſti gehen will, der muß die nämlichen Eigenſchaften haben, wie die ſo armſelig ausſehenden Gäſte, die Jeſus von der Straße weg laden ließ. Er muß ſein:

arm und ſchwach, I. Theil;
blind und lahm, II. Theil.

Ich beginne ꝛc.

Erſter Theil.

Arm im Sinne des Evangeliums ſind alle Jene, die ihr Herz nicht an das Zeitliche hängen, mögen ſie nun Vermögen

haben oder nicht. Wer also nur sein geringes, nothdürftiges Auskommen hat, mit diesem Wenigen zufrieden ist und sich keinen Reichthum verlangt, überhaupt sich um die Güter der Erde wenig kümmert, der ist arm. Und wer reich ist und recht viel Vermögen hat, Geld und Gut besitzt, aber keine besondere Vorliebe für seinen irdischen Besitz zeigt, sondern nach der Vorschrift des Apostels thut, als wäre er nicht reich, von seinen Schätzen einen guten Gebrauch macht, und dabei beständig die himmlischen Güter im Auge, und darnach Verlangen hat: der ist ebenfalls arm im Sinne des Evangeliums. Dieser Arme nun im evangelischen Sinne des Wortes hat einen leeren Magen und großen Hunger, wie alle Armen, aber keinen Hunger nach den Genüssen dieser Erde, sondern nach himmlischer Nahrung, und der ist es daher auch, der der heiligen Kommunion, dieser Himmelsspeise, am ersten würdig ist. Wie der Arme für jeden Bissen, den man ihm gibt, dankt, und die Gabe zu schätzen weiß, so empfängt auch der evangelische Arme die heilige Kommunion mit dem innigsten Danke und an ihm geht in Erfüllung, was David sagt: „Es werden essen die Armen und satt werden, und den Herrn loben, die ihn suchen.“ (Ps. 21, 27.) Und wie der Arme niemals genug bekommt, und sich der Hunger immer wieder auf's Neue einstellt und er sich von einer Mahlzeit auf die andere sehnt, so ist auch die heilige Kommunion für die Armen im Geiste eine Speise, nach der sie immer wieder hungern, nach dem Worte der Schrift: „Die mich essen, hungern immer, die mich trinken, dürsten immer.“ (Sir. 24, 29.)

Aber die Reichen hingegen, diejenigen, deren Herz voll ist von Wünschen nach irdischen Gütern, Jene, die fortwährend nur im Irdischen leben und keine höhern Genüsse kennen, als die Fleischtöpfe Ägyptens, die werden freilich keinen Hunger, kein Verlangen haben nach dem Mahle des Herrn, nach dem Brode der Engel. Von dieser Gattung waren Jene, die der Herr ursprünglich geladen hatte. Sie Alle hatten eine

Ausrede. Es ſind lauter irdiſche Angelegenheiten, lauter zeitliche Geſchäfte, in die ſie vertieft ſind. Der Eine hat ein Landgut gekauft und er ging hinaus, es zu beſichtigen, ein Anderer hatte fünf Joch Ochſen gekauft, die mußte er probiren, und ein Anderer hatte ein Weib genommen, und konnte alſo natürlicher Weiſe auch nicht kommen. Die Herren hatten bereits ihre Speiſe, mit dieſer waren ſie geſättigt, bei dieſer war ihr ganzer Sinn, und darum verſchmähten ſie das Mahl des Herrn. Solche Reiche, ſolche in anderer Weiſe Geſättigte oder nach andern Speiſen Hungernde gibt es noch immer genug, meine Lieben, ja, ich fürchte, es ſind ihrer nur zu Viele. Oder man ſage mir: Wie kommt es denn, daß ſo manche Chriſten gar ſo ungerne zur heiligen Kommunion gehen? Wenn ſie einmal glauben, wie ſie vorgeben, daß es das Mahl des Herrn, ſein heiliges Fleiſch und Blut iſt, was uns als Speiſe gegeben wird: warum gehen ſie mit genauer Noth alle Jahre einmal zum Tiſche des Herrn, warum können ſie ſogar ganz und gar auf dieſe Speiſe verzichten? Die Antwort iſt klar: Es ſind eben ſchon lauter Geſättigte, die von ganz andern Speiſen voll ſind. Es geht ſolchen Menſchen, wie vielen reichen Leuten, die den Hunger gar nicht kennen, weil ihnen der Magen immer voll iſt und ſie zuletzt an den herrlichſten Speiſen keinen Geſchmack mehr finden. Von was aber ſind dieſe Chriſten ſo voll? Entweder von lauter zeitlichen Sorgen, von lauter Rechnen und Spekuliren, von lauter Planmachen und Bauen, und Kauf und Verkauf — oder ſie ſind mit Träbern geſättigt, mit den Kleien und dem Unrathe des Stolzes, der Unzucht und des Neides — wie ſollten ſie da ein Verlangen nach der heiligen Kommunion haben! Wie ſollten ſie Gegengift nehmen wollen, ſo lange ſie nicht im Sinne haben, das Gift aus dem Magen zu ſchaffen! Wie ſollten ſie Manna eſſen wollen, ſo lange ihnen die ägyptiſchen Sündenſpeiſen ſchmecken! Nimmermehr iſt das möglich. Nur die Armen, deren Sinnen und Trachten höher geht, als nach dieſem armſeligen Wurmköder, können Hunger und Verlangen

haben nach der heiligen Kommunion; nur sie sind daher auch Gäste an der Tafel des Herrn, und an ihnen geht in Erfüllung, was die Schrift sagt: „Die Hungrigen erfüllt er mit Gütern, die Reichen läßt er leer ausgehen.“ (Luk. 1, 53.)

Wer ferner zum Mahle des Herrn kommen will, der muß schwächlich sein. Schwächliche Menschen gehen unsicher, voll Furcht einher und zittern und wanken. Sie lieben ferner den Frieden und wollen von Waffen nichts wissen. — So müssen auch wir mit Furcht und Zittern zum Tische des Herrn hintreten und in friedlicher Gesinnung, nicht mit den Waffen der Hölle, mit schweren Sünden gegen den liebvollsten Heiland ausgerüstet. Nur Freunde werden ja zu Tische geladen, aber keineswegs Feinde; als aber deßungeachtet Judas es wagte, gleich das erstemal schon mit dem Dolche verrätherischer Gesinnung im Busen beim Mahle des Herrn zu erscheinen, da wurde der Herr im Geiste aufgeregt, sagt die Schrift, über die Bosheit des Heuchlers. Ja, Geliebte, wir haben Ursache, wie Schwächlinge, mit Bangen und Zittern am Tische des Herrn zu erscheinen; denn wer unwürdig ißt und trinkt, der ißt und trinkt sich das Gericht hinein. Ja, wir haben Ursache, als Freunde in friedfertiger Gesinnung zu erscheinen, damit wir nicht einst als seine Feinde zermalmt werden.

Freilich gibt es noch ein anderes „schwächlich sein“ beim heiligen Abendmahle, das vielen Heiligen Gottes bei der heiligen Kommunion zugestoßen oder um mich richtiger auszudrücken, mit dem sie als besondere Gnadenbezeigung des himmlischen Bräutigams beglückt worden sind. Sie sind nämlich krank geworden vor Liebe beim Genusse der heiligen Kommunion, bei Betrachtung der unaussprechlichen Liebe, Barmherzigkeit, Freigebigkeit und Gnade, die der Herr in diesem heiligen Sakramente den Seinigen erweiset. So wissen wir das vom heiligen Franziskus von Assisi, vom heiligen Dominikus, Franz Xaver und vielen andern Heiligen Gottes. Es

erging ihnen, wie der Braut im hohen Liede, die ausrief: „Erquicket mich mit Blumen, stärket mich mit Äpfeln; denn ich bin krank vor Liebe.“ (Hohel. 2, 5.)

Auf dieses heilige Schmachten, diese Süßigkeiten und Tröstungen, mit welchen die Heiligen Gottes in der Verzückung beglückt wurden, müssen wir gewöhnliche Menschen Verzicht thun; unsere Schwächlichkeit hat nur darin zu bestehen, daß wir mit Furcht und Bangen uns dem heiligen Geheimnisse nahen und vertrauensvoll nach Jesus unsere schwachen Arme ausstrecken, um an ihm eine Stütze, einen Stab zu bekommen. Das dürfen wir thun, ja der Herr selber ermuntert uns hiezu, wenn er uns zuruft: „Kommet her zu mir, die ihr mühselig und beladen seid, und ich will euch erquicken.“ Bauen wir also auf sein Wort, reinigen wir uns von unsern Sünden und treten wir dann, eingedenk unserer Schwäche und Unwürdigkeit hinzu, mit dem Hauptmanne im Evangelium sprechend: O Herr, ich bin nicht würdig, daß du eingehest unter mein Dach.

Seht da, Geliebte, wie wir sein müssen, wenn wir würdig zum Tische des Herrn gehen wollen! Arm und schwach müssen wir sein. Leer an Begierden nach Irdischem und voll Hunger nach dem Brode des Lebens, und schwach im Hinblick auf unsere Unwürdigkeit, die uns zittern und beben machen muß. Allein das ist noch nicht Alles. Wir müssen am Tische des Herrn auch blind und lahm sein; hievon aber im

zweiten Theile.

Es darf behauptet werden, daß gerade die gelehrtesten Leute, oder die am meisten gescheid sein wollen, den wenigsten Nutzen von den Gnadenmitteln der Religion ziehen. Es wäre Anmaßung und Lüge, wenn man behaupten wollte, alle gelehrten und studirten Leute hätten dieses traurige Schicksal; o nein, es hat sehr gelehrte Männer gegeben, welche die scharf- und tiefsinnigsten Werke schrieben und dabei auch fromm und heilig lebten, folglich auch die heiligen Sakramente und

namentlich die heilige Kommunion mit einer Rührung und Andacht empfingen, die Jedermann erbaute; aber hinwiederum hat es von jeher auch gelehrte Männer gegeben und es gibt deren noch, die lauter Kopf, lauter Verstand, aber kein Herz haben; sie sprechen und schreiben ungemein tiefsinnig und geistvoll von den Geheimnissen des Glaubens; allein ihr Herz bleibt trocken und leer. Warum? Sie kommen vor lauter Grübeln und Studiren und Forschen nicht zum wahren herzinnigen Glauben. Dieß ist namentlich bei der heiligen Kommunion der Fall. Darum weg mit allen Zweifeln und unnützen Grübeleien. Du mußt blind sein, wenn du am Tische des Herrn erscheinen willst, d. h. du mußt nicht auf das achten, was du siehst, fühlst, riechst und betastest, sondern einzig und allein das glauben, was dir das Wort Gottes sagt. Dieses aber sagt dir, daß Jesus dein Heiland wahrhaftig im heiligen Sakramente zugegen ist. Dieß weißt du und hiemit weißt du genug. Sehr schön sagt in dieser Beziehung das Büchlein der Nachfolge Christi: „Hüte dich, mein Sohn, vor unnützer Neugierde, die nichts als forschen und wieder forschen will — in dem unergründlichen Abgrunde dieses Sakraments! Hüte dich davor, wenn du nicht von dem Wirbel des Zweifels willst ergriffen und in der grundlosen Tiefe verschlungen werden. Wer die Majestät erforschen will, den zerdrückt ihre Herrlichkeit. Die Allmacht Gottes kann doch gewiß mehr thun, als der Kopf eines Menschen ewig nicht begreifen mag. Selig die Einfalt des Herzens, welchem es gegeben ist, die rauhe Bahn der rastlosen Frag- und Streitsucht zu verlassen, und auf dem ebenen, festen Wege der Gebote Gottes muthig fortzulaufen. Viele haben alles Gefühl der Andacht in sich verloren, indem sie erforschen wollten, was über ihnen ist. Du sollst glauben und im Geiste des Glaubens leben, das ist deine Pflicht; hohe

Erkenntniß und tiefen Blick in die Geheimniſſe Gottes. — Das fordert Gott nicht von dir, außer er gibt dir den Schlüſſel der Erkenntniß ſelber in die Hand und zündet das Licht vor deinem Auge an. Wenn du nicht verſtehſt und begreifſt, was unter dir iſt, wie wirſt du begreifen, was über dir iſt? Unterwirf du dich deinem Gott und all dein Dünkel und all dein Meinen beuge ſich demüthig unter die Zucht des Glaubens und es wird dir ſo viel Licht der Erkenntniß gegeben werden, als dir nützlich und nöthig iſt."

O wie ſchön und wahr iſt das Alles geſprochen! Wie viele fromme und heilige Perſonen hat es daher gegeben und gibt es noch, die keine Schule ſtudirt haben, ja die oft gar nicht oder nur nothdürftig leſen und ſchreiben können, und ſie können ſo andächtig beten, ſie empfangen die heilige Kommunion mit ſolcher Salbung und Weihe, der Herr läßt ſich ſo mildthätig zu ihnen hernieder, er redet ſo vertraulich mit ihnen, er gießt ſo viele Seligkeit und Troſt in ihren Herzen aus, während der gelehrteſte Kopf und geübteſte Denker und ſcharfſinnigſte Redner leer ausgeht. Da trifft ein, was einſt der Heiland geſagt hat: „Ich preiſe dich, Vater des Himmels und der Erde, daß du dieſes vor Weiſen und Klugen verborgen, Kleinen aber geoffenbart haſt." (Matth. 11, 25.)

Damit iſt nun aber keineswegs geſagt, als ob alles Forſchen und Denken verboten wäre! Das ſei ferne! denn wer der freien Unterſuchung alles Gebiet nehmen will, räumt eben dadurch der Unwiſſenheit, dem Blödſinn und der Barbarei alles Feld ein. Wer aber mit ſeinem Maaßſtabe auch die unergründlichen Abgründe meſſen will, ſteht in Gefahr, das Gleichgewicht zu verlieren, und ſammt ſeinem Maaßſtabe in die offenen Schlünde zu ſtürzen. Alſo nur dem unberechtigten Zweifel, nur der frechen Anmaßung iſt Einhalt zu thun; dieſe iſt ferne zu halten, da heißt es blind ſein, und ſelig ſind da

die Blinden. Halte du alſo, wie bisher feſt am Glauben, der dem Zweifel keinen Raum gibt und das Herz in Einfalt zu Gott erhebt, gehe hin zum Sakrament in Demuth und in heiliger Ehrfurcht. Und was du nicht begreifen kannſt, das ſtelle kühn und furchtlos dem allmächtigen Gott anheim. Gott betrügt dich nicht, aber wer ſich ſelbſt zu viel glaubt und traut, der wird betrogen, betrogen von ſeinem eigenen Dünkel. Gott wandelt mit denen, die ein einfältiges, gerades Herz haben, offenbart ſich den Demüthigen, gibt Verſtand den Unmündigen, öffnet den Sinn reinen Seelen und verbirgt ſeine Gnade vor der Neugierde und dem Stolze der Menſchen. Die menſchliche Vernunft iſt eine menſchliche Vernunft, hat wenig Licht, iſt alſo wie alles Menſchliche dem Fehlgriffe unterworfen; aber der rechte Glaube an Gott und Gottes Wort irrt ewig nicht. Das iſt die Blindheit, mit der wir am Tiſche des Herrn erſcheinen ſollen; endlich aber ſollen wir auch noch als lahm uns einfinden. Die Lahmen haben keine geraden Glieder und ihr ganzer Körper iſt nicht ſelten gekrümmt. O wie viele ſolcher Lahmen und Krummen gibt es nicht an den Höfen der Könige! Wie kann man ſich da winden und drehen, krümmen und biegen und im Staube kriechen! Solch ein kriechendes, verächtliches Weſen verlangt aber der Herr nicht, wenn wir an ſeinem Tiſche erſcheinen; wir brauchen nichts Auffallendes und Manierirtes zur Schau zu tragen; nein, erſcheinen wir in Demuth und Ehrerbietung, dann ſind wir lahm, dann ſind wir würdige Gäſte an ſeinem Tiſche, nach den Worten des Propheten Iſaias: „Es kommen zu dir gebückt die Kinder derer, die dich demüthigten, es werfen ſich nieder zu den Tritten deiner Füße Alle, die dich läſterten.“ (Iſ. 60, 14.) Die heilige Geſchichte erzählt von Miphiboſeth, dem Sohne Jonathans, der von Kindheit an lahm war, weil ihn ſeine Wärterin hatte aus den Händen fallen laſſen, daß ihn König David vor ſich rufen ließ. Miphiboſeth kam, fiel aber ſogleich auf ſein Angeſicht nieder und machte ſeine Reverenz vor dem Könige.

David ſprach zu ihm: du wirſt von nun an für immer dein Brod an meinem Tiſche eſſen. Dieſer aber fiel nieder und ſprach: Wer bin ich, dein Knecht, daß du einen todten Hund angeſehen, wie ich bin? (2. Kön. 9.) Da ſeht einmal, dieſer Miphiboſeth iſt ein Sohn Jonathans, alſo ein Enkel Sauls und dennoch verdemüthigt er ſich alſo vor dem König, daß er ſich einen todten Hund nennt! Er fühlte nämlich daß er als Lahmer dem König David keinen Nutzen ſchaffen konnte, alſo ganz umſonſt an ſeinem Tiſche aß. Meine Lieben! geſteht einmal, ſtehen wir etwa unſerm Herrn Jeſu Chriſto in der heiligen Kommunion beſſer gegenüber, wie Miphiboſeth dem König David? Was können denn wir ihm geben oder nützen, wir, die wir Alles von ihm haben? Und doch zieht er uns zu ſeiner Tafel, zu jenem Tiſche, an dem zu eſſen nicht einmal die Engel an und für ſich würdig ſind. Haben wir da nicht Urſache, uns zu demüthigen? —

Nun denn, Geliebte, ſo erſcheinen wir bei der heiligen Kommunion, wie es ſein ſoll, arm und ſchwach, blind und lahm. Mögen Andere Güter und Ochſen kaufen und Weiber nehmen, laßt ſie gehen! laßt ſie gehen die Reichen, die nur nach Irdiſchem trachten, aber am Himmliſchen Eckel haben! Ihr Arme, kommt dafür ihr herbei! Laßt ſie gehen die ſtarken Geiſter in der Rüſtung ihres Stolzes und ihrer Sünden, und ihr, ihr Gebrechlichen, kommt dafür herzu! Laßt ſie wegbleiben die Scharfſichtigen, die mit Augen ſehen und mit Händen taſten wollen, um zu glauben; und kommt dafür ihr Blinde herbei! Laßt ſie wegbleiben die Stolzen und ſtarken Geiſter, und für ſie mögen die Demüthigen und Andächtigen Platz nehmen. Amen.

Predigt

auf

den dritten Sonntag nach Pfingsten.

Text: „Welches Weib, die zehn Drachmen hat, zündet nicht, wenn sie eine Drachme verliert, ein Licht an, und kehrt das Haus aus und sucht genau nach, bis sie dieselbe findet?“ Luk. 15, 8.

Geliebte Pfarrkinder!

Man könnte es diesem Weibe, von welchem im heutigen Evangelium die Rede ist, schier verübeln, daß sie wegen eines einzigen Groschen das ganze Haus auskehrt, und nicht zu suchen aufhört, bis sie ihn findet. Eine solche Genauigkeit, möchte Einer denken, geht ins Kleinliche und Eckelhafte, zumal da sie ohnehin noch neun andere Groschen hat, wenn auch der zehnte verloren sein sollte. Wenn der Hirt ein Schaf, das er verloren hat, wieder sucht, so ist das etwas anders; denn ein Schaf ist ein nützliches Thier und der Verlurst wäre ein bedeutender; aber wer wird sich um eine solche Kleinigkeit, wie um einen Groschen, so absonderlich kümmern? — So denken gar viele Menschen, wenn es sich um geringe Sünden

handelt. Nur keine Todsünde! rufen sie, und vor dieser nehmen sie sich auch in Acht; das Schaf wollen sie nicht verlieren; aber um die Kleinigkeit, um den Groschen, um die läßliche Sünde kümmern sie sich nicht sonderlich. Wenn sie auch eine Drachme, ein Weniges von der Gnade Gottes einbüßen, sie sind immerhin noch in der Gnade Gottes, und da kann es ihnen nicht fehlen, denken sie sich.

Allein das heutige Evangelium belehrt uns eines Andern, Geliebte. Es sagt uns, daß wir es genau zu nehmen haben, daß es nicht bloß ein Übel ist, ein Schaf, sondern auch einen Groschen zu verlieren. Und wenn man gleichwohl noch neun Groschen hätte, so dürfte man doch nicht den verlornen zehnten fahrläßig liegen lassen, sondern man muß das ganze Haus auskehren und sorgfältig suchen, bis man ihn findet. Der Herr findet an dem Weibe, das ihren verlornen Groschen sucht, eine sehr sorgfältige Person und empfiehlt sie uns als Muster, er findet es ganz natürlich, daß sie so eifrig nach ihrem Groschen sucht, welches Weib, sagt er, würde, wenn sie zehn Groschen hat, und einen davon verliert, nicht das ganze Haus aussuchen, bis sie ihn findet?

Der Herr empfiehlt uns also Genauigkeit. Auch das Kleine müssen wir achten; auch die läßlichen Sünden dürfen wir nicht zu gering anschlagen, wie wir es nur gar zu häufig thun; denn auch die läßliche Sünde ist ein großes Übel in den Augen Gottes, wenn sie gleich uns so unbedeutend vorkommt. Das ist es nun, was wir heute genauer betrachten wollen. Ich sage demnach: die läßliche Sünde ist so gering nicht anzuschlagen, als man meint; denn

sie entzieht viel Gutes, I. Theil;
sie verursacht viel Böses, II. Theil.

Ich beginne ꝛc.

Erster Theil.

Wenn der Wind auch nur mäßig geht, so verliert sich der klare Spiegel des Wassers und die Sonne kann ihr Antlitz

nicht ungetrübt in demselben abspiegeln. Es ist also kein Sturm nöthig, um diese ruhige Heiterkeit der Wasserfläche zu stören, nein ein gelinder Wind schon vermag dieß. So, Geliebte, ist es auch mit der läßlichen Sünde. Sie allein schon ist im Stande, jene Ruhe und Heiterkeit der Seele zu stören, die ein reines Gewissen verleiht, und dieß ist das erste Gut, was die läßliche Sünde entzieht. Nur ein Wölkchen, wenn am Himmel steht, so kann es das Licht der Sonne hemmen, und nur ein Stäubchen, wenn uns ins Auge fliegt, so verletzt es das Auge und treibt sogar Wasser heraus. Nun aber nennt Gott der Herr selber seine getreuen Diener seinen Augapfel, indem er beim Propheten Zacharias sagt: „Wer euch anrührt, rührt an meinen Augapfel" (Zach. 2, 8.); folglich verlangt er von seinen getreuen Dienern, daß sie auch die kleinste Sünde hassen und meiden; denn ein Augapfel wird ja durch das anscheinend Unbedeutendste verletzt. Es ist also die kleinste Sünde eine Beleidigung Gottes, und der wird gewiß nicht für den besten Freund gelten, der seinem Freunde zwar keine tödtliche Wunde beibringt, aber unbekümmert ihn durch tausend kleine Wunden verletzt. Wenn ein Kind seine Eltern auch nicht schwer beleidigt, wenn ein Dienstbote gegen seine Hausleute auch keine grobe Nachläßigkeit sich zu Schulden kommen läßt, es ist dennoch eine Beleidigung, wenn sie in geringen Dingen es leicht nehmen und nicht gehorsam und treu sind. Sie büßen in der Gunst ein bei den Eltern und Hausleuten und ebenso büßen Christen, die leichtsinniger Weise läßliche Sünden begehen, auch immer mehr bei Gott ein. Das hat auch die heilige Katharina von Siena erfahren, die wegen einer einzigen freiwilligen Zerstreuung im Gebete und eines unbesonnenen Blickes wegen eine solche Zurechtweisung vom Herrn erhielt, daß sie lieber vor der ganzen Welt hätte zu Schanden werden, als diesen Tadel zum zweitenmale übertragen mögen, wie sie selber sagt. Die Sache ist auch klar. Wenn ein Bräutigam bemerkt, daß seine Braut auch nur einen einzigen schmeichelhaften Blick einem andern Jünglinge zuwirft,

ſo wird ihm dieß ſehr mißfallen; um ſo mißfälliger muß eine ſolche Gleichgiltigkeit Jeſum, den Bräutigam der Seele, verletzen, da er ja dieſe mit ſeinem eigenen Blute ſich erkauft hat. Kein Wunder, wenn da der Herr ſeine Gnade zurückzieht! Daher auch die Traurigkeit im Gebete, die innere Leere und Öde, die Troſtloſigkeit in der Trübſal, die geringe Andacht bei der heiligen Kommunion, die ſchlechte Reue und Zerknirſchung über die Sünden; das ganze Herz ſcheint oft ſteinhart geworden zu ſein, keine Thräne will kommen, kein Reuegefühl will ſich regen; das ſind lauter Folgen der läßlichen Sünde. Sie bringt uns um dieſe Gnaden, der Herr kann nicht mehr ſo günſtig auf uns herniederſchauen, die Sonne verliert ihre erwärmende Kraft auch durch die kleinſte Wolke in etwas.

Dazu kommt dann noch, daß ſelbſt die guten Werke durch die läßlichen Sünden an Verdienſt und Wohlgefälligkeit vor Gott verlieren, weil ſie mit einer gewiſſen Unſauberkeit vor Gott erſcheinen. Wenn eine Fliege in die Suppe hineinfällt, ſo können Manche einen ſolchen Grauſen darob faſſen, daß ſie keinen Löffel von dieſer Suppe anrühren können, ſie müßten ſich ſonſt erbrechen. So Geliebte, hat auch Gott kein rechtes Wohlgefallen an ſolchen ſonſt guten Werken, die mit läßlichen Sünden bemackelt ſind. Wenn uns Waſſer oder Wein angeboten wird in einem Glaſe, das nicht reinlich ausgewaſchen iſt, ſo ſchmeckt uns dieſes Getränk nicht, wenn es an ſich noch ſo gut iſt, weil wir immer das unreine Gefäß vor Augen haben, und ſo, Geliebte, kann auch Gott an den beſten Handlungen, die mit unreinem Herzen verrichtet, alſo in unreinem Gefäße ihm dargereicht werden, kein ſonderliches Wohlgefallen haben. Darum werden die läßlichen Sünden in der heiligen Schrift mit todten Fliegen verglichen, die auch die koſtbarſte Salbe verderben. „Todte Fliegen verderben die Annehmlichkeit der Salbe,“ ſagt Salomon (Pred. 10, 1.), und der heilige Bernhard macht hiezu die Bemerkung: „Um eine todte Fliege iſt es ein ſchlechtes Ding, aber das Öl kann ſie deß-

ungeachtet verderben und um ſeinen lieblichen Geſchmack bringen.“ So iſt es auch ein Geringes um ein unnützes Wort; denn leicht fliegt es dahin, aber deßungeachtet ſchadet es. Wie die Fliegen, wo ſie ſich hinſetzen, Alles beſudeln, ſo beſudeln die läßlichen Sünden auch alle guten Handlungen. Es iſt etwas wahrhaftig recht Garſtiges, wenn man einen Spiegel anſchaut, den die Fliegen recht beſudelt haben, Jedermann eckelt davor; wie muß nun Gott unſere guten Werke anſehen, wenn ſie mit dieſer garſtigen Zugabe vor ihm erſcheinen! Sie müſſen in ſeinen Augen an Werth verlieren, es kann nicht anders ſein. Wer leichtſinnig läßliche Sünden begeht und ſie gering achtet, der kann, und wenn er auch ſonſt die an ſich herrlichſten Werke der Gottes- und Nächſtenliebe verrichtet, dennoch Nichts thun, was Gott ganz und gar wohlgefällig wäre. Es iſt gerade, als wenn Einem beim Schreiben ein Haar in die Feder kommt. Man kann keinen ordentlichen Buchſtaben mehr machen, oder man macht lauter Dintengeklecſe, das abſcheulich ausſieht. So ein Haar iſt gewiß eine Kleinigkeit und doch kann Einer nimmer ſchön ſchreiben, ſo lange es in der Feder iſt. So hält man auch die läßliche Sünde für eine Kleinigkeit, Geliebte, aber dennoch entzieht ſie uns viel Gutes. So klein ſie iſt, ſo beleidigt ſie dennoch Gott; denn, ſagt der heilige Hieronymus, man muß nicht darauf ſehen, was man begangen, ſondern wen man beleidigt hat. Sie ſtört den Frieden unſers Gewiſſens, die Heiterkeit der Seele, ſie vermindert die Gnade Gottes in uns und vermindert das Verdienſt unſerer guten Werke, das ſind die Güter, die ſie uns entzieht. Thäte ſie ſonſt gar Nichts, ſchon deßwegen ſollten wir ſie nicht gering ſchätzen, ſondern meiden und fliehen. Allein ſie entzieht nicht bloß Gutes, ſie fügt uns auch ſehr viel Böſes, ſehr großen Schaden zu; hievon aber im

zweiten Theile.

Mein Gott, was wird eine kleine Sünde wohl für einen Schaden anrichten können? So fragen wir oft in thörichter Weiſe, um uns ſelbſt zu betrügen und lachend begehen wir dann eine Menge ſolch kleiner Sünden und trinken ſie wie Waſſer hinein. Wiſſet ihr, was ſie für einen Schaden anrichten können? Schauet einen Feuerfunken an, ſollte man meinen, daß dieſer ganze Städte und Wälder einäſchern könne? Niemand kann daran zweifeln. Sieh ein Feuerfunke ſetzt den größten Wald in Flammen, ſagt die heilige Schrift und die Erfahrung liefert unzählige Beiſpiele zur Erhärtung dieſer Wahrheit. Schau einmal jenen Stein dort an unter der Dachtraufe, was hat denn dieſen ſo ausgehöhlt? Iſt etwa ein Steinmetz darüber gekommen und hat ihm das Loch geſchlagen? Iſt etwa der Blitz durchgefahren mit ungeheurer Kraft? O nein, ein Tropfen fällt dort immer von der Dachrinne herab und dieſer Tropfen hat ihn nach und nach ausgehöhlt. Oder ſchau einmal jenen Baum dort an, der am Ufer ſteht? Warum iſt er denn ſo unterhöhlt? Iſt es ja doch ein ganz kleines ſtilles Wäſſerlein, das an ihm vorüberfließt? Allerdings; allein das ſtille Wäſſerlein frißt ſchön ſtill hinein und hinein und ſo wird der Baum unterfreſſen. Oder ſchau einmal Einer dieſe Herbſtſaat an, da iſt ja Alles abgefreſſen. Schau Einer dieſen Hopfen an, der iſt ja ganz und gar zerſchunden. Sind etwa Kühe und Ochſen darüber gekommen? O nein, es ſind nur Kleinigkeiten, Schnecken und Pflanzenläuſe ſind es geweſen, die haben die Gewächſe und Saaten ſo zugerichtet. Und ums Himmels willen, wie ſchauen denn dieſe Felder aus, geſtern ſtand noch Alles ſo ſchön und hoffnungsvoll da und heute iſt keine Wurzel und Faſer mehr übrig. Was hat denn da ſo gehaust? Iſt etwa ein fürchterlicher Hagelſchlag ſchuld an dieſen Verheerungen? O nein, miſerable Heuſchrecken waren es, die ſonſt kein Menſch achtet, die haben in Zeit von wenigen Stunden die ganze

Fläche von Grund aus verwüſtet. Sieh da, das ſind lauter Kleinigkeiten, aber welch ungeheure Dinge werden durch dieſe Kleinigkeiten bewirkt?

Sieh, mein Chriſt, gerade ſo iſt es mit der läßlichen Sünde. Sie ſchaut ſo unbedeutend, ſo unſchuldig her, und dennoch iſt auch ſie ein Ungeheuer und zwar nach der Todſünde das größte, das es gibt, und ſchadet der Seele mehr als alle Krankheiten zuſammengenommen dem Leibe ſchaden. Komm, wir wollen einmal herumgehen und dieſe läßliche Sünde ein wenig näher kennen lernen. Siehſt du dort jenen Mann, der ſein Bett mit ſeinen Thränen wäſcht und Aſche unter ſeine Speiſe miſcht? Er hat zwei ſchreckliche Sünden begangen, einen Ehebruch und Todtſchlag. Frag ihn einmal dieſen Mann, wie er denn auf einmal ſo tief fallen konnte, und er wird dir ſagen: Nicht auf einmal ſtürzte er ſo tief, ſondern nach und nach. Die Sache fing ganz klein an, es war nur ein vorwitziger Blick ſeiner Augen, den er ſich erlaubte bei einem Spaziergange, eine anſcheinend unbedeutende Sache und ſiehe da, die kleine Sünde führte den Mann nach dem Herzen Gottes in einen ſchrecklichen Abgrund. Schau den Judas an, meinſt du der iſt auf einmal zum Verräther an ſeinem Herrn und Heiland geworden? O mit nichten, es gingen kleine Sünden, kleine Diebſtähle voraus, bis der Geiz immer ſtärker wurde, und die Geldgier ihn zuletzt zu dem ſchrecklichſten Schritte verleitete. Und wenn du willſt, mein Lieber, gehen wir ein wenig in unſern Zuchthäuſern herum, fragen wir diejenigen, die das Blutgerüſt beſtiegen haben, die als Diebe und Räuber und Mörder endeten, fragen wir ſie, ob ſie auf einmal das geworden ſind, was ſie jetzt ſind, und faſt Alle werden dir ſagen: Nein, wir ſind erſt allmählig, wir ſind erſt nach und nach zu Verbrechern geworden. Alles fängt klein an, die Ströme und Flüſſe haben einen fingerſtarken Urſprung, erſt nach und nach wachſen ſie. So hat auch der Strom der Schlechtigkeit und Verworfenheit ſeinen winzigen Anfang; anfangs ſtiehlt man wenig; in der Schule fängt

man an, Kleinigkeiten zu entwenden, den Eltern zu Hauſe ſtiehlt man einen Kreuzer, dort in des Nachbars Haus einen Groſchen und ſo wächst es fort und fort, bis aus dem kleinen Dieb endlich ein großer geworden iſt. Kaiſer Domitian hatte ſeine Freude, Fliegen zu ſpießen, ſpäter marterte er Menſchen; Kinder haben oft ihre Freude, boshafter Weiſe das Vieh zu martern und zu quälen und ſpäter werden ſie Raufbolde und Mörder und Mordbrenner, die mit der größten Kaltblütigkeit ſengen und brennen und morden. Sieh da die liebe läßliche Sünde, die du ſo gering achteſt, wohin ſie führt! O es iſt wahr und ewig wahr, was die heilige Schrift ſagt: „Wer das Wenige nicht achtet, geht nach und nach zu Grunde“ (Sir. 19, 1.), und: „Wer im Kleinen ungerecht iſt, der iſt es auch im Größern.“ (Luk. 16, 10.) Wahr iſt es, alle läßlichen Sünden mit einander machen noch keine Todſünde aus; aber ebenſo wahr iſt es, daß ſie zu Todſünden führen. Darum ſagt der heilige Auguſtin: „Verachtet nicht die läßlichen Sünden, weil ſie ſehr klein ſind, ſondern fürchtet ſie, weil es mehrere ſind. Denn meiſtens tödten viele ſehr kleine Thiere. Sind nicht die Sandkörnchen ſehr klein? Wenn aber mehr Sand in ein Schiff gebracht wird, ſo drückt er dasſelbe hinunter, daß es zu Grunde geht. Wie klein ſind die Regentropfen? Füllen ſie aber nicht Flüſſe an und ſtürzen Häuſer um? Zu fürchten iſt alſo der Sturz der Menge, wenn auch nicht der Größe.“ *)

Der kennt alſo die läßliche Sünde ſchlecht, der da meint, ſie füge keinen Schaden zu. O der Teufel macht es ſchlau. Er billigt es, daß man die Todſünde meide, gegen die läßliche Sünde aber ſucht er Gleichgiltigkeit zu erzeugen, wohl wiſſend, daß er dadurch am leichteſten zum Ziele kommt.

Damit ihr aber den Schaden, den die läßliche Sünde

*) S. Augustin libr. de decem chordis.

zufügt, noch beſſer kennen lernet, will ich euch auch noch zeigen, wie Gott die läßliche Sünde ſtraft. Ihr wiſſet die Geſchichte von Loth's Weib. Die heilige Schrift ſagt, daß ſie in eine Salzſäule verwandelt wurde. Was hat ſie denn angefangen, daß ſie ſo auffallend geſtraft wurde? Ach, etwas ganz Unbedeutendes. Neugierig, wie die Weiber ſind, hat ſie umgeſchaut, obwohl ihr es Gott verboten hatte. Das war gewiß nur eine geringe Sünde und doch dieſe ſchreckliche Strafe! Dieß geſchah, ſagt der heilige Chryſoſtomus, um zu zeigen, daß man nicht auf die Beſchaffenheit des Befehles, ſondern lediglich auf den, welcher den Befehl erläßt, zu ſehen habe. Weiter! wiſſet ihr auch, warum Moſes Angeſichts des gelobten Landes nicht in dasſelbe hinein durfte? Was hatte denn dieſer Mann, der mit Gott von Angeſicht zu Angeſicht ſprach, für eine ſchwere Miſſethat begangen? Ach, er hatte einen Augenblick gezweifelt, ob Waſſer aus dem Felſen hervorkommen würde, und wegen dieſer Kleinigkeit erzürnte der Herr dermaßen, daß er ſprach: „Weil ihr mir nicht geglaubt, um mich zu heiligen vor den Söhnen Israels, ſollt ihr dieß Volk nicht in das Land führen, das ich ihnen geben will.“ Und was geſchah den Buben, die dem Propheten Eliſäus zuriefen: Kahlkopf, komm herauf? Für dieſe Kinderſünde, die faſt Jeder von uns an den alten Leuten begeht, wurden ſie auf Gottes Zulaſſung von zwei Bären zerriſſen. Dem König David fiel einſt ein, das Volk zu zählen, und für dieſen ſtolzen Gedanken mußten 70,000 Mann an der Peſt ſterben. Ananias und Sapphira, die ſonſt eine recht gute Geſinnung gehabt haben müſſen, ließen ſich es beikommen, den Apoſtel anzulügen und ſie wurden dafür mit dem gähen Tode beſtraft. Und nun ſage noch Einer, die läßliche Sünde ſei eine Kleinigkeit, ſie ſchade nicht viel. Von der Strafe des Fegfeuers, das der läßlichen Sünder harrt, will ich gar nicht einmal reden.

Nun werdet ihr euch denken: Wenn das ſo iſt, wenn es Gott ſo ſtreng nimmt, dann iſt es aus, dann kommt kein

Menſch in den Himmel! Ja, wahr iſt es, Geliebte, Gott nimmt es ſo ſtreng, die angeführten Beiſpiele zeigen es, und der Mund der ewigen Wahrheit ſelber hat es geſagt: „Die Menſchen werden am Tage des Gerichtes von jedem unnützen Worte Rechenſchaft geben müſſen.“ Er ſelber hat's geſagt, daß Unreines in den Himmel nicht eingehen kann.

Aber das darf uns den Muth nicht nehmen, ſondern es muß uns warnen, ſchrecken, daß wir die läßliche Sünde nicht ſo gering achten, wie wir es ſo gerne thun und bisher gethan haben. Ja, Geliebte, unverzeihlich leichtſinnig ſind wir nur zu oft in dieſem Punkte. Wie Vieles thun wir nicht, wovon wir ganz beſtimmt wiſſen, daß es eine läßliche Sünde iſt und tröſten uns dann mit dem Gedanken: Eine Todſünde iſt es doch nicht! O wie viele Millionen ſolcher Sünden werden wir ſchon auf uns haben! So knechtiſch handeln wir gegen Gott, unſern beſten Vater, während wir doch ſelber für unſere Perſon ſo ungemein heiklich ſind. Wir können nicht das mindeſte Ungeziefer leiden, der Staub an Kleidern und Schuhen iſt uns läſtig, erſt wenn wir gar in einem Zimmer ſein müßten, das voll Fliegen wäre, die Einen unaufhörlich plagen! Aber ſieh da, was wir ſelber an uns nicht leiden wollen, das thun wir mit vollem Bewußtſein Gott an. Wir beleidigen ihn unaufhörlich mit dem Ungeziefer und dem Staube unſerer läßlichen Sünden. Erſt wenn dann noch die Sünden dazukommen, die wir nicht ſehen und merken, jene Handlungen, die wir für gar keine Sünden halten! Wir meinen gar oft, in dem Zimmer, wo wir eben ſind, iſt Alles ganz reinlich; aber auf einmal ſcheint die Sonne hinein und ſieh, da entdecken wir eine gewaltige Staubſäule aus Millionen Stäubchen beſtehend, die wir gar nicht geſehen haben. So wird's auch mit unſern läßlichen Sünden ſein. Millionen begehen wir und denken nicht daran und merken nicht, daß es Sünden ſind. O Geliebte! da haben wir wohl alle Urſache, aus tiefſtem Herzensgrunde aufzuſeufzen und zu ſchreien: „Herr,

wenn du auf alle die Ungerechtigkeiten Acht haſt, wer wird dann noch beſtehen können?“ Das muß uns aber Alles zu größerem Ernſte, zu größerer Behutſamkeit führen und uns von unſerm ungeheuern bisherigen Leichtſinne abbringen, in welchem wir glaubten, um die läßliche Sünde ſei es eine geringfügige, unbedeutende Sache! O nein, eine ſehr wichtige Sache iſt es um dieſe Sünde! Sie entzieht uns viel Gutes und fügt uns dafür um ſo größern Schaden zu! So fliehen wir ſie denn, ſeien wir in Zukunft behutſamer und begehen wir wenigſtens vorſätzlich keine läßliche Sünde. Amen.

Predigt

auf

den vierten Sonntag nach Pfingsten.

Text: „Und er ſetzte ſich und lehrte das Volk aus dem Schiffe.“ Luk. 5, 3.

Geliebte Pfarrkinder!

Es war eine ganz eigene Kanzel, von der heute der Herr das Wort Gottes verkündigte, nämlich ein ſchwankendes, ſchlechtes Schifflein. Auch für die Zuhörer war es nicht gar angenehm, dieſer Predigt des Herrn beizuwohnen; denn einmal war es ſchon Abend, als er die Predigt hielt, ſodann unter freiem Himmel, wo die Leute entweder dem Sonnenſtiche oder einem andern ungünſtigen Einfluß der Witterung ausgeſetzt waren. Zudem drängte das Volk und wäre gar nicht unmöglich geweſen, daß Einige in das Meer wären hineingedrängt worden. Auch war der Ort, an dem dießmal gepredigt wurde, kein heiliger, ſondern ein gewöhnlicher Ort; — lauter Umſtände, die die Volksmenge ſehr leicht überdrüſſig machen und ſie zum Nachhauſegehen hätte bewegen können. Und doch ging Niemand davon. Keiner murrte, Keiner hatte

eine Klage oder Einwendung zu machen, ſondern Alles harrte begierig auf die Predigt, ſo wenig ſich auch die Zuhörer in ihrer Stellung am Waſſer und unter freiem Himmel behaglich fühlen mochten. Da kann man einmal von einem Eifer der Zuhörer reden! Solche Bereitwilligkeit, ſolches Verlangen, Gottes Wort zu hören, muß man loben! Dieſer Eifer beſchämt aber auch nicht wenig die Lauheit und Faulheit ſo vieler unſerer Chriſten, die in keine Predigt gehen, obwohl ſie nicht unter freiem Himmel der Witterung ausgeſetzt ſtehen, ſondern im Hauſe Gottes, wo Alles ſie zur Aufmerkſamkeit und Sammlung, zur Andacht und Erbauung ſtimmt, dieſelbe anhören könnten. Viele hätten da ihren bequemen Platz, ja ihren eigenen Stuhl, Niemand preßt ſie, Niemand drängt ſie, ſie könnten ſich gegen Hitze und Kälte ſchützen, aber deßungeachtet gehen ſie nicht hin. Ja, auf Bällen und bei Tanzmuſiken iſt ihnen die Hitze und das Gedränge nicht zu groß, wenn ſie gleich triefen von Schweiß, auf Jagden iſt ihnen das Stehen nicht zu beſchwerlich, da bekommen ſie den Schnupfen und den Huſten nicht, da friert es ſie nicht, nur in der Kirche iſt es nicht auszuhalten vor lauter Gedränge, vor lauter Hitze und Kälte. In dieſem Stücke muß ich mir doch das Landvolk noch loben! Es mag ein Gedränge ſein zum Erdrücken, es mag noch ſo kalt oder noch ſo ſchwül ſein in den Kirchen, ſchwül zum Übelwerden und Umfallen, es läßt ſich dadurch nicht irre machen. Es hört gerne Gottes Wort. Es gleicht in ſeinem lobenswerthen Eifer dem Volke im heutigen Evangelium.

Allein auch unter den Landbewohnern gibt es bereits Solche, die ſich der Predigt öfter oder gar häufig entziehen, und zwar unter allerlei Vorwänden und allerhand Ausreden. Wollen wir dieſe Ausreden heute ein wenig muſtern! Sie reden ſich aus:

auf die Predigt, I. Theil;
auf den Prediger, II. Theil;
auf ihre eigene Perſon, III. Theil;

und aus dieſen drei Gründen, ſagen ſie, gehen ſie nicht gern in eine Predigt. Wir wollen ſehen, ob dieſe Gründe ſtichhaltig ſind.

Ich beginne ꝛc.

Erſter Theil.

Man hört unter dem Landvolke die Klage nicht, daß eine Predigt zu wenig blumenreich und hoch wäre. Der Geſchmack des Landvolks iſt Gottlob noch nicht verdorben; es ſchaut nicht auf ſchöne Worte, ſondern es will eine körnige, kräftige und eindringliche Predigt, die ſeiner Faſſungskraft angemeſſen iſt. Wenn alſo die Predigt populär, faßlich und verſtändlich iſt, ſo iſt es zufrieden. Dagegen hat das Landvolk eine andere Klage, nämlich die: die Predigt iſt oft zu lange. Nun weiß ich allerdings, Geliebte, daß ſich in dieſer Beziehung der Prediger zu hüten hat. Die Predigt ſoll wirklich nicht zu lange werden; namentlich iſt das in der Frühlehre der Fall, weil da die Beſucher der Frühmeſſe rechtzeitig nach Hauſe kommen müſſen, damit, die noch zu Hauſe ſind, in den pfarrlichen Gottesdienſt recht kommen. Aber auch im pfarrlichen Gottesdienſte ſoll die Predigt nicht zu lange dauern. In einer halben Stunde oder höchſtens in drei Viertelſtunden an gewöhnlichen Sonntagen kann man genug predigen. Dieſe Zeit wird auch bei uns eingehalten und es wird ſich Niemand beklagen können, daß der Gottesdienſt zu lange dauere. Indeß, Geliebte, gibt es außerordentliche Fälle, wo man die Zeit ſo genau nicht einhalten kann; da dauert dann die Predigt länger, obwohl dieß ſelten iſt. Hat ja unſer Herr und Heiland, der erſte chriſtliche Prediger, ſelber zweimal ſehr lange gepredigt. Die Bergpredigt bei Matthäus nimmt drei Kapitel ein und ſeine Abſchiedspredigt am letzten Abendmahle zieht ſich durch fünf Kapitel bei Johannes hindurch. Das dreizehnte, vierzehnte, fünfzehnte, ſechzehnte und ſiebenzehnte Kapitel im Evangelium Johannis iſt lauter Abſchiedspredigt. Gewiß war es nicht ohne Grund, daß der Herr zweimal ſo lange Predigten hielt.

Und was leſen wir erſt vom heiligen Paulus? In der Apoſtelgeſchichte wird erzählt, daß Paulus einmal bis Mitternacht gepredigt habe. Ein junger Menſch wurde da vom Schlafe überfallen, ſchlief ein, fiel drei Stockwerk herab, daß er ſteintodt dalag. (In unſern Tagen geht es anders. Da ſind die jungen Leute munter und wach um Mitternacht bei Tanz und Beluſtigung, aber um neun Uhr in der Frühe, während der Predigt, ſchlafen ſie.) Wahrſcheinlich haben da Einige gegen Paulus gemurrt und geſagt, er hätte nicht ſo lange predigen ſollen, dann wäre das Unglück nicht paſſirt. Allein was that Paulus? Er ging hinab und erweckte den todten Jüngling wieder zum Leben, zum großen Troſte aller Anweſenden, die noch mehr im Glauben geſtärkt wurden. So hatte alſo ſelbſt in dieſem Falle das lange Predigen keinen Schaden. Manchmal treibt den Prediger der Geiſt Gottes, daß er länger predigt als ſonſt, und daß er etwas ganz Unerwartetes mit heiliger Begeiſterung und mit großem Erfolge beſpricht. Übrigens ſind es ohnehin nur Wenige, denen die Predigt zu lange dauert. Gewöhnlich dauert ſie nur Solchen zu lange, denen es im Wirthshauſe, bei Spiel und Tanz nie zu lange dauert. Einige klagen auch darüber, daß man in den Predigten immer das Nämliche höre. Dieſen iſt kurz zu ſagen, daß man das nie oft genug ſagen kann, was man nicht genug lernen kann. Bald wird volle 2000 Jahre das Chriſtenthum an allen Ecken gepredigt, man kann nicht ſagen, daß es zu oft oder unnöthig geweſen ſei. Übrigens ſucht man ja auch dem Landvolke das alte Gotteswort immer wieder in neuer Weiſe zu predigen, ihm die alte, nahrhafte Speiſe wieder in einer neuen Schüſſel aufzutragen, damit dadurch der Appetit ſtärker und die Speiſe ſchmackhafter wird. Der Verſtändige ſieht wohl ſelber, daß er nie auslernen kann, wenn er auch tauſend Predigten alle Jahre hört; allemal lernt und hört er wieder etwas Neues. Es ſind nur wieder diejenigen, die überhaupt nicht gern in eine Predigt gehen, die ſich eine Ausrede ſuchen und ſagen: Man hört immer dasſelbe. Die einfältigen Menſchen! Alle

Tage eſſen ſie das nämliche Brod, oft fünfmal den Tag und dennoch ſchmeckt es ihnen; gerade das Himmelbrod ſchmeckt ihnen nicht. Wir wollen es gleich ſehen, warum. Gewöhnlich darum, weil es ihnen der Prediger zu ſtark ſäuert und ſalzt, und das wollen ſie nicht haben. Sie ſchieben daher die Schuld auf den Prediger und ſeinetwegen, ſagen ſie, gehen ſie in keine Predigt. Was aber hinter dieſer Ausrede ſei, das höret im

zweiten Theile.

Der Prediger iſt mir zu ſcharf, ſagt hie und da Jemand, und deßwegen gehe ich nicht hinein. Nun verſteht es ſich wohl von ſelbſt, daß es der Prediger ſich nicht zur Gewohnheit machen ſoll, alle Sonn- und Feſttage auf der Kanzel zu donnern und zu ſchimpfen und die Leute herunterzukanzeln. Wahrlich, das wäre das rechte Salz nicht; aber es gibt Solche, die gar nie die Wahrheit hören, ſondern mit lauter zuckerſüßen Reden geſalbt ſein wollen. Der Prediger ſoll nie ein Gebrechen erwähnen und ſtrafen, das er in ſeiner Umgebung wahrnimmt. Solche Prediger wünſchte ſich ſchon der gottloſe König Achab, darum haßte er den Propheten Michäas, der ihm die Wahrheit ſagte, weil er ihm nichts Gutes, ſondern Schlimmes prophezeite. Dafür ließ er ſich 400 falſche Propheten, Oberſthofprediger, kommen, die redeten, wie er es gern hörte. Die ſagten ihm, er ſolle in den Krieg ziehen, und er werde als Sieger nach Hauſe kehren; und er zog hin und ward erſchlagen. Hätte er den wahren Propheten Michäas gehört, ſo wäre er am Leben geblieben. Wehe der Stadt, wehe der Gemeinde, deren Prediger kein zweiſchneidiges Schwert hat! Sie wird bald zu Grunde gehen vor den Angriffen des böſen Feindes. Die Philiſter, dieſe Erbfeinde des iſraelitiſchen Volkes, hatten in ganz Iſrael keinen Schmid aufkommen laſſen, damit ſie keine Waffen bekommen und ſie leicht über die Wehrloſen herfallen konnten. So ſucht auch der Teufel die Leute zu täuſchen, daß ſie nach ſüßelnden Predigern

verlangen und er ſo leichtes Spiel mit ihnen hat. Diejenigen ſind alſo blind, die den Prediger tadeln unter dem Vorwande, daß er zu ſcharf iſt. O dieſe Schärfe thut gar oft Noth! Wenn die Axt keine gute Schneide hat, ſo kann man keinen Baum damit umhauen, und wenn eine Predigt nicht ſchneidet durch ihre Schärfe, ſo dringt ſie nicht durch die ſteinharten Herzen. Oder wie ſollen denn die ſich gegen den Feind wehren können, denen man keine Waffen gibt, und die man auf ihre Gefahr nicht aufmerkſam macht?

Wieder Andere ſagen: der Prediger thut ſelber nicht, was er predigt; wir ſehen vielmehr das Gegentheil und darum gehen wir nicht hinein. — Allein auch dieſe Ausrede iſt nicht ſtichhaltig und mit ihr können ſie ſich vor Gott einſt nicht verantworten. Geſetzter Weiſe, es wäre ſo, ſo müſſen ſie dennoch in die Predigt dieſes Geiſtlichen gehen. Ausdrücklich befiehlt dieß Chriſtus, wenn er ſagt: Haltet euch an ihre Worte, aber nicht an ihre Werke. Hat ja ſelbſt der Schatten des heiligen Petrus die Kranken geſund gemacht. Dieſer Schatten Petri ſind jene Prieſter, die zwar die prieſterliche Würde, aber nicht die Tugenden des Prieſters haben. Ja, auch durch den Mund eines Prieſters, der einen unprieſterlichen Lebenswandel führt, kann die göttliche Gnade den Menſchen zufließen. Wenn ihr in die Gärten der großen Herrn hineingeht, ſo findet ihr allerhand Figuren darin, aus Stein gehauen. Da iſt ein Hirſch, aus deſſen Mund das reinſte Waſſer hervorfließt, dort ſind ein paar Löwen, die Waſſer ausſpeien, aber auch Schlangen und Nattern und Drachen und giftiges Gewürm iſt in Stein gehauen, das gleichfalls Waſſer von ſich gibt. Iſt nun etwa dieſes Waſſer, das aus dem Munde dieſer Beſtien fließt, ſchlechter als aus dem Munde des Hirſchen? Iſt es etwa giftig geworden? Nein, es iſt das nämliche geſunde, helle, reine Waſſer. Und findet man denn nicht gar oft mitten unter Dornen und Geſtrüpp Weinreben und koſtbare Trauben, die daran hängen? Nimmt man etwa Anſtand, dieſe zu pflücken, weil ſie unter

Dornen hängen? Da heißt's halt: die Trauben nimm ab und vor den Dornen nimm dich in Acht! d. h. wenn du aus dem Munde eines gottloſen Prieſters eine gute Lehre hörſt, ſo nimm ſie an, du ſiehſt da eine Traube unter den Dornen hängen, aber vor den Dornen nimm dich in Acht, d. h. an ſein Leben darfſt du dich nicht halten. Daher ſagt der heilige Auguſtin: „Die Rebe hängt am Zaun und wächst am Zaun und wächst unter Dornen auf; und die Dornen tragen Frucht, aber nicht die ihrige. So war alſo der Stuhl Moſis der Weinſtock, die Sitten der Phariſäer die Dornen, von Schlechten kam gute Lehre, die Rebe hing am Zaun."

Es iſt alſo auch das keine ſtichhaltige Ausrede, wenn man den Prediger vorſchützt und ſagt, daß er ſelber kein rechtes Leben führe. Man muß ihn deßungeachtet hören, wie die Juden ihre Phariſäer und Schriftgelehrten hören mußten und ſich an ihre Worte, aber nicht an ihre Werke zu halten hatten. Der Prieſter verkündet ja auf der Kanzel nicht ſein Wort, ſondern Gottes Wort, folglich iſt es wenigſtens in dieſer Beziehung gleichgiltig, ob ein guter oder ſchlechter Prieſter es verkündet; das Waſſer fließt ja durch ſilberne und bleierne Röhren gleich rein und das reine Licht der Sonne wird nicht verunſtaltet, ob es auf einen Düngerhaufen oder in den Pallaſt eines Fürſten leuchtet. Freilich in anderer Beziehung kann ein ſchlechter Prieſter viel ſchaden. Sein böſes Beiſpiel wird Vielen zum Ärgerniſſe und Falle gereichen; Viele werden ſich um ſein Leben, aber nicht um ſeine Worte kümmern; denn Beiſpiele reißen mit fort. — Aber wehe dem Menſchen, durch den Ärgerniß kommt! Für das Volk aber iſt der ſchlechte Prieſter keine Ausrede; ausdrücklich hat der Herr geſagt: Haltet euch an ihre Worte, aber nicht an ihre Werke!

Eben ſo wenig giltig iſt auch die dritte Ausrede, deren ſich Solche bedienen, die in keine Predigt gehen mögen; hievon aber im

dritten Theile.

Unter den Stadtleuten iſt es eine gewöhnliche Ausrede, daß ſie ſagen: „Ich bin ſelber geſcheid genug, um mir eine Predigt zu machen; ich brauche den Geiſtlichen nicht.“ Unter dem Landvolke hört man eine ſolche Rede im Allgemeinen nicht; allein hie und da taucht ſie doch auf; namentlich gibt es auch auf dem Lande recht dummſtolze Menſchen, die da meinen, wie ungemein geſcheid ſie wohl ſind, und was ſie Alles wiſſen, weil ſie ein paar Jahre in einer Stadt zugebracht haben. Da haben ſie es denn von den Stadtleuten geſehen, daß ſie in keine Predigt gehen und ſagen, ſie ſeien ſelber geſcheid genug, haben dann von der Weisheit dieſer Menſchen auch einige Brocken gierig verſchlungen, und jetzt kommen ſie dann nach Hauſe auf's Land zurück und da kramen ſie denn aus und geben ſich eine wichtige Miene und ein gewaltiges Anſehen, und wenn es Sonntags Zeit zur Predigt iſt, gehen ſie nicht hinein, und auf die Frage: warum ſie nicht hineingehen, zucken ſie die Achſeln und ſagen mit vornehm dummer Miene: darüber ſeien ſie Gott Lob hinaus, was der da drinnen ſage, das wiſſen ſie längſt. Und Andere, die gerade zu einem Solchen hintaugen, die ſchließen ſich an ihn an und machen es ihm nach und glauben, welche Heldenthaten ſie jetzt ausüben, wenn ſie in keine Predigt mehr gehen, und dünken ſich gewaltig höher, als die übrigen Landleute, die an Sonn- und Feiertagen laufen, daß ſie rechtzeitig in die Predigt und Chriſtenlehre kommen. Ja, wenn's nur auch wahr wäre, was dieſe Menſchen ſagen, daß ſie ſelber ſo geſcheid ſeien und ſich eine Predigt machen könnten! Allein da fehlt's himmelweit. Wenn es darauf ankommt, ſo können ſie keinen ordentlichen Satz machen und keinen ordentlichen Satz ſprechen. Das zu ſehen hat man oft Gelegenheit genug. Solche Leute kommen oft in die Ständeverſammlung, wo ſie nun ſogleich auch von ihren gerühmten Kenntniſſen Gebrauch machen. Da ſieht man ſie dann in ihrer ganzen Erbärmlichkeit! Von Religion und katholiſchem

Glauben und Leben und Recht haben ſie die allerſchlechteſten Begriffe. Wo müßten ſie aber derlei Kenntniſſe um's Himmels willen auch her haben? Und derlei Leute ſind es nun, die ſich breit machen mit der frechen Behauptung, daß ſie ohnehin Alles wiſſen, daß ſie keine Predigt brauchen und ſelber geſcheid genug ſeien. O ein Schulkind würde ſie beſchämen, wenn ſie nur in den einfachſten Sachen des Glaubens, nur im Katechismus ausgefragt würden. Man hat ja Gelegenheit, bei dem ſogenannten Brauteramen, wenn ein ſolcher Herr vom Lande heirathet, ſich von ſeinen Kenntniſſen hinlänglich zu überzeugen. Hier, wo er denn doch einmal vor ſeinem Pfarrer Gelegenheit hätte, ſo recht ſeine Geſcheidheit auszukramen, hier zeigt ſich die Armſeligkeit am ſtärkſten. Gewiß iſt es da keine Beſcheidenheit, wenn ſolche Leute daſitzen und keinen Beſcheid auf die leichteſten Fragen zu geben wiſſen, ſondern eben pure Unwiſſenheit. Und ſolche Menſchen wollen ſich nun auf ſich ſelber und ihre Kenntniſſe ausreden! Sagt mir, iſt dieſe Ausrede ſtichhaltig? Nein, ſie iſt nur ein lächerlicher Beweis von der Aufgedunſenheit und Einbildung ſolcher Menſchen. Je dummer ein Menſch, deſto kecker und anmaſſender iſt er.

Es gibt dann noch Einige, die nicht böswillig ſind, ſondern nur darum in keine Predigt gehen, weil ſie ſich, wie ſie ſagen, nichts merken können. Sie haben, ſagen ſie, ein ſo ſchlechtes Gedächtniß, daß ihnen Alles wieder abfällt. Allein das macht Nichts. Es verfliegt zwar das Gehörte bei Vielen für einen Augenblick; aber manchmal ereignet ſich ein beſonderer Fall und gerade fällt Einem auf einmal das früher Gehörte wieder ein und man kann es nun recht gut brauchen. So hatte z. B. der Mundſchenk Pharaos, der mit Joſeph im Gefängniſſe war, dieſen vergeſſen, obwohl er ihm ſeinen Traum ausgelegt hatte. Aber ſieh da, was geſchah? Nach zwei Jahren hörte er, daß auch Pharao einen Traum hatte, und da fiel ihm auf einmal der arme Joſeph wieder ein, den er ſo lange vergeſſen hatte. So hatte ein reicher König einſt in

der Predigt gehört, daß Niemand vor ſeinem Tode glücklich zu preiſen ſei. Das hatte der reiche Fürſt natürlich leicht vergeſſen. Aber was geſchah. Er wurde beſiegt, gefangen genommen und ſollte auf einem Scheiterhaufen verbrannt werden! Sieh, da fielen ihm die Worte jener Predigt wieder ein und er rief zweimal in höchſter Beklommenheit den Namen des Predigers aus, der jene Worte geſagt hatte. Das war ſein Glück; es wurde ihm auf dieß hin das Leben geſchenkt. So iſt es auch bei Allen, die leicht wieder die Predigt vergeſſen. Alles vergeſſen ſie doch nicht; es bleibt doch immer etwas hängen, und es kommen Zeiten, wo man es oft gut brauchen kann.

Darum, Geliebte! haltet es nicht mit Jenen, die ſich auf die Predigt, den Prediger und auf ſich ſelber ausreden, um in keine Predigt gehen zu dürfen. Alle dieſe Ausreden taugen Nichts. Man kann Gottes Wort nicht oft genug hören, ſei dann die Predigt, der Prediger und der Zuhörer wie nur immer. Ahmet daher das Beiſpiel der heutigen Volksmenge nach, die dem Herrn nachfolgte und ihn hörte, obwohl ſie es ſehr unbequem hatte, unter freiem Himmel ſtehen und ſich drängen und drücken laſſen mußte. Selig ſind ja, die Gottes Wort hören und es befolgen. Amen.

Predigt

auf

den fünften Sonntag nach Pfingsten.

Text: „Alle Bitterkeit und Grimm und Zorn und Geschrei und Lästerung werde weggeschafft aus euch sammt aller Bosheit“ Epheſ. 4, 31.

Geliebte Pfarrkinder!

Sind auf den Zorn und ſeine verſchiedenen Ausbrüche und Abſtufungen ſo ſchwere Strafen geſtellt nach den Worten des heutigen Evangeliums, wie wird's da einmal ausſehen! Nicht bloß der, welcher ſeinen Nächſten umbringt, macht ſich einer ſchrecklichen Sünde ſchuldig, ſondern auch der, welcher nur einen Zorn und Groll auf ſeinen Nächſten hat, wird für einen Mörder erklärt und der nämlichen Strafe ſchuldig erachtet. Ja ſchon auf grobe Schimpfnamen ſind ſchwere Strafen geſetzt! Ach, Geliebte, welch ſchreckliche Rechenſchaft wird uns da einmal bevorſtehen! Was für abſcheuliche, ausgeſuchte Schimpfnamen muß man nicht oft hören! Einer feindet den Andern an, Einer rauft mit dem Andern, Einer gibt dem Andern eine biſſige Rede, ja wenn er einen Hieb oder Schlag

auf ſeinen Nächſten führen kann, ſo thut er es, und kann er ihm ſelber nichts anhaben, ſo verwüſtet er ihm ſeine Sache. Er reißt ihm einen Zaun nieder, oder er ſchlägt ihm ein Stück Vieh todt, oder er ſchaut, wie er auf eine andere Weiſe ſeinem Feinde etwas zufügen kann. O was gibt's nicht für Feindſchaften, für Gehäſſigkeiten, für Liebloſigkeiten unter dem Landvolke! Wegen einer elenden Sache können ſich die Leute oft halb todt ärgern und ſchreien, und einander ſchimpfen und läſtern, daß es wahrhaft gräulich iſt! Und wenn man ſie fragt: Ja wie könnt ihr denn wegen einer ſolchen Bagatelle ſo ſchreckbar an einander gerathen, als wenn es ſich um Haus und Hof, ja um Seele und Seligkeit handelte, ſo heißt es: Ja, der Zorn hat mich halt übergangen, und im Zorne iſt das Alles geſchehen. Auf dieſe Weiſe wollen die Leute ſich wegen ihrer Feindſeligkeiten und Gehäſſigkeiten oft entſchuldigen; allein, meine Lieben, dieſe Entſchuldigung gilt nicht. Eben weil der Zorn zu Haß und Feindſchaft, zu Zank und Streit führt, iſt er ſelber ſchon eine Sünde, und unter Umſtänden eine Todſünde; deßwegen ſteht er auch unter den ſieben Tod- oder Hauptſünden. Wer nicht haben will, daß das Waſſer in ſeine Felder und Wieſen laufe, der muß es wegrichten, oder er muß die Quelle verſtopfen. Und ſo, Geliebte, muß man auch den Zorn nicht aufkommen laſſen, wenn wir nicht weiter kommen und uns ſchwer verſündigen wollen. Aber wie macht man es nun, wie ſtellt man es an, daß man dem Zorne Herr wird? Da gibt es verſchiedene Mittel und Wege, Geliebte, den Zorn zu meiſtern. Es kommt nämlich darauf an, ob man ſelber zornig iſt, oder ob man es mit einem Zornigen zu thun hat. Ich ſage demnach:

Was hat man zu thun, wenn man ſelber zornig iſt?
I. Theil.

Was hat man zu thun, wenn ein Anderer zornig iſt?
II. Theil.

Ich beginne ꝛc.

Erster Theil.

Es ist merkwürdig, wie man sich oft wegen der geringsten Sache ärgern kann. Zu Nichts ist der Mensch so sehr geneigt, wie zum Zorne. Wenn ich den Viehhirten zuschaue auf der Weide draußen, den Buben wie den größern, so sehe ich, wie sie sich oft dergestalt ärgern können, daß sie durchaus schelten und fluchen und die gräulichsten Namen ausstoßen. Warum denn? Nun, das Vieh will nicht beisammen bleiben, es will sich nicht zusammentreiben lassen, ein Stück läuft dorthin, das andere dahin. Der Hirtenbube läuft hin und her und möchte sich vom Athem laufen; allein das Vieh will nicht gehorchen. Da reißt endlich der letzte Faden und er fangt dergestalt zu Schelten und Fluchen und Wünschen und Werfen an, daß es erschrecklich ist. Nun frage ich: Hilft dieser Zorn etwas? Versteht das Vieh diese Fluch- und Scheltworte, diese Lästerung, dieses Aussprechen der heiligen Sakramente, diese Anrufung des Teufels? Nein, es versteht keinen Buchstaben davon, vom Zorn und von der Raserei des Viehhüters hat es gar keinen Begriff. — Wiederum sehe ich einen Bauern oder seinen Knecht ackern auf dem Felde. Er geht nicht lange auf und ab, so höre ich ihn schelten und fluchen. Ja, warum denn? Weil er sich ärgert; und warum ärgert er sich? Das Pferd oder der Ochs gehen nicht recht, sie wollen nicht folgen, da möchte er zerspringen vor Zorn, gerne möchte er das Vieh todtschlagen; allein das will er denn doch nicht, jetzt muß es unser Herrgott entgelten und auf den wird nun hinaufgescholten. Wenn ich aber den zornigen Mann frage: Hat dein Zorn etwas geholfen? so muß er mir gestehen: Nein.

Wiederum sehe ich einen Handwerksmann. Der arbeitet eine Stunde oder gar noch längere Zeit fort; da merkt er auf einmal, daß er Alles verkehrt angefangen und gearbeitet habe. Jetzt wird er so zornig, daß er Alles zerwirft und zerreißt und recht flucht dazu. Gut, ich frage nun einen Solchen:

Iſt es beſſer, da er die Trümmer um ſich liegen ſieht, und weil er ſich recht geärgert hat?

So geht es auch oft im Hausweſen unter den Eheleuten, Geſchwiſtern und Dienſtboten her. Es gibt Leute, die ſich zu Tode ärgern möchten, wenn man ſie ſcheel anſchaut, wenn ſie einen Nagel in die Mauer ſchlagen wollen, und er hält nicht, wenn ſie ein Wort hören, das ihnen nicht recht klingt. Da können ſie ſich ärgern, daß ſie einen ganzen Tag lang kein Wort reden mögen und ſo finſter herumgehen, als wollten ſie anzünden. Ja, Leute gibt es, die immer voll Zorn und Unwillen ſind, und eigentlich gar nicht wiſſen warum. Wenn ihnen nur ein Span aus der Hand fällt, ſo können ſie ſich entſetzlich ärgern und ſchelten dazu. —

Nun möchte ich alle dieſe, die ſich wegen ſolcher Kleinigkeiten ärgern, fragen: Iſt es denn der Mühe werth, daß ihr euch ſo erzürnt? Und ſie müſſen mir ſagen: Nein, wahrlich nicht. Nun, ſo bitte ich euch denn, Geliebte, bedenket dieſes! Ihr Männer und Dienſtboten, ihr Kleinen und Großen! bedenket doch, daß es meiſtentheils nur ganz einfältige Dinge ſind, über die ihr lachen ſollt, ſtatt daß ihr euch ärgert. Am meiſten ſollt ihr euch über euch ſelber ärgern, daß ihr euch wegen dem Vieh, oder wenn etwas bei der Arbeit nicht gleich von der Hand geht, dergeſtalt ärgern könnt. Von Kleinigkeiten muß man ſich nie in Zorn bringen laſſen, man ſieht ſonſt einem Narren gleich, ſtatt einem beſonnenen, vernünftigen Menſchen.

Aber wie iſt's denn, wenn die Sache wichtiger iſt! Zum Beiſpiel: Jemand ſchimpft dich unſchuldiger Weiſe recht läſterlich her, oder er mißhandelt dich gar mit Schlägen, oder du weißt, daß dir Jemand fortwährend Holz ſtiehlt, dir auf allerlei Weiſe Schaden zufügt oder dich überhaupt ins Unglück zu bringen ſucht. Darfſt du dich nicht erzürnen? Auch hier, meine Lieben! iſt der Zorn, der zu Haß und Feindſchaft führt, nicht erlaubt. Du biſt zwar nicht ſchuldig, dir von böswilligen Leuten Schaden zufügen zu laſſen, du haſt das Recht, dir

das zu verbitten, ſolche Leute zu warnen, dich vor ihnen zu hüten, dein Eigenthum zu vertheidigen, du kannſt und darfſt ſogar den Schutz der Gerichte gegen ſolche Menſchen anrufen; aber nie und nimmermehr darfſt du dich an ihnen rächen und Böſes mit Böſem vergelten. Ja, im augenblicklichen Zorne ſollſt du nicht reden, noch etwas thun, das Alles wäre ſündhafter Zorn, eine ſündhafte Rache. „Rächet euch nicht ſelber, Geliebteſte, ſondern gebet dem Zorne Gottes Raum!“ ſo ſchreibt der heilige Paulus an die Römer. (Röm. 12, 19.) „Jeder Menſch,“ ſchreibt ferner der heilige Jakobus, „ſei langſam zum Reden und langſam zum Zorne; denn der Zorn des Menſchen thut nicht, was vor Gott gerecht iſt“ (Jak. 1, 19. 20.); und wiederum heißt es: „Es übermanne dich nicht der Zorn, um Jemanden zu unterdrücken.“ (Job 36, 18.) Alſo das merket euch, Geliebte, in der erſten Aufwallung, in der erſten Hitze muß man Nichts ſagen, noch etwas thun. Alles, was man im heftigen Zorne ſagt oder thut, das fällt gewiß ſchlecht aus und kann die ſchrecklichſten Folgen haben. Oder ſagt mir, was ſind denn die vielen Raufereien, die Mordthaten und Verwundungen bei ſolchen Gelegenheiten anders, als plötzliche Ausbrüche des Zornes? Und ebenſo die gegenſeitigen Beſchimpfungen, Schmähungen und Läſterungen, was ſind ſie anders, als Ausbrüche des Jähzorns? Statt zu ſchweigen, ſtatt ruhig zu ſein, läßt man es armsdick aus dem Maule hervorbrechen und greift im Zorne nach Allem, was man erwiſcht. Da kann freilich nie etwas Gutes herauskommen; darum iſt es auch weit gefehlt, wenn Eltern oder Hausleute ihre Kinder und Dienſtboten im erſten Zorne ſtrafen. Dieſe Beſtrafung thut nie gut und hilft auch nicht. Die heilige Schrift ſagt da: „Vergeblich iſt die Züchtigung, die von einem Schmähenden im Zorne geſchieht.“ (Sir. 19, 28.) Gewöhnlich ſind ſolche Leute, wenn der Zorn verraucht iſt, wieder zu gut und bitten faſt um Verzeihung,

während ſie im Zorne ihre Kinder zu Krüppeln ſchlagen und vor Wuth ſchäumen.

Aber ſoll man ſich nicht ärgern, ſagt Einer, wenn man ſieht, wie es zugeht? Da kann man nicht ſtill ſein, man kann da nicht allen Unfug ungeſtraft hingehen laſſen. — Es iſt ſchon recht, aber nur nicht gleich ſo hitzig! Kein Menſch verlangt, daß du nicht zürnen und ſtrafen ſollſt; es gibt auch einen gerechten Zorn; allein der Jähzorn, und das Reden und Handeln im Jähzorn iſt nie recht, und wenn du ſonſt hundertmal Recht haſt. Du mußt allemal den erſten Zorn verrauchen und dein Blut abkühlen laſſen. Darum gehe anfänglich weg von jener Sache, von jener Perſon, die dich augenblicklich ärgert, und ſag nichts und thu nichts. Wenn der Hafen beim Feuer ſteht und überlaufen will, ſo muß man ihn zurückziehen, und ſo mußt auch du auf eine Zeit von dem Gegenſtande, der dich geärgert hat, ſei es nun Weib oder Kind, Dienſtbote oder eine andere Perſon, weggehen, bis du ruhiger biſt. Kannſt du aber nicht gehen, ſo bitte ich dich um deiner ſelbſt willen, ſei ſtill und thu auch Nichts, bis du ruhiger wirſt. Erſt, wenn du wieder ruhig biſt, dann rede, dann handle.

Bis dato habe ich dir, mein lieber Chriſt, nur ganz natürliche Mittel an die Hand gegeben, um dich vor dem Zorne zu bewahren oder ihn zu dämpfen; ich habe nämlich geſagt, oft iſt es gar nicht der Mühe werth, daß du dich ſo ärgerſt; ſei alſo vernünftig und kein Narr, und ärgere dich nicht über Kleinigkeiten oder Sachen, die deßwegen um kein Haar anders werden, wenn du dich auch zu todt ärgerſt. Sind es aber wichtige Sachen, dann ſollſt du nicht zu ſchnell, ſondern langſam darein gehen, habe ich dir geſagt; denn im Zorne reden und handeln iſt nie gut.

Jetzt will ich dir aber auch noch etwas anderes ſagen, nämlich: es kann Einem in dieſer Welt nicht Alles nach ſeinem Sinn hinausgehen, und man muß etwas leiden und übertragen, man mag es machen, wie man es will, und wenn man ſich auch darob zu todt ärgern wollte. Darum, Geliebte, die

Hauptſache! Blickt hin auf das Kreuz, auf das ſanftmüthige Lamm, das nicht wieder ſchmähte, wenn es geſchmäht ward, nicht wieder ſchlug, wenn es geſchlagen ward. Ja, ihm zu lieb müſſen wir unſern Zorn bewältigen, ihm zu lieb müſſen wir alle Bitterkeit, Grimm und Zorn, Geſchrei und Läſterung hinwegſchaffen aus unſern Herzen; denn nur die Sanftmüthigen werden ja das Erdreich erlangen. Ja dem Herrn zu lieb müſſen wir ſelber unſern Zorn bemeiſtern, und auch den Zorn Anderer chriſtlich zu tragen und zu überwinden ſuchen; hievon aber im

zweiten Theile.

Es ſind gar häufig die Eheweiber, die ſich über den Zorn und die Heftigkeit ihrer Männer beklagen; allein was ſie Alles ſagen und thun, daß die Männer zuletzt ſo in Hitze kommen, daß ſie Alles zuſammenſchlagen und ſie zuletzt noch mit Schlägen traktiren, davon laſſen ſie gewöhnlich nichts hören. Aber meiſtens geht es ſo her: der Mann zankt, und das Weib zankt wieder entgegen; der Mann gebietet dem Weibe Stillſchweigen, ſie aber ſchreit nur deſto mehr und ſo geht's immer weiter, Eines ſchimpft hin, das Andere her und zuletzt wird gerauft und zugeſchlagen. Und nun ſchreien und jammern ſie, aber wer hat denn die Sache bis aufs Äußerſte getrieben? Ihr Weiber, wenn ihr aufrichtig ſein wollt, müßt geſtehen: Wir ſind es geweſen, wir durch unſern Eigenſinn, durch unſern Trotz, durch unſer ewiges Greinen und Geifern. Aber, ſagen dann die Weiber, ſollen denn gerade wir Alles leiden und Alles übertragen und von unſern Männern alle Grobheiten einſchieben? Darauf erwiedere ich euch: Nicht ein Viertel von Allem würdet ihr zu dulden haben, wenn ihr gleich im Anfange ſtill wäret und das Feuer nicht noch mehr anſchüren würdet. Meiſtentheils ſteht es bloß bei euch, eure Männer zu beſänftigen, aber in eurem Zorne thut ihr das Gegentheil. „Bläſeſt du das Fünklein an, ſo brennt's als Feuer auf; ſpuckſt du aber darauf, ſo

löſcht es aus; beides kommt aus dem Munde," ſagt die heilige Schrift (Sir. 28, 14.); und wiederum ſagt die heilige Schrift: „Eine ſanfte Antwort bricht den Zorn; eine harte Rede aber erweckt den Grimm." (Sprichw. 15, 1.) Wohlan denn, wenn ihr ſehet, daß euere Männer zürnen, ſo begegnet ihnen mit Sanftmuth und leiſtet keinen Widerſtand. „Einem Zornigen gib keine Antwort," ſagt der heilige Ambroſius; „wenn zwei Steine ſich reiben, ſo gibt es Feuer." Wer aber wieder ſchmäht, wenn Einer ihn ſchimpft, der gleicht zwei Hunden, die aufeinander losbellen. „Er hat dich geſchmäht," ſagt der heilige Baſilius, „und dadurch deinen Zorn aufgeregt. Wie das Bellen eines Hundes das Bellen eines andern hervorruft, ſo hat auch dein Gemüth, das vorher ruhig und zufrieden war, die Stimme jenes zum Zorn gereizt und du haſt ihn wieder angebellt, wie er vorhin dich angebellt." „Ihr ſollt dem Übel nicht widerſtehen," ſagt der Heiland ſelber, und damit will er, daß wir nicht Laſter mit Laſter vergelten, ſondern durch Tugenden überwinden und den Zorn gleich im Entſtehen auslöſchen ſollen.

Einem Zornigen gegenüber ſoll man alſo entweder ganz ſtillſchweigen, oder man ſoll ſanftmüthig mit ihm reden. Wer war wilder und erboster als König Saul? Ein ganzes Heer hatte er gegen David aufgeboten, ihn zu fangen. Bereits war David ganz umzingelt; aber ſieh da, durch eine günſtige Gelegenheit kam Saul in Davids Hände, allein dieſer that dem Geſalbten des Herrn nichts zu leid, ſondern rief ſanft hinter Saul nach: Herr, mein König! Und Saul ward durch dieſe unerwartete ſanfte Anſprache wie umgekehrt und ſprach: Iſt das deine Stimme, mein Sohn David? Ja, Saul vertraute ihm ſogar ſeine Nachkommen an und nahm dem David einen Eid ab, daß er ſein Geſchlecht nicht vernichten wolle. Sieh da, bemerkt bei dieſer Stelle der heilige Chryſoſtomus, welchen Nutzen dieſe Anrede Davids gehabt hat.

Der König, der einen Augenblick zuvor noch Wuth ſchnaubte, und nach ſeinem Blute lechzte, vergoß Thränen und ſeufzte. Gerade ſo machte ſich auch Jakob ſeinen ergrimmten Bruder Eſau zum Freunde. Er nannte ihn ſeinen Herrn, und Eſau, der grimmige, ward beſänftigt. Bei dieſer Gelegenheit bemerkt der heilige Chryſoſtomus: „Nichts iſt gewaltiger, als die Sanftmuth; denn gleichwie Waſſer den ſchon angezündeten Scheiterhaufen löſcht, ſo löſcht auch ein gutes Wort das Feuer des Zornes, das ſchon lichterloh zum Herzen des Menſchen aufbrennt.“ So beſänftigte auch Abigail den Zorn Davids, der geſchworen hatte, Nichts von all ſeiner Habe zu verſchonen, und ſein Zorn legte ſich. David ſelber war froh, daß die ſanftmüthige Frau ihm entgegengekommen war und ihn am Blutvergießen verhindert hatte. Geſegnet ſei der Herr, der Gott Iſraels, ſprach er zu ihr, der dich heute mir entgegengeſandt, und geſegnet ſei deine Rede, und geſegnet du, die mich gehindert hatte, auf Blut auszugehen und mich zu rächen mit meiner Hand. (I. Kön. 25, 32.)

Seht, Geliebte, das vermag eine ſanfte Rede, ein gutes Wort den Zürnenden gegenüber. So gebrauchen wir denn, Geliebte, dieſes Mittel und laſſen wir uns doch von den Heiden, von denen Viele als die rührendſten Muſter der Sanftmuth uns Chriſten voranleuchten, nicht beſchämen. Überhaupt bemeiſtern wir den Zorn zuerſt an uns ſelber und dann werden wir auch dem erzürnten Nächſten mit Sanftmuth zu begegnen wiſſen.

Laſſen wir uns nicht durch den nächſt beſten Argwohn und Verdacht ſogleich aufbringen und erhitzen! O was iſt da ſchon Unheilvolles geſchehen, was hernach bitter bereut worden iſt! Habt ihr ſchon gehört von Ludwig dem Strengen in Bayern? Er hatte einen Verdacht, ſeine Gemahlin möchte ihm untreu geworden ſein. Im ſchrecklichſten Jähzorn bricht er auf, ergreift ſeine unſchuldige Gemahlin und haut ihr mit eigener Hand den Kopf ab. Allein was geſchieht?

Wie die schreckliche That zu Ende war, kehrt die Besonnenheit zurück, und er entsetzt sich dermassen über die vollbrachte Unthat, und solch bittere Reue befällt ihn, daß in Einer Nacht sein ganzes Haar grau wurde. Das ist nur Eines von den vielen traurigen Beispielen! Aber ihr sehet daraus, was der Jähzorn Alles anstiften kann. O es gibt jähzornige Menschen, die in diesem Zustande zu allen Gräueln fähig sind, Männer, die ihre Weiber erschlagen, Eltern, die ihre Kinder umbringen, Dienstboten, die ihren Hausleuten das Haus über dem Kopfe zusammenbrennen könnten! Alles dieses könnten sie im Augenblicke der Hitze thun, obwohl sie es hernach bitter bereuen würden. Darum, Geliebte, widerstehet bei Zeiten! Erstücket den Funken, bevor er zum verzehrenden Feuer sich entwickelt! Schämen wir uns dieser fürchterlichen Leidenschaft, in welcher der Mensch einem Strome gleicht, der aus den Ufern tritt und Alles mit sich fortreißt, ja einem reißenden Thiere, das nimmer zu bändigen ist! Haben wir erst diesen Zorn in uns selbst überwunden, dann werden wir auch dem Zorne Anderer christlich zu begegnen wissen durch Schweigen oder durch sanfte, versöhnende Rede! Wandeln wir in aller Demuth und Sanftmuth, mit Geduld und ertragen uns einander in Liebe! Ist auch Jemand von irgend einer Sünde übereilt worden, so tragen wir ihn in Sanftmuth und bedenken wir, daß wir auch Sünder sind. Ja, schaffen wir fort aus unserm Herzen alle Bitterkeit und Grimm und Geschrei und Lästerung sammt aller Bosheit, nur so werden wir unserm Herrn und Heilande ähnlich, nur so haben wir auch Hoffnung, daß wir nicht als Sanftmüthige dieses Erdreich besitzen, d. h. den zürnenden Mitbruder gewinnen, sondern auch das Land der ewigen Herrlichkeit erobern werden. Amen.

Predigt

auf

den ſechſten Sonntag nach Pfingſten.

Text: „Einige von ihnen waren weit hergekommen.“ Mark. 8, 3.

Geliebte Pfarrkinder!

Wir ſehen aus dem heutigen Evangelium, daß der Herr beſorgt war um die Menge Volkes, die ihm nachfolgte, beſonders um Jene, die weit hergekommen waren. Dieſe, fürchtete er, möchten am erſten verſchmachten, wenn ſie Nichts zu eſſen bekämen. Der Herr hatte Recht; wer lange auf der Reiſe iſt, recht weit herkommt und Nichts zu eſſen hat, der muß zuletzt umkommen. — Solche gibt es leider noch immer, die recht weit her, auf weiten Umwegen zum Herrn kommen, die ſich ihr ganzes Leben lang auf allen Umwegen und Abwegen herumtreiben, endlich aber möchten ſie noch einlenken, möchten ſich noch bekehren, wenn's auch ſchon ſpät iſt, wenn ſie gleich ſchon auf dem Todbette liegen. Viele dienen dem Herrn von Jugend auf, dieſe kommen von der Nähe her zu ihm; Andere haben in der Welt gelebt und ſie auf eine rechtmäßige Weiſe

genoſſen; zuletzt aber verlaſſen ſie die Welt, um ſich dem Herrn allein ungetheilt widmen zu können; auch dieſe kommen nicht weit her, weil ſie von der Welt keinen unrechten Gebrauch gemacht haben; dieſe Alle verſchmachten nicht leicht, weil ſie ohnehin immer bei dem Herrn waren und von ihm geſpeist wurden; aber es gibt auch noch Andere, die, nachdem ſie Alles durchgemacht haben, nachdem ſie in Unzucht und Unmäßigkeit, in Geiz und Wucher, in Lauheit und Trägheit ihr ganzes Leben hingebracht haben, endlich einen guten Weg, den Weg zum Herrn einſchlagen. Dieſe kommen weit her; denn je mehr der Menſch ſündigt, deſto weiter entfernt er ſich von Gott, deſto weiter hat er alſo auch wieder zurückzukehren, bis er wieder zu Gott kommt. Für die iſt aber eben deßhalb auch am meiſten zu fürchten, leicht können ſie verſchmachten, wenn ſie nicht ſehr häufig genährt und geſtärkt werden. Ja Viele, vielleicht die Meiſten, verſchmachten wirklich, die gar ſo weit herkommen; ſie wollen ſich auf dem Todbette erſt zum Herrn bekehren; allein es gelingt ihnen nimmermehr, ſie verſchmachten, ſie ſind zu weit hergekommen, der Weg läßt ſich nicht ſo leicht zurücklegen, als ſie meinen, wenn auch in unſerer Zeit Alles ſchnell geht, Alles mit Dampf, wenn man da wohl 130 Stunden in Einem Tage machen kann; allein mit der Bekehrung geht's ſo geſchwind nicht; man kann nicht mit einem gewaltigen Sprunge vom Teufel zum Herrn kommen. Manchen iſt es zwar geglückt, wie zum Beiſpiel dem rechten Schächer in den letzten Augenblicken ſeines Lebens noch; deßhalb darf man auch auf dem Todbette nicht verzweifeln; aber ſolche Fälle ſind äußerſt wenig und darum darf man nicht leichtſinnig ſein und ſeine Bekehrung nicht auf's Todbett verſchieben in der leichtfertigen Hoffnung, man kann noch immer früh genug umkehren. Wie Viele gibt es aber nicht, die in ihren geſunden Tagen ein leichtſinniges Leben führen und ihre Beſſerung erſt auf's Todbett verſchieben! Sie meinen, das Ding gehe ſo leicht und es könne ihnen nicht fehlen. O die Thoren! Ich will ihnen heute etwas anders ſagen. Ich will

ihnen sagen, daß die Meisten, die aus so weiter Ferne zum Herrn kommen, gewöhnlich verschmachten. Ja, Geliebte!

die Bekehrung auf dem Todbette ist eine Seltenheit, I. Theil;

die Bekehrung auf dem Todbette ist meistens nur eine Scheinbekehrung, II. Theil.

Ich beginne ꝛc.

Erster Theil.

Ach, wer läutet denn auf einmal so gewaltig an der Pfarrhausglocke? Brennt es etwa im Dorfe? Nein, Hochwürden, erschrecken Sie nicht, es ist ein Sterbender, zu dem Sie kommen sollen. Aber ich bitte, eilen Sie, was Sie können; denn meinen Mann hat der Schlag getroffen, ganz bewußtlos liegt er da; er kann kaum mehr beichten, und Sie wissen doch, es thäte ihm so Noth, er hat alle Jahre nur zu Ostern gebeichtet und da nur, weil es die Gewohnheit so mitbrachte; aber Sie wissen ja, welch ein Leben mein Mann geführt hat. Alle Sonntage regelmäßig seinen Rausch, wenn man etwas vom Beichten sagte, rief er voll Zorn: Beichte nur du und kümmere dich nicht um mich, und da mußte man stille sein, sonst hätte er Einem Arme und Beine entzwei geschlagen. Zu Ostern, wie gesagt, beichtete er wohl; allein es war hernach wie zuvor, eine Besserung merkte man nicht an ihm. Das Hauswesen sank immer tiefer herab, denn gearbeitet wurde wenig und meist mit Unwillen, unter Fluchen und Schelten, und kaum waren ein paar Kreuzer verdient, so wurden sie in's Wirthshaus getragen, und dann ging er nimmer weiter, bis Alles hin war. Und wenn dann seine Kameraden — ich, sein Weib, durfte etwas solches schon gar nicht sagen — oft im Spasse zu ihm sagten: Wirst denn gar nimmer gescheid? Bekehrst du dich denn gar nimmer? da lachte er und gab zur Antwort: Ei was, mit dem Bekehren hat es noch immerhin

Zeit, wenn's einmal zum Sterben geht, da kann man ſich immer noch bekehren, da hat man ſonſt auch Nichts mehr zu thun. Nun heute, denken Sie ſich, Hochwürden, nach Mitternacht kommt er wieder betrunken nach Haus und wie er ſich auskleiden will, fällt er auf einmal um und ſeit dieſer Zeit röchelt er ſo fort und liegt bewußtlos da. Da ſeufzte der Prieſter tief und ſprach: Leider habt ihr in Allem Recht, was ihr da ſagt; aber man konnte ſich's ja zuvor denken, daß es ſo kommen mußte. Gott läßt ſeiner nicht ſpotten. Unter dieſen und andern Geſprächen kamen ſie zum Sterbenden; er lag bewußtlos da; was konnte der Geiſtliche machen? Er konnte ihm nur die letzte Ölung geben und die Generalabſolution und nach einer Stunde verſchied der Mann, ohne daß er mehr zu ſich gekommen wäre. Meint ihr, Geliebte, daß der gut in die andere Welt hinübergekommen iſt? Wir wollen zwar Niemanden verdammen; aber wahrſcheinlich iſt es nicht. Oder ſagt mir, möchte Eines von euch ſo leben, und hernach ſo plötzlich ſterben, wie dieſer? Nein, werdet ihr denken, um Alles in der Welt nicht, Gott bewahre uns vor einem ſolchen Ende! Aber ſeht, ſo geht es, wenn auch der Menſch noch wollte, da will zuletzt Gott nimmermehr. Lang genug hat er zugeſchaut, lang genug gerufen und gelockt, wie eine Henne ihre Jungen unter ihre Flügel lockt; aber wenn Gott ſieht, daß er hartnäckig verachtet wird, dann zieht auch er ſich zurück mit ſeiner Gnade. Darum ruft er uns ſo warnend und wohlmeinend zu: „Bekehret euch auf meine Warnung! Sieh, ich will euch meinen Geiſt offenbaren und meine Worte euch kund thun. Darum, weil ich rief und ihr nicht wolltet, ich meine Hand ausſtreckte und Keiner darauf achtete, weil ihr verachtet all meinen Rath und meine Strafreden in den Wind ſchluget: ſo will auch ich bei eurem Untergange lachen und ſpotten, wenn euch begegnet, was ihr fürchtet. Wenn plötzlich das Unglück hereinbricht und der Untergang wie ein Wetter heranſtürzt, wenn Trübſal und Angſt über euch kommen: dann wird man mich rufen, aber ich werde nicht hören.

frühe wird man aufſtehen, mich aber nicht finden, darum, daß ſie die Zucht gehaſſet und die Furcht des Herrn nicht erwählet haben, nicht gehorchten meinem Rathe und alle meine Strafreden läſterten.“ (Sprichw. 1, 23—30.) Setzen wir aber auch den Fall, daß der Menſch nicht plötzlich vom Tode übereilt wird, ſondern daß er mit vollem Bewußtſein auf dem Krankenlager daliegt, ſo ſehen wir auch da ſelten, daß ſich Einer bekehrt. Warum denn? Jetzt wollen ſie nicht mehr. Immer hat's geheißen: Ich bekehre mich ſchon noch, ich bekehre mich ſchon noch; aber während dieß geſagt wurde, wurde das ſchlechte, leichtfertige Leben vor wie nach fortgeführt, der Wille wurde immer verſtockter und ein böſer, verhärteter; jetzt auf einmal auf dem Todbette ſoll man ſchnell einen ungeheuren Weg rückwärts machen, man meint, es braucht ſonſt nichts, als zu wollen; aber ſieh, wie's d'rauf ankommt, da — ſtockt's. Es iſt Alles ſo kalt und ſo öd und leer da drinnen, und nun ſoll man auf einmal mit der Tugend eine Freude haben und beten und Gott lieben, da man doch das Alles fünfzig und noch mehrere Jahre lang über alle Häuſer hinausgeblaſen hat; da merkt der Kranke auf einmal mit Entſetzen, daß es nicht gehen will, da wird er kleinmüthig und verzweifelt. Jetzt hört man die Rede: Es iſt nimmer der Mühe werth, daß ich mich bekehre; oder: Ich ſehe es jetzt ſelber ein, daß es zu ſpät iſt, und früher hat's immer geheißen: Ich kann mich ſchon noch bekehren. O der Teufel ſtellt es ſchlau an! In geſunden Tagen ſagt er zum Menſchen: Sündige auf Gottes Barmherzigkeit, unſer Herr Gott iſt ein guter Mann, kannſt dich ſogar auf dem Todbette noch bekehren. Wie's aber zum Sterben kommt, da ſagt er: Verzweifle an Gottes Barmherzigkeit, Gott kann dir nimmer verzeihen, mit dir iſt es ſchon zu weit gekommen; es iſt nimmer der Mühe werth. Und ſo ſtirbt der Sünder in Verzweiflung dahin und an ihm geht das ſchreckliche Wort des Pſalmiſten in Erfüllung: „Der Sünder wird es ſehen und zürnen, wird knirſchen mit den Zähnen, die Wünſche der Sünder ſind verloren.“ Aber geſetzt auch, Gott

will noch und zieht ſeine Gnade noch nicht zurück, geſetzt auch, der Sünder will noch, und er iſt bei vollem Bewußtſein; auch wie ſelten iſt deßungeachtet die Bekehruug wegen der Lage, in welcher ein ſolcher Menſch ſich befindet. Der Menſch iſt einmal krank, ſchwer krank, der Körper iſt ganz und gar nicht geſund; es thut dem Kranken nichts wohl; liegt er auf dieſer Seite, ſo hat er Schmerz, liegt er auf der andern, ſo hat er Schmerz, er kann kaum einen Arm bewegen ohne Schmerz, er hat ſchrecklich Kopfweh, kann kaum Athem genug ſchöpfen, oder es ſchüttelt ihn Fieberfroſt, oder es reißt ihm fürchterlich in den Eingeweiden, oder er hat ſchmerzhaftes Reißen und Brennen und Stechen in andern Gliedern — da nun, wo der Körper ſo elend, ſo zerſchlagen iſt, da ſoll die Seele allein volle Munterkeit, Rührigkeit und Thätigkeit haben, ſie ſoll ſich da wehren wie ein Held gegen die anſtürmenden Feinde, Stärke haben wie ein Samſon, um die ſiebenfach gebundenen Stricke zu zerreißen! Der Kranke fühlt Schmerzen, wenn man ſtark in der Stube auftritt, beim geringſten Geräuſch, man darf ihn kaum anreden, ſo ſpürt er ſchon Schmerz; ach, laßt mir nur Ruhe, ſagt er. Da in dieſem Zuſtande nun ſoll in aller Schnelligkeit, mit allem Ernſte das ſchwere Werk der Bekehrung vorgenommen und ausgeführt werden; da ſoll ein ganz neuer Boden gelegt, der alte Unrath ſämmtlich beſeitigt, kurz, ein ganz neuer Bau aufgeführt werden! Meint ihr, das geht? Gut, ich verzweifle nicht; aber ich ſage euch: ſelten, ſelten iſt eine ſolche Bekehrung auf dem Todbette. Meiſtens nimmt es ein ſchreckliches Ende; denn oft will Gott nicht mehr, oft will der Menſch nicht mehr, oft läßt ihn die Krankheit nimmer wollen, wenn er auch volles Bewußtſein hat. Davon will ich gar nicht reden, was der Teufel Alles aufbietet, um eine ſolche Bekehrung zu vereiteln, daß oft eine bisherige Hure, oder ſchlechte Kameraden, oder die Anhänglichkeit an Geld und Gut mit aller Gewalt reißen und ziehen, um jeden Bekehrungsverſuch zu vereiteln.

Ach, Geliebte! wer will, wenn er das Alles bedenkt, ſo

leichtsinnig sein, und seine Bekehrung auf's Todbett verschieben! O die Meisten verschmachten, die so weit her zum Herrn kommen! Aber der Mensch ist schrecklich leichtsinnig, er wagt es, das Äußerste setzt er auf's Spiel! O, sagen Manche, es haben schon so Viele ein leichtfertiges Leben geführt und wie's zum Sterben kam, da haben sie sich so schön gerichtet, und so reumüthig gebeichtet haben sie und die heiligen Sakramente so andächtig empfangen, und so schön und sanft und ruhig starben sie, daß man an ihrem seligen Tode kaum zweifeln kann. Warum sollte nicht auch ich so sterben können? O wie verwegen, wie eitel ist diese Äußerung! Ist denn Alles Gold, was gleißt? Kommt, und laßt uns daher näher betrachten, daß auch das, was als Bekehrung erscheint, in der That meistens nichts anders ist, als eine Scheinbekehrung; hievon aber im

zweiten Theile.

Wie oft kann man es denn nicht hören, wenn man von der Leiche eines Menschen zurückkehrt, der in seinem Leben viel Böses gethan hat, wie da die Leute zu einander sagen: Es ist doch eine Freude gewesen, wie schön er sich zum Sterben hergerichtet hat. Allein gar oft hat es mit diesem „Herrichten" nicht viel zu bedeuten. Es ist wahr! der Todte ist nicht ohne die heiligen Sakramente gestorben, aber dieß ist noch lange kein gewisses Zeichen, daß er auch selig gestorben ist; denn nicht darin besteht das Leben, daß man die heiligen Sakramente empfängt, sondern daß man sie würdig und ohne Sünde empfängt. Da weiß ich ein warnendes Beispiel. So ein Sünder kam auch auf's Todbett; er beichtete zwei-, dreimal, und wenn man fragte, ob er gerne sterbe, sagte er: Ja. Der hat sich also gut hergerichtet. Aber siehe da! Eines Abends wurde der Pfarrer so schnell als möglich geholt, — der Kranke beichtete nochmal und beichtete da eine schreckliche Sünde, die er bisher

nicht gebeichtet hatte. Warum haſt du das nicht gleich gebeichtet? fragte der Pfarrer. Ach, Eure Hochwürden, ich getraute mir nicht, es zu ſagen. Wenige Augenblicke darauf verſchied er, und hätte er dieſe Sünde nicht gebeichtet, ſo wäre er zweifelsohne zu Grunde gegangen; aber dennoch hätte es darnach geheißen: O wie ſchön hat ſich dieſer zum Sterben hergerichtet! Ach, meine Lieben, zum ſchön Herrichten auf dem Todbette gehört gar Vieles; Mancher wird krank und beichtet öfter und ſtirbt, und ſtirbt doch übel, — weil er ſelbſt auf dem Todbette noch ungiltige Beichten ablegt. Von einer Bekehrung alſo iſt keine Rede; die Leute reden zwar ſo etwas, aber Gott und der Sterbende weiß nichts davon.

In vielen andern Fällen aber iſt ſie nur erzwungen. Die Geſchichte von der Bekehrung Pharaos kennt ihr. Eine Menge Plagen waren bereits über Ägypten gekommen; allein das griff ihn nicht an; endlich meinte man, er bekehre ſich, denn es fuhr auf einmal ein Bußgeiſt in ihn und voll Reue und Schmerz rief er aus: „Ich habe geſündigt auch dießmal; der Herr iſt gerecht, ich und mein Volk aber ungerecht.“ (II. Moſ. 9, 27.) Allein ging es ihm von Herzen? War das eine aufrichtige Bekehrung? O nein, kaum war die Plage vorüber und er verhärtete ſich neuerdings; es kamen noch mehrere Plagen über ihn, und als endlich durch die letzte die ganze Erſtgeburt und darunter ſein eigener Sohn weggerafft wurde, da endlich einmal ſchien es ihm Ernſt werden zu wollen; allein es reute ihn wieder, daß er das Volk ziehen ließ und ſo ging er in ſeiner Unbußfertigkeit zu Grunde; ſeine Buße, ſeine Bekehrung war nämlich nie etwas anders, als Erzwungenes. Und ſo fürchte ich gar ſehr, Geliebte, daß gar viele Bekehrungen auf dem Todbette nichts anders als lauter Scheinbekehrungen ſind, eben weil ſie erzwungen ſind. Wie ſo? erzwungen ſollen ſie ſeyn? Ja, erzwungen. Wenn man Diebe und Räuber auf die Folter ſpannt, ſo geſtehen ſie ein und bekommen auch Reue, und ſo, meine Lieben, gibt es

gar Viele, die sich aus Furcht vor dem Tode, Angesichts einer ganzen Ewigkeit auf einmal gänzlich umkehren, wie es scheint, und Buße thun. Es wird der geistliche Herr gerufen und gebeichtet und die heiligen Sterbsakramente werden empfangen und der Kranke ist so andächtig und alle Gebete sagt er so fleißig und andächtig nach und er klopft so reumüthig an die Brust, und wenn der Priester seufzt: Jesus, Maria und Joseph, steht mir bei! so spricht auch der Kranke nach: Jesus, Maria und Joseph, steht mir bei! Aber, meint ihr, das Alles darf man für eine innere Umwandlung annehmen, für eine wahre Bekehrung halten? O, meine Lieben, leider nicht allemal, vielleicht sehr selten. Ihr wisset, wie man in's Holz hineinschreit, so schreit es wieder heraus. Schreie ich hinein: Jesus, Maria, so schreit es auch wieder so heraus. Allein es ist keiner im Holze d'rin, der mir antwortet, sondern es ist nur meine Stimme, die abprallt am Holz oder Felsen, die ist's, die ich wieder höre. Ein solches Echo, meine Lieben, und nicht mehr ist gar oft das Beten und Seufzen eines Kranken. Nicht seine Überzeugung ist es, die ihn die heiligsten Namen aussprechen und beten und seufzen macht; nein, das kann so leicht nicht sein. Ein Mensch, der in gesunden Tagen mit dem Glauben und dem Beten nicht sonderlich viel Zeit verbrachte, wird auf einmal kein Heiliger; es ist Alles erzwungen. Ein solcher Mensch denkt: Hilft's, so hilft's, d'ran muß ich einmal, also probire ich auch dieß. Und so macht er Alles äußerlich mit, aber drinnen ist's kalt und leer. Kommt ein solcher Mensch mit dem Leben wieder davon, dann wird man bald sehen, daß es ihm nicht Ernst war, daß nur der augenblickliche Schreck ihn zum Beichten zwang; hernach macht er's wie der Pharao, er sündigt auf ein Neues fort.

Ja, nochmal sage ich es, die meisten Bekehrungen auf dem Todbette sind Scheinbekehrungen; man bekehrt sich, weil man nicht mehr sündigen kann. Der Wille wäre noch da, der Geist ist noch stark, aber das Fleisch ist schwach. Solche Menschen hat die Sünde verlassen; aber sie haben die

Sünde nicht verlaſſen. Weil man nun nimmer anders kann, ſo will man ſich zur Tugend wenden. Die geſunden Glieder hat man der Welt und dem Teufel geopfert, nun will man den ſiechen Leib, den die Welt verabſcheut, dem Herrn zum Opfer bringen, weil ihn ſonſt auch Niemand nehmen will. Alſo das geſunde Fleiſch dem Teufel, das halbverfaulte Aas dem Herrn. Den ſchäumenden Becher dem Teufel, die Hefe dem Herrn, die Erſtlinge, den Frühlingsflor der Welt, das fallende, welke Laub und die faulen Früchte dem Herrn! Abgeſehen davon, daß Gott ſelber ſchon eine ſolche verächtliche Gabe unangenehm, ja eine Beleidigung für ihn iſt, weil ihm die Erſtlinge gehören, weil er zu ſeinen Opfern unbefleckte Lämmer, aber keine mit Träbern gemäſteten Schweine will, iſt von Seite des Kranken ſelbſt dieſes Opfer häufig kein freiwilliges, ſondern ein erzwungenes. Wenn ſolche Menſchen die Wahrheit geſtehen würden, ſo müßten ſie reden, wie eine gewiſſe ſchlechte Weibsperſon, die ſich auf dem Todbette bekehrt zu haben ſchien, zu ihrem Arzt aufrichtig ſprach: „Wenn ich ihnen die Wahrheit geſtehen will," ſagte ſie, „ſo bin ich jetzt nicht chriſtlicher geſinnt, als zur Zeit der ſchönen Tage, wo mein Gewerbe meine Kaſſe füllte. Aber ſehen Sie, am Rande des Grabes muß man, wie Jedermann, in dasſelbe hinabſteigen, und wenn ich das Glück hätte, wieder in das Leben zurückzukehren, ſo würde ich mein Leben wieder ſo anfangen, wie früher." — Was dieſe hier ſagte, das thun ſo Viele, die wieder geſund wurden. Sie fangen wieder von vorne an, zu ſündigen. Und nun frage ich, Geliebte, iſt einer ſolchen Bekehrung auf dem Todbette zu trauen? —

O ſo bitte ich euch denn, Geliebte! vertröſtet eure arme Seele nicht auf den letzten Augenblick! vertröſtet ſie nicht auf das Todbett! Weißt du denn, wo dein Todbett iſt? Weißt du denn, ob du zu Hauſe in deinem gewöhnlichen Bette ſterben wirſt? Gibt es keine plötzlichen Todesarten? O ſo traue nicht! Gott oder du ſelber könnteſt nimmer wollen oder die Krankheit könnte dich nimmer wollen laſſen. Und

geſetzt, du ſtürbeſt einen natürlichen Tod mit vollem Bewußtſein, du verſparteſt aber deine Beſſerung bis dahin, käme es da nicht heraus, daß deine Beſſerung nur eine erzwungene wäre? — O ſo opfere dem Herrn deine geſunden Glieder, deine friſchen, jungen, kräftigen Jahre! Lebe gut, um gut ſterben zu können. Amen.

Primizpredigt.

(Abgehalten zu Deggendorf am 17. Juli 1844, als der hochw. Herr Wenzeslaus Linsmaier seine erste heilige Messe feierte.)

Text: „Er ging umher und that Gutes.“ Apostelg. 10, 38.

Hochwürdige, hochansehnliche Versammlung!

Gleichwie die majestätische Sonne täglich an unserm Blicke vorüberzieht und über unsere Erde das Füllhorn ihres Segens ausgießt, gleichwie die Sonne ihre wohlthätigen Strahlen über ganze Länder, wie über den kleinsten Grashalm, über die unermeßlichen Himmelskörper, wie über den Käfer im Staube hinsendet; also ging einst die himmlische Gnadensonne, jenes Licht, das jeden Menschen erleuchtet, der in diese Welt kommt (Joh. 1, 9.), über dem kleinen Ländchen Judäa auf und erleuchtete weithin die Gegenden, die in Finsterniß und im Schatten des Todes saßen. Gerechten und Ungerechten, armen Hirten wie mächtigen Königen, Pharisäern wie Zöllnern, einfältigen Personen, der alten Anna, dem greisen Simeon, und den ungebildeten Fischern wie dem Meister in Israel Nikodemus leuchtete diese Gnadensonne und suchte

durch ihre ſanften Strahlen Aller Herzen ſich zu erſchließen, um ſie mit himmliſcher Wärme zu durchdringen und ſo für die Wohlthaten der Erlöſung, die Auferſtehung aus dem langen Winterſchlafe der Sünde und das Emporſtreben zu einem neuen Leben empfänglich zu machen. So ſtand dieſe Gnadenſonne dreiundbreißig Jahre am geiſtigen Himmel von Paläſtina und Segen und Wohlthaten ſpendend zog ſie überall vorüber. Es war kein Licht, unter den Schäffel geſtellt, das verborgen geblieben wäre; nein, ſchon Jahrtauſende früher ward dieſes Licht dem auserwählten Volke vorherverkündet, als der „Stern aus Jakob“ (IV. Moſ. 24, 17.), als das Licht, das den Bewohnern der Landſchaft des Todesſchatten aufgehen würde (Iſaias 9, 1 u. 2.); und als nun dieſes Licht wirklich erſchien, da ſollte kein Menſch mehr über dieſes außerordentliche Geſtirn im Zweifel bleiben; Jedermann ſollte es erkennen, wie jene drei Weiſen den außerordentlichen Stern wohl von den gewöhnlichen Sternen unterſcheiden konnten, und darum ſtand über dem neuen Geſtirne geſchrieben: „Ich bin das Licht der Welt.“ (Joh. 8, 12.) —

So leuchtete alſo unſer Herr und Heiland Jeſus Chriſtus ſichtbar als die geiſtige Leuchte durch die Finſterniſſe der damaligen Welt; aber die Sonne wollte ſich wieder den Augen des Leibes entziehen; ſie zog vorüber und ſpendete allenthalben Gutes, bis ſie ſich am Tage der Himmelfahrt gänzlich in jene himmliſchen Regionen zurückzog, von denen ſie ausgegangen war. Aber wie? Kehrte nun die alte Finſterniß zurück, als die Sonne der Gerechtigkeit ſich verborgen hatte? Keineswegs. Wie wenn am Abende die Sonne aus unſern Augen entſchwindet, der Mond und tauſend und abermal tauſend freundliche Sterne in rührendem Wetteifer den Abgang der Sonne zu erſetzen ſuchen, gleich als hätte ſie Sorge getragen, daß wir ihre wohlthätige Gegenwart nicht ſo ſchmerzlich vermiſſen, indem ſie dem Monde und unzähligen andern Geſtirnen von ihrem Lichte während ihrer Abweſenheit mittheilt: alſo hat auch unſer Heiland

Jesus Christus, die Geistersonne, bei seinem Scheiden von dieser Erde in liebevoller Fürsorge andere Lichter angezündet, die uns nunmehr am geistigen Himmel leuchten und gleich ihm Wohlthaten spendend vorüberziehen sollen; darum sagte er einstmals: „So lange ich in der Welt bin, bin ich das Licht der Welt“ (Joh. 9, 5.); dann aber sollten es die Apostel sein; daher das Wort des Herrn: „Ihr seid das Licht der Welt“ (Matth. 5, 14.); d. h. ihr habt die Bestimmung, die Welt durch eure Lehre und euer Beispiel zu erleuchten, zu unterrichten. Was den Aposteln gegolten hat, das galt auch ihren rechtmäßigen Nachfolgern, Allen, die in der Kirche Jesu Christi durch die Händeauflegung und das Wort Gottes den Beruf zum Lehramte bekommen haben, mit einem Worte, der Ausspruch des Herrn: „Ihr seid das Licht der Welt,“ geht die gesammte Geistlichkeit, den ganzen Priesterstand an. Wie der Heiland das Licht der Welt war, so soll es auch der Klerus sein, wie der Meister Segen spendend vorüberzog, so sollen auch die Jünger, des Meisters Schüler, durch segenreiches Wirken ihrer Mitwelt Licht und Wärme spenden. Ja, segensreich soll ihr Wirken sein für das ganze Leben, in jeder Beziehung, in allen Kreisen, die dem Einflusse der Geistlichkeit offen stehen. Da wirft sich nun von selbst die Frage auf: Wie hat die Geistlichkeit diese ihre Aufgabe von jeher gelöst? Zog sie vorüber, wie ihr Meister und Herr, überall Gutes thuend? Diese Frage ist es nun auch, verehrteste Zuhörer, die ich in der heutigen Festpredigt zu beantworten gedenke; ich rede nämlich

von dem wohlthätigen Einflusse des Klerus
in weltlicher Beziehung, I. Theil;
in geistlicher Beziehung, II. Theil.

Es gibt in unsern Tagen Leute, — und sie gehören gewöhnlich der sogenannten gebildeten Klasse an — die da meinen, es gebe kein armseligeres Geschöpf, als einen Geistlichen.

Kurzſichtig, wie dieſe Halbgebildeten ſind, ſehen ſie nicht über ihren beſchränkten Wirkungskreis hinaus und beurtheilen einen ganzen Stand nach dem Maaßſtabe, den ihnen das Betragen irgend eines oder auch mehrerer einzeln daſtehender Prieſter an die Hand gegeben hat. Eſſen, trinken und dem ſüßen Müßiggange obliegen, meinen dieſe Herrn, iſt das ganze Tagwerk, unter deſſen Laſt und Hitze der Geiſtliche zu ſchwitzen hat — weiter erſtreckt ſich ſein Einfluß nicht mehr; daher bedauern ſie gewöhnlich einen Jüngling, der ſich dem geiſtlichen Stande widmet und ſehen nicht ſelten mit einer gewiſſen Verachtung über einen ſolchen hinweg. Als ich den Entſchluß gefaßt hatte, Prieſter zu werden und zu dieſem Ende bereits die theologiſchen Studien begonnen hatte, da ſagte ein hieſiger Bürger, ſo daß ich es in meine eigenen Ohren hörte, zu ſeinem gleichgeſinnten Gefährten, indem er verächtlich und zugleich mit Bedauern auf mich hinwies: „Das wird auch ſo ein armſeliger Pfaffe!“ Leider iſt dieß nicht der Einzige hierorts, der alſo von der Geiſtlichkeit denkt — ich müßte ſonſt meine Vaterſtadt und den Geiſt nicht kennen, der ſeit geraumer Zeit in ihr, beſonders unter der jüngern Bürgerſchaft haust, und der mit dem heiligen Geiſte eben nicht in der nächſten Verwandtſchaft ſteht. Darum, du junges Deggendorf! du aufgeklärtes, leſegieriges, das du die Zeitſchriften *) gehalten haſt, die dem väterlichen Glauben Hohn ſprechen, und die Grundlagen aller Sittlichkeit untergraben; junges Deggendorf, das du mit dem jungen Deutſchland liebäugelſt und in vollen Zügen ſeine Grundſätze einſaugeſt, höre es, dir ſei heute dieſe Primizpredigt geweiht — eine Ehre, die dir wahrſcheinlich noch nicht zu Theil geworden iſt. Selten im Jahre wohl wirſt du dieſes Pfarrgotteshaus betreten, um eine Predigt zu hören; deine Speiſen ſind ja nicht Gottes Wort, ſondern die Fleiſchtöpfe Ägyptens, heute vielleicht nur hat dich die Neugierde hereingezogen; haſt du noch Ohren

*) Die damals erſcheinende „Lokomotive“.

zu hören, ſo höre denn heute noch und verhärte nicht dein Herz! Du haſt deine Seelſorger bisher gering geachtet, kaum den Hut vor ihnen gezogen, du haſt ſie für unnütze, unbedeutende, einflußloſe Weſen gehalten, die nur beſtimmt ſind, die Früchte der Erde zu verzehren, du ſollſt ſie heute in einem andern Lichte kennen lernen! — Ihr aber, ehrenfeſte, biedere Bürger meiner Vaterſtadt, Männer und Frauen, Jünglinge und Jungfrauen, ihr meine Wohlthäter und Freunde, meine theuren Jugendgeſpielen, zürnet nicht dem, der unter euch die ſchönen Jahre der Kindheit und der holden Jugend verlebt, wenn er ein herbes Wort mit denen redet, deren Entartung euch ſelbſt ſchon ſo viele Thränen ausgepreßt, ſo vielen Kummer und Verdruß verurſacht hat. Ihr habt bisher noch die Achtung vor euren Seelſorgern bewahrt, und wenn ihr auch Fehler an ihnen entdecktet, doch ihre Würde zu ſchätzen gewußt; die heutige Predigt dürfte in euch dieſe Achtung befeſtigen und vielleicht den Einen oder Andern, der auf Abwege gerathen, wieder auf beſſere Wege zurückbringen. Damit nun Gott das Wort ſeines Dieners ſegnen und ein fruchtbares Erdreich finden laſſen möge, ſo bitte ich Sie, hochwürdiger Herr Primiziant, um ihren prieſterlichen Segen.

Erſter Theil.

Man ſpricht gar oft von der Civiliſation, die durch das Chriſtenthum eine ganz neue Erde ſchuf, man weiß mit großer Begeiſterung den wohlthätigen Einfluß anzupreiſen, den die chriſtliche Lehre auf Sitten, Länder und Völker ausübte; allein dabei ſchimpft man doch in unbegreiflicher Verblendung über die Geiſtlichen und denkt nicht daran, daß gerade ſie es waren, die mit Lebensgefahr unwirthbare Länder durchzogen, ſtürmiſche Meere durchſegelten, zu Barbaren und Menſchenfreſſern ſich wagten, um das Samenkorn des Chriſtenthums dort anzupflanzen und ſo neue Völker, neue Länder, neue Sitten und Einrichtungen zu ſchaffen.

Oder ſagt mir, wer hat denn die Wälder unſers Vater-

landes gelichtet; wer hat denn das Land urbar gemacht; wer hat denn die rauhen Sitten unſerer Ahnen abgeſchliffen; wer hat ſie denn von ihren Lieblingsbeſchäftigungen, dem immerwährenden Kriegen und Jagen entwöhnt; wer hat ſie denn die ſtillen Künſte des Friedens und eine ſanftere Lebensweiſe gelehrt? Wiſſet, das waren Geiſtliche, katholiſche Geiſtliche, ja noch mehr, Kloſtergeiſtliche waren es, arme Mönche, die nichts anders hatten, als in der einen Hand ihr Brevier, in der andern das Beil, oder den Pflug, die mit dem Schweiße ihres Angeſichtes den wilden, rauhen Boden erweichten, und durch heißes Gebet den Segen des Himmels auf die neuen Pflanzungen niederzogen; ja, Mönche waren es, jene Kloſtergeiſtlichen, die du vielleicht ſchon oft verachtet, deren du ſchon öfter, als müßiger „Drohnen" geſpottet haſt. „Die Mönche milderten durch ihren Unterricht die wilden Sitten des Volkes und ſetzten ihr Anſehen der Tyrannei des Adels entgegen, der keine andere Beſchäftigung kannte, als den Krieg und der ſeine Unterthanen hart bedrückte. Aus dieſem Grunde ward die Herrſchaft der Mönche jener des Adels vorgezogen. Das Volk begehrte ſie zu Richtern. Es war ein Sprichwort: Beſſer ſei es, mit dem Krummſtabe regiert zu werden, als mit dem Scepter des Fürſten." So ſchreibt ein Mann *), der nicht einmal der katholiſchen Kirche angehört. Und wieder ein Anderer ſagt: „Begeiſtert wagten ſich die treuen Diener Roms in Deutſchlands unwirthbare Wälder, nach den britanniſchen Gefilden und unter die Völker des rauhen Nordens. Sie haben fremde Zonen durchſtreift, mit dem Kreuze und dem Evangelium in der Hand den Frieden des Herrn und ſeine Einladung verkündend. Wir ſahen ſie mit keckem Muthe im Vertrauen auf Gott unter wilde Hor-

*) Mallet, Geſchichte der Schweiz. S. 105.

den, in die Höhlen menſchenfreſſender Völker treten, um gerade die Roheſten zu zähmen und für das Himmelreich zu gewinnen. Dem ſchrecklichſten Elende und den ſchädlichſten Einflüſſen der Natur trotzend, ſahen wir ſie die unwirthbarſten Gegenden durchirren, um Chriſten zu bilden und mit dem Beile in der Hand ſich durch undurchdringliche Waldungen Wege bahnen, um der ganzen Erde das Wort des Friedens zu verkündigen. Viele wurden erſchlagen, Viele von wilden Thieren zerriſſen, Viele aber haben geſiegt und triumphirt, haben Tauſende von Barbaren gezähmt und zu Gott geführt, und ſind, wenn auch fern vom irdiſchen Vaterlande, doch beweint und betrauert von ihren unzähligen Jüngern hinübergegangen in's jenſeitige Vaterland, um den Lohn ihrer Tugenden zu empfangen und die Stätten für ihre neuen Chriſten zu bereiten.“ *) — Seht, Geliebte, ſo ſprechen Männer, die ſonſt nicht gut auf katholiſche Geiſtliche, geſchweige erſt auf die Klöſter zu ſprechen ſind; die Macht der Wahrheit jedoch bringt ihnen dieſe Zeugniſſe ab. Wie willſt nun du, der du vielleicht ſelbſt Felder und Grundſtücke beſitzeſt, die einſt die fleißigen Hände der Mönche von Metten und Niederaltaich angebaut haben, der du vielleicht ſelbſt Waldungen beſitzeſt, die der heilige Utto vor tauſend Jahren durch ſeine Heiligkeit und den Fleiß ſeiner Hände geweiht hat, wie willſt du, ſage ich, deſſen Urahnen vielleicht von dieſen benachbarten Kloſterbewohnern aus Barbaren in friedliche, Gewerbe und Ackerbau treibende Landbewohner umgeſchaffen wurden, die Steine der Verwerfung auf die Klöſter ſchleudern, ſie als Neſter der Faulheit und des Müßigganges verſchreien? — Wie, ſagſt du, Müßiggänger ſollten die Kloſterbewohner geweſen ſein? — Wie, haſt du noch nichts

*) Bemerkungen eines preußiſchen Proteſtanten. 1824. S. 32.

gehört von ihren unsterblichen Verdiensten um Künste und Wissenschaften? Hast du noch nichts gehört, daß, während Unwissenheit, Barbarei und Rohheit sich mit bleiernem Fittige über einzelne Jahrhunderte gelagert hatten, Künste und Wissenschaften nur allein in den Klöstern eine willkommene Zufluchtsstätte, gastliche Aufnahme und die herrlichste Pflege fanden? Wenn du von allem diesem noch Nichts gehört haben solltest, so will ich dir Männer sprechen lassen, die nicht unserm Glauben angehören, und deren scharfe Urtheilskraft und mitunter freisinnige Denkungsart, kein Mensch in Zweifel ziehen wird. „Die Klöster waren es," sagt Einer *) von ihnen, „in denen die Bibel in den Stürmen der Jahrhunderte aufbewahrt wurde, so wie Mönche es waren, welche den größten Theil der hebräischen sowohl, als griechischen und lateinischen Bibelmanuskripte, die wir jetzt noch besitzen, abgeschrieben haben. Die außerordentliche Schönheit mancher dieser Abschriften, welche den vorzüglichsten Prachtwerken der Buchdruckerkunst gleichkommt, beweist den ungeheuren Aufwand an Zeit und Mühe, der auf sie verwendet werden mußte. Die meisten Institute unserer Wissenschaften und Künste nähren sich von den Brosamen dessen, was einst die Männer der Legende mühsam erwarben, andächtig stifteten, fleißig bewahrten und der Nachkommenschaft fromm übermachten." „Ein großer Fehler war es daher," bemerkt ein Anderer **) dieser Gelehrten, „daß man ohne Schonung die Klöster zerstörte und die Geistlichen herunterseßte. Solche Sünden werden früh oder spät bestraft, wie es leider bei uns bereits geschieht. Wo sind denn nun die den Klöstern geraubten Reichthümer? Wo ihre vielen

*) Herder, in seiner Vorrede zu den Legenden.

**) Dr. und Professor L. Oken in seinen neuen Beweisen 1814.

Bibliotheken, Naturalienſammlungen, phyſikaliſchen Apparate? Die Klöſter waren Schatz- und Unterrichtskammern für das Land und die, welche es nicht waren, hätte man dazu machen können, wenn unſere Staaten doch einmal Alles nur inſofern dulden wollen, als ſie Geld aus ihm preſſen können. Aber hätten die Klöſter nicht auch ſtehen bleiben können aus bloßer Achtung für ihre ehemalige Beſtimmung? Waren ſie es denn nicht, welche zuerſt den Boden bauten, das Volk unterrichteten, unwiſſende Fürſten leiteten, eine milde Religion und mit derſelben ſittliche und wiſſenſchaftliche Bildung brachten? Was wären wir denn ohne unſere Klöſter? Gewiß noch halbwilde Germanen. Hat denn unſere Jetztwelt keine Gefühle mehr für Dank, für ehrwürdiges Alter? Wir denken noch die Zeit zu erleben, wo die Regierungen, von der zerſtörenden Aufklärerei zurückgekommen, froh ſein werden, wenn in die bald verfallenen Kloſtergebäude wieder Geiſtliche einziehen und ihren Chor zum Lobe Gottes und zur Erbauung des Volkes anſtimmen." „Keiner Geſellſchaft war die Welt jemals ſo viel Dank ſchuldig, als dem berühmten Orden der Benediktinermönche; ein einziges ihrer Klöſter hat vielleicht mehr für die Wiſſenſchaften gethan, als die beiden brittiſchen Univerſitäten zu Oxford und Cambridge (in England). Jene bewundernswerthen Männer, welche von England und die Apoſtel des Nordens wurden, ſind die ſchönſten Glanzpunkte unſerer Geſchichte. Eine Geſellſchaft frommer Männer, welche ſich ebenſo mit Literatur und Gewerben, als mit der Religion beſchäftigen, erſcheint in jenen Tagen gleich einer grünen Oaſe inmitten einer Wüſte. Gleich Sternen in mondloſer Nacht

ſcheinen ſie mit ſtillem Glanz über uns. Nichts ſpricht mehr zu Gunſten der religiöſen Orden, als die Städte, Flecken und Dörfer, welche man um ſie herum ſich erheben, wachſen und blühen ſah. Die Mönche von Monte-Caſſino zeichneten ſich nicht allein durch ihre wiſſenſchaftlichen, ſondern auch durch ihre Beachtung der ſchönen Künſte und ihre Bekanntſchaft mit den Klaſſikern aus. Ihr gelehrter Abt Deſiderius ſammelte die beſten griechiſchen und römiſchen Autoren. Die Mönche ſchrieben nicht nur gelehrte Abhandlungen über Muſik, Logik, Aſtronomie und die Baukunſt des Vitruv, ſondern verwendeten auch einen Theil ihrer Zeit zum Kopiren des Tacitus und anderer Schriftſteller." *) Doch, verehrteſte Landsleute, was gehen wir nach Monte-Caſſino, was nach England, um dort die ruhmvolle Thätigkeit kunſtreicher Bienen in ihren Zellen zu bewundern? Werft euren Blick nur auf die nächſte Umgebung! Rechts von eurer Stadt das freundliche Benediktinerſtift Metten, durch unſers Königs Huld zu einem neuen Muſenſitze umgeſchaffen, links den mächtigen Donauſtrom hinab das ehrwürdige Niederaltaich, das noch in ſeinen Ruinen erhaben und Bewunderung erzwingend eine beſſere Zukunft verdient hätte, weiter ſtromaufwärts Oberaltaich und Weltenburg! — Ehrwürdige tauſendjährige Uferbewohner! was waret ihr anders, als das ſchöne Kleeblatt, das in wohlthätigem Vereine die Segnungen des Ackerbaues, der Künſte und Wiſſenſchaften durch die Gauen des ſchönen Bayerlandes ſpendete? —

---

*) Gibbon, Drake citirt in William Cobbets (eines Proteſtanten) Geſchichte der proteſtantiſchen Reform in England und Irland, S. 148. und in den „Erörterungen der konfeſſionellen Unterſcheidungslehren" von einem proteſtantiſchen Laien. Luzern 1844. S. 18 ff.

Doch der Einfluß der geiſtlichen Orden in weltlicher Beziehung greift noch weit tiefer. Man hat ſchon die Frage aufgeworfen: woher denn das Bettelweſen in unſerm Jahrhunderte, das gleich einem Krebsſchaden immer weitere Umſichgreifen desſelben, dem durch alle Armengeſetze und Steuern nicht Einhalt gethan werden kann, das trotz aller polizeilichen Anſchlagzettel an den Thoren unſerer Städte, daß der Bettel bei ſtrenger Strafe verboten ſei, doch keine Schranke ſich ſetzen laſſen will? — Außer mehreren andern in den modernen Syſtemen der Nationalökonomie gelegenen Urſachen, auf die einzugehen hier nicht der Ort iſt, iſt beſonders die Aufhebung der Klöſter ſchuld an der oft beiſpielloſen Verarmung der niedern Volksklaſſen. Alle Geſchichtſchreiber, von was immer für einer Farbe, ſtimmen darin überein, daß die Kloſtergeiſtlichen gütige Gutsherrn waren und durch ihre Gaſtfreundſchaft und andere von ihnen ausgehende Wohlthaten haben ſie von jeher jenem Stande der Dinge vorgebeugt, den wir in England und Irland wahrnehmen, wo es nur zwei Klaſſen der Geſellſchaft gibt — einige Wenige, die im höchſten Überfluſſe ſchwelgen, und Millionen, die zum tiefſten Elend verdammt ſind. „Die Klöſter," ſagt ein unpartheiiſcher Geſchichtſchreiber *), „waren ebenſowohl im Geiſte großer Staatsklugheit, als wahrer Frömmigkeit und chriſtlicher Liebe gegründet; nicht bloß Austheiler von Brod, Fleiſch und Bier waren ſie, ſondern große Beförderer allgemeinen Wohlſtandes, allgemeinen Glückes und allgemeiner Zufriedenheit. Die große Urſache des Elendes von Irland iſt dermalen die Abweſenheit der großen Landeigenthümer, welche den Ertrag des Landes mit ſich fortnehmen und in fremden Gegenden verzehren. Hätte Irland noch ſeine ſieben- oder achthundert großen und kleinen Klöſter, ſo

*) Der oben genannte Cobbet.

würde es wohlhabend und glücklich sein wie früher. Denn es ist einer der größten Vortheile der Klöster, daß sie nothwendiger Weise den Ertrag von einem großen Theile des Landes an dem Orte selbst verzehren machten, von dem er gekommen war. Ferner war das Kloster ein Eigenthümer, der niemals starb; seine Unterthanen hatten es mit einem unsterblichen Gebieter zu thun; seine Ländereien und Gebäude wechselten niemals den Besitzer; seine Pächter waren keinen von den mannigfachen Ungewißheiten unterworfen, denen andere Pächter ausgesetzt sind; seine Eichen durften nimmer vor dem Beile des verschwenderischen Erben zittern; seine Meiereien hatten nicht den Wechsel des Herrn zu befürchten; seine Bauern waren alle unter seinen Augen und seiner Vorsorge geboren und erzogen worden; ihr bürgerliches Ansehen war nothwendig ein Gegenstand von großer Wichtigkeit und daher auch von großer Beachtung. Ein Kloster war für seine Umgebung ein Mittelpunkt, der seiner Natur nach Alle an sich zog, die Unterstützung, Hilfe und Rath bedurften; der eine Korporation von Männern oder Frauen enthielt, welche nicht für ihren eigenen Unterhalt zu sorgen hatten, und Klugheit genug besaßen, um den Unerfahrnen zu leiten, und Reichthum genug, um dem Bedürftigen helfen zu können."

Seht da, Geliebte, solchen Einfluß in weltlicher Beziehung, solchen Einfluß auf die Veredlung der Sitten, die Kultur des Bodens, die Pflege der Künste und Wissenschaften und den Wohlstand der Bevölkerung übten die Klöster, jene ehrwürdigen Hallen, die uns gewöhnlich als die Nester tiefer Unwissenheit, träger Müßiggänger und aller Geschmacklosigkeit geschildert werden und deren Zerstörung von hämischen Geschichtschreibern mit hohem

Entzücken als einer der glänzendſten Züge der angeblichen Kirchenverbeſſerung angeprieſen wird.

Die Mönche verſtanden es, Kirchen und Klöſter zu bauen, das kann man ihnen nicht abſtreiten. Was ſie ſchrieben und bauten, ſchrieben und bauten ſie für die Nachwelt. Die unſterbliche Natur ihrer Inſtitutionen ſchloß bei Allem, was ſie unternahmen, jede Beſchränkung auf irgend eine Zeit und Dauer aus. Bei ihren Bauten und Pflanzungen gaben ſie ſtets das edle Beiſpiel von Fürſorge für das Vergnügen, die Ehre, den Reichthum und die Größe der kommenden, noch ungebornen Geſchlechter. Jede Unternehmung führten ſie in Vollkommenheit aus; in ihren Gärten, in ihren Fiſchteichen, in ihren Meierhöfen, in ihrer ganzen Wirthſchaft ſtellten ſie ein Muſter auf, wie das Land verſchönert, wie es der Stolz ſeiner Bewohner und die Nation wahrhaft dauernd groß gemacht werden könne. Und nun geht hinaus in die Welt, betrachtet die noch vorhandenen ſtolzen Trümmer der Abteien und Priorate und fragt euch dann, welcher Erſatz ward uns dafür? Geht hinaus auf die Stätte irgend eines ehemals reichen Kloſters, betrachtet die Kreuzgänge, wie ſie nun zum Behälter für Dünger, Viehfutter und Reisbündel geworden ſind; betrachtet den Saal, in dem vor Alters Wittwen und Waiſen, Greiſe und Fremde einen gedeckten Tiſch fanden; ſeht, wie ein Theil ſeiner Wände als Stall dient, während der übrige weggeſchleppt wurde, um damit eine Werkſtatt zu bauen; erkennt in der Wand jener Scheune oder jener Mauthhalle einen Theil der ehedem prächtigen Kapelle, und wenn ihr, in wehmüthigem Sinnen feſtgebannt auf dieſer Stelle, entweder bei Tag durch das Fluchen und Schelten der Karrenknechte, oder bei nächtlicher Weile durch die Stimmen der Eulen und Uhu's erinnert werdet, daß dieß einſt geweihte Hallen waren, die zur ſelben Stunde von dem Chore der Mönche wiederhallten und die ſeit Jahrhunderten Sturm und Regen vergeblich peitſchen, wenn ihr dann, von dieſen Betrachtungen erſchöpft,

erinnert werdet, Nahrung, Obdach und Nachtlager zu ſuchen, dann eilet der nächſten Schenke zu, und dort, in einer halbgeheizten, halberleuchteten Stube, bei einem Empfange, der ſich genau nach dem vermutheten Gehalt eures Geldbeutels richtet, könnt ihr nachdenken über die uneigennützige, edle und aufrichtige Gaſtfreundſchaft der Klöſter und trauern über die heuchleriſchen Vorwände, die niedrigen Beweggründe und tyranniſchen Mittel, durch welche jene Verwüſtung angerichtet und die Gaſtfreundſchaft aus den Ländern verbannt ward.

Doch bis jetzt haben wir nur die Kloſtergeiſtlichkeit und ihren wohlthätigen Einfluß auf die Verhältniſſe der Geſellſchaft in weltlicher Beziehung im Auge gehabt; wir müſſen jetzt auch noch die Wirkſamkeit des Weltklerus in gleichem Betreffe unſerer Aufmerkſamkeit würdigen. Hiebei iſt vor Allem die anbetungswürdige Vorſehung und der wunderbare Beiſtand des göttlichen Erlöſers und ſeines der Kirche gegebenen Geiſtes Jedem, der nicht abſichtlich die Augen verſchließt, leicht erſichtlich. Die Geiſtlichkeit beſteht nämlich aus Menſchen, welche die zum Böſen geneigte Natur, die Reize und Verſuchungen zum Böſen mit den übrigen Menſchen theilen, kurz, ſie ſind Menſchen, dem ſittlichen Verderben ausgeſetzt, wie andere Menſchen, weil durch die empfangene Weihe an der menſchlichen Natur nichts geändert wird. Da könnte es nun zur Zeit des Verderbens, wo Glaubens- und Sittenloſigkeit alle Dämme durchbrechen, leicht geſchehen, daß mit den Völkern auch die geſammte Geiſtlichkeit von dem trüben Strome fortgeriſſen würde; aber ſieh da, in ſolchen ſchlimmen Zeiten hat die göttliche Vorſehung immer Mittel gefunden, dem breiten Strome des Verderbens Einhalt zu thun. In den erſten Jahrhunderten der chriſtlichen Kirche, wo die hie und da aufkeimende Idee von klöſterlichen Vereinen noch nicht ihre Entfaltung erlangt hatte, war es der Weltklerus, der es übernommen hatte, die Sitten der Völker zu mildern, die Wiſſenſchaften zu hegen und zu pflegen und durch großartige Schankungen und Almoſen für die Bedürfniſſe

der Armen zu ſorgen. Jene berühmten Männer des goldenen und ſilbernen Zeitalters der Chriſtenheit, jene großen Patriarchen, Erzbiſchöfe und Biſchöfe, die wir unter dem Namen der heiligen Väter, der Kirchenlehrer und Kirchenſchriftſteller bewundern und verehren, ſie gehörten dem Weltklerus an, obwohl einzelne von ihnen ſchon bei den Einſiedlern in Oberägypten gewiſſermaßen eine klöſterliche Bildung erlangt hatten, obwohl man von ihnen ohne Bedenken ſagen kann, daß ſie in der Welt wie Ordensleute lebten. Dieſe frommen und heiligen Männer waren es nun, welche die Unmenſchlichkeit, die Unzucht und den Blutdurſt des griechiſchen und römiſchen Heidenthums mit Erfolg bekämpften, heidniſche Wölfe in chriſtliche Schafe umwandelten und die chriſtliche Wahrheit gegen alle Angriffe des Judenthums, Heidenthums und Sektengeiſtes mit den Waffen der Wiſſenſchaft ſiegreich vertheidigten. Sie waren es, die den heidniſchen Staat in einen chriſtlichen umwandelten; ſie waren es, welche den chriſtlichen Grundſatz, daß Jeder ohne Ausnahme unſer Nächſter, folglich auch ſein Leben heilig zu achten ſei, geltend zu machen wußten gegen jene heidniſche Blutſitte, nach welcher ein Fremder, der an gewiſſen Inſeln (ich erinnere hier nur an Iphigenia auf Tauris!) den Göttern geſchlachtet werden mußte, wodurch das letzte Vorurtheil, das ſich ſo ſchwer an dem Rechte der Gaſtfreundſchaft verſündigte, zu Boden ſank. So hatten alſo die Väter der erſten Jahrhunderte guten Grund gelegt, ſie ſchon hatten wohlthätig für Veredlung der Sitten, für Pflege nicht bloß der theologiſchen, ſondern auch der übrigen Wiſſenſchaften auf der hohen Schule von Alexandria und anderwärts geſorgt, und ihren geiſtlichen Nachfolgern die weitere Pflege überlaſſen. Aber ſiehe da, die ſieben fruchtbaren Jahre für den Weltklerus waren vorüber und es kamen nun ſieben unfruchtbare. Die Stürme der Völkerwanderung, die Fluth der Barbarenhorden, die unaufhörlich von einem Lande in's andere zogen, hatten den Weltklerus mit ſich fortgeriſſen und ihn ſeiner Beſtimmung entfremdet. Das Salz war dumm geworden;

jene, die ſelbſt wild und roh geworden waren, konnten natürlich die Zügelloſigkeit in Andern nicht mehr bekämpfen; jene, die ſelbſt in Trägheit und Müßiggang allen Sinn für Wiſſenſchaft verloren hatten, konnten auch Andere nicht mehr unterrichten; aber ſieh da, für dieſe Jahre geiſtiger Unfruchtbarkeit hatte die göttliche Vorſehung ſchon zuvor einen Joſeph erweckt, der da Scheunen bauen ſollte, in denen der Waizen der fruchtbaren Jahre untergebracht werden könnte, auf daß man in jenen Tagen des Hungers nicht darben ſollte. Dieſer gotterweckte Joſeph war der heilige Benedikt, der den Orden der Benediktiner ſtiftete, welcher in kurzer Zeit ungemein ſchnelle Ausbreitung gefunden hatte. Die Klöſter dieſes Ordens waren die Scheunen, die ſichern Aſyle, wohin ſich die Errungenſchaften der frühern Zeiten flüchteten und getreue Hege und Pflege fanden, wie wir oben geſehen haben. Und als in ſpäteren Zeiten die Klöſter das nämliche Schickſal theilten, wie öfter die Weltgeiſtlichkeit, da brütete der Geiſt Gottes wieder befruchtend über dieſer und ſo war keine Zeit, kein Jahrhundert, das nicht ſeine ſchönen Früchte getragen und den Beweis geliefert hätte, daß entweder die Weltgeiſtlichkeit oder die Ordensgeiſtlichen wohlthätigen Einfluß in ihren Beziehungen zum Staate und auf das Wohl der Völker geäußert hätten.

Beide miteinander aber waren ſie ſtets die feſten Stützpunkte der Throne und die Grundlage der chriſtlichen Staaten, welche die Kirche in den Windeln ſchon zur Erzieherin gehabt und unter ihrer wohlthätigen Pflege und an ihrer Hand groß geworden waren. Ohne dem Staate läſtig zu fallen, weil der eheloſe Prieſter die Finanzen des Staates nicht für Weib und Kind in Anſpruch zu nehmen hatte, wirkte die Geiſtlichkeit allenthalben zum Beſten der Fürſten und ihrer Unterthanen. Bald waren Zwiſte und Fehden auszugleichen und da waren es große Päbſte und große Heilige, welche die Vermittler und Friedensſtifter unter den ſtreitenden Parteien machten, bald waren die Verhältniſſe

eines zum Christenthum bekehrten Landes zu ordnen, hier waren Bescheide, dort Rathschläge zu ertheilen, anderswo durch Verträge und Konkordate die Rechte des Staates und der Kirche genauer zu bestimmen und auszuscheiden und so wirkte der Klerus allerwärts zur Ruhe und zur Wohlfahrt der Völker, zur Sicherheit und zur Befestigung des göttlichen Rechtes der Monarchen. Diese ihrerseits dankbar diesen Schutz anerkennend übernahmen die Schirmvogtei der Kirche und versprachen, sie in allen ihren Rechten zu wahren und zu schützen. So bestand Jahrhunderte lang ein schönes Verhältniß zwischen Staat und Kirche; die Kirche stand in der Blüthe, die Staaten waren mächtig und stark durch Einheit und die Unterthanen glücklich.

Allerdings kann und soll nun nicht geläugnet werden, daß einzelne Störungen vorfielen, die einen langen Schatten auf den gerühmten, wohlthätigen Einfluß der Geistlichkeit in weltlicher Beziehung zu werfen scheinen und wirklich von der bei weitem großen Mehrzahl der Geschichtschreiber auch zu diesem Zwecke ausgebeutet wurden. So hat man es gar oft getadelt, daß sich einzelne Päbste erlaubten, die Unterthanen vom Eide der Treue zu entbinden und die Könige abzusetzen; allein man bedachte nicht, daß in jenen Zeiten die Staaten durchweg auf katholischer Grundlage ruhten und ein von der Kirche ausgeschlossener Fürst nach der Ansicht jener Zeit gerade dadurch auch der Regentenwürde verlurstig war; daß aber, wenn wirklich Übergriffe von Seite der Geistlichkeit stattfanden, diese eben nur durch Übertreibungen, Übergriffe und Anmaßungen der andern Seite hervorgerufen wurden, was in der Hitze des Streites und zu einer Zeit, wo noch keine scharfe Ausscheidung und bestimmte Abmarkung der Gränzen des geistlichen und weltlichen Rechtes stattgefunden hatte, um so leichter der Fall war. Man hat ferner von dem schauderhaften Verderben der Weltgeistlichkeit einerseits und von dem beispiellosen Verfalle der Zucht und Wissenschaft in den Klöstern anderseits gar Vieles deklamirt; allein man hat

nicht bedacht, daß das Verderben nie allgemein, daß ferner nur die Sittlichkeit und dieſe nur theilweiſe, aber nie der Glaube verſchwunden war, weil dieſer unter der Kontrole des göttlichen Geiſtes ſteht, welcher die Reinheit des Glaubens trotz ſittlicher Verſunkenheit aufrecht zu halten weiß; man hat ferner geſagt, daß, ſtatt die Throne zu ſchützen, die Geiſtlichkeit und namentlich gewiſſe Ordensgeiſtliche den Königsmord gelehrt, das göttliche Recht der Könige geläugnet, und die Throne mancher Staaten wirklich umgeſtürzt haben. Allein, die ſo ſagen, haben in ihrer Verblendung nicht bedacht, daß, wenn die Revolution in einem Lande Eingang gefunden, die Pfeiler des Thrones eingeriſſen, die unverletzlich heilige Perſon des Monarchen mit Füßen getreten oder das königliche Haupt gar auf dem Schaffote durch das Beil des Henkers abgeſchlagen hat, ſie zuvor wohlweislich die Altäre umzuſtürzen, das Anſehen der Geiſtlichkeit zu untergraben, die Prieſter und Biſchöfe und namentlich jene Ordensgeiſtlichen, denen die Lehre des Königsmordes, der Umſturz der Throne und die Anzettelung von Verſchwörungen und Revolutionen zur Laſt gelegt wird, zu verjagen oder zu morden geſucht hat. —

Kurz, man mag ſagen, was man will, niemals läßt es ſich läugnen, daß die Geiſtlichkeit wenigſtens im Allgemeinen auf das Glück der Völker, die Veredlung ihrer Sitten, die Verbeſſerung ihrer Lebensverhältniſſe, die Regulirung der Staaten, die Befeſtigung und Beſchützung der Throne höchſt wohlthätig eingewirkt habe, ſo daß man auf ſie auch in weltlicher Beziehung mit vollem Rechte den Satz anwenden darf: Benefaciundo pertransiit — ſie ging vorüber und that Gutes. Muß man aber den Einfluß der Geiſtlichkeit ſchon in weltlicher Beziehung einen wohlthätigen und ſegenreichen nennen, um wie viel mehr erſt in geiſtlicher Beziehung, und hievon im

zweiten Theile.

Die Kirche des Heilandes ist, weil von einem Gottmenschen gegründet, eine gottmenschliche Anstalt, ein Reich, zwar nicht von dieser Welt, wohl aber in dieser Welt, und deßhalb, weil theilweise menschlich und in dieser Welt auch ihr Einfluß auf das Weltliche, ihre mannigfachen Beziehungen zur Welt. Während aber die Kirche wohl einerseits in der Erde wurzelt, liegt ihre andere Seite über die irdischen Regionen hinaus in geistigen Gebieten und daher auch Einfluß auf die Geister, wovon ihr weltlicher Einfluß erst die Folge ist. Diesen Einfluß auf die Geister übt die Kirche aber ganz allein durch die Lehre, durch das Evangelium, die frohe Botschaft des Heiles und des Friedens, die ihre Diener über den Erdkreis hintragen und als Himmelsspeise dem Geiste zur Nahrung bieten.

Friede und Freude im heiligen Geiste! Das ist also das erste Himmelsgeschenk, welches die Diener der Religion, die Priester der Kirche den Völkern bringen. Wo die Glaubensboten nur immer hinkommen, da bringen sie den Völkern die frohe Kunde von der Erlösung des Menschengeschlechtes durch Jesus Christus, den eingebornen Sohn Gottes von Ewigkeit. Gott ist für uns Mensch geworden, er hat den Thron seiner Herrlichkeit verlassen, um in einem armseligen Stalle in Armuth und Dürftigkeit geboren zu werden; er wollte ein Knecht werden, um dich zum Herrn zu machen, um dich von der Knechtschaft des Teufels zu befreien. Da frohlocken die Armen, die bisher glauben mochten, daß nur die Reichen und Großen dieser Erde einen Himmel haben, daß nur Reichthum und die Lüste dieser Erde glücklich machen. Nunmehr erfahren sie, daß der Heiland selbst die Armuth geheiligt hat, daß er selbst so arm war, daß er sagen konnte: Die Füchse haben ihre Höhlen und die Vögel ihre Nester; aber des Menschen Sohn hat nicht, wo er sein Haupt hinlegte. Nun wissen sie, daß arm sein keine Schande mehr sei, nicht

mehr Verachtung nach ſich ziehe; nun wiſſen ſie auch, daß Reichthum ſo gefährlich und dem ewigen Heile leicht hinderlich werden könne; gerne dulden ſie jetzt ihre Armuth, die ſie dem leidenden Heilande ähnlich macht im Hinblick auf ewige Reichthümer. — Es frohlocken ferner bei der frohen Botſchaft des Evangeliums jene armen Geſchöpfe, die wie das Vieh behandelt werden, die armen Sklaven. Sie, denen ihre unmenſchliche Behandlung, ihr elendes Loos glauben machen mochte, daß ſie allein keinen Vater im Himmel haben, hören nun durch die frohe Botſchaft des Evangeliums, daß auch ſie Kinder des himmliſchen Vaters ſind, künftige Erben und Kinder Gottes, ſie hören, daß auch ihre unmenſchlichen Herrn einen Herrn im Himmel haben, der ſie einſt zur Rechenſchaft ziehen wird. Da ſtrömt Friede und Freude in ihre Herzen und gerne ertragen ſie nun das Joch der leiblichen Knechtſchaft, weil ſie die geiſtige Freiheit der Kinder Gottes errungen haben. Doch, wer iſt der Ärmſte, wer der bedauerungswürdigſte Sklave, als der — Sünder? Er, der bisher die innere Leere und Verlaſſenheit ſeiner Seele durch die eitlen Lüſte der Welt unbemerkbar machen wollte, er, der immer gerufen hatte: Friede! Friede! während doch kein Friede in ſeiner Seele war, er hört nun von den Verkündern der frohen Botſchaft des Heils, daß Alle, die mühſelig und beladen ſind, Ruhe finden können für ihre Seelen, daß die Centnerlaſt der Sünde vom Herzen hinweggewälzt werden könne, er hört, daß der eingeborne Sohn Gottes vom Himmel herabgekommen ſei, zu ſuchen und ſelig zu machen, was verloren war, und daß die Engel des Himmels über einen bußfertigen Sünder mehr Freude haben, als über neunundneunzig Gerechte. Da lebt in ihm, dem Verzweiflungsvollen, freudige Hoffnung auf, er ſehnt ſich nach jener Ruhe, jenem Seelenfrieden, von dem er noch nie eine Ahnung hatte, der Prieſter des Herrn kommt dieſem Sehnen durch die Heilmittel des Chriſtenthums entgegen, und ſieh da! Friede und Freude im heiligen Geiſte kehrt ein in der Seele des bisher Elenden.

Ja, die Prieſter, ſie waren von jeher Boten des Friedens, abgeſendet vom Fürſten des Friedens, um den Völkern Ruhe und Friede zu bringen. Doch, was gehe ich zurück in die Zeiten der erſten Ausbreitung des Chriſtenthums? Warum führe ich fremde Völker vor, euch zu überzeugen von dem geiſtigen Einfluſſe der Geiſtlichkeit? Wir wollen nur unſere eigenen Verhältniſſe in's Auge faſſen und wir gelangen zur nämlichen Überzeugung. Sagt mir, wer hat denn die Segnungen des Chriſtenthums in dieſe blühende Donaugegend gebracht? Wer hat den heidniſchen Bewohnern dieſer Gaue die erſten Wohlthaten der Erlöſung geſpendet? Wer hat die Finſterniß heidniſchen Aberglaubens hier verſcheucht? wer die Feſſeln des Satans hier zerbrochen? Wer anders, als die Prieſterſchaft? Und wer war es denn, geliebte Landsleute, der in den Zeiten der Gefahr den alten väterlichen Glauben unter euch bewahrte, wer war denn das Salz, das die hieſige Gemeinde vor Fäulniß bewahrte, wer das Licht, das in den Finſterniſſen leuchtete, wer anders, als die Geiſtlichkeit? Und wer ſpendet euch denn heutzutage die unſchätzbaren Wohlthaten der Religion? Wer verſchafft denn Ruhe und Friede den ſündenbelaſteten Gemüthern? Wer bricht euren Kleinen das Brod des Lebens? Wer klärt euch auf über die Wahrheiten eures Glaubens? Wer anders, als die Geiſtlichen? Sagt mir, iſt dieſer ihr Einfluß, den ſie auf eure Seelen ausüben, ſchädlich? Habt ihr ſchon einen Schaden verſpürt, wenn ſie euch die Wahrheit predigten, wenn ſie euch im Beichtſtuhle zuriefen: „Es iſt dir nicht erlaubt!“ Ich glaube, verehrte Landsleute, Manche von euch haben noch gar nie nachgedacht, was ſie an ihren Geiſtlichen beſitzen; ſonſt könnten ſie nicht ſo ſchrecklich gleichgültig ſein gegen den heiligen Dienſt, den die Geiſtlichen zu verwalten haben, ſonſt würden ſie fleißiger zur Kirche gehen, gerne einer Predigt beiwohnen, öfter die heiligen Sakramente empfangen, ſonſt würden ſie nicht ſo über ihre Geiſtlichkeit ſchimpfen und nicht ſo freigebig mit Pfaffen herumwerfen.

Verſucht es einmal, Geliebte! und denkt euch für den Augenblick, ihr hättet gar keinen Prieſter in eurer Mitte! Manchen aus euch wird es nicht ſchwer fallen, ſich in dieſe Lage hinein zu denken, weil das Band, das ſie mit ihren Seelſorgern noch zuſammenhält, ohnehin nur ein äußerſt ſchwaches iſt. Denkt euch, ſage ich, in dieſe Lage! Was ſeid ihr dann, was habt ihr dann? Ihr könnet allerdings wohlhabende Bürger und tüchtige Geſchäftsleute ſein, ihr könnt noch obendrein, was man ſagt, ſolide, bürgerlich rechtſchaffene Leute ſein, aber was dann? Was hilft es euch, wenn ihr die ganze Welt gewinnet, aber an eurer Seele Schaden leidet? Und wer ſpendet eurer Seele Nahrung, wenn ihr keinen Geiſtlichen habt? Wer ertheilt euch die heiligen Sakramente? Wer hält den Gottesdienſt? Oder glauben Einige von euch, glaubt etwa Jung-Deggendorf auch ohne Gottesdienſt und Sakramente leben zu können? Wirklich ſcheint es bei Einigen ſo weit gekommen zu ſein. Wenn wir die Berichte der Miſſionäre leſen, ſo finden wir zu unſerer Rührung und Erbauung, daß die Neubekehrten drei bis vier Tagreiſen machen, nur um einer heiligen Meſſe beiwohnen zu können, weil oft auf Meilen kein Geiſtlicher wegen Mangel an Miſſionären zu treffen iſt. Unſere modernen aufgeklärten Chriſten aber haben ſich längſt über ſolchen Aberglauben hinweggeſetzt. Sie haben kaum einige Schritte zur Kirche; allein ſie gehen nicht hinein. Während das Volk dem Gottesdienſte beiwohnt, pflegen ſie zu Hauſe oder in den Federn ihren Gottesdienſt, ſchlendern gemächlich im Schlafrocke herum, ſchmauchen wohl auch eine Pfeife zum Fenſter herab, während Andere es lieben, in einer Kneipe während des Gottesdienſtes zu ſitzen und ſich dort die Zeit zu verkürzen. Und erſt eine Predigt zu hören, wie wird da ein aufgeklärter Geiſt ſich herbeilaſſen können? Ha, dieſes Pfaffengewäſche kann das dumme Bauernvolk anhören, aber wir Gebildete, die wir Wien und Berlin geſehen, und bereits die Vorurtheile unſerer bigotten Voreltern abgelegt haben, am Freitag wie an andern Tagen

Fleiſch eſſen, es in der ehelichen Treue nicht ſonderlich genau nehmen, überhaupt die Beſtimmung des Menſchen in den Genuß ſetzen, wie ſollten denn wir an etwas, was man da Predigt oder Pfarrgottesdienſt heißt, einen Geſchmack finden? Wer einmal die herrliche Sprache in den „Stunden der Andacht" kennen gelernt, wer einmal einen liebenswürdigen Roman geleſen, wer einmal den ſchönen Vortrag eines Schauſpielers, oder einer liebenswürdigen Bühnenkünſtlerin geſehen und gehört, dem wird ein ſo fades, trockenes Gewäſche von einer Predigt nicht mehr zuſagen. Laßt ſie ſchwätzen die Pfaffen! Das dumme Volk mag ihnen glauben, wir ſind über ſolche abgedroſchene Dinge längſt hinaus. Ich könnte ſie mit Namen nennen diejenigen, die in unſerer Stadt alſo denken und auch durch ihr Betragen aus ihrer Geſinnung kein Hehl machen. Dieſe Menſchen haben natürlich gar keinen Begriff von dem Berufe eines Geiſtlichen, ſie meinen gewöhnlich nur, die Geiſtlichen ſeien eben nichts als Handwerker, die für beſtimmte Bezahlung eine beſtimmte Arbeit liefern; ja häufig glaubt man, namentlich unter der ſogenannten gebildeten Klaſſe, daß die Geiſtlichen nur deßwegen ſo reden, weil ſie dafür bezahlt werden und daß ſie ganz anders reden würden, wenn ſie nur dürften; das hat mir einſt ein Mann dieſer Stadt, den ich ſonſt als Menſch achte und ſchätze, in's Geſicht geſagt, war es nun im Ernſte oder Scherze gemeint; mit andern Worten heißt das nichts anders, als: Ihr Geiſtliche ſeid weiter nichts, als pfiffige Heuchler. — Solche Menſchen ſind zu bedauern, weil ſie von dem Berufe eines Geiſtlichen gar keine Ahnung haben; ja, wenn man einem Solchen ſagen würde: Sieh einmal, der Seelſorger iſt dein beſter Freund, einen treuern, aufrichtigern und wärmeren Freund haſt du nicht, ſo würde ſolch ein Unglücklicher große Augen machen und vielleicht ein helles Gelächter aufſchlagen. Wenn man ihm ſagen würde: Sieh da, dieſe deine Freunde und Zechbrüder, dieſe deine Laſtergefährten, die du jetzt für deine wahren Freunde hältſt, werden dich in der Noth und im

Unglücke verlaſſen, der Geiſtliche aber wird dann allein dein Freund ſein, ſo würde er wohl ungläubig den Kopf ſchütteln. Und doch iſt es ſo, ungläubiger Freund! und daß es ſo iſt, das will ich dir beweiſen, vielleicht glaubſt du doch einmal. Ich will nichts ſagen davon, daß der Prieſter gleich bei deiner Geburt ſchon an der Kirchthüre deiner wartete, um dir, der du kaum das Licht der Welt erblickt haſt, auch das Licht des Glaubens anzuzünden, um dich, der du kaum einige Stunden ein Weltbürger biſt, zu einem Himmelsbürger zu machen, um dich, der du unrein zur Welt kamſt, im heiligen Taufbade zu reinigen; ich will nichts davon ſagen, daß du in der Schule die erſten ſanften Eindrücke des Chriſtenthums von dem Geiſtlichen empfingeſt — doch ſtill hievon, das waren andere Zeiten, damals warſt du ein unſchuldig froher Knabe, voll heiliger Wißbegierde; dein offenes, reines, noch nicht von böſer Leidenſchaft getrübtes Auge ſah ſo kindlich zu dem Seelſorger, zu dem Herrn Katecheten, wie du ihn nannteſt, empor; die Stunde, wo du deinen Seelſorger in der Schule ſaheſt, ſie war dir die ſchönſte Stunde, dein Herz ſehnte ſich nach ſeiner Ankunft, dein Blick ruhte ſo wohlgefällig auf ſeinen Lippen, dein Ohr lauſchte ſo gierig, als wollteſt du jedes Wort aus ſeinem Munde ſaugen, und wenn du den geliebten Seelſorger auf dem Wege ſaheſt, ſo jauchzteſt du und von weitem ſprangſt du dem Liebling deiner Seele entgegen, um ihm die Hand zu küſſen. Damals berechtigteſt du zu ſo ſchönen Hoffnungen, du wareſt eine Zierde der Schule, die Freude deiner Lehrer, die Wonne deiner Eltern, du beteteſt ſo gerne und deine Freude war es, in die Kirche zu gehen. Damals konnteſt du nicht ſchlafen, wenn du dein Abendgebet nicht gebetet hatteſt, das waren ſo ſchöne, ſo unſchuldvolle Jahre und jetzt — jetzt ſtehſt du als Mann, und dein Herz iſt wie ausgekehrt. Der heilige Geiſt iſt aus demſelben gewichen und ein anderer Geiſt hat von demſelben Beſitz genommen. Keine Freude mehr am Gebete, in der Kirche Alles ſo leer, ſo todt für dich; wenn Andere Andacht durchglüht,

ſo ſtehſt du da, wie das kalte Pflaſter, religiöſe Geſpräche langweilen dich; begegnet dir der einſt ſo geliebte Seelſorger, ſo wird es dir unheimlich, faſt möchteſt du ausweichen, eine kalte Verbeugung, und du gehſt an ihm vorüber, vielleicht ziehſt du nicht einmal den Hut mehr; denn der, der einſt dein geliebter Seelſorger war, er iſt dir nunmehr — ein armſeliger Pfaffe. Und woher denn dieſe Veränderung? Iſt etwa der Geiſtliche dein Feind geworden? Hat er dich beleidigt? O nein, er liebt dich noch immer wie in deiner Kindheit, er würde ſein Leben für dich geben — aber du liebſt ihn nicht mehr, du haſſeſt ihn — und warum? — Sieh, du biſt ein liederlicher Hausvater, der die in der Woche mühſam erworbenen Kreuzer an Sonn- und Feiertagen durch die Gurgel jagt, oder am Spieltiſche vergeudet, während Weib und Kinder zu Hauſe Hunger leiden müſſen; ſieh, du haſt den Glauben verloren, die Religion ausgezogen, du trägſt nur mehr den Namen eines katholiſchen Chriſten, dein Leben aber iſt ein gottloſes; ſieh, du lebſt in ſündhaften Verhältniſſen, du biſt das Ärgerniß der ganzen Stadt, die Peſt der Gemeinde — ſieh, mein Freund, das iſt es, warum du dem Geiſtlichen ſo abhold biſt. So oft du ihn ſiehſt, erſchrickſt du, bei ſeinem Anblicke erwacht dein Gewiſſen, er hat dir ſchon im Beichtſtuhl und auf der Kanzel zugerufen: Es iſt dir nicht erlaubt! und ſo oft er dir begegnet, glaubſt du ſeine ſtrafenden Worte zu hören. Sieh, der Geiſtliche ſteht deinen Ausſchweifungen im Wege, er iſt dir der Stein des Anſtoßes, der beſtändige Dorn im Auge, — ſieh, daher deine Feindſchaft, dein Haß, dein Unwille, darum iſt er dir nicht mehr der geliebte Seelſorger, ſondern — der verächtliche Pfaffe. Und doch iſt er nicht dein Feind, wie du meinſt, ſondern dein beſter Freund. Treue Freundſchaft, ſagt man, bewährt ſich im Unglücke; da lernt man die guten und ſchlechten Freunde am leichteſten kennen. Welcher Zeitpunkt iſt aber für den Sünder unglücklicher, trauriger und widerwärtiger, als jene verhängnißvolle Zeit, wo er auf dem Sterbebette den uner-

bittlichen Tod langſamen Schrittes immer näher heranrücken ſieht? In dieſem Augenblicke, mein Freund, verläßt dich Alles. Umſonſt warteſt du auf deine Sündengefährten, die bisher ſo oft betheuert hatten, daß ſie dir ewig treu bleiben werden. Ja, ſo lange du der Welt wohlthuſt, Gaſtgelage anſtellſt und deine Geldbörſe über den ſchwimmenden Tiſch ausſchütteſt, o ſo lang haſt du gute Freunde, Bruderherz und Dulcineen die Menge; jeder auch noch ſo dumme Einfall wird mit dem auf- und zugeblätterten Fächer bejaht, jede Miene mit Liebäugeln, mit zärtlichem Achſelklopfen und holdem Fußtritte beantwortet; man nennt dich die Seele der Geſellſchaft, die ehrliche Haut, den Mann von Welt. Aber jetzt auf dem Todbette, wie ändert ſich hier die Scene! Niemand kennt dich, Niemand will dich mehr; zwar erkundigt man ſich öfter um dein Befinden, es iſt bisweilen die Rede von dir, aber um deine Seele kümmert ſich kein Menſch, ſo wenig, wie die Prieſter und Phariſäer ſich um den Judas bekümmerten, als er ihnen die Silberlinge hinwarf. Da ſieh du zu, was geht das uns an? ſagten ſie. Und ſollte etwa gar eine anſteckende Krankheit dich niederſtrecken, ſo ſei verſichert, deine Sündenfreunde werden ſich noch weniger um dich drängen; ein armer Aufwärter, deſſen Leben man daran wagt, wie das Leben eines Miſſethäters, den man die Minen ſprengen läßt, wird dich bedienen, jene angebetete Dirne verläßt dich und hält ſich bei deinem Anblicke ein Riechfläſchchen unter die Naſe, nach deinem Amte, deinem Gewerbe lauft ſchon ein Anderer, dein Haus theilen heimlich die lachenden Erben, und was noch das Traurigſte iſt, du mußt allem dem ſelbſt entſagen, ein Teſtament machen und ſo dir ſelbſt das Todesurtheil mit zitternder Hand unterzeichnen. Zuletzt ſchleicht ſich auch noch der Arzt, deine einzige bisherige Stütze, von deinem Sterbebette weg und zuckt bedenklich die Achſel. Nun liegſt du da, der du nie allein ſein konnteſt, allein und verlaſſen in ſchrecklichen Schmerzen und im herannahenden Todeskampfe. Jetzt erſt beginnt das Gewiſſen auf eine fürchterliche

Weiſe aufzuwachen. Die Jahre der entweihten Jugendzeit, die Ausſchweifungen des männlichen Alters, die vielen Verführungen unſchuldiger Perſonen, die Verletzungen ehelicher Treue, alle die hundertfältigen Opfer im Dienſte des Bacchus und der Venus, die vielen mit Füßen getretenen heiligen Sakramente, ſie ziehen an deinem bis in den Tod betrübten Geiſte vorüber und lagern ſich wie Mühlſteine auf deinem Herzen, kurz, deine Feinde werden dich wie Jeruſalem mit einem Wall umgeben und von allen Seiten ängſtigen. Und nun ſag mir, was ſoll dich einſt tröſten in jener ſchrecklichen Stunde, wenn die Hölle alle ihre Macht aufbietet, um ſich des Schlachtopfers, das ſie ſchon ſeit Jahren an ſelbſtgeſchmiedeten Ketten führte, für alle Ewigkeit zu verſichern, wenn der Teufel ſchon mit aufgeſperrtem Rachen an deiner Lagerſtätte lauert, um deine mit Todſünden überſchüttete Seele im erſten Augenblicke ihres Austrittes aus dem Hauſe der Sünde zu verſchlingen? Sag an, ergrauter Sünder! wo iſt deine Hilfe, wo iſt dein Gott? Wo iſt der Gott, deſſen du ſpotteteſt, deſſen Einladungen, Warnungen, Strafen, Bitten und Rufen du verachteteſt, deſſen Prieſter du beſchimpfteſt? Höre einmal ſeine Richterſtimme aus den göttlichen Sprichwörtern: „Ihr habt all meinen Rath verachtet und meine Strafreden in den Wind geſchlagen; ſo will ich denn zu eurem Untergange lachen; ſpotten will ich euer, wenn das, was ihr fürchtet, ankommen wird.“ „Gehet nur hin zu euren Göttern, auf die ihr Vertrauen hattet,“ ſagt er im V. Buche Moſis. — Ja, geh hin, Hochmüthiger, der du nichts als deinen Verſtand, dein Bischen Witz, deine ſchlechten Bücher gegen Glauben und gute Sitten als deine Götzen kenneſt, geh hin und hole dir auf dem Todbette Rath und Hilfe bei dieſen Göttern! — Geizhals, Wucherer! Geh hin zu deinen Kiſten, Kaſten, Geräthſchaften, Äckern, Häuſern, Gärten und Kapitalien, das waren ja deine Götter! — Unzüchtiger, Schlemmer und Wüſtling! Geh hin zu deinen Zechbrüdern, zu jenen Kreaturen, zu jener Dirne, zu jenem Buhler, zu jenem Gegen-

ſtande deiner ehebrecheriſchen Liebe! Das waren deine Götter! Sprich zu ihnen: Herr! Freund! Gönner! denk auf meine Hilfe, eile mir beizuſtehen! Nun, wo ſind ſie, deine Freunde, wo deine Götter! Warum helfen ſie dir nicht in der größten Noth, in der bittern Stunde des Todes? Iſt etwa Baal verreist, oder ſchläft er gar? —

In dieſem furchtbar entſcheidenden Augenblicke, wo du ganz verlaſſen von aller Welt da liegſt, zerriſſen von wüthenden Schmerzen des Leibes, gepeinigt von den rächenden Furien eines ſeit Jahren unterdrückten Gewiſſens, das nunmehr ſein letztes Todesröcheln vernehmen läßt, da öffnet ſich die Thüre und wer tritt herein? Es iſt derjenige, den du ſtets unter deine Feinde gezählt, über den du vielleicht oft dich luſtig gemacht, den du oft verläſtert, den du in deiner Krankheit nie verlangt oder ihn zu verlangen nie gewagt haſt, es iſt dein Seelſorger, der Prieſter. Was Andere als Freunde dir verweigern, das will er, dein vermeintlicher Feind, dir geben. Er hat dich damals bei deinem Eintritte in die Welt liebreich aufgenommen, er hat dich öfters mit den heiligen Sakramenten gereinigt und geſtärkt, er hat vielleicht ſeinen Segen dir gegeben, da du als Bräutigam am Altare deiner Braut vor Gott und der ganzen Gemeinde ewige Treue ſchwureſt, die du aber ſchlecht gehalten haſt; ſieh, er will nun auch dein Begleiter ſein auf der großen Reiſe, die du bald antreten wirſt; er allein ſcheut nicht Peſt, Wunden und Geſchwüre, er hat dich von jeher für ſein wenn auch irregegangenes und verlornes Schäflein gehalten; gleich dem Galgenprediger wird er mit dir auf die letzte Stufe der Leiter ſteigen, dich zum letzten umarmen und deine Seele bis zur Pforte der Ewigkeit führen. Er nimmt hinweg von deinem Gewiſſen die Centnerlaſt deines ſündhaften Lebens, verſieht dich mit der himmliſchen Wegzehrung und ſtärkt dich mit dem heiligen Öle zum letzten ſchweren Kampfe und zum letzten entſcheidenden Gange. Sieh, noch im letzten Augenblicke entreißt er dich dem Rachen des Teufels, du, der du

ſchon eine Beute der Hölle warſt, wirſt noch ein Kind Gottes, ein Erbe des Himmels, wie der rechte Schächer am Kreuze. Und das Alles, wenn du nur willſt, wenn du nur Reue zeigſt, und dein bisheriges Leben verflucheſt. Was kein Menſch dir gewähren kann, und ſollte er auch über Welttheile zu gebieten haben, Vergebung der Sünden — das gibt dir der Prieſter als Stellvertreter Gottes. Wie, wirſt du dann in jenem Augenblicke auch noch wähnen, es ſei ein armſeliges Ding um einen Prieſter? Schließt nicht er dir die Pforten des Himmels auf, ſchließt nicht er ſie dir zu? Oder willſt du vielleicht ohne Reue, ohne Buße, ohne Abſolution, ohne Licht und Kreuz aus der Welt gehen? Meinſt du etwa eine Probefahrt machen zu können? Nein, mein Freund! laß dich nicht bethören, von dort kommt Keiner mehr zurück und unter Heulen und Zähneknirſchen würdeſt du es zu ſpät einſehen, was dir dein Seelſorger war, und daß er nur höchſt wohlthätig zum Heile deiner Seele zu wirken befliſſen war. So erkennt es denn einmal, ihr Alle, die ihr bisher mit Geringſchätzung über die Geiſtlichkeit urtheiltet, erkennet es zu eurem Heile, daß der Seelſorger es iſt, der mit den Gnadenmitteln und Segnungen der heiligen Religion euch von der Wiege durch's ganze Leben hindurch bis zum Grabe begleitet, der wohlthätig in der Schule, am Krankenbette, im Beichtſtuhle und auf der Kanzel auf euch und die Eurigen wirket, beſonders aber in der entſcheidenden Stunde des Todes, wo er hintritt zwiſchen den armen Sünder und den Satan und dem ewigen guten Hirten das verlorne, aber wieder gefundene Schäflein zuführt. —

Ja, Segensmänner ſind die Prieſter in jeder Beziehung; ſie mögen nun ihren Einfluß im weltlichen Gebiete geltend machen, oder ihre Wirkſamkeit im Gebiete der Seelenleitung entfalten. Wohl weiß ich, daß auch da wieder eine Schattenſeite des Prieſterſtandes ſich hervorkehren läßt, daß mancher Geiſtliche ſtatt wohlthätig durch ein verkehrtes Wirken und ſchlechtes Beiſpiel höchſt nachtheilig auf das Heil der unſterblichen

Seelen gewirkt hat, wohl weiß ich, daß große Ärgerniſſe, Spaltungen und Ketzereien nur allein durch die Schuld der Geiſtlichkeit entſtanden ſind, ſo daß ſich das frappante Sprichwort gebildet hat: Omne malum a clero — Alles Unheil von der Geiſtlichkeit; — allein, wo wäre der Stand, der nicht ruchloſe Mitglieder je in ſeinen Reihen gezählt hat? Saß ja unter den zwölf Apoſteln ſogar ein Judas, und dieſes Judasgeſchlecht, das den Herrn um 30 Silberlinge und oft noch um viel ſchlechteren Preis verräth und verkauft, wird wohl in keinem Stande ausſterben, ſo lang die Welt ſteht. Aber was thut das zur Sache? Millionen Sterne funkeln am geſtirnten Himmel; manche darunter üben einen ungünſtigen Einfluß auf unſere Erde, wer wird deßwegen dem geſammten Sternenheere zürnen? Haben ja ſchon oft gottloſe Fürſten den Scepter geführt, wer wird deßhalb den Thron umſtürzen wollen? Wenn einmal der ewige Richter das Gute und Böſe, das von der Geiſtlichkeit herrührt, auf die Waagſchale legen wird, da wird wohl die Schale des Übels hoch aufflattern, und darum kann man immerhin behaupten, und ich habe dieſe Behauptung euch heute auch bewieſen: Wohlthätig und ſegensreich war der Einfluß der Geiſtlichkeit in weltlicher Beziehung, wohlthätig und ſegensreich in geiſtlicher Beziehung. Segensmänner waren ſie für die Menſchheit — das Salz der Erde, das Licht der Welt.

Einen ſolchen Segensmann, Geliebte, der mit dem heutigen Tage ſeine Wirkſamkeit beginnt, ſeht ihr denn heute in der Perſon unſers hochwürdigen Herrn Primizianten am Altare ſtehen. Ausgerüſtet mit vorzüglichen Eigenſchaften des Geiſtes und Körpers, die ihm in den höhern Kreiſen ſchon ſeit Jahren Eingang verſchafften, hätte er auch einem andern Berufe ſich widmen und in jedem derſelben eine ſegensreiche Thätigkeit entfalten können, ſei es nun, daß er dem gedrückten Unterthan zu ſeinem Rechte verholfen oder der leidenden Menſchheit ſeine Kräfte geweiht hätte. Aber

wohl wiſſend, daß im Prieſterſtande ſich ein Feld der Wirkſamkeit eröffne, wie in keinem andern Stande, wohl wiſſend, daß gerade in unſern Tagen talentvolle, begeiſterte, von Eifer für das Haus des Herrn glühende Diener der Kirche nothwendiger ſind, als je, opferte unſer Herr Primiziant, in großmüthiger Verzichtleiſtung auf alle Freuden und Genüſſe, die ihm in einem andern Stande geblüht haben würden, ſeine ganze Perſönlichkeit dem Dienſte der Kirche, um ſo frei von allen irdiſchen Banden ungetheilt und ſorgenlos dem Wohle der Menſchheit, dem Heile der unſterblichen Seelen ſich hingeben zu können. Wahrlich, ein großes, ein ſchönes Opfer haben Sie gebracht, hochwürdiger Herr Primiziant; aber Sie wiſſen auch, wem Sie es gebracht haben. Höhere, ewige Rückſichten hatten Sie bei ihrer Standeswahl im Auge, darum verzichteten Sie auf das Zeitliche. So ſeien Sie mir denn willkommen am Altare des Herrn! Mit Freuden begrüße ich Sie von dieſer heiligen Stätte aus als den Neugeſalbten des Herrn, als thätigen Mitarbeiter auf Gottes weitem Ackerfelde! Heute beginnen Sie Ihre ſegensreiche Laufbahn, indem Sie zum erſten Male die Quelle alles Segens, den Spender aller Gnaden auf dem Altare zum Heile der Welt in geheimnißvoller Weiſe aufopfern.

So treten Sie hin zum Altare, beginnen Sie dort ein Mann des Segens zu ſein! Ja, ſegensvoll möge ſtets Ihr Wirken ſein am Altare, in der Schule, im Beichtſtuhle und am Krankenbette, ſegensvoll Ihr Wort und Beiſpiel. Amen.

Bauernpredigten,

die auch

manche Stadtleute brauchen können,

auf

alle Sonn- und Festtage

des Kirchenjahres,

nebst

mehreren Gelegenheitspredigten

mit besonderer Berücksichtigung der Gegenwart,

zugleich

ein Hausbuch für's katholische Landvolk,

verfaßt

von

Anton Westermayer,

ehemal. Domprediger von Regensburg und dermal. Landpfarrer.

Zweiter Jahrgang.

Zweiter Band.

Regensburg, 1848.

Verlag von G. Joseph Manz.

Inhalt

des

zweiten Bandes.

Seite

I. Am ſiebenten Sonntage nach Pfingſten.

Der Menſch ſoll einem guten Baume gleichen
a) in ſeinem Wachsthume,
b) in ſeinen Früchten 1

II. Am achten Sonntage nach Pfingſten.

Von der Wohlthätigkeit gegen die Armen.
a) Wie viel müſſen wir den Armen geben?
b) Wie müſſen wir den Armen geben? 12

III. Am neunten Sonntage nach Pfingſten.

Über die Lage der Gegenwart.
a) Wie ſteht's mit unſerer Zeit?
b) Wie iſt ihr zu helfen? 23

IV. Am zehnten Sonntage nach Pfingſten.

Von der Selbſtkenntniß.
a) Warum kennen ſo wenige Menſchen ſich ſelber recht?
b) Wie lernt man ſich kennen? 33

V. Am eilften Sonntage nach Pfingſten.

Von der Zeit zum Reden und Schweigen.
a) Wann darf man reden?
b) Wann ſoll man ſchweigen? 44

Seite

VI. Am zwölften Sonntage nach Pfingsten.

Vom barmherzigen Samaritan.

a) Jesus ist der barmherzige Samaritan.
b) Auch wir sollen barmherzige Samariter sein 52

VII. Am dreizehnten Sonntage nach Pfingsten.

Von der Dankbarkeit.

a) Warum ist die Dankbarkeit eine Pflicht?
b) Wie müssen wir diese Pflicht erfüllen? 65

VIII. Am vierzehnten Sonntage nach Pfingsten.

Von schlechten und rechten Dienern Gottes.

a) Wie machen es Jene, die zwei Herrn zugleich dienen?
b) Wie muß man es machen, wenn man Gott allein dienen will? 75

IX. Am fünfzehnten Sonntage nach Pfingsten.

Vom Tode junger Leute.

a) Wann ist der Tod eines jungen Menschen beneidenswerth?
b) Wann ist der Tod eines jungen Menschen bedauernswerth? 85

X. Am sechzehnten Sonntage nach Pfingsten.

Von der Trunkenheit.

a) Die Trunkenheit ist ein schändliches Laster.
b) Die Trunkenheit ist ein schädliches Laster 96

XI. Am siebenzehnten Sonntage nach Pfingsten.

David ein Vorbild Jesu

a) in seinem Leben,
b) in seinem Leiden 107

XII. Am achtzehnten Sonntage nach Pfingsten.

Vom Unterschied zwischen Sündenvergebung und Ablaß.

a) Wann bekommt man Vergebung der Sünden?
b) Wann gewinnt man einen Ablaß? 117

XIII. Am neunzehnten Sonntage nach Pfingsten.

Von der Vorbereitung zur heiligen Communion

a) der Seele,
b) dem Leibe nach 127

Seite

XIV. Am zwanzigſten Sonntage nach Pfingſten.

Von der Nothwendigkeit, die heiligen Sterbſakramente rechtzeitig zu empfangen; denn
a) der Sterbende hat eine große Reiſe vor;
b) der Sterbende hat viele Feinde beim Antritt dieſer Reiſe . 137

XV. Am einundzwanzigſten Sonntage nach Pfingſten.

Von der Hilfe, die wir den Seelen im Fegfeuer ſchulden.
a) Warum ſollen wir den armen Seelen helfen?
b) Wie können wir ihnen helfen? 147

XVI. Am zweiundzwanzigſten Sonntage nach Pfingſten.

Von den Bildern.
a) Was nützen chriſtliche Bilder?
b) Welche Verehrung darf man ihnen erweiſen? . . . 157

XVII. Am dreiundzwanzigſten Sonntage nach Pfingſten.

Von den Reliquien.
a) Was nützen die Reliquien?
b) Wie dürfen wir ſie verehren? 167

XVIII. Am vierundzwanzigſten Sonntage nach Pfingſten.

Das Ende der Dinge
a) bildlich in der Zerſtörung Jeruſalems,
b) wirklich am Ende der Welt 178

XIX. Am Feſte des heiligen Joſeph.

Joſeph ein Muſter des Gehorſams:
a) er gehorchte der weltlichen Obrigkeit;
b) auch wir müſſen ihr gehorchen 188

XX. Am Feſte Mariä Verkündigung.

Erklärung des engliſchen Grußes 198

XXI. Am Palmſonntage.

Die Losmachung der Eſelin, ein Bild der Befreiung der Seele.
a) Wird die Seele losgebunden?
b) Wie wird ſie zu Jeſus geführt? 206

Seite

XXXVII. Am Ärntefeſte.

Von Gottes Vaterſegen.
a) Was iſt dieſer Segen?
b) Wie gewinnen wir ihn? 395

XXXVIII. Eine andere Ärntefeſtpredigt.

Von der Ergebung in den göttlichen Willen bei dem Gedanken:
a) Der Herr hat's gegeben;
b) der Herr hat's genommen 407

XXXIX. Am Schutzengelfeſte.

Von den heiligen Engeln.
a) Was wiſſen wir von ihnen?
b) Was lernen wir von ihnen? 418

XL. Am Allerſeelentage.
(Eine andere Predigt.)

Vom Tode.
a) Oft an den Tod denken iſt das leichteſte Mittel, fromm zu leben.
b) Oft an den Tod gedacht zu haben, iſt der beſte Grund der Hoffnung, gut zu ſterben 436

XLI. Am Allerſeelentage.
(Eine dritte Predigt.)

Vom guten und vom böſen Tode.
a) Daß der gute Tod ſelten ſei, lehrt uns der Glaube.
b) Daß der böſe Tod gewöhnlicher ſei, lehrt uns die Vernunft 446

Anhang.

Primizpredigt.

Des Prieſters Arbeit und ſein Lohn 455

Predigt

auf

den ſiebenten Sonntag nach Pfingſten.

Text: „Ein guter Baum bringt gute Früchte.“ Matth. 7, 17.

Geliebte Pfarrkinder!

Der Menſch wird im heutigen Evangelium mit einem Baume verglichen und zwar mit Recht. Er iſt von einem Baume, überhaupt vom ganzen Pflanzenreich nur darin unterſchieden, daß er ſeine Wurzel nicht wie dieſe in der Erde, ſondern nach aufwärts hat, weil er keine irdiſchen, ſondern himmliſche Früchte bringen ſoll. Ein alter Weiſer nennt deßhalb auch den Menſchen eine himmliſche Pflanze, ein himmliſches Gewächs.

Indeß, Geliebte, gibt es nicht lauter gute Bäume, wie ihr wiſſet. Es gibt Bäume, die gar keine Frucht bringen, es gibt Bäume, die ſchlechte und giftige Frucht tragen. Dieſen Bäumen fehlt es irgendwo. Entweder ſind ſie ſchon von Natur aus verdorben, oder ſie waren von Natur aus gut, ſind aber gleich Anfangs vernachläßigt worden, daß ſie ausblieben und gar nicht kamen, oder ſie ſind in ſchlechtes Erd-

reich geſetzt worden, oder es iſt ſonſt etwas über ſie gekommen, das ihnen nicht getaugt hat. Es darf nur eine große Kälte kommen und dann erfriert der Baum, es darf nur ein Haſe im Winter darüber kommen und ihm die Rinde wegfreſſen, ſo muß er zu Grunde gehen, es darf nur ein böſer Menſch über ihn kommen, der ihn anſchneidet oder anhaut, daß er keinen Saft mehr ziehen kann, kurz, es kann allerhand zuſammenwirken, daß ein ſonſt guter Baum abſtirbt und keine Frucht mehr bringt. Was aber mit ſolchen Bäumen geſchieht, das ſagt uns der Herr im Evangelium oft genug; ein Baum, der keine Frucht oder auch keine gute Frucht bringt, der wird umgehauen und in's Feuer geworfen. Alſo ein Menſch, der Nichts thut für den Himmel, der keine guten Werke übt oder ſchlechte dafür, wird einſt wie ein unfruchtbarer oder ſchlechter Baum plötzlich von der Art des Todes umgehauen und den ewigen Flammen übergeben werden.

Einem ſolchen Baume ſollen wir freilich nicht gleichen, Geliebte! ſondern einem guten Baume; dieſem aber ſollen wir gleichen

in ſeinem **Wachsthum**, I. Theil;
in ſeinen **Früchten**, II. Theil.

Ich beginne ꝛc.

Erſter Theil.

Ein guter Baum muß vor Allem den Saft und die Feuchtigkeit der Erde an ſich ziehen, wenn er nicht ausdorren und abſterben ſoll. So muß auch der Menſch, wenn er nicht verkümmern und gut bleiben will, beſtändig mit dem mildthätigen Thaue der göttlichen Gnade getränkt werden, wenn er einſt Früchte bringen will. Dieſer Thau iſt die zuvorkommende Gnade des heiligen Geiſtes; allein dieſe zuvorkommende Gnade reicht nicht aus, um Gutes zu thun, ſo wenig der Thau beim Baume hinreichend wäre. Es muß auch öfter einen wohlthätigen Regen herniederthun, und dann

muß die wohlthätige Sonne kommen und mit ihrer freundlichen Wärme auf ihn einwirken, und ſo gedeiht der Baum und treibt aus und blüht und bekommt Blätter und zuletzt Früchte. Gerade ſo, Geliebte, iſt es mit dem Menſchen. Der Thau der zuvorkommenden Gnade Gottes erquickt ihn wohl; aber er reicht nicht aus; ſoll er Frucht bringen, ſo muß eine größere Maſſe ſolcher Feuchtigkeit kommen; der Menſch muß den Regen der wirkſamen Gnade Gottes erhalten, ja fortwährend unter dem Einfluſſe dieſer Gnade ſtehen, wo wohlthätiger Regen mit Sonnenſchein abwechſelt, und dann gedeiht ſein inneres Leben, dann iſt es ihm möglich, Früchte für den Himmel zu bringen; daß die Hauptſache aber, nämlich daß der Baum auf einem guten Erdreich ſtehe, vorausgeſetzt wird, verſteht ſich von ſelbſt. Aller Thau und Sonnenſchein und Regen hilft Nichts, wenn der Baum auf keinem guten Grunde ſteht. Sehr ſchön ſagt hierüber der heilige Petrus Damiani: „Der Baum, welcher feſt in der Erde wurzelt, zieht von da die Feuchtigkeit an ſich und dieſe ergießt ſich in ſeinem Innern, wie durch die Adern in alle Theile desſelben. So bekommt er Stärke und gedeiht. So müſſen auch wir, wenn wir gute Bäume ſein wollen, von dem himmliſchen Gärtner auf den Grund und Boden ſeiner Kirche gepflanzt ſein und in dieſem Grund und Boden müſſen wir immer feſt wurzeln, wenn wir keine unfruchtbaren Bäume ſein und nicht umgehauen werden wollen. Nur ſo erſtarken wir und können Früchte bringen. Aber gleichwie er, wenn er keine Feuchtigkeit hat, ausdorrt, ſo muß auch unſere Seele verſchmachten, wenn ſie nicht mit dem Thaue der Gnade des heiligen Geiſtes fortwährend begoſſen wird.“ Aber wie bekommt man denn die Gnade Gottes? Nicht anders als durch Gebet. Gott will um Alles gebeten ſein, alſo auch um ſeine Gnade. Eben darum aber, weil ohne Gebet keine Gnade zu bekommen iſt, iſt das Gebet ſo nothwendig, wie

die Gnade selber und wird daher von den heiligen Vätern als jener Thau und Regen angesehen, mit dem die Seele unaufhörlich begossen werden muß, wenn sie gedeihen und gute Früchte bringen will. Daher sagt der heilige Chrysostomus vom Gebete: „Wir müssen unser Leben im Gebete hinbringen und die Seele unaufhörlich bewässern; denn so nothwendig die Bäume das Wasser brauchen, so nothwendig haben wir das Gebet, und wie jene nicht Früchte bringen können, wenn ihre Wurzeln keine Feuchtigkeit einsaugen, so können wir keine Früchte der Frömmigkeit zu Tage fördern, wenn das Gebet unsere Seele nicht bewässert." Darum betete David: „Gleich Land ohne Wasser durstet meine Seele nach dir; geschwind erhöre mich, Herr! mein Geist verschmachtet." (Ps. 142.) Der heilige Augustin ruft aus: „Laß herunterregnen auf mich, o Herr! damit ich gute Frucht bringe." — Also Thau und Regen und Sonnenschein muß der Baum und der Mensch haben, wenn sie gedeihen wollen, das ist das Erste.

Dann aber muß zweitens auch die Rinde gut erhalten werden, sonst stirbt der Baum ab. Die Rinde hält den Saft und die Wärme im Baume zusammen, sie schützt auch den Baum gegen alle äußern schlimmen Einflüsse und erhält ihn so gesund. Auch der Mensch muß eine solche schützende Rinde um sein inneres Leben haben, wenn dieses nicht angegriffen werden und zu Grunde gehen soll, und diese Rinde ist der gute Ruf. Wer nämlich in einem guten Rufe steht, der wird sich auch hüten, diesen guten Ruf zu beflecken und wird sich daher vor Sünden in Acht nehmen, gleichwie Einer, der ein schönes Gewand anhat, nicht überall sich niedersetzt, wie ein Solcher, der ein schmutziges Gewand anhat und also den Schmutz nicht sonderlich achtet. Wer seinen guten Ruf nicht achtet, der wird von einer Sünde in die andere fallen, eben weil er sich nicht kümmert, wie er vor der Welt dasteht. Darum sagt die heilige Schrift: „Trage Sorge um einen

guten Namen; denn er wird dir länger dauern, als tausend kostbare Schätze." (Sir. 41, 15.) Und wiederum heißt es: „Laß deine Ehre nicht beflecken" (ebend. 33, 24.); und der heilige Hieronymus sagt: „Nach apostolischem Befehle und Beispiel haben wir nicht bloß für ein gutes Gewissen, sondern auch für einen guten Ruf zu sorgen." Seht, Geliebte, darum ist es nicht genug, wenn Einer sagt: Ich bin zufrieden mit dem, was mir mein Gewissen sagt; mit diesem Troste kann man sich allerdings begnügen, wenn sonst Nichts mehr hilft, aber zuvor ist man schuldig, seinen guten Ruf zu vertheidigen, damit die Leute nicht glauben, man vertheidige sich nicht, oder getraue sich nicht zu vertheidigen, weil man ein schlechtes Gewissen hat. Dieser gute Ruf, die Ehre ist die Rinde, die den Baum umschließt, und wer gleichgiltig ist, was die Leute von ihm sagen und nicht durch die gute That die bösen Nachreden zu Schanden macht, der beweist, daß die Rinde bereits weg ist, und daß er in seinem Innern zu verderben anfange.

Ein Baum, der gedeihen und Frucht bringen soll, muß ferner durch die Winde tüchtig herumgeschüttelt und so in seiner Wurzel immer mehr befestigt werden. Warme Winde aber sollen es nicht sein, sondern frische und kalte. Ein alter Naturforscher sagt: „Der Nordwind ist den Bäumen am liebsten; Südwinde müden sie ab. Wer aber meint, die winterlichen Stürme schaden den Bäumen, der weiß nicht, was ihnen nützt." Gerade so ist es mit dem Menschen. Wer da meint, der Mensch gedeihe am Besten in lauter Glück, und um dieß müsse man daher Gott recht dringend bitten, der sorgt schlecht für ihn. Die Welt hat freilich diese Ansicht und meint, der Mensch sei am besten daran, wenn er zu leben hat, wie fette Schafe und Mastochsen; allein die Welt weiß eben nicht, was dem Menschen zum Heile dient. Wenn über den Menschen keine Stürme kommen, wenn er von keinem Unglück heimgesucht wird, dann wird er nicht fest und stark

im Guten. Das haben ſchon die Heiden eingeſehen, aber Chriſten wollen es nicht erkennen, während doch die tägliche Erfahrung es beweist, daß das Glück den Menſchen lau und träg mache, dagegen das Unglück ihn zu Gott hinführe. Ja, der Südwind macht träg und müde, aber der Nordwind erfriſcht und ſtärkt.

Endlich braucht ein Baum, der gut werden und gute Früchte bringen ſoll, immerwährend gehörige Pflege und Wart. Alle Jahre müſſen ſie abgeraupt und beſchnitten werden, ſonſt taugen ſie Nichts, und bringen keine Frucht. Gerade ſo iſt's mit dem Menſchen. Er iſt der Baum, über den Eltern und Lehrer als Gärtner geſetzt ſind. Die haben nun freilich darauf zu ſehen, daß ſie ſeine Auswüchſe und Unarten, die er annimmt, ordentlich wegſchneiden und die garſtigen Raupen der Untugenden, die ſich einniſten möchten, vertilgen. Wo das nicht geſchieht, wo der Baum ſich ſelber überlaſſen bleibt, nicht gereinigt und vom Ungeziefer befreit wird, da wird man nichts Geſcheides an ihm erleben, und ebenſowenig wird man von einem Menſchen gute Frucht zu erwarten haben, der in ſeiner Jugend vernachläßigt worden und wie ein Wildling aufgewachſen iſt. Indeß die Hoffnung darf man nicht aufgeben; gleichwie man Bäume veredeln kann, ſo kann man auch Menſchen veredeln. Selbſt Wildlinge kann man noch beſſern, man ſetzt ihnen nur ein edles Reis ein, und ſo können auch vernachläßigte, wild aufgewachſene Menſchen noch veredelt werden, indem man ihnen gute Grundſätze einimpft, und das edle Reis chriſtlicher Erziehung und Bildung ihnen einſetzt.

Seht, Geliebte, ſo gleicht alſo der Menſch in ſeinem Wachsthume dem Baum. Er braucht wie dieſer Thau, Regen und Sonnenſchein, er braucht eine gute Rinde und rechtzeitig ſtärkende Winde, endlich aber auch eigens Wart und Pflege durch Abraupen und Beſchneiden, durch Okuliren oder Pelzen, wie ihr es nennt. Auf dieſe Weiſe läßt ſich hoffen, daß er reichliche Früchte bringen werde.

Wie aber der Menſch auch mit ſeinen Früchten dem Baume gleicht, das laßt uns vernehmen im

zweiten Theile.

Ein guter Baum bringt eine gute Frucht, und ſo wird auch ein guter Chriſt gute Frucht bringen; aber nicht bloß gute Werke ſoll man von ihm ſehen, ſondern auch gute Worte hören. An der Frucht erkennt man den Baum, an der Rede das Herz. Die Rede iſt die Frucht des Gedankens. Darum ſagt die Schrift: „Wie man die Pflege eines Baumes aus ſeiner Frucht erkennt, ſo aus dem Worte die Gedanken des Herzens.“ (Sir. 27, 7.) Darum ſprach unſer Heiland zu den Phariſäern: „An der Frucht erkennt man den Baum. Ihr Natterngezücht, wie könnt ihr Gutes reden, da ihr doch böſe ſeid? denn aus der Fülle des Herzens redet der Mund.“ (Matth. 12.) Allerdings iſt es wahr, es kann ein Baum eine Menge ſchöner Blätter haben, aber keine Früchte, und ebenſo kann ein Menſch recht ſchöne Worte im Munde haben und doch dabei ein recht ſchlechtes Leben führen; aber es iſt nicht möglich, daß ein Baum, der gute Früchte bringt, keine Blätter hätte, d. h. ein Menſch, der recht lebt, redet auch recht. Wort und That müſſen miteinander übereinſtimmen. Ein Menſch, der recht ſalbungsvoll reden, ſchöne Worte machen, aber dabei recht liederlich leben wollte, wäre ein vollendeter Heuchler, ein Wolf im Schafpelze, von denen im heutigen Evangelium die Rede iſt; ein Menſch jedoch, der wie ein rechtſchaffener Chriſt lebt, aber deßungeachtet unrechte Reden führen, oder von nichts Gutem und Erbaulichem reden wollte, iſt nicht denkbar. Jeder Baum, der gute Früchte hat, hat auch Blätterſchmuck; aber nicht jeder Baum, der Blätter hat, hat deßwegen ſchon Früchte.

Ein guter Baum bringt ferner ſeine eigenen Früchte und prangt mit dieſen, aber nicht mit fremden. Aber gibt es denn auch Bäume, die ſich mit fremden Früchten ſchmücken?

Das sollte freilich nicht möglich sein, sollte man denken, aber es ist dennoch so. Es ist z. B. gebräuchlich, daß am heiligen Weihnachtsabend in jedem Hause ein sogenannter Christbaum aufgestellt wird. An diese Bäume nun werden Äpfel, Birnen, Nüsse, Bilder, Geldstücke und verschiedene andere Sachen gehängt, gleichsam als Früchte des Baumes; allein der Baum kann sich nicht rühmen, daß dieß seine eigenen Früchte sind, sondern es sind fremde. Was ein guter Baum ist, Geliebte, der trägt seine eigenen Früchte. Da kenne ich einen adeligen Herrn, der einen katholischen Taufschein hat, aber sonst nicht viel mehr von einem katholischen Christen. Der Herr hätte zu Ostern beichten sollen; allein über das setzte er sich hinweg. Da schrieb sein Pfarrherr an ihn und erinnerte ihn an seine Pflicht, wie er katholischer Christ sei und als solcher auch zu beichten habe. Da schrieb der adelige Herr sehr gereizt zurück, daß er ein sehr guter Katholik sei, es sich zur Ehre rechne, einer zu sein, seine ganze Familie sei sehr gut katholisch und sein Vater hätte, zum Zeichen seiner guten Katholizität, den päpstlichen Spornorden bekommen. Der junge Herr Baron redete sich also auf seinen Vater und auf seine Ahnen aus, und suchte mit fremden Früchten zu prangen, nicht bedenkend, daß er selber seine eigenen zu bringen hätte. Und so macht es gar Mancher, Geliebte! Mancher rühmt sich der Tugend und Heiligkeit seiner Vorfahren und meint, damit sei er selber auch fromm und heilig. Da gibt es manchen Klostergeistlichen, der sich der Tugenden des Stifters und der ehemaligen Mitglieder seines Ordens rühmt, er selber aber bringt ganz andere Früchte, als diese. Da gibt es gar manchen Sohn, der sich der Tugenden seines Vaters, gar manche Tochter, die sich der Vorzüge ihrer Mutter rühmt, und sie selber sind unfruchtbare oder schlechte Bäume. Heißt das nicht mit fremden Federn sich schmücken, mit fremden Früchten prangen wollen? — Ein guter Baum bringt ferner seine Frucht ungezwungen, von freien Stücken, ohne einen Ersatz, ohne eine Wiedervergeltung zu erwarten. Ein alter Naturforscher läßt deßhalb einen Baum folgende

Rede halten: „Ich bereite dem Menschen sehr viel Vergnügen. Ich bringe den edlen Traubensaft und die kostbare Flüssigkeit des Öles hervor, so wie Palmen und Obst von allen Gattungen. Die Erde muß man mit vieler Mühe umackern, wenn man etwas von ihr haben will; aber ich habe Alles in Bereitschaft und gebe es von freien Stücken her; ja, wenn Jemand zu bequem sein sollte, die Hand nach meinen Früchten ausstrecken zu wollen, so lasse ich sie sogar herunterfallen." — So ein Baum, der von freien Stücken seine Früchte hergibt, soll auch der Christ sein. Er soll den Armen und Nothleidenden die Hand zur Hilfe bieten, wenn er auch sieht, daß er keinen Ersatz dafür bekommt, wenn er auch keine Gegengefälligkeit zu gewärtigen hat. So hat es Loth (I. Mos. 19.) gemacht. Er nahm die Fremdlinge auf, ohne daß er darum ersucht worden wäre, sondern er bat sie vielmehr sehr inständig, daß sie bei ihm einkehren möchten. So ließ auch David aus eigenem Antriebe nachforschen, wer vom Hause Saul noch übrig geblieben wäre, um ihm wegen seines Freundes Jonathan Gutes zu erweisen. Und so, Geliebte, müssen auch wir Gutes thun, Wohlthaten üben, wo wir können, ohne deßwegen eine Belohnung, oder Wiedervergeltung, oder einen Dank abzuwarten. So sind wir dann Bäume, die von freien Stücken ihre Frucht darbieten.

Endlich aber soll der Baum seine Früchte nicht auf den Boden herunterhängen lassen, damit sie nicht von Jedermann gestohlen werden können und so ihrem rechtmäßigen Herrn zu Grunde gehen. Darum hat man die Gewohnheit, die Äste, die von den Früchten niedergedrückt werden, zu stützen. So sollen auch wir, Geliebte, unsere guten Werke, die wir verrichten, nicht auf den Boden herunterhängen lassen, sondern sie himmelwärts richten; d. h. wir sollen bei unsern guten Werken nicht das Lob der Menschen suchen, nicht irdischen Vortheil und Gewinn, sondern sollen selbe rein nur zur Ehre Gottes verrichten. Es sind diejenigen guten Werke, die wir in der besten Absicht verrichten, die also hoch am Baume

hängen, immer noch gefährlich genug daran, weil ein ſehr gefährlicher Dieb, das Menſchenlob nämlich, ſehr leicht an dem Baume hinaufklettert und dieſe Früchte ſtiehlt; wie müßte es erſt jenen ergehen, die niedrig hängen, die wir in einer eitlen Abſicht verrichten! Da bekämen ja die Diebe das Meiſte und wir, die den Nutzen haben ſollen, gingen leer aus! Leider geſchieht das ſehr häufig; denn die eitle Ruhmſucht, ſagt der heilige Baſilius, ſtellt ſelbſt den Früchten, die zu höchſt hängen, die zum Himmel hinaufreichen, nach, und ſchlägt ſie mit der größten Keckheit herunter. Darum, meine Lieben, verrichten wir unſere guten Werke aus Liebe zu Gott, in der beſten Abſicht! Hängen wir ſie recht hoch, unſere Früchte, damit die Sucht nach Menſchenlob ſie uns nicht ſtehlen kann. Von jenem Weibe in der geheimen Offenbarung leſen wir, daß, ſobald ſie geboren hatte, ihr Kind, welchem der Drache nachſtellte, zu Gott entrückt wurde, und ſo ſollen auch unſere guten Handlungen durch unſere gute Abſicht ſogleich am Throne Gottes niedergelegt werden, damit der Drache der Selbſtſucht und der Eigenliebe ſie nicht verſchlingen könne. Von einem Heiligen leſen wir, daß er ſeinen Stab in die Erde ſteckte und ihn einige Tage lang mit Waſſer begoß. Sieh, da erwuchs der Stab zu einem Baume und blühte und bekam Blätter und Früchte. Bald kam das Volk von allen Seiten zuſammen und wallfahrtete zu dem heiligen Manu. Da merkte der Mann Gottes, daß ſeine Früchte zu nieder hingen, und daß Menſchenlob zuletzt ſie ſämmtlich rauben könnte, und ſo ergriff er denn die Axt und hieb den Wunderbaum um, um ſo dem Gerede ein Ende zu machen. —

So ſehen wir denn, Geliebte, wie der Menſch einem Baume gar wohl ähnlich iſt ſowohl im Wachsthum, wie in den Früchten. Es bleibt uns demnach nichts übrig, als uns zu beſtreben, gute Bäume zu ſein und als ſolche gute Früchte zu bringen. Darum beten wir gerne, um uns der Gnade Gottes würdig zu machen, um Thau, Regen und Sonnenſchein in gehöriger Abwechslung zu bekommen; das Erdreich, in dem

wir wurzeln, iſt ohnehin das beſte; wir ſtehen ja auf Grund und Boden der heiligen katholiſchen Kirche; bewahren wir ſodann unſern guten Ruf als ſchützende Rinde und beſchneiden und raupen wir den Baum zu gehöriger Zeit ab, dann wird er gewiß gute Früchte bringen, wir werden gute Chriſten ſein in Wort und That, und mit den eigenen und nicht mit fremden Früchten uns zu ſchmücken haben. Bringen wir ſie von freiem Stücke, dieſe Früchte, und bringen wir ſie für die Ewigkeit; dann mag der himmliſche Gärtner kommen, er kommt nicht mit der Axt, ſondern um den fruchtbaren Baum aus dieſem irdiſchen Grund und Boden in den himmliſchen Paradiesgarten zu verſetzen. Amen.

Predigt

auf

den achten Sonntag nach Pfingsten.

Text: „Graben kann ich nicht und des Bettelns schäme ich mich.“ Luk. 16, 3.

Geliebte Pfarrkinder!

Der Haushälter im heutigen Evangelium schämte sich zu betteln. In unsern Tagen sind die Leute nicht mehr so geschämig, sondern da betteln Viele dreist und unverschämt. Überhaupt ist die Klage über die Menge Bettler, ihre Grobheit und Ungenügsamkeit allgemein, und alle Mittel, die bisher angewendet wurden, diesem muthwilligen Bettel Einhalt zu thun, haben sich als ungenügend erwiesen. In allen Märkten und Städten sind an den Thoren große Warnungstafeln aufgehängt, auf welchen in großen Buchstaben zu lesen ist: „Der Bettel ist bei Strafe verboten;“ kaum aber ist man in einen solchen Flecken eingetreten, so sieht man sich alsbald von einer Schaar hungriger Bettler umringt, die Einem das Geleite geben und nicht ablassen, bis man sie Alle beschenkt hat. Die Sache

steht also gar wohl auf dem Papier, auf der Tafel und nimmt sich da sehr gut aus; allein von einer Durchführung dieser Verordnung ist selten eine Rede.

In neuester Zeit sind zwar einzelne Beamte sehr scharf gegen den Bettel eingeschritten; sie verbieten durchweg denselben und lassen die Übertreter sogar körperlich züchtigen; allein damit ist, wie es scheint, nicht sonderlich viel gedient. Die Masse der armen Leute ist zu groß, als daß die einzelnen Gemeinden dieselben ernähren könnten; sie müssen sich daher ihr Stücklein Brod außerhalb suchen. Nach meinem Erachten muß man die Thüre nicht erst dann zumachen wollen, wenn die Kuh bereits aus dem Stall entlaufen ist. Unsere Regierungen sollen die Bettelleute nicht so leicht heirathen lassen, wie sie thun, sie sollen nicht so viele Bettler in's Land setzen lassen, die wieder nur lauter Bettelleute erzeugen; dann haben sie auch ein Recht, gegen den Bettel aufzutreten; aber wenn sie die Bettler selber heranziehen, dann müssen sie sich auch den Bettel gefallen lassen. Übrigens ist der Bettel nie ganz zu beseitigen, weil es immer arme Leute geben wird. „Arme werdet ihr immer um euch haben," sagt Jesus selbst; es bleibt uns daher nichts anders übrig, als ihnen zu geben. Aber wie müssen wir den Armen geben? das ist die Frage. In dieser Beziehung, Geliebte, dient uns der ungerechte Haushälter im heutigen Evangelium als Beispiel. Er hat den armen Schuldnern seines Herrn Öl und Waizen geschenkt, freilich nicht von seiner Sache, sondern vom Eigenthum seines Herrn. Das war der Wurm, der in dieser Frucht saß, und diesen Wurm wollen wir uns herausschneiden, um die Frucht dann genießen zu können. Es frägt sich also: Wie müssen wir den Armen geben? und diese Frage, Geliebte, will ich euch heute beantworten. Ich erkläre euch demnach Folgendes:

Wie viel müssen wir den Armen geben? I. Theil.

In welcher Weise müssen wir den Armen geben? II. Theil.

In welcher Ordnung müſſen wir den Armen geben?
III. Theil.

Ich beginne ꝛc.

Erſter Theil.

Wenn gefragt wird, wie viel man den Armen geben ſoll, ſo iſt die Antwort darauf: Gib ſo viel, als du geben kannſt. Haſt du viel, ſo gib viel, haſt du wenig, ſo gib auch von dem Wenigen gern, ſprach der alte Tobias zu ſeinem Sohne. Der Reiche alſo ſoll reichlich geben, der minder Wohlhabende, was er entbehren kann, und hat er nichts anders gehabt, als einen Trunk Waſſer, und hat dieſen gegeben, ſo hat er auch genug gegeben, und vielleicht mehr als ein Reicher, der da meint, was er wohl thut, wenn er einem Bettler einen Groſchen ſchenkt. Sehr zu beherzigen iſt, was hierüber der heilige Ambroſius ſagt: „Werthvoller iſt der Schilling des Armen, als das Goldſtück des Reichen; es kommt ja nicht darauf an, wie viel gegeben wird, ſondern was zurück bleibt. Niemand hat mehr gegeben, als wer ſich Nichts übrig läßt. Was prahlſt du, Reicher, doch im Vergleiche mit dem Armen? und wenn du ganz mit Gold beladen biſt und ein koſtbares Kleid auf dem Boden nachſchleppſt, verlangſt du da, mehr geehrt zu werden, weil du im Almoſengeben den Armen beſiegt haſt? Auch die Flüſſe ſteigen über, wenn ſie des Waſſers zu viel haben, und doch iſt der Trunk aus einem Bache angenehmer. Auch der Moſt ſchäumt, wenn er gährt und was überläuft, hält der Landmann für keinen Schaden. Nicht, was du aus Überdruß verſchmähſt, ſondern was du aus Liebe beiträgſt, kommt in Anſchlag“*). So ſagt auch der heilige Chry-

*) Lib. de viduis.

soſtomus: „Paulus litt Hunger, um dem Evangelium kein Hinderniß in den Weg zu legen, wir aber wagen es nicht einmal, unſern Vorrath anzugreifen, da wir doch ſehen, daß unzählige Menſchen vor Mangel umkommen. Mag die Motte daran nagen, aber nicht der Arme; mögen die Würmer es verzehren, kein Armer wird damit bekleidet; mag die Zeit es zerſtören, Chriſtus, der hungernde Chriſtus wird nicht geſpeist. „Ei, wer führt denn auch eine ſolche Sprache?“ Das iſt eben das Schlimme, daß dieſes nicht mit dem Munde, ſondern durch die That ausgeſprochen wird“*). Der heilige Chryſoſtomus will ſagen: Ausſprechen thut dergleichen freilich Keiner, man hört ſolche Reden nicht, daß man den Armen nicht geben will; aber man beweist es durch die That hinlänglich, indem man ihnen Nichts gibt. Man muß doch fragen, warum denn gerade in den ſogenannten „Hofmarkten“, wo Schlöſſer und Gutsherrſchaften ſind, ſo viele Bettelleute ſind. Gewöhnlich ſind es lauter Bettler, die das Leben kaum friſten können. Die Urſache liegt am Tage. Gar viele Landjunker ſchröpfen ihren Unterthanen den letzten Blutstropfen ab und ſaugen ſie ganz aus, ohne den Armen Nachlaß oder Almoſen zu geben. Die Streu muß im Holze draußen vermodern, die Bäume im Walde müſſen verfaulen; aber lieber verfault Streu und Holz dem harten Gutsherrn, bevor er den fußfällig bittenden Armen, die dergleichen ſo nöthig hätten, es ſchenken, oder auch nur verkaufen würde. Solche Gutsherrn könnten die Väter ihrer Unterthanen ſein; allein ſie ſind gar häufig die Tyrannen derſelben. Sie könnten ſich mit ihrem Geld den Himmel kaufen; allein glaubens- und ſittenlos, wie ihrer Viele ſind, kümmern ſie ſich nicht um das Jammergeſchrei der Armen. Nur zu häufig erprobt ſich als wahr, was die Schrift ſagt: „Mit flehenden Worten redet der

*) Hom. 21. in I ad Cor.

Arme; aber mit Härte ſpricht ſich aus der Reiche.“ (Sprichw. 18, 23.) Und der heilige Chryſoſtomus ſagt einmal: „Wie vernichtet ſtehe ich da, wenn ich viele Reiche auf ihren Pferden mit goldenem Zügel einherſtolziren und eine Menge goldtriefender Dienerſchaft hinter ihnen einherreiten ſehe, die aber, wenn ſie einem Armen geben ſollten, thun, als gäbe es keine ärmeren Leute, als ſie ſelber“*). Warum aber, frage ich, ſind dieſe reichen Leute ſo karg, ſo hart; warum geben ſie den Armen nicht? darum, weil ſie an keine Vergeltung jenſeits glauben. Ihr aber, Geliebte, die ihr Vermögen habt, gebet reichliches Almoſen, ihr gebt es ja nicht umſonſt; es iſt ja ein Kapital, das reichliche Zinſen tragen wird. „Wer ſpärlich ſäet,“ ſagt der Apoſtel, „wird auch ſpärlich ernten; wer aber reichlich ſäet, der wird auch reichlich ernten.“ Aus der Erde ſteigen wenig Dünſte empor, und doch wird ſie für dieſe geringe Gabe mit reichlichem Regen belohnt. Alſo das erſte iſt, daß wir reichlich Almoſen geben, wenn wir anders können. So hat es der ungerechte Haushälter gemacht, er ſchenkte den Schuldnern fünfzig Tonnen Öl und zwanzig Malter Waizen. — Es frägt ſich nun ferner, wie oder in welcher Weiſe wir Almoſen geben ſollen; hievon aber im

zweiten Theile.

Der Haushälter im heutigen Evangelium wurde nicht gebeten, etwas herzuſchenken; ſondern er ſchenkte von freien Stücken, und ſo ſollen auch wir vor Allem gerne geben. Dazu ermahnt uns der Apoſtel: „Jeder gebe, wie er es ſich in ſeinem Herzen vorgenommen hat, nicht mit Traurigkeit oder aus Zwang; denn einen freudigen Geber liebt Gott.“ Auch von dem Wenigen ſoll man gern geben, ermahnte Tobias ſeinen Sohn. Man ſoll

*) Hom. 37. ad popul.

nicht einmal warten, bis die Armen bitten, sondern ihren Bitten sogar zuvorkommen. „Das ist die vollendete Barmherzigkeit," sagt der heilige Augustin, „daß man dem Hungrigen eher Speise vorsetzt, als er darum bittet; jene Barmherzigkeit, die erst durch Bitten erweicht und eigentlich erpreßt wird, ist noch nicht vollkommen. Wenn auch der Bettler schweigt, so redet die Blässe seines Gesichts, sein herabgekommenes Äußere hinlänglich. Ahme da deinen Gott nach, der seine Sonne aufgehen läßt über Gute und Böse, und regnen läßt über Gerechte und Ungerechte. Sieh, es kommt ja der Regen auch zu dir, bevor du bittest, und in der Nacht, während du schläfst, steigt die Fruchtbarkeit vom Himmel herab, und der Tag wacht auf Gottes Befehl und die Elemente halten Wache; du weißt es nicht und die Früchte gießen sich aus. Der Himmel frohlockt und die Erde ist fruchtbar und so genießest du so Vieles, ohne darum zu bitten. Und du, o Mensch, bist so kleinlich und verkaufst dein winziges Brod für Bitten?" — Seht, Geliebte, so sollen wir also geben, ohne gebeten zu werden, weil wir es dem Armen schon am Gesichte ansahen, daß er unserer Hilfe bedürftig ist. O wie sehr verfehlen sich daher Jene gegen die Liebe, die sich oft genug bitten lassen, bis sie einen Pfenning aus der Tasche ziehen, die mit rauhen, groben Worten die armen Leute anfahren, sie schimpfen und schmähen und das tausendfältig an ihnen herunterschimpfen, was sie ihnen etwa geben. Das ist kein Almosen mehr, das heißt, sich die Bewilligung, arme Leute schimpfen zu dürfen, gleichsam um ein paar Pfenninge von ihnen erkaufen. Auch soll man die Bettler, sagt der heilige Chrysostomus, nicht zuvor um Alles ausfragen, und ihnen dann erst geben. „Frage nicht nach um das Leben der Armen, und um ihr Thun und Treiben," sagt er; „denn es ist vollendete

Frechheit, für ein einziges Stück Brod einen armseligen Menschen um sein ganzes Leben neugierig ausfragen." Also von freien Stücken soll man geben, gerne soll man geben, aber auch schnell. Da setz' dich geschwind her, sagt der Haushälter im heutigen Evangelium, und schreib fünfzig. Und die heilige Schrift sagt: „Sag' nicht zu deinem Freunde: Geh' fort und komm wieder, morgen will ich dir geben, wenn du sogleich geben kannst." (Sprichw. 3, 28.) Warum denn das? Weil Niemand weiß, sagen einige Ausleger, was der morgige Tag bringen wird. Der heilige Adalbert, der Apostel Preußens, begegnete einst einer armen Wittwe, die ihn um ein Almosen ansprach. Anfänglich sagte er zu ihr: Ich habe nichts bei mir, komm morgen in die Stadt und ich gebe dir, was du brauchst. Allein bald besann er sich eines Bessern und sagte zu seinem Bedienten: Geh' hin und rufe das Weib; wer weiß, ob ich bis morgen lebe. Was ich ihr heute gebe, das hat sie und so darf sie keinen Schaden leiden, ich aber das Gericht nicht fürchten. Und so nahm er denn ein Stück von seinem Kleide und hinterließ uns damit ein Beispiel, daß wir mit einem guten Werke nicht säumen sollen, weil wir nicht wissen, was der kommende Tag bringe. Es ist auch dem Armen schon mehr geholfen, wenn man sogleich gibt; denn wer schnell gibt, gibt zweimal, sagt das Sprichwort, indem der Noth des Nächsten augenblicklich abgeholfen wird, und wer schnell gibt, gibt nicht bloß eine Gabe, sondern auch noch guten Willen und theilnehmende Gesinnung dem Armen mit. Schon die Heiden sahen das ein; darum sagt Einer von ihnen: „Wer seine Wohlthaten von einem Tage auf den andern hinausschiebt, der hat schon keinen rechten Willen, Gutes zu thun. Und so bringt er sich um zwei wichtige Dinge: um Dank und Zeit." Wenn man ferner nicht gleich gibt und einen Bettler fortschafft mit der Weisung: er solle ein andersmal kommen, so thut man ihm da die Beschämung

an, daß er neuerdings wieder betteln muß, und ſo kommt es heraus, als müſſe er ſich ſein Brod durch Gebet erkaufen.

Übrigens, Geliebte, iſt dieß Alles, was ich bisher geſagt habe, nur von würdigen Armen zu verſtehen. Ja, dieſen ſoll man von freien Stücken, gerne und ſchnell geben. Aber es gibt Bettler, die, wie es ſcheint, darauf ausgehen, den guten Willen in bittere Galle zu verwandeln. Sie kommen faſt alle Tage, ſind ungeſtüm und grob in ihren Forderungen, nicht leicht mit etwas zufrieden, ja oft ſehr heiklich, und das beſte Eſſen, womit Andere hundertmal zufrieden wären, werfen ſie weg. Solchen Leuten gibt man das zweitemal nicht mehr gerne, nachdem man geſehen, wie ſie ſich das erſtemal benommen haben, noch weniger kommt man ihren Bitten zuvor, weil man ſieht, wie die gute Gabe bei ihnen aufgenommen iſt. Wiederum gibt es Bettler, die es Einem verleiden, ſchnell ein Almoſen zu geben; denn je ſchneller man es ihnen gibt, deſto ſchneller bringen ſie die erhaltene Gabe durch. Es gibt viele herumziehende Handwerksburſche, die, wenn man ihnen ein gutes Hemd ſchenkt, es ſogleich in's Wirthshaus tragen, dort mit lachendem Munde um ein paar Groſchen verkaufen und dieſe hernach verſaufen. Da iſt es denn kein Wunder, wenn man zuletzt ſehr langſam und bedächtig wird im Geben; auch thut es gar oft Noth, die Bettler nicht bloß um ihr Leben auszufragen, Wanderbücher und ſonſtige Aufweiſung, die ſie haben, abzuverlangen, ſondern ihnen auch noch zu bedeuten, daß ſie, ſtatt zu betteln und müßig zu gehen, arbeiten und überhaupt gut thun ſollen; denn es gehen baumſtarke Burſche und Weibsperſonen betteln, die arbeiten könnten, wenn ſie nur möchten. Alſo nur von würdigen Bettlern, von alten, gebrechlichen Leuten, von verſchämten Hausarmen und andern dürftigen Perſonen gelten die Mahnungen der heiligen Schrift und der Väter; vor dem ſchlechten Bettelgeſindel aber kann man ſich nicht genug hüten. Übrigens müſſen wir auch dieſen geben, jedoch mit Unterſchied, was wir hören werden im

dritten Theile.

Eben weil es ſo verſchiedene Perſonen gibt, die um Unterſtützung oder Almoſen einkommen, eben deßhalb hat man auch eine gewiſſe Ordnung in Vertheilung ſeines Almoſens einzuhalten und von der wollen wir jetzt reden.

Geben ſollen wir Allen, das räth uns wenigſtens unſer Herr und Heiland, wenn er ſagt: Gib Jedem, der dich bittet; und der heilige Paulus ſchreibt an die Galater: „So lange wir Zeit haben, ſo thun wir Allen Gutes.“ Und der heilige Auguſtin ſagt: „Auf alle Menſchen müſſen wir unſere Wohlthätigkeit ausdehnen; auf alle, ſage ich, nicht auf einzelne, nicht auf Einen, zwei oder drei, ſondern auf alle Menſchen; denn auch Chriſtus hat nicht bloß für die Heiligen gelitten, ſondern für Sünder und Gottloſe und Verbrecher ſtieg er an's Kreuz und uns Alle hat er durch ſein Leiden wieder in's Leben gerufen. So gibt auch Gott ſeinen Sonnenſchein und Regen und Alles, was er auf Erden wachſen läßt, nicht bloß den Heiligen, ſondern er, der ſeine Sonne aufgehen läßt über Gute und Böſe und regnen läßt über Gerechte und Ungerechte, hat ſeine Gaben für Alle insgeſammt ausgetheilt und ſo will er denn auch, daß unſer Almoſen, unſere Liebe und unſere Geduld ſich auf alle Menſchen erſtrecke.“ Ja, ſchon ein heidniſcher Weiſe ſagt, als wäre er Chriſt geweſen: „Wenn du die Götter nachahmen willſt, ſo gib auch den Undankbaren; denn auch über die Schlechten geht die Sonne auf und auch den Seeräubern ſtehen die Meere offen.“ Sehr gut zu Statten kam dieß jener Wittwe von Sarepta, die dem Propheten Elias, der doch Urſache an der Dürre und Hungersnoth war, die Gaſtfreundſchaft nicht verſagte, dafür aber Öl und Mehl bekam, daß es nicht ausging. Hiezu bemerkt der heilige Chryſoſtomus: „Die

Wittwe in Sidon bewirthete den Propheten Elias mit Brod und Waſſer und ſcheute ſich vor dem Urheber der Hungersnoth nicht." — Alſo, Geliebte, wenn auch Bettler daher kommen, die arbeiten könnten, die Vagabunden ſind, gebt ihnen! Schon die Klugheit gebietet euch das; ihr bringt ſie ſo wieder weiter und müßt doch ihr Schelten und Wünſchen nicht anhören und habt auch ſonſtige Drohungen nicht zu fürchten. Aber nicht bloß deßwegen müßt ihr ihnen geben, ſondern um Gott ähnlich zu werden, der auch Allen gibt. Jedoch iſt hier eine beſondere Ordnung mit Klugheit einzuhalten. Wenn man auch Allen gibt, ſo gibt man doch dem Einen mehr, dem Andern weniger, dem Einen gibt man zuerſt, dem Andern ſpäter. Es kommt da Alles auf Umſtände und Verhältniſſe an. Man muß da einen Unterſchied machen zwiſchen gewöhnlichen Bettlern, die zu rechter Zeit an der Thüre klopfen, und die ſich durch den Bettel, den ſie ſchon gewöhnt ſind, leicht fortbringen, und zwiſchen den verſchämten Hausarmen, die ſich des Bettelns ſchämen. „Selig iſt der Mann, der nicht des Gierigen, ſondern des Armen und Dürftigen gedenket, jenes Armen, der ungern bettelt und mit Beſchämung nimmt und nehmend ſeinen Vater preist, der im Himmel iſt," ſo ſchreibt der heilige Bernhard an den König von Sicilien.

Ferner muß man für ſeine eigenen Leute und Jene, die Einem zunächſt ſtehen, am erſten ſorgen. „Da du nicht Allen dienen kannſt," ſagt der heilige Auguſtin, „ſo ſorge doch hauptſächlich für die, die durch Verhältniſſe und Umſtände dir näher ſtehen."

Sodann ſind, wenn die Verhältniſſe ſonſt gleich ſind, die alten Leute den jungen vorzuziehen; denn die jüngern können ſich noch eher ernähren, als die alten. Ein heidniſcher Weiſe wurde einſt gefragt, was er denn für das größte Elend im Leben halte, und er gab zur Antwort: Einen alten armen Mann; ihn verläßt nämlich die Natur mit ihrer Kraft und

da muß denn auswärtige Hilfe die fehlenden Kräfte der Natur erſetzen.

Endlich muß man den Gläubigen dem Ungläubigen, den Guten dem Schlechten vorziehen; dazu ermahnt die heilige Schrift, wenn ſie ſagt: „Gib den Barmherzigen und nimm dich der Sünder nicht an, thu Gutes dem Demüthigen und gib dem Gottloſen nicht;“ d. h. dem Guten muß man eher geben, als dem Gottloſen; denn ſo iſt dieſe Stelle zu verſtehen. Ganz ausſchließen dürfen wir auch die Böſen nicht, wie wir ſchon oben geſehen haben.

So geben wir denn unſer Almoſen, Geliebte, wie wir es geben ſollen, wenn wir Nutzen davon haben wollen. Geben wir, was wir geben können, geben wir gerne, freiwillig und ſchnell, geben wir Allen aber doch vorzüglich denjenigen, die uns zunächſt ſtehen und die unſer Almoſen am erſten brauchen können. Wenn wir auf dieſe Weiſe barmherzig ſind, ſo werden auch wir einſt Barmherzigkeit erlangen, und das geſpendete Almoſen wird uns einſt vom Herrn mit reichlichen Zinſen wieder zurückgegeben werden. Amen.

Predigt

auf

den neunten Sonntag nach Pfingſten.

Text: „Wenn doch auch du es erkenntest und zwar an dieſem deinem Tage, was dir zum Frieden dient; nun aber iſt es vor deinen Augen verborgen.“ Luk. 19, 42.

Geliebte Pfarrkinder!

Wenn der Sohn Gottes ſelbſt einmal Thränen vergießt über die Verblendung eines Volkes, dann muß es ſchon weit gekommen ſein. Jeſus weint über die Verſtocktheit der Juden, daß ſie nicht merkten, was ihnen zum Frieden und Heile hätte dienen können, er weint über das ſchreckliche Schickſal, das dieſem Volke in Folge dieſer ſeiner Verblendung bevorſtand. — Aber was fehlte denn den Juden? Hatten ſie doch einen herrlichen Tempel, in dem ſie auf glänzende Weiſe ihren Gottesdienſt feierten; beobachteten ſie ja, wie ſie meinten, das Geſetz des Herrn mit aller Strenge, ja thaten ſie noch mehr, als ihnen dieſes Geſetz vorſchrieb. Sie hatten ferner ihre Gelehrten und Weiſen, ihre Schulen, ihre Aufklärung und ihren Fortſchritt. Was konnte ihnen nun fehlen? — Ach, ſie

wußten es nicht, es war vor ihren Augen verborgen. Der Retter, der Heiland ſtand in ihrer Mitte; allein ſie erkannten ihn nicht. Sie glaubten, daß ihnen gar nichts fehle, als Befreiung vom Joche der Römer; mehr wollten ſie nicht, mehr, glaubten ſie, hätten ſie nicht nöthig. Daß ſie ein tief im Verfalle ſteckendes Volk ſeien, daß eine gänzliche ſittliche Umwandlung nöthig ſei, daß ſie unter dem ſchmachvollſten Joche, unter der Herrſchaft der Sünde ſeufzten, daß daher ihr ganzes Elend rührte, und daß ſie demnach dem Erlöſer von dieſer Knechtſchaft ſich in die Arme werfen müßten, das erkannten ſie nicht, es war ihren Augen verborgen. Darum weinte Jeſus!

Du, mein deutſches Vaterland, du geprieſenes Land der Aufklärung und der Kultur, was würde denn Jeſus thun, wenn wir ihn jetzt vor dir ſtehen ſehen und ihn über dein Schickſal ſich äußern hören könnten? Würde er dich glücklich preiſen? O ich fürchte ſehr, daß er auch über dich Thränen vergießen, daß er in einem Gefühle unendlicher Wehmuth ausrufen würde: Wenn doch auch du es erkenneteſt und zwar an dieſem deinem Tage, was dir zum Frieden diente; aber ſo iſt es deinen Augen verborgen.

Und du, mein Chriſt! wie ſteht's mit dir aus? Iſt etwa deine Seele auch ſo ein verblendetes und verſtocktes Jeruſalem, das die Zeit ſeiner Heimſuchung nicht erkennt und verblendet iſt? Würde nicht Jeſus auch beim Anblicke deiner Seele weinen? Schaue ſich ein Jeder ſelber an, die Zeiten ſind ernſt genug. Deutlicher als je ertönen die Mahnrufe, die Henne lockt ängſtlicher als je die zarten Küchlein unter die bergenden Flügel. Die Zeichen der Zeit ſind furchtbar. So betrachten wir ein wenig näher, wie es mit uns ſteht:

Wie ſteht's mit unſerer Zeit überhaupt? I. Theil.
Wie iſt ihr zu helfen? II. Theil.

Ich beginne ꝛc.

Erſter Theil.

Jedes Volk hat von Gott ſeine beſondern Erweckungen und Gnadenrufe, und das iſt der Zeitpunkt ſeiner Entſcheidung. So hatte das jüdiſche Volk gerade zur Zeit des Auftretens Jeſu wieder einen ſolchen Ruf erhalten, es war der — letzte. Johannes der Täufer war ihm vorausgegangen, hatte ihm den Weg gebahnt und nun kam der Heiland ſelbſt, und jeder ſeiner Schritte war von außerordentlichen Thaten begleitet. Schon früher hatte Gott der Herr unzähligemal durch ſeine Propheten ihnen rufen laſſen, zuletzt ließ er dieß durch ſeinen eigenen Sohn thun. O hätten ſie doch erkannt, was ihnen zum Frieden diente; allein ſo blieb es ihren Augen verborgen. Ach, wie doch eine ganze Nation in Verblendung gerathen und über ihren wahren Zuſtand ſich ſo ganz täuſchen kann! — Aber wiederholt ſich dieſe traurige Selbſttäuſchung nicht fort und fort unter den Völkern zu allen Zeiten? — Leider ja! Wer z. B. rühmt nicht, um nur von uns ſelber zu reden, unſer hochgebildetes Zeitalter? Wer denkt an die Gebrechen deſſelben, an die Krebsſchäden, welche die Nationen durchfreſſen? Wer überſchaut und durchſchaut den wahren Nothſtand der europäiſchen Völker? — Vor dem ſtand der Glaube an Jeſus Chriſtus als den Sohn Gottes feſt gegründet und die Geſchlechter verehrten in ihm ihren Erlöſer und Heiland. Und ebenſo hielten ſie an dem heiligen Geiſt und ſeiner Gnade. Was ſie waren und wirkten, thaten und wirkten ſie in ihm und durch ihn. Die Völker waren chriſtliche Völker, ausgerüſtet mit all jener tiefen Frömmigkeit, Demuth, Selbſtverläugnung, Liebe, Hingebung, Barmherzigkeit und Milde, die das Chriſtenthum einflößt. Jetzt aber iſt es anders. Bei Tauſenden und zum Theil gerade bei den Vornehmſten im Volke iſt der chriſtliche Glaube gewichen. Jetzt iſt Jeder ſein eigener Erlöſer und Seligmacher, der Stolz und das Selbſtvertrauen ſitzen auf dem Throne, Sinnlichkeit und Wohlleben herrſchen, Gefallſucht und Heuchelei führen das

Wort. Nicht genug. Ehedem hatte die Kirche das Leben der Völker von der Geburt an bis zum Grabe geheiligt. Von ihr nahmen sie Unterricht, Zurechtweisung, Versöhnung, Friede mit Gott, Heiligung und in allen Vorkommnissen des Lebens Muth und Trost. Jetzt geht's anders. Die Predigt wird nur mehr von den Kleinen und Einfältigen gehört, ihre Sakramente sind auch größtentheils vernachläßigt, ihre Zurechtweisungen und Strafen werden nicht mehr geachtet, ihre Diener, die Priester, werden scheu angesehen, und wenn man sie noch gelten lassen will, so geschieht es bloß, weil man in ihnen Werkzeuge erblickt, die der Polizei in die Hände arbeiten, um das gemeine Volk zügeln zu helfen.

Weiter! Sonst lebte man auf dieser Erde wie ein Pilger, der in die Heimath reist; man verachtete den Reichthum dieser Erde nicht, aber man wußte, daß er keinen Werth habe, wenn man sich nicht mit demselben Schätze für die Ewigkeit gewann; man lebte in Entsagung und Hoffnung. Man that mit dem Gelde Gutes, machte fromme Stiftungen, errichtete die schönsten Wohlthätigkeitsanstalten, gegen sich selber war man streng und dachte, jenseits werde man dafür belohnt werden. Aber wie lebt man jetzt? Gerade, als ob man ewig hier zu leben hätte, als ob das Geld die einzige Glückseligkeit des Menschen ausmachte, Alles rennt mit unendlicher Begier nach Gewinn. Industrie, Rennen und Jagen nach Geld ist das Loosungswort unserer Zeit. Und an dieses erste Wort reiht sich sogleich das zweite an: Haben und Genießen. Wo ist jetzt Entsagung, wo ist Bescheidenheit, Eingezogenheit, Fasten und Selbstverläugnung? Ach, Genuß und Üppigkeit an allen Orten, Kleiderpracht und Vergnügungssucht überall. Wie so ganz abgekommen vom Ernste des Lebens, von der Einfalt und Einfachheit der Sitten, von der stillen Erhebung des Herzens zu etwas Höherem und Edlerem ist das jetzige Geschlecht! —

Noch nicht genug! Sonst hielt man Alles auf die Reinheit und Unbeflecktheit der Ehen und auf die Keuschheit der

Unverheiratheten; man beurtheilte darnach den sittlichen Zustand einer Gemeinde, und zwar mit Recht; denn was sollte dem Menschen noch heilig und unverletzlich sein, wenn Ehebett und jungfräuliche Ehre es nicht sind? — Allein jetzt geht es anders. Der sittliche Ernst ist gewichen, die Unzucht gilt als Galanterie und unschuldige naturgemäße Tändelei; es ist nicht mehr erlaubt, nach dem unehrlichen Vater zu fragen, ihm eine Rüge zu ertheilen und ihn zur Erfüllung seiner Pflichten anzuhalten. Der Ehebruch wird frei und ungescheut begangen, er ist Mode geworden und selten mehr für eine Sünde gehalten.

Setzen wir noch bei: Sonst hat die Jugend wißbegierig gelernt, ehrerbietig gehorsamt und bescheiden geschwiegen. Jetzt geht es anders. Jetzt kritisirt sie die Lehrer, gehorsamen will sie erst, wenn ihr die Gründe einleuchten, und um sie, meinen die jungen Leute, dreht sich die ganze Welt herum, so hochwichtige Personen seien sie. Die führen daher das große Wort. Was bisher gewesen, ist Nichts und die goldene Zeit kann nur von ihr kommen. — Ebenso hat man früher die Regierungen als von Gott eingesetzt angesehen, denselben aus Gottesfurcht gehorsamt und ihre Maaßnahmen mit Wohlwollen und Bescheidenheit beurtheilt. Aber nun sind Fürsten und Völker nicht mehr von Gottes Gnaden, sondern von Volkes Gnaden; man gehorcht ihnen, so lange man will, und wenn sie nicht mehr gefallen, jagt man sie davon oder greift wohl auch selbst nach dem Ruder, zu welchem Jeder zu greifen das Recht hat, welcher dazu Muth und Kraft hat. Unsere Tage liefern hiezu Belege in Menge. Allüberall gährt es, das Gespenst der Revolution wandert von Land zu Land, die jetzigen Fürsten sind nur mehr Schatten von Fürsten. Man legt ihnen vor, was man haben will, und wenn sie nicht gewähren, so trotzt man es ihnen ab, oder jagt sie fort.

Das Alles ist Thatsache, Wirklichkeit, handgreifliche, unbestreitbare Wahrheit; aber es ist nicht erkannt. Man preist trotzdem das neunzehnte Jahrhundert. Man sagt, noch

nie haben die Künſte und Gewerbe ſolche Höhe erreicht! Noch nie waren die Wiſſenſchaften in ſolchem Flor! Noch nie hat eine Zeit die Geiſter in ſolcher Weiſe frei geſehen! Wie drängen ſich die Erfindungen! Wie kühn zieht der forſchende Geiſt veraltete Meinungen und Anſichten vor ſeinen Richterſtuhl! Wie wird es helle und wie allgemein iſt die Nacht des alten Aberglaubens gewichen! wie iſt die Prieſterherrſchaft niedergeworfen! wie ſind die Tyrannen zerſchmettert! wie ſind die Volksrechte hergeſtellt! wie hat die Rohheit der feinen Sitte, wie hat der Zwang der Natur weichen müſſen! Siehe, es iſt eine neue Zeit! Ja wohl iſt eine neue Zeit; ob aber auch eine gute? — Wir wollen das Rühmliche an ihr nicht verkennen und auch in dem Schlimmen das Gültige nicht überſehen; aber gewiß iſt, daß ſich ein Volk gar wohl rühmen kann; es haben ſich ja die Juden auch gerühmt; aber hinterher kann ein Prophet ſtehen, wie Jeſus von Nazareth, und Thränen über dieſen vermeintlich ſchönen Zuſtand vergießen.

O, Geliebte! es iſt nur zu ſehr zu fürchten, daß unſere Zeit und unſer Geſchlecht in einer grauenvollen Verblendung über ſeinen ſittlichen Zuſtand befangen iſt! O ich fürchte, auch an uns gehen die entſetzlichen Worte des Heilandes, die er über das verblendete Jeruſalem ausſprach, nur zu bald in Erfüllung! Welche Worte denn? Nun dieſe: „Es werden Tage über dich kommen, wo deine Feinde mit einem Walle dich ringsum einſchließen und von allen Seiten dich ängſtigen werden. Sie werden dich und deine Bewohner zu Boden ſchmettern und in dir keinen Stein auf dem andern laſſen, weil du die Zeit deiner Heimſuchung nicht erkannt haſt.“

Aber was ſoll denn unſere Zeit erkennen? Was könnte ihr denn noch zum Frieden dienen? Hievon aber im

zweiten Theile.

Was diente denn dem Volke Iſrael zum Frieden? Das Volk antwortete: Freiheit von der römiſchen Oberherrſchaft,

Freiheit von den römischen Abgaben, Freiheit und nationale Selbstständigkeit. Allein das war es nicht, was sie glücklich machen konnte. Die wahre Wohlfahrt der Nationen kommt von innen, und ruht auf ihrer Tugend. Ein Volk, das unabhängig und reich ist, wenn ihm dabei Treue, Gewissenhaftigkeit, Gottesfurcht und Selbstbeherrschung, Liebe und großartiger, selbstaufopfernder Geist mangelt, wird von seinem Wohlstande nicht zum Glück, sondern zur Ausschweifung und von der Ausschweifung zur Auflösung und zum Untergang geführt. Sollte also Israel groß und glücklich werden, so mußte es erst der Größe und des Glückes fähig, d. h. es mußte erst durch und durch umgeschaffen und von innen heraus erneuert sein. Dazu war der Messias in seiner Mitte erschienen und das war es, was zu seinem Frieden diente.

Nun, Geliebte, auch in unsern Tagen macht man allerlei Vorschläge, die das deutsche Land zum Frieden, zur Wohlfahrt, zur Größe führen sollen. Aber in allen diesen Vorschlägen können wir das Rechte nicht entdecken. So lange derlei Vorschläge, die uns glücklich machen sollen, nicht Gottesfurcht, Gewissenhaftigkeit, häusliche Tugend, Arbeitsamkeit, Keuschheit und Mäßigkeit des Volkes zum Zweck oder zur Grundlage haben, ist von ihnen kein Heil zu erwarten. Was nützt uns z. B. ein verbessertes Verfahren bei der Aburtheilung im Rechtsstreit liegender Gegenstände? Ein Volk ist in dem Maaße glücklich, als es gar keine Prozesse hat, sondern christliche Nachgiebigkeit und Rechtlichkeit und Liebe zur Versöhnung und zum Vergleiche dafür da sind. Und was nützen uns verbesserte Strafgesetze, wenn der Verbrechen und der Verbrecher nicht weniger werden? — Wir lassen jede Verbesserung in Ehren; aber wer dem Volke nützen will, der wirke vor Allem darauf hin, daß Prozesse und Verbrechen abgeschnitten werden. — So können wir weiter fragen: Was helfen uns ganze Heere von Polizeivorschriften und Polizeibeamten, die Alles regeln, Alles beaufsichtigen, und allem Ungeraden wehren sollen? Das Gewissen muß man uns

zum Wächter und Aufſeher geben. Nicht allüberwachte Kinder müſſen wir ſein, ſondern Erwachſene und Freie müſſen wir werden. Wer uns dieſer Freiheit fähig macht, hat die beſte Polizei eingeführt und hilft dem Volke. — Ebenſo: Was ſollen Eiſenbahnen und Fabriken? Man ſagt, ſie begründen den Nationalwohlſtand und bringen den Reichthum. Gut. Aber iſt denn ein Volk groß und glücklich, wenn es reich iſt? Nein, es iſt groß und glücklich, wenn es einfach und genügſam iſt. Wir ſehen ſchon, welch ein Loos dieſen Fabrikarbeitern zu Theil wird. Sie ſind auf die wechſelnde Gunſt der Zeit angewieſen; heute haben ſie etwas und morgen nichts, und von ihnen iſt daher in ſchlimmen Zeiten am meiſten zu fürchten. Soll das Schädliche, das das Fabrikweſen unvermeidlich mit ſich führt, beſeitigt werden, dann muß noch etwas Anderes daneben hergehen.

So iſt es auch mit der Preßfreiheit, mit der Miniſterverantwortlichkeit und allen jenen Wünſchen und Anträgen, die in letzter Zeit gemacht, erzwungen und bewilligt worden ſind. Sie haben ihr Gutes, aber zum Frieden führen dieſe Dinge noch nicht. Das Heil der deutſchen Welt hängt noch nicht davon ab. Gut, ich weiß es, wird man ſagen, wir wiſſen es, was der deutſchen Nation zum Heile, zum Frieden dient. Eintracht iſt es. Getroffen! die iſt's; aber iſt das deutſche Volk einig, oder iſt die Eintracht, die leider dreihundert Jahre lang ſchon nicht mehr beſteht, noch herzuſtellen? Das iſt das Räthſel, das ſchwer zu löſende. Welches Mittel führt zur Eintracht? Wir kennen nur Eines, nur Eines hilft den Völkern, eben das, was auch den Juden geholfen hätte — der Glaube an Jeſus Chriſtus und die Verwirklichung dieſes Glaubens im ganzen Leben, mit einem Worte: die Nachfolge Jeſu. Wer iſt daher der wahre Vaterlandsfreund? Ohne Zweifel der, welcher ſtolz auf ſein Vaterland iſt, und welcher mit Geringſchätzung auf andere Nationen hinblickt, welcher ſein Volk andern Völkern gegenüber in Vortheil zu bringen ſucht, welcher ſelbſt ſein Leben für

das Vaterland hingibt. — Wir laſſen das Alles und halten das Eine und das Andere in gebührenden Ehren. Aber die wahre Vaterlandsliebe iſt das noch nicht; denn jene hatten die Juden auch. Oder wer war ſtolzer auf das Vaterland, als ſie? Wer blickte geringſchätzender auf andere Nationen? Wer war kühner, aufopfernder und ausdauernder in Vertheidigung ihrer heiligen Stadt, als ſie? Dennoch waren ſie keine ächten Vaterlandsfreunde; denn ſie gründeten das Wohl desſelben nicht auf ſeinen wahren Grund und bei aller Liebe für dasſelbe verfielen ſie und ihr ganzer Staat in den Untergang. Die erſten wahren Vaterlandsfreunde unter ihnen waren die Macchabäer. Während dieſe das Schwert gegen den Feind ſchwangen, ſtellten ſie zugleich die Furcht Gottes und die Verehrung desſelben im Volke wieder her. Und die letzten wahren Vaterlandsfreunde unter ihnen waren Johannes der Täufer und Jeſus von Nazareth; jener, indem er dem Volke zurief: Thut Buße! die Axt liegt ſchon an der Wurzel des Baumes; dieſer, indem er das von Johannes eingeleitete Werk der religiöſen und ſittlichen Wiedergeburt ſeines Volkes allgemein durchführen wollte. Wer daher ein wahrer Freund ſeines Vaterlandes iſt, erweckt und ſtärkt den erſchlaffenden chriſtlichen Glauben, wirkt auf glaubenstreue Gewiſſenhaftigkeit und befördert und bewahrt durch heilige Zucht die öffentliche Sittlichkeit. Jeder Andere iſt im Irrthum über das, was Noth thut, und worauf es ankommt; und wenn er es auch noch ſo gut meint, ſeine Bemühungen ſind dennoch vergeblich. Wenn alſo Deutſchland noch zu retten iſt, ſo kann dieß nur dadurch geſchehen, daß das Chriſtenthum, deſſen Grundlage der dreieinige Gott und ſomit der feſte Glaube an die Gottheit Chriſti iſt, und mit dieſem chriſtlichen Glauben auch ſeine Selbſtverläugnung wieder hergeſtellt werde. Augenluſt, Fleiſchesluſt und Hoffart des Lebens, das ſind die drei Krebsſchäden unſerer Zeit; ſind dieſe Übel ausgeſchnitten, und ſie können es nur mit dem Meſſer des Chriſtenthums, mit der Predigt vom Kreuze, dann wird es beſſer

mit uns; dann ſind wir noch zu retten. Aber wird es erkannt dieſes? Es ſcheint nicht; es iſt den Augen unſerer Weltverbeſſerer verborgen. Sie hoffen von Allem eher Heil, als vom Chriſtenthum. Mit dieſem iſt man bei uns größtentheils fertig und ein neues Heidenthum iſt an ſeine Stelle getreten. Friede, ſagen ſie, wird nicht eher auf Erden, als bis alle Brücken zum Himmel abgebrochen ſind. Sieh da, wie ſie es erkennen, was ihnen zum Frieden dient! Seit Jahren arbeiten ſie, dieſe Brücken alle abzubrechen, die ganze dreißigjährige Friedenszeit, die uns gegönnt war, haben ſie raſtlos dazu benützt, das Chriſtenthum zu unterwühlen und es ſo ſammt der Wurzel aus den Herzen zu reißen, und leider iſt ihnen das teufliſche Werk nur allzu ſehr geglückt! —

Und nun ſage man: Würde Jeſus nicht wieder weinen, wenn er heute vor uns ſtünde und Deutſchlands Schickſal betrachtete! Würde er nicht ſchmerzzerriſſen ausrufen: „O daß du es doch an dieſem deinem Tage erkannt hätteſt, was dir zum Heile diente! Aber ſo war es deinen Augen verborgen“?

Furchtbare Stürme brechen jetzt herein, meine Lieben! das Wetter, das ſchon ſo lange drohend am Himmel ſtand, wälzt bereits ſeine ſchwarzen Wolken immer näher. Fürchterlich hat der Blitz ſchon überall gezündet und Schlag auf Schlag fährt er hernieder. Es ſcheint jetzt das Gericht hereinbrechen zu wollen, weil die letzte Gnade verachtet worden iſt! Die Feinde beginnen ſchon den Wall aufzuwerfen und uns zu bedrängen; es ſind größtentheils die Feinde im — Innern, unſere eigenen Hausgenoſſen, die fürchterliche Glaubensloſigkeit, Glaubensverſchiedenheit und die dadurch entſtandene ſchreckliche Spaltung und Zwietracht. Gott weiß, wie das ausgehen wird. Rette ſich, wer kann! ſonſt wird's zu ſpät. Bringe Jeder ſeine Seele in Sicherheit, benütze Jeder dieſe letzte Gnade, die letzte Heimſuchung, damit doch das Koſtbarſte gerettet werde. Alles Übrige iſt Plunder! Noch einmal, rette ſich, wer kann! Amen.

Predigt

auf

den zehnten Sonntag nach Pfingsten.

Text: „Jesus sagte auch zu Einigen, die sich selbst zutrauten, daß sie gerecht seien, und die übrigen verachteten, dieses Gleichniß: Zwei Menschen gingen in den Tempel hinauf, um zu beten. Der Eine war ein Pharisäer, der Andere ein Zöllner.“ Luk. 18, 9. 10.

Geliebte Pfarrkinder!

Es ist ein wahres Unglück, wenn ein Mensch sich selbst nicht kennt. Bald hält er mehr von sich, als recht ist, bald traut er sich wieder zu wenig zu, bald wird er durch gerechten Tadel aufgebracht und erbittert, bald läßt er sich durch gleißende Hoffnungen blenden — bald fürchtet er sich, wo Nichts zu fürchten ist. Er weiß nie, woran er ist. Er ist unbeständig in seinen Wünschen und Vorsätzen, thöricht in seinen Erwartungen, unsicher in allen seinen Unternehmungen. In allen Dingen ist ein Solcher, der sich selber nicht kennt, einer Wasserblase gleich, die in einem Augenblick weit ausgedehnt und groß und gleich darauf Nichts als ein unmerklicher Wasser-

tropfen iſt. Die geringſte Veränderung der Umſtände, der kleinſte Zufall, eine jede neue Meinung kann Alles aus ihm machen. Ein jeder Betrüger treibt mit ihm ſein Spiel, ſpiegelt ihm bald Hoffnung vor, bald treibt er ihm den Angſtſchweiß aus, bald macht er ihn ſtolz, bald demüthig. Das Schlimmſte von Allem iſt aber die Unſicherheit und Unbeſtändigkeit ſeines Herzens. Er kann nie mit dem Apoſtel ſagen: „Mein Troſt iſt der, daß ich ein gutes Gewiſſen habe; ich weiß, an wen ich glaube, und bin es mir gewiß, daß er mir meine Hinterlage bewahren werde;“ denn ohne Selbſtkenntniß kann man zu keiner wahren Herzens- und Lebensbeſſerung und folglich auch zu keiner dauerhaften Beruhigung gelangen. Es iſt alſo ſehr nöthig, daß wir mit allem Eifer dahin trachten, uns ſelber kennen zu lernen.

Hiezu gibt uns nun das heutige Evangelium die beſte Gelegenheit. Es ſtellt uns nämlich zwei ganz verſchiedene Menſchen vor Augen, von denen der Eine ſich ſelbſt nicht gekannt, der Andere aber ſich kennen zu lernen geſucht hat. Die ganze Erzählung wurde von Jeſu wahrſcheinlich zu dem Ende vorgetragen, um Leute, die ſich ohne Urſache für fromm halten und Andere über die Achſeln anſehen, zu beſchämen und zu beſſern, und ſo will denn auch ich heute dieſe Gelegenheit ergreifen, zu unſerer Belehrung, Warnung und Beſſerung am Phariſäer und Zöllner zu zeigen:

Warum kennen ſo wenige Menſchen ſich ſelber recht? I. Theil.

Wie lernt man ſich kennen? II. Theil.

Ich beginne ꝛc.

Erſter Theil.

Daß es eine große und wichtige Pflicht iſt, ſich ſelber kennen zu lernen, wird kein verſtändiger Menſch in Zweifel ziehen. Wir müſſen wiſſen, was an uns iſt, wie wir's mit uns ſelbſt meinen, wie wir mit Gott ſtehen, was wir von unſerm Thun

und Laſſen zu erwarten oder zu fürchten haben. Da wir an chriſtlicher Erkenntniß und Tugend wachſen ſollen, ſo müſſen wir uns auch Rechenſchaft geben können, wie weit wir ſchon gekommen ſind, wo es uns noch fehlt, was wir zu thun und zu meiden haben. Da wir des göttlichen Wohlgefallens nur dann ſicher ſein können, wenn wir dem Willen Gottes gemäß leben, ſo iſt die Erkenntniß unſerer Pflichten zu unſerer Beruhigung unentbehrlich. Da kein Betrug gefährlicher und ſchädlicher iſt, als wenn ſich ein Menſch ungegründete Hoffnungen macht und alles Gute erwartet, da, wo er doch vielmehr Urſache hat, das Schlimmſte zu befürchten: ſo iſt keine Angelegenheit wichtiger für uns, als die unpartheiiſche Unterſuchung unſers eigenen Werthes oder Unwerthes, die ſorgfältige Prüfung des Grundes, worauf wir unſere Wünſche und Hoffnungen bauen, und das eifrige Beſtreben, recht gut zu werden; denn was der Menſch ſäet, das wird er einſt ernten. Man ſtelle ſich einen Mann vor, der ein Bauerngut annimmt, und doch nicht weiß, was dazu gehört, das Alles nicht verſteht, was ein Bauersmann verſtehen muß, um ſeine Wirthſchaft ordentlich zu führen und ſein ehrliches Auskommen zu haben. Wenn aber deßungeachtet dieſer Mann ſich einbildete, daß er Alles wohl wiſſe und verſtehe, was er zu wiſſen und zu verſtehen braucht, wenn er bei all ſeiner Unwiſſenheit und Ungeſchicklichkeit doch ſeinen Acker ſelbſt beſtellen und beſäen und Alles nach ſeinem Kopf machen wollte, was würde wohl da herauskommen? Er würde wohl immer in Gedanken ſtehen, daß er Alles recht mache, daß Alles gut ſtehe, während doch ſeine Umſtände immer ſchlechter werden müßten. Er würde ſich mit der Hoffnung auf eine gute Ernte ſchmeicheln, ſpäter aber mit Schrecken wahrnehmen, daß er ſich betrogen habe. Wovon wollte er nun Menſchen und Vieh ernähren, Getreid zur neuen Ausſaat, Geld zur Beſtreitung aller Abgaben und Unkoſten hernehmen? Würde er nicht in die kläglichſten und dürftigſten Umſtände gerathen? Und was wäre nun ſchuld an Allem? Iſt's nicht Mangel an Selbſter-

kenntniß? Kommt's nicht daher, weil er ſich an Dinge gewagt hat, die er nicht verſtand, und dennoch die thörichte Meinung von ſich ſelber hatte, daß er ſie verſtehe? So iſt's aber mit allen Menſchen, die ſich ſelbſt nicht kennen. Warum meint Mancher, daß er ein guter Chriſt ſei, obgleich er von chriſtlichen Geſinnungen und Tugenden weit entfernt iſt? Darum, weil er ſich ſelbſt nicht kennt. Warum wird Mancher ſo erbittert, wenn man ihm gutmeinende Warnungen und Erinnerungen gibt, die ihm doch ſo nöthig und heilſam ſind? Darum, weil er ſich ſelbſt nicht kennt. Warum wird Mancher durch keine Erfahrung klüger, vorſichtiger und verſtändiger? Darum, weil er ſich ſelbſt nicht kennt. *Aber warum kennen ſich ſo wenige Menſchen ſelber?*

Der Phariſäer im heutigen Evangelium kann uns da Aufſchluß geben. Der hat ſich auch ſelber nicht gekannt; das ſieht man einmal daraus, weil er ſo viel Rühmens und Aufhebens von ſeinen Verdienſten macht, die doch ſo viel nicht zu bedeuten hatten, und dann, weil er den Zöllner ohne weitere Unterſuchung verachtet und ſich weit über ihn erhoben hat. Betrachten wir das ein wenig näher! —

Es iſt ſchon das gleich von Anfang ein Hinderniß der nöthigen Selbſtkenntniß, *weil viele Leute glauben, daß Nichts leichter ſei, als ſich ſelbſt zu kennen.* Wenn man Einen nach dem Andern fragte, ob er ſich ſelbſt kenne, ſo würde man faſt durchgehends die Antwort erhalten: „Das verſteht ſich! wie ſoll ich mich nicht kennen? Ein Jeder muß ſich ja ſelber am beſten kennen!“ Wahr iſt es, ein Jeder kann und muß ſich ſelbſt am beſten kennen; denn Niemand kann ſicherer erforſchen, als er ſelbſt, wie ſein Herz beſchaffen ſei, was er für Neigungen, Wünſche und Gewohnheiten habe, wie er es mit Gott und ſeinem Nebenmenſchen meine. Aber leider iſt es eine Seltenheit, daß ſich die Leute ſo erforſchen und prüfen; denn Mancher weiß von andern Menſchen weit mehr zu ſagen, als von ſich ſelber. Die Selbſterkenntniß iſt ſo leicht nicht, wie man ſich vorſtellt; denn es gehört dazu

ein sehr ernstes Aufmerken auf sich selber, und auf seine Gewohnheiten und Absichten, besonders aber, daß man sich selber ohne Schonung die Wahrheit sagt. Aber gerade dieser letzte Punkt ist der schwerste und das größte Hinderniß der Selbsterkenntniß. Das eitle menschliche Herz will immer besser sein, als es ist, und wenn es manchmal nicht umhin kann, seine Fehler und Untugenden wahrzunehmen, so sucht es wenigstens allerlei Entschuldigungen, bleibt bei seinen Fehlern und lernt sich selbst nicht kennen, weil es nicht aufrichtig genug gegen sich selbst ist. Das war eben der Fehler des Pharisäers, daß er nur seine guten Eigenschaften herrechnete, und dagegen alle seine Fehler verschwieg. Und selbst die guten Eigenschaften, die er von sich rühmte, hatten wenig auf sich. Daß er kein Räuber, kein öffentlicher Betrüger, kein Ehebrecher war, das waren noch keine Tugenden; denn alle diese Verbrecher wurden streng gestraft und so hätte schon Furcht vor Strafe und Schande ihn davon abhalten können. Daß er zwei Tage in der Woche fastete und den Zehent von seinen Gütern als Abgabe entrichtete, konnte ihm auch nicht zum besondern Verdienste gereichen. Man weiß ja, warum die Pharisäer fasteten und Zehent gaben, nämlich, um von den Leuten gesehen zu werden. Also war wenig oder gar kein Verdienst dabei. Aber so ist's mit den Menschen; schon darauf bilden sie sich was ein, wenn sie grobe Verbrechen vermeiden, und wenn sie eine Schuldigkeit thun, deren Unterlassung doch Strafe nach sich ziehen würde. Aber darum kümmern sie sich gar nicht, ob das, was sie thun, aus gutem redlichen Herzen kommt, wodurch es allein vor Gott wohlgefällig wird. Damit thut man sich viel zu gut und sagt, sich selber tröstend: Ich thue das und das nicht, darum wird der eine Fehler, den ich an mir habe, so genau nicht genommen werden. Auf diese Weise lernt man sich nie kennen.

So kann man auch gewiß merken, daß Einer sich selber nicht kennt, wenn er durch unverdientes Lob aufgeblasen, durch verdienten Tadel aber erbittert

wird. Es iſt kein gutes Zeichen, wenn es einem Menſchen ganz gleichgültig iſt, ob Andere von ihm Gutes oder Böſes denken; ebenſo iſt es ein Beweis, daß ſich Einer ſelbſt nicht recht kennt, wenn er ſich gerne loben hört und ſelbſt lobt, oder wenn man ihm den Verdruß anſieht, ſobald man ihn nicht lobt; denn wenn uns darum zu thun iſt, daß wir uns ſelbſt recht kennen, ſo hören wir lieber Tadel als Lob, weil für das menſchliche Herz das Lob ſehr gefährlich iſt, und dasſelbe oft an ſeine Mängel und Gebrechen erinnert werden muß, um in der Wachſamkeit und Beſcheidenheit erhalten zu werden. Der allwiſſende Gott iſt unſer Richter, Menſchenlob aber kann ſehr irrig ſein. Ein Menſch, der daher nach eitler Ehre geizt, iſt weit entfernt, ſich ſelber zu kennen.

Die Selbſterkenntniß wird aber endlich auch noch dadurch gehindert, wenn man immer lieber um ſich herum, als in ſich hinein ſchaut; d. h. wenn man mehr auf andere Leute und ihre Fehler, als auf ſich ſelber und ſeine eigenen Handlungen ſieht. Mancher kann Alles haarklein erzählen, was in andern Häuſern vorgeht, was bei dieſer und jener Gelegenheit geſprochen worden, was Andere überſehen haben, und warum es ihnen dort und da nicht recht hinausgegangen ſei; er ſelber aber iſt vielleicht der fehlerhafteſte und unordentlichſte Menſch; denn gerade deßwegen, weil er ſo viel auf Andere zu ſchauen hat, hat er keine Zeit, ſich ſelber anzuſchauen. So machte es auch der Phariſäer im Evangelium; nicht ſeine Fehler unterſuchte er, nicht ſein Gewiſſen erforſchte er, ſondern das des Zöllners. Herr, ich danke dir, rief er, daß ich nicht bin, wie dieſer Zöllner. Solche Menſchen vergleichen ſich beſtändig mit Schlechtern, die wenigſtens in ihren Augen ſchlechter ſind. O, es gibt Leute, die über die Sünden und Unordnungen anderer Leute die bitterſten Klagen führen, immer über die Gottloſigkeit der Menſchen ſeufzen und doch ſelbſt im Grund des Herzens laſterhaft ſind. Mancher mag ſich wohl gar einbilden, daß er deßwegen fromm ſei, und

ſeine eigenen Laſter ihm nicht angerechnet werden, wenn er immer ſo klagt und ſeufzt; wenigſtens hat er die Abſicht dabei, daß man ihn für beſſer halten ſoll deßwegen, als er in der That iſt. Aber das iſt eben, was die Selbſtkenntniß hindert.

Darum, Geliebte! bilden wir uns nichts ein. Trachten wir nicht nach Lob und fürchten wir den Tadel nicht; und ſehen wir Fehler an Andern, ſo erinnern wir uns an unſere eigenen Fehler — dann ſind wir ſchon auf dem Wege zur Selbſtkenntniß. — Wie wir aber zu dieſer Tugend völlig gelangen mögen, das möge uns das Beiſpiel des Zöllners zeigen im

zweiten Theile.

Der Zöllner, heißt es, ſtand ferne und ſah einſam und ſtille vor ſich hin. Er hatte ſich vorgenommen, über ſich nachzudenken, ernſtliche Unterſuchungen über ſein Leben anzuſtellen, darum ſtellte er ſich an einen einſamen Ort, um nicht geſtört zu werden. Und da er nun bei dieſer Unterſuchung Vieles fand, das unrecht war, ſo ſchämte er ſich vor Gott und vor ſich ſelber, daß er vor Scham ſchier kein Auge aufmachen konnte. Dieſe Prüfung und die darauf folgende Zerknirſchung hatten den großen Nutzen für ihn, daß er ſich ernſtlich vornahm, mit Gottes Hilfe ein anderer und beſſerer Menſch zu werden, und zum Zeichen deſſen ſchlug er an ſeine Bruſt und rief aus: Gott ſei mir Sünder gnädig! Erbarme dich meiner, beſter Vater im Himmel! wollte er ſagen, vergib mir meine Sünden und ſtärke mich in meinem Vorſatze, beſſer zu werden. Lernen wir von dieſem Zöllner, Geliebte, wie auch wir zur Selbſtkenntniß gelangen können.

Für's erſte ſollen wir uns manchmal an einen einſamen Ort zurückziehen und da vor Gott den Zuſtand unſerer Seele unterſuchen. Die Einſamkeit hat an ſich ſchon etwas Feierliches, das zur Andacht erweckt, wo der Gedanke ſo natürlich

wird. Es iſt kein gutes Zeichen, wenn es einem Menſchen ganz gleichgültig iſt, ob Andere von ihm Gutes oder Böſes denken; ebenſo iſt es ein Beweis, daß ſich Einer ſelbſt nicht recht kennt, wenn er ſich gerne loben hört und ſelbſt lobt, oder wenn man ihm den Verdruß anſieht, ſobald man ihn nicht lobt; denn wenn uns darum zu thun iſt, daß wir uns ſelbſt recht kennen, ſo hören wir lieber Tadel als Lob, weil für das menſchliche Herz das Lob ſehr gefährlich iſt, und dasſelbe oft an ſeine Mängel und Gebrechen erinnert werden muß, um in der Wachſamkeit und Beſcheidenheit erhalten zu werden. Der allwiſſende Gott iſt unſer Richter, Menſchenlob aber kann ſehr irrig ſein. Ein Menſch, der daher nach eitler Ehre geizt, iſt weit entfernt, ſich ſelber zu kennen.

Die Selbſterkenntniß wird aber endlich auch noch dadurch gehindert, wenn man immer lieber um ſich herum, als in ſich hinein ſchaut; d. h. wenn man mehr auf andere Leute und ihre Fehler, als auf ſich ſelber und ſeine eigenen Handlungen ſieht. Mancher kann Alles haarklein erzählen, was in andern Häuſern vorgeht, was bei dieſer und jener Gelegenheit geſprochen worden, was Andere überſehen haben, und warum es ihnen dort und da nicht recht hinausgegangen ſei; er ſelber aber iſt vielleicht der fehlerhafteſte und unordentlichſte Menſch; denn gerade deßwegen, weil er ſo viel auf Andere zu ſchauen hat, hat er keine Zeit, ſich ſelber anzuſchauen. So machte es auch der Phariſäer im Evangelium; nicht ſeine Fehler unterſuchte er, nicht ſein Gewiſſen erforſchte er, ſondern das des Zöllners. Herr, ich danke dir, rief er, daß ich nicht bin, wie dieſer Zöllner. Solche Menſchen vergleichen ſich beſtändig mit Schlechtern, die wenigſtens in ihren Augen ſchlechter ſind. O, es gibt Leute, die über die Sünden und Unordnungen anderer Leute die bitterſten Klagen führen, immer über die Gottloſigkeit der Menſchen ſeufzen und doch ſelbſt im Grund des Herzens laſterhaft ſind. Mancher mag ſich wohl gar einbilden, daß er deßwegen fromm ſei, und

ſeine eigenen Laſter ihm nicht angerechnet werden, wenn er immer ſo klagt und ſeufzt; wenigſtens hat er die Abſicht dabei, daß man ihn für beſſer halten ſoll deßwegen, als er in der That iſt. Aber das iſt eben, was die Selbſtkenntniß hindert.

Darum, Geliebte! bilden wir uns nichts ein. Trachten wir nicht nach Lob und fürchten wir den Tadel nicht; und ſehen wir Fehler an Andern, ſo erinnern wir uns an unſere eigenen Fehler — dann ſind wir ſchon auf dem Wege zur Selbſtkenntniß. — Wie wir aber zu dieſer Tugend völlig gelangen mögen, das möge uns das Beiſpiel des Zöllners zeigen im

zweiten Theile.

Der Zöllner, heißt es, ſtand ferne und ſah einſam und ſtille vor ſich hin. Er hatte ſich vorgenommen, über ſich nachzudenken, ernſtliche Unterſuchungen über ſein Leben anzuſtellen, darum ſtellte er ſich an einen einſamen Ort, um nicht geſtört zu werden. Und da er nun bei dieſer Unterſuchung Vieles fand, das unrecht war, ſo ſchämte er ſich vor Gott und vor ſich ſelber, daß er vor Scham ſchier kein Auge aufmachen konnte. Dieſe Prüfung und die darauf folgende Zerknirſchung hatten den großen Nutzen für ihn, daß er ſich ernſtlich vornahm, mit Gottes Hilfe ein anderer und beſſerer Menſch zu werden, und zum Zeichen deſſen ſchlug er an ſeine Bruſt und rief aus: Gott ſei mir Sünder gnädig! Erbarme dich meiner, beſter Vater im Himmel! wollte er ſagen, vergib mir meine Sünden und ſtärke mich in meinem Vorſatze, beſſer zu werden. Lernen wir von dieſem Zöllner, Geliebte, wie auch wir zur Selbſtkenntniß gelangen können.

Für's erſte ſollen wir uns manchmal an einen einſamen Ort zurückziehen und da vor Gott den Zuſtand unſerer Seele unterſuchen. Die Einſamkeit hat an ſich ſchon etwas Feierliches, das zur Andacht erweckt, wo der Gedanke ſo natürlich

iſt: Wenn gleich um mich herum Alles ſtille und ruhig iſt, wenn mich gleich kein Menſch ſieht und hört, vielleicht auch Niemand an mich denkt, ſo iſt doch Gottes Auge über mir offen und ſeine heilige Allgegenwart umgibt mich. Der alſo Einſame denkt ſich da mit David (Pſ. 138.): „Herr, du erforſcheſt mich und kenneſt mich, du kennſt mein Sitzen und mein Aufſtehen, du merkſt meine Gedanken von ferne, mein Gehen und Ruhen erforſcheſt du, alle meine Wege ſiehſt du.“ Dieſer Gedanke an Gott, wozu die Einſamkeit vorzüglich Gelegenheit gibt, iſt ſehr heilſam, drückt ſich immer tiefer in die Seele ein und man gewöhnt ſich zuletzt ſo daran, daß man Gott immerdar vor Augen hat. Wer hat aber beſſer Gelegenheit zu dieſer Einſamkeit, als das Landvolk? Wie oft iſt nicht Einer auf dem Felde hinter ſeinem Pfluge, bei der Viehheerde und bei andern Verrichtungen ganz allein! Wie nahe liegt es ihm dann, den Herrn gleichſam zu fühlen und zu finden, da er ſo nahe iſt! Alles erinnert da an den allgegenwärtigen Gott, der Himmel und Erde erfüllet. O ſeid Freunde dieſer Einſamkeit, benützet ſie, um in euer eigenes Herz hinabzuſteigen und es zu erforſchen! Ihr ſchämt euch dann vor Gott und vor euch ſelber, wenn ihr ſo ohne Schonung den Schleier des Herzens lüftet. Wenn Einer Böſes im Sinne hat oder gethan hat, und es ſtünde ihm auf der Stirne geſchrieben, oder die Leute könnten es ihm im Geſicht anſehen; würde er ſich nicht ſchämen und eilen, ſich vor der ganzen Welt zu verbergen? Ja, vor der Welt kann man ſich wohl verbergen; aber vor dem allwiſſenden Gott und vor ſeinem Gewiſſen nicht. Schämt ihr euch aber vor Gott und eurem Gewiſſen, dann werdet ihr auch die Sünde meiden, und könnt ſo auch allen Menſchen mit Freuden unter die Augen treten.

Gehet dann ferner bei dieſer Unterſuchung ſo ſchonungslos als unpartheiiſch zu Werke! Verhehlet euch ſelber die Wahrheit nicht! Ach, was kann es euch helfen, wenn ihr

euch ſelber betrügen wollet! das Gewiſſen kann zwar eine Zeit lang einſchlafen und übertäubt werden, aber es erwacht doch wieder und es würde einſt vor Gottes Richterſtuhl gegen euch zeugen. Und geſetzt auch, das Gewiſſen erwachte nimmer, ſelbſt ſein Todesröcheln auf dem Sterbebette würde nimmer gehört, ſo ſchläft doch Gott nicht, vor ihm iſt Alles klar und offenbar. Damit ihr aber auch wiſſet, wie ihr die Unterſuchung anſtellen müßt, um zur Erkenntniß eurer ſelbſt zu gelangen, ſo will ich euch hiemit eine Anweiſung geben. Ihr müßt euer Leben, eure Gewohnheiten, euer Betragen gegen den Nächſten anſehen und durchgehen und zu euch ſelbſt ſagen: Ich habe es immer ſo und ſo gehalten und mir eingebildet, daß ich nicht Unrecht thue. Iſt es aber auch wahr? Iſt mein Herz nicht deßungeachtet unruhig geworden? Und habe ich nicht ſchon ſo Manches gethan, wovon ich wußte, daß es nicht recht ſei? Habe ich nicht ſo manches Gute gethan aus keiner ſchönen Abſicht? Iſt es nicht geſchehen, um etwa beſſer ſcheinen zu wollen, als ich wirklich war? Ich habe alſo das Unrecht erkannt und bin doch ſo thöricht und gewiſſenlos geweſen, mich zu verſtellen und ein Heuchler zu ſein! Warum that ich es aber? Ich wollte andere Menſchen betrügen und dachte nicht daran, daß ich den allwiſſenden Gott, der Herzen und Nieren erforſcht, nicht hintergehen könne. — Seht, Geliebte, ſo beiläufig ſtellt man dieſe Unterſuchung an, und ſie wird ſo ausfallen, daß wir in Zukunft nicht mehr Zeit haben, auf anderer Leute Reden und Handlungen zu merken. Was ihr an Andern tadeln wollt, das findet ihr größtentheils an euch ſelber; darum ſollet ihr bei ihren Fehlern immer gleich an euch ſelbſt denken, und euch prüfen, ob ihr nicht eben dieſelben oder doch andere Fehler an euch habt. Höret ihr von einem Menſchen, daß er ſchwere Verbrechen auf ſich geladen hat, ſo fraget, wie er ſo unglücklich werden konnte und ihr werdet das Böſe, das er begangen, vermeiden. Brecht über Niemanden den Stab und verdammet Niemanden und bedenkt, daß, wenn ihr die nämliche Gelegenheit, die nämlichen Mittel

gehabt hättet, ihr wahrſcheinlich dieſelben Sünden begangen hättet; denn gar Viele ſündigen nicht, weil ſie nicht können, weil ſie kein Geld oder keine Gelegenheit dazu haben. Auf dieſe Weiſe werden euch die Fehler des Nebenmenſchen zu eigener Erkenntniß führen und die Aufmerkſamkeit auf Anderer Thun und Laſſen wird für euch eine Schule der Weisheit und Gottſeligkeit. Am allermeiſten, Geliebte, ſehet aber auf diejenigen, die gut ſind, die einen chriſtlichen Lebenswandel führen. Der Neid ſucht und findet zwar überall etwas zu tadeln, weil er fürchtet, daß ſeine Fehler deſto mehr an's Licht kommen, wenn Andere neben ihm in Gottesfurcht wandeln. O ſeid doch darauf aufmerkſam! Fraget euch ſelbſt: Warum verſpüre ich in mir einen heimlichen Unwillen, eine feindſelige Abneigung gegen meinen Nächſten, der ſeines ordentlichen Lebenswandels wegen geliebt und geehrt wird, dem man mit Wahrheit nichts Böſes nachſagen kann? Kommt es nicht daher, weil der viel beſſer iſt, als ich bin, weil ich mich des Guten, das er hat, nicht rühmen kann? Iſt das recht? Gewiß nicht. So will ich mir denn Mühe geben, ſo gut und rechtſchaffen zu werden, wie er iſt, ich will mich ſelber überwinden und von ihm lernen, um auch ſo ruhig und glücklich ſein zu können, wie er.

Das alſo iſt der Weg zur Selbſtkenntniß, Geliebte! O möchten wir ihn auch Alle wandeln! Treten wir in die Fußſtapfen des reumüthigen Zöllners, wir haben alle Urſache dazu; denn wir ſind ja ſelbſt nichts anders als ſündige Zöllner, der Eine mehr, der Andere weniger, der Eine in dieſer, der Andere in anderer Beziehung. Wir Alle dürfen beſchämt die Augen niederſchlagen, und reumüthig an unſere Bruſt klopfen mit dem tiefen Herzensſeufzer: Gott ſei mir armen Sünder gnädig! Aber wehe uns, wenn wir, ſtolz auf einige gute Werke, die wir an uns haben, den Phariſäer ſpielen, Gott unſere herrlichen Eigenſchaften an den Fingern vorzählen und dabei einen hochmüthigen, verächtlichen Seitenblick auf den

Nächſten werfen wollten! Dieß Alles wird aber unterbleiben, wenn wir uns ſelber kennen lernen, kennen lernen unſere Armſeligkeit und eigene Sündhaftigkeit, kennen lernen unſern Hang zum Böſen und dadurch die Überzeugung gewinnen, daß wir eben ſo tief und vielleicht noch tiefer fallen würden, als ſo mancher Zöllner in unſerer Nähe! Darum wer ſteht, der ſehe zu, daß er nicht falle. Amen.

Predigt

auf

den eilften Sonntag nach Pfingſten.

Text: „Und er redete recht.“ Mark. 7, 35.

Geliebte Pfarrkinder!

In den meiſten Fällen wäre es wahrlich eine große Wohlthat, wenn man ſtumm wäre; denn faſt mit keinem Gliede am ganzen Leibe kann man ſich ſo oft und ſo ſchwer verſündigen, wie mit der Zunge. Mit dem Gehöre iſt das bei Weitem ſo arg nicht; darum hat auch der Menſch zwei offen ſtehende Ohren, aber nur Eine Zunge, und dieſe iſt mit einem doppelten Zaune eingeſperrt, von den Zähnen und den Lippen nämlich. Ja mit der Zunge kann man jeden Augenblick ſündigen, wenigſtens durch ein unnützes Wort; und auch für ein ſolches müſſen wir ja Rechenſchaft ablegen. Deßhalb in der heiligen Schrift ſo häufige Ermahnungen, ſeine Zunge im Zaume zu halten. „Viel reden,“ heißt es in den Sprichwörtern (10, 19.), „geht nicht ohne Sünde ab; wer aber ſeine Lippen mäßigt, iſt ſehr weiſe.“ Und wiederum: „Wer ſeinen Mund und ſeine Zunge

bewahrt, der bewahrt vor Angſt ſeine Seele.“ (Sprichw. 21, 23.) Und an einer andern Stelle heißt es: „Wer ſchweigt, wird für weiſe gehalten, und wer viel ſchwätzt, iſt verhaßt... Wer viele Worte macht, verletzt ſeine Seele“ (Sir. 20, 5.); und wiederum: „Höret Kinder die Lehre von der Beherrſchung der Zunge; wer ſie hält, wird durch ſeine Lippen nicht zu Grunde gehen und durch böſe Werke ſich nicht verſündigen.“ (Ebend. 23, 7.)

Alſo kann man durch die Zunge zu Grunde gehen? Ja, es iſt ſo, Geliebte, durch die Zunge kann man verdammt werden, wenn man ſonſt gar keine Sünde begeht. Durch die Zunge kann man ſogar Mordthaten begehen, nämlich durch ehrenrührige und verleumderiſche Reden und durch jede Verführung zur Sünde. So iſt es denn kein Wunder, Geliebte, wenn wir ſo dringend ermahnt werden, wenig zu reden und auf der Hut zu ſein mit der Zunge. Ja, kein Wunder iſt es, unter ſolchen Umſtänden, wenn wir leſen, wie jene Kloſtergeiſtlichen, die man Trappiſten nennt, gar kein Wort reden und ſich zu einer freiwilligen Stummheit verurtheilen. Die einzige Rede, die über ihre Lippen kommt, iſt das memento mori: denk an's Sterben!

Wir, die wir in der Welt leben, können das freilich nicht thun; wir müſſen reden. Es kommt nur darauf an jetzt, daß wir recht reden, wie der Stumme, den heute unſer Herr geheilt hat. Recht aber reden wir, wenn wir zu rechter Zeit zu reden und ſomit auch zu rechter Zeit zu ſchweigen wiſſen. Darum ſagt auch die Schrift: „Es gibt eine Zeit zu reden und eine Zeit zu ſchweigen.“ (Pred. 3, 7.) Es frägt ſich jetzt nur, wann man reden und ſchweigen muß, und das ſind die beiden Punkte meiner heutigen Predigt:

Wann darf man reden? I. Theil.
Wann ſoll man ſchweigen? II. Theil.

Ich beginne ꝛc.

O ſchändlicher Undank! Wenn man redet, ſo redet man ſo! Vom jungen Tobias heißt es: „Er erzählte ſeinen Eltern alle Wohlthaten Gottes, die er an ihm gethan durch den Mann, der ihn geführt hatte.“ (Tob. 11, 19.) Aber bei uns heißt es, wie das Sprichwort ſagt: „Den Löffel weggeworfen und davongegangen.“

Sagt mir einmal, iſt das der rechte Gebrauch, den wir von unſerer Zunge machen? O warum ſprudelt dieſe Zunge, wenn es gilt, gleichgültige, einfältige, nichtsnutzige, verleumderiſche, lügenhafte, zornige oder gar ſchändliche Reden zu führen? Warum iſt ſie da ſo geläufig, ſo ſchnell, ſo unermüdet? Und wenn es darauf ankommt, eine erbauliche, ernſte, chriſtliche Rede zu führen, Gottes Lob und Ehre zu verkünden, ihn für ſeine Wohlthaten zu preiſen, warum da ſo träge und karg? Iſt das nicht gerade verkehrt? Wir ſchweigen, wo wir reden und reden, wo wir ſchweigen ſollen. Muß da unſere Zunge nicht uns zum Verderben werden? — Doch von dem andern Punkte, daß es eine Zeit zu ſchweigen gibt und wann dieſe iſt, im

zweiten Theile.

Es iſt eine alte ausgemachte Sache, daß man da ſchweigen ſoll, wo das Reden nichts hilft, wo man mit Reden kein Gehör finden, ſondern vielleicht noch mehr erbittern wird. Ein altes Sprichwort ſagt: Wo keine Jagd iſt, da ſoll man auch keinen Hund hinauslaſſen, und die heilige Schrift (Sir. 32, 6.) ſagt: „Wo man nicht zuhört, da rede nicht.“ Wer wird in einem Dorf, oder in einer Stadt, wo kein Wild iſt, eine Jagd veranſtalten, wer wird auf Felſen ſeinen Samen hinſtreuen wollen? Als Moſes vom Berge herabkam und ſah, wie Alles betrunken um das goldene Kalb herumtanzte, da ſprach er nicht ein Wort zum Volke, weil er mit Betrunkenen nichts ausgerichtet hätte, ſondern zuvor gab er ihnen Waſſer zu trinken, in das er die Aſche des zerſtörten Kalbes gemiſcht hatte und dann erſt zog er gegen die Abgötterer los. So

ſagte auch jene kluge Frau Abigail zu ihrem Manne Nabal an dem Tage, wo er einen Rauſch hatte, kein Wort, erſt am andern Tage, als er ſeinen Rauſch ausgeſchlafen hatte, ſtellte ſie ihn zur Rede. O wenn doch Alle ſo verſtändig wären, da zu ſchweigen, wo Schweigen ſo nothwendig iſt! Aber was geſchieht? Statt dem Jähzornigen auszuweichen, ſtatt zu ſchweigen, redet und ſchimpft man aus vollem Halſe. So wird Öl in's Feuer gegoſſen und ſtatt den Jähzornigen zu beſſern, wird er noch immer erbitterter und Rauferei und Todtſchlag ſind nicht ſelten die Folgen von dieſem unzeitigen Reden. Kommt dann noch dazu, daß ſolche Menſchen durch Wein oder Bier erhitzt ſind, und will man ſie da belehren oder ihnen gar Vorwürfe machen, ſo iſt dieſes Reden durchaus am unrechten Orte angebracht. „Beim Mahle, wo man Wein trinkt, mache dem Nächſten keine Vorwürfe," ſagt die heilige Schrift. O wie viel Schläge, wie viel Unannehmlichkeiten könnten ſich die Eheweiber erſparen, wenn ſie zu ſchweigen wüßten; allein ſie wiſſen es nicht. Kommt der Mann betrunken nach Hauſe, ſo machen ſie ihm ſogleich die bitterſten Vorwürfe und geben ihm die gräulichſten Schimpfnamen. Iſt es da ein Wunder, wenn der ohnehin vom Biere erhitzte Mann nun erſt recht aufgeregt und in Zorn gebracht wird, wenn er wieder ſchimpft, Alles zuſammenwirft, Kinder und Weib grauſam behandelt? Warum ſchweigt ihr nicht, wo ihr ſo nothwendig ſchweigen ſollt? Des andern Tags erſt ſollet ihr reden; da könnt ihr ernſt und kurz dem Manne den nöthigen Verweis geben. Übrigens iſt auch das ſchon, wenn man nichts ſagt, ein Verweis und oft noch ein ſtärkerer, als viel Reden. So ſeid denn in Zukunft vorſichtiger, ſeid klüger und redet nicht, wo es nicht am Orte iſt. Beſonders ſchweigt den Zornigen und Trunkenen gegenüber, denn da iſt für den erſten Augenblick alles Reden vergebens.

Ferner mußt du ſchweigen, wenn man dir Übles nachredet, wenn man dich falſch anklagt und verleumdet, es

müßte denn ſein, daß noch ein Dritter einen Schaden dadurch hätte. Statt Beleidigungen wieder mit Beleidigungen zu vergelten, erfordert es Chriſtenpflicht, ſie geduldig zu übertragen oder ganz und gar zu ſchweigen. Als Chriſtus der Herr falſch angeklagt wurde vor Pilatus, da fragte ihn dieſer, ob er denn auf alle dieſe Anklagen gar keine Antwort gebe. Jeſus aber ſchwieg ſtill. Dieſes merkwürdige Schweigen aber machte auf Pilatus einen weit größern Eindruck, als wenn Jeſus noch ſo viel zu ſeiner Vertheidigung geantwortet hätte; denn von nun an ſann Pilatus auf Mittel und Wege, wie er ihn entlaſſen könnte. So hat auch die keuſche Ehegattin Joakim's, Suſanna, als ſie auf die ungerechteſte Weiſe geſteinigt werden ſollte, nur geſchwiegen und nichts zu ihrer Vertheidigung vorgebracht, und ſie redete auf dieſe Weiſe lauter als mit Worten, es redete ihr ſchuldloſes Bewußtſein. Indem ſie ſchwieg, gab ſie zu erkennen, daß ſie nicht auf Menſchenurtheil, ſondern auf das Urtheil Gottes ſich berufe, und ſieh da, der Herr erhörte ihr Schweigen. So ſollen auch wir ſchweigen, wenn wir beleidigt werden; aber dieß iſt wieder nicht unſere Sache. Für die geringſte Beleidigung haben wir nicht bloß zur Vertheidigung den Mund bereit, ſondern für ſolche Fälle iſt auf unſerer Zunge fortwährend ein bedeutender Vorrath von Schmähungen geſammelt. O wie unchriſtlich!

Schweigen ſollen wir dann auch, wenn wir andern Leuten etwas Gutes gethan haben. Unſer Heiland gibt uns auch hierin das ſchönſte Beiſpiel. Als er dem Taubſtummen im heutigen Evangelium wieder zum Gebrauche ſeines Gehöres und ſeiner Zunge geholfen hatte, trug er ihm auf, er ſollte es ja Niemanden ſagen; allein er und ſeine Freunde verbreiteten die Kunde davon immer weiter, je mehr es ihnen verboten wurde. Hieraus erſehen wir, wie wir es machen ſollen. Thun wir Gutes, ſo ſollen wir ſchweigen, thun aber Andere uns Gutes, ſo ſollen wir aus Dankbarkeit, ſelbſt wenn ſie ſich es verbitten, unſere Wohlthäter preiſen. Schon ein alter Heide ſagt: Derſelbe, der Einem eine Wohlthat erwieſen hat, ſoll

dieß sogleich vergessen, Jener aber, der sie empfangen hat, niemals.

Aber auch da geht es bei uns wieder verkehrt. Sind wir die Wohlthäter, dann reden wir nicht bloß, sondern wir schreien und posaunen es aus. Die Einen machen es gleich wie die Pharisäer, und stellen sich an die Straßenecken hin mit ihren Wohlthaten, die sind es, die ihre Wohlthätigkeit ausposaunen und ausschreien; Andere aber thun zwar ihr Gutes nicht so öffentlich; allein bei Gelegenheit wissen sie es schon anzubringen und sich als mildthätige Menschen mit großer Selbstgefälligkeit hinzustellen. Allein, wenn uns Wohlthaten erwiesen werden, wie schnell ist Alles vergessen! Ja, es geschieht nicht selten, daß man, anstatt dankbar zu sein, den schimpft, von dem man Gutes genossen hat, und ihm seine Wohlthaten gleichsam vor die Füße hinwirft. O wie schmählich, wie unchristlich ist auch dieses! —

Und wiederum, um etwas ganz gewöhnlich, fast alle Tage Vorkommendes zu erwähnen: Wie gerne reden wir, wenn es sich um die Fehler unserer Mitmenschen handelt! Gerade da sollen wir schweigen; allein wie schon gesagt, das haben wir fast Alle im Brauche. „Es gibt nur Wenige, welche diesem Laster entsagen," schreibt der heilige Bischof Paulinus, „und du wirst selten Jemanden finden, der so untadelhaft leben wollte, daß er nicht gern das Leben Anderer tadelte. Die Lust an diesem Übel hat sich der Menschen so bemächtigt, daß sogar Jene, welche sich von andern Fehlern weit entfernt halten, dennoch in diese Sünde, wie in die letzte Schlinge des Teufels fallen." Ja, wahrlich, wo ist der Mensch, der seiner Zunge so Meister wäre, daß er nicht manchmal die Fehler des Nächsten, die ihn nichts angehen, tadelte? Man höre nur einmal den Leuten zu, wenn sie in die Kirche gehen, man höre ihnen zu, wenn sie draußen auf dem Gottesacker bei einander stehen, man höre ihnen zu, wenn sie an Sonntagen in ihren Häusern bei einander sitzen,

wenn ſie in Wirthshäuſern zuſammenkommen und ſich unterhalten; was geſchieht da gemeiniglich? Wovon wird in der Regel geredet? Antwort: Von den Fehlern des Nächſten. Ich ſage, in der Regel. Schlimm genug, wenn das allemal wäre, wenn kein anderes Geſpräch mehr geführt würde! O unſelige Gewohnheit, und ſo ſüß iſt dieſe Gewohnheit und ſo unbemerkt ſchleicht ſie ſich ein! Wovon aber wird geſchwiegen, am wenigſten geredet? Gerade von dem, wovon man am meiſten reden, woran man am meiſten denken ſollte, von den eigenen Fehlern. Alſo wir ſchweigen, wo wir reden, und reden, wo wir ſchweigen ſollten.

Und wiederum: Wenn wir auch ſelber nicht reden von den Fehlern des Nächſten, wenn wir auch nur zuhören, warum vertheidigen denn wir ihn nicht, warum finden wir denn da gar keine Worte, warum reden wir nicht? Iſt das recht? O wie oft kommt ihr zuſammen und höret wenigſtens ſchimpfen über geiſtliche und weltliche Obrigkeit, über Freunde und Nachbarn, über Alle, die man gerade in der Hechel hat! Warum zieht ihr nun bei ſolchen Gelegenheiten nicht auch das Gute der Getadelten an's Licht? Warum ſagt ihr nichts zur Vertheidigung der Angegriffenen? O wie ſchmählich iſt jenes Reden und dieſes Schweigen! Schweige, wenn dein Nächſter durch deine Rede lieblos behandelt wird! das iſt Chriſtenpflicht. — Noch mehr, ſchweig und behalte es bei dir, mache es nicht wie Jene, die, ſobald ſie einen Fehler des Nächſten gehört haben, ihn ſogleich von Haus zu Haus tragen, damit ja alsbald in weiten Umkreiſen des Nächſten Schande und Tadel überall bekannt werde. O wie ſchön iſt, was da die heilige Schrift (Sir. 19, 10.) ſagt: „Haſt du etwas wider deinen Nächſten gehört; ſo laß es mit dir ſterben; ſei verſichert, du wirſt davon nicht berſten.“ Merkt euch das, ihr, die ihr es nicht bei euch behalten könnt, wenn ihr über den Nächſten etwas gehört habt! Behaltet es nur, es wird euch nicht zerreißen. Beſonders aber laſſet die unſelige Manier, die im Brauche iſt, daß man

einem Andern einen heimlichen Fehler entdeckt mit dem ſtrengſten Auftrage, ja nichts davon zu ſagen, und ſo entdeckt ihn der wieder einem Andern mit dem nämlichen Auftrage und ſo kommt es von Mund zu Mund, von Ohr zu Ohr und das Alles, weil der ſtrengſte Auftrag gegeben wurde, ja nichts zu ſagen. Schweigt! das iſt das Beſte, und behaltet das Gehörte bei euch, ihr werdet davon nicht berſten.

Insbeſondere aber muß dieſes Stillſchweigen auch dann Statt finden, wenn in deiner Gegenwart unehrbare Reden geführt werden. Ernſtes Schweigen macht ſolchen Reden oft ein Ende; wo und wenn auch nicht, ſo haſt doch du dein Mißfallen deutlich genug ausgeſprochen. Leider geſchieht auch hierin nur zu oft wieder das Gegentheil; man redet, wovon das Herz voll iſt.

So gibt es alſo, wie ihr ſeht, Geliebte, eine Zeit zum Reden und eine Zeit zum Schweigen; leider aber geht oft Alles verkehrt. Wann werden wir einmal recht reden? Eher nicht, bevor wir nicht gelernt haben, wann es Zeit ſei, zu reden und wann zu ſchweigen. Nun ſo prägen wir uns einmal dieſe Zeit ein. Reden dürfen wir, wenn ein Nutzen herausſchaut, wenn man den Nächſten zu beſſern Hoffnung hat, ferner wenn es gilt, Gott zu danken und ihn zu preiſen. Schweigen aber ſollen wir einem äußerſt Erzürnten und Betrunkenen gegenüber; ſchweigen ſollen wir in der Regel bei Tadel und Verleumdung, wenn wir Andern Wohlthaten erwieſen haben, wenn es über die Fehler des Nächſten geht oder unehrbare Reden geführt werden. Das könnt ihr euch doch wohl merken. Nun denn, ſo redet einmal recht, d. h. redet zu rechter Zeit und ſchweiget zu rechter Zeit. Amen.

Predigt 9

auf

den zwölften Sonntag nach Pfingsten.

Text: „Ein reisender Samaritan aber kam zu ihm, sah ihn und ward von Mitleid gerührt.“ Luk. 10, 33.

Geliebte Pfarrkinder!

Die Liebe, die wir zu Gott haben müssen, besteht in nichts Anderm, als darin, daß wir seine Gebote halten, und so besteht auch die Nächstenliebe in nichts Anderm, als daß wir unserm Nebenmenschen, sei er nun, wer er wolle, um Gottes willen Gutes wünschen und wie wir können, Gutes thun. Recht anschaulich hat dieß unser Herr in der Parabel des heutigen Evangeliums vom barmherzigen Samaritan dargethan. Er hat Jenen, die ihn fragten, gesagt, wie sie es machen müßten, wenn sie auf wahre Nächstenliebe Anspruch machen wollten. Und auch wir, denen dieser Evangelienabschnitt alle Jahre am zwölften Sonntag nach Pfingsten vorgelesen wird, sollen daraus lernen, wie wir die Pflicht der Nächstenliebe erfüllen, wie auch wir barmherzige Samariter sein sollen.

Jedoch, Geliebte, iſt in dem Gleichniſſe vom barmherzigen Samaritan noch ein tieferer Sinn verſteckt, als ſich auf den erſten Blick erkennen läßt. Chriſtus der Herr hat uns nämlich nie eine Tugend anempfohlen, die er nicht ſelber zuvor geübt hätte. Da er nun heute die Nächſtenliebe empfiehlt, ſo wollte er ſich ſelber als Muſter und Vorbild hinſtellen, that es aber dießmal nicht direkt, wie ſonſt, wenn er z. B. ſagte: Lernet von mir, denn ich bin ſanftmüthig und demüthig von Herzen; ſondern heute kleidete er dieſe Ermahnung in ein Gleichniß ein. Er erzählt von einem Menſchen, der nach Jericho hinabgegangen und dort von Räubern überfallen worden ſei. Dieſe plünderten ihn und ließen ihn halb todt liegen. Ein Prieſter und Levit kam des Weges und ging vorbei; endlich kam auch ein Samaritan, und dieſer erbarmte ſich des Halberſchlagenen, goß Wein und Öl in ſeine Wunden, ſetzte ihn auf ſein Laſtthier und führte ihn in die Herberge; dort ließ er ihn verpflegen, bis er geneſen war. — Dieſe Erzählung, Geliebte, iſt eine höchſt ſinnreiche und geiſtvolle Schilderung des Zuſtandes des Menſchengeſchlechtes von ſeinem Falle bis zu ſeiner Erlöſung. Der unter die Räuber gefallene Unglückliche iſt der Menſch in ſeinem ſündhaften Zuſtande; der Prieſter und der Levit, die vorbeigingen, ſind das Geſetz und die Propheten, die nicht helfen konnten, bis endlich der Samaritan Jeſus Chriſtus kam und ſich des Verwundeten annahm. — So war ich, wollte Jeſus ſagen, ſolche Liebe hatte ich; ſo geht nun auch ihr hin und thut desgleichen. Ja, Geliebte!

Jeſus iſt der barmherzige Samaritan, I. Theil;
auch wir ſollen barmherzige Samariter ſein, II. Theil;

das ſind die beiden Punkte, die wir heute etwas näher betrachten wollen.

Ich beginne ꝛc.

Erſter Theil.

Einſt hatte Gott den Erzengel Raphael abgeſandt als Samaritan, als Arzt, um dem alten Tobias das Augenlicht wieder zu geben und ſeinen Sohn von jenem Fiſche zu befreien, der ihn verſchlingen wollte. Ja, Raphael war der Arzt des Vaters und der begleitende Erzieher des Sohnes. Wie erſtaunte dieſe ſo ſehr begnadigte Familie nicht, als ihr der Engel erzählte, er ſei Einer von jenen Geiſtern, die an Gottes Thron ſtehen! „Da ſie dieß hörten," ſagt die Schrift (Tob. 12.), „erſchracken ſie und fielen zitternd zur Erde auf ihr Angeſicht, ... und drei Stunden lagen ſie auf ihrem Angeſicht und prieſen Gott und lobten alle ſeine Wunder."

Wenn nun das ſchon ſo etwas Großes iſt, daß Gott einen Erzengel als barmherzigen Samaritan herniederſandte, was müſſen wir denken, was ſagen, wenn wir bedenken, daß der Sohn Gottes ſelbſt für das ganze Menſchengeſchlecht Samaritan, ein barmherziger Arzt geworden iſt? Wer vermag dieſe Liebe des Eingebornen zu ſchildern, die ihn antrieb, aus den Höhen des Himmels in dieſes allgemeine Krankenhaus herniederzuſteigen, um die unzähligen Krankheiten zu heilen, die allda zu finden ſind? Wer ſoll da nicht ſtaunen, nicht danken und anbeten?

Und wer waren denn die Patienten, zu denen er herniederkam, die er geſund machen wollte? Es waren lauter Leute, die im Revolutionskampfe gegen ihn ihre Wunden bekommen hatten, es waren ſeine Feinde, abtrünnige Rebellen. Und nun zu dieſen kommt er als Arzt, um ſie geſund zu machen, um ſie wieder zu heilen! Wenn Einer bei Hof mit gezogenem Degen auf ſeinen Fürſten losginge, um ihn zu durchbohren, aber aus Unverſtand ſich ſelber ſtatt den König tödtlich verwundete, und wenn nun zu dieſem Hochverräther der König ſelber in's Gefängniß käme, um ſeine Wunde zu verbinden, ja nicht nur dieſes, ſondern

um ihm auch das Leben und die Freiheit zu ſchenken, wie müßte ein ſolcher Menſch lieben, wie müßte nicht ſein Haß in unbegränzte Liebe, Treue und Anhänglichkeit ſich verwandeln! Wie hat nicht unſer glorreich regierender Pabſt Pius IX. ſich ſeine erbittertſten Feinde verſöhnt und zu Freunden gemacht, als er ihnen ihre Strafe ſchenkte und ſie aus dem Gefängniſſe entließ! Dieß that ein Menſch dem Menſchen, ein irdiſcher Landesherr ſeinen irdiſchen, rebelliſchen Unterthanen; da wundert man ſich und zwar mit Recht, man ſtaunt über ſolche Hochherzigkeit, ſolchen Edelmuth und das mit Recht, man fühlt ſich mit unbegränzter Liebe und Achtung zu einem ſolchen Herrſcher hingezogen, man liebt den wieder, der ſelbſt ſeine Feinde ſo lieben kann; aber wie, Geliebte, wenn wir hören, daß Gott ſelber Menſch wurde, um der rebelliſchen Welt Gnade und Verſöhnung anzukünden, um ihr Arzt zu werden und ſie zu heilen, finden wir darin nichts Hochherziges, keine Liebe, keine Gnade? Nein, eine größere Liebe kann es nimmer geben, als daß der Arzt ſelber den heilt, der den Spender und Herrn des Lebens um's Leben bringen wollte!

Und von welchem Übel heilte er ihn? Von einem unheilbaren. Kein irdiſcher Arzt konnte da helfen. Viertauſend Jahre hatten Geſetz und Propheten den Kranken in Kur genommen; allein umſonſt, ſie ſahen zwar die Kranken liegen, ſie kannten ſeine Krankheit, ſie zeigten hin darauf, allein helfen konnten ſie nicht; ſie mußten an ihm vorübergehen. Und wenn auch ein Raphael, ja wenn der Himmelschor gekommen wäre, er hätte nicht helfen können. Der Sohn Gottes ſelber mußte kommen, um zu helfen. Iſt das Nichts? Verdient das keine Liebe?

Und weiter! Wie hat dieſer barmherzige Samaritan geholfen? Hat er ſonſt nichts gebraucht als Wein und Öl? O er hat andere Arzneimittel anwenden müſſen, die noch kein Arzt angewendet hat. Fang an im Stalle zu Bethlehem, zähle dort die Thränen, die er als kleines Kind geweint, rechne dazu den Froſt und die Verfolgung, die er

ausgestanden, nimm hiezu dann sein dreißigjähriges Stillleben in Nazareth, blick dann hin auf seine Müdigkeit, auf die Verachtung, in der er lebte, schau an seine Blutstropfen am Ölberg, die Ströme Blutes bei der Geißlung, Krönung und Kreuzigung, die Backenstreiche, Schläge und Mißhandlungen — sieh, das sind die kostbaren Stoffe, aus denen der barmherzige Samaritan Jesus Christus die heilende Salbe bereitet hat, und nun magst du einen Begriff bekommen, wie groß die Liebe des Arztes sein muß, der aus seinem eigenen Schweiß und Blut eine Arznei für seinen Patienten bereitet. Und mit welcher Liebe hat er diesen kostbaren Balsam bereitet! Er nannte dieß Alles, was er ausstehen mußte, nicht einmal Leiden, nein, einen Kelch nannte er es, nach den es ihn heiß dürstete, weil unsere Erlösung darin enthalten war.

Aber noch nicht genug; der barmherzige Samaritan hatte das kranke Menschengeschlecht aus der Todesgefahr zwar gerettet, der Tod ward genommen; aber eine große Schwäche, eine Möglichkeit des Rückfalles war noch vorhanden; auch dafür wollte der himmlische Arzt Sorge tragen; da er selber wieder zu seinem himmlischen Vater heimgehen mußte, so führte er den Kranken in die Herberge, er übergab ihn nämlich seiner Kirche, damit diese fortwährend für ihn Sorge tragen solle. Diese Kirche ist nun seine Apotheke, die er mit allen nur möglichen Heilmitteln für die Krankheiten der Seele ausgestattet hat. In ihr ist der große Schwemmteich, wo fortwährend Kranke aller Art herumlagern und auf den rettenden Engel, den Priester warten, der sie in den Schwemmteich der Buße hinabläßt und gesund durch die heilige Absolution wieder heraufzieht. Sie ist auch das große Brodhaus in der Wüste dieses Lebens, wo das Manna fortwährend vom Himmel fällt und die Hungrigen speist und stärkt. Solche Anstalten, solche Vorkehrungen hatte dieser himmlische Arzt, dieser barmherzige Samaritan getroffen, um das von den höllischen Räubern so schrecklich zugerichtete Menschengeschlecht dem nahen

Tode zu entreißen und es seiner Genesung wieder entgegenzuführen!

Und was verlangt er dafür? Nichts, gar nichts, als daß wir unsere Gesundheit achten und uns nicht mehr unter die Räuber begeben sollen. Mein Sohn, sagt der himmlische Arzt, geh hin und sündige nicht mehr, auf daß dir nichts Ärgeres widerfahre. Und diesen himmlischen Wunderarzt sollten wir nicht lieben? Ja, Geliebte! gewiß, wer so liebt, wie Jesus Christus, ist gewiß auch der Gegenliebe werth. So lieben wir ihn denn aus ganzem Herzen, aus ganzer Seele, aus ganzem Gemüthe, aus allen Kräften, über Alles! denn er ist ja unser Gott, und wenn wir ihn lieben, so lieben wir ja auch den Vater; denn wer ihn sieht, sieht den Vater, folglich liebt auch, wer ihn liebt, den himmlischen Vater, und wer ihn liebt, der liebt auch den heiligen Geist, weil dieser der Geist des Vaters und des Sohnes ist. Rufen wir deßhalb aus mit dem Apostel Paulus: „Wer unsern Herrn Jesum Christum nicht liebt, der sei verflucht.“ (I. Kor. 16, 22.) Aber mit dem bloßen Rufen ist es noch nicht gethan, meine Lieben. Lieben wir Jesum wahrhaft, so müssen wir diese Liebe auch in der That beweisen, wir müssen seine Gebote halten, insbesonders das große Gebot der Liebe. Halten wir aber dieses Gebot, dann müssen wir auch den Nächsten lieben, müssen uns bestreben, barmherzige Samariter zu werden, wie Jesus; denn wer seinen Nächsten nicht liebt, den er doch sieht, wie kann der Gott lieben, den er nicht sieht? — Wie aber sollen wir hierin dem Herrn ähnlich werden? Wie können auch wir barmherzige Samariter werden? Das vernehmet im

zweiten Theile.

Wer wahre Nächstenliebe hat, der muß vor Allem mit seinem leidenden Mitmenschen Mitleid haben und zwar ein thätiges, nicht bloß ein solches, das in schönen Worten besteht, mit denen man die Leute abspeist. Dazu ermahnt uns der

heilige Johannes, wenn er ſchreibt (1. Joh. 3.): „Kindlein, laßt uns nicht bloß mit der Zunge und in Worten, ſondern in der That und Wahrheit lieben.“ Was hilft es mir denn, wenn ein Baum im Garten ſteht, der zwar eine Menge Blätter hat, aber es nie zu einer Frucht bringt? Darum hat Chriſtus jenen Feigenbaum, den er am Wege traf, und der nur Blätter hatte, verflucht. Auf gleiche Weiſe äuſſert ſich der heilige Jakobus, wenn er ſagt: „Wenn ein Bruder oder eine Schweſter von Kleidung entblößt wäre, und Mangel litte am täglichen Unterhalte, Jemand aber aus euch zu ihnen ſpräche: Gehet im Frieden, wärmt euch und ſättigt euch; ihr gäbet ihnen aber nicht, was zur Leibesnothdurft gehört, was würde das helfen?“ (Jak. 2, 15—17.) Chriſtus, der barmherzige Samaritan, hat die Leute nicht mit ſchönen Worten abgeſpeist, ſondern hat ihnen geholfen. Als er den einzigen Sohn der Wittwe in den Friedhof hinaustragen ſah, da wurde er vom Mitleiden gerührt und er erweckte den todten Jüngling wieder zum Leben, und als er die Schaaren Volkes um ſich ſah, die ſchon lange nichts mehr gegeſſen hatten, da erbarmte er ſich und vermehrte durch ein Wunder die Brode. So müſſen auch wir thätiges Mitleid haben und den Nächſten nicht bloß mit ſchönen Worten tröſten, ſondern in der That helfen. Wie das zugeht, wollen wir gleich ſehen.

Als der Samaritan den halb Erſchlagenen ſah, da ſtieg er vom Pferde und verband ihm ſeine Wunden. Es eckelten ihn dieſelben nicht an, ſondern er unterſuchte und verband ſie. So rührte auch Chriſtus die Ausſätzigen an, ging zu den Kranken am Schwemmteiche, berührte andere Kranke und heilte ſie, wie z. B. den Malchus, dem Petrus das Ohr abgehauen hatte. Dieſes Beiſpiel des Herrn haben die Heiligen Gottes in groſsartiger Weiſe nachgeahmt. Sie krochen in den Spitälern herum, gingen mit Peſtkranken um, wie mit den geſündeſten Menſchen, ohne Furcht und Eckel, unterſuchten die

abscheulichsten Wunden der Kranken, reinigten sie, verbanden sie und thaten den Kranken noch oft ganz andere Liebesdienste, wobei sich unsere Natur entsetzt, wenn wir nur davon hören. So müssen auch wir unserm kranken Nächsten helfen, ihn warten und pflegen, wie wir können und um Gottes willen ihm in seiner Krankheit beistehen, wenn es auch noch so hart ankommen sollte. Bei Eltern, Geschwisterten, Kindern und Verwandten ist das ohnehin Schuldigkeit. Auch in anderer Beziehung kann das geschehen, wenn man sich nämlich zu dem Elende des Mitbruders mitleidig herabläßt und ihn von seinen Sünden zu heilen sucht.

Ferner müssen wir dem Nächsten nicht bloß die Wunden reinigen und verbinden, sondern auch Wein und Öl hineingießen, wie dieß der barmherzige Samaritan that und unser Herr Jesus Christus insbesondere sein heiliges kostbares Blut und sämmtliche Verdienste seines bittern Leidens und Sterbens als kostbaren Balsam in unsere Wunden goß. So müssen es auch wir machen, d. h. wir müssen unserm Nächsten in seinem Elende, seiner Krankheit etwas Gutes zukommen lassen, nicht gerade die Abfälle, die man den Hunden gibt, sondern kräftige, nahrhafte Speise; also kein verschimmeltes Brod, kein stinkendes Essen, das sonst Niemand mehr mag, sondern solche Kost, wie wir sie selbst essen und essen können. Darum sagt der Prophet Isaias: „Brich dem Hungrigen dein Brod," also das, was du issest, nicht das, was die Hunde bekommen.

Diesen Liebesdienst kannst du ihm aber auch in Beziehung auf seine Seele erweisen durch angemessene brüderliche Zurechtweisung. Bei edlen Seelen, d. h. bei solchen, die noch gutmüthig sind, bei denen gute Worte noch helfen, da mußt du das Öl der Sanftmuth und Liebe in die Wunde gießen, bei Verstockten und Hartnäckigen aber den scharfen Wein des Ernstes und der eindringlichen Warnung; gewöhnlich soll beides mit einander vermischt sein. Die Zurechtweisung soll brennen, aber nicht verbrennen, sie soll bessern, aber nicht zu Grunde richten, sagt der heilige Ambrosius. Und

noch eins. Das Öl muß überall zuerst kommen, und erst nachher der Wein.

Zu dieser Heilung und zum Verbande der Wunden gehört dann auch noch das, daß man dem Nächsten ein Mittel an die Hand gebe, wodurch er seiner Armuth und seinem Elende entgehen kann, wenn anders dergleichen möglich ist. Christus der Herr hat euch nicht bloß die Art und Weise gelehrt, wie man die Sünde fliehen kann, sondern er hat auch die Mittel dazu gegeben. Und so thun wir ein gutes Werk, wenn wir einen Unwissenden lehren, ihm Lesen und Schreiben und ein Handwerk lernen lassen und so ihm Brod und Arbeit geben. Der Mensch muß herausgezogen werden aus seinem Elende, es ist ihm nichts geholfen, wenn man ihm bloß sagt, daß er darin stecke, oder wenn man ihn nur fragt, wie er in's Elend gekommen ist. Der heilige Augustin erzählt, daß einst Jemand in einen Brunnen fiel. Wie er so darin herumarbeitete, kam ein Anderer dazu, der fing zu schreien an und fragte ihn weinend: Wie bist du doch um's Himmels willen da hinunter gefallen? Aber der im Brunnen unten antwortete ihm: Was kümmert dich das, wie ich hinuntergekommen bin; mach' vielmehr, daß ich heraufkomme! Seht, das heißt helfen! Was wäre das für ein Arzt, der bloß sagen würde: du bist krank, oder fragen würde, wie du krank geworden bist, aber dann weiter ginge, ohne einen Verband anzuwenden, ohne Arznei zu verschreiben, ohne Wein und Öl in die Wunden zu gießen. Endlich müssen wir auch im letzten Punkte noch den barmherzigen Samaritan nachahmen, wie er nämlich den Verwundeten auf sein Lastthier gelegt und in die Herberge gebracht hat. Der Samaritan stieg herab und ging zu Fuß, den Verwundeten aber legte er hinauf. Man muß also dem Nächsten zu Lieb auch ein Opfer bringen und im Nothfalle sogar sein Leben wagen. So hat Jesus Christus mit den Schwachheiten und Fehlern seiner Jünger Geduld gehabt, gefastet, wenn sie aßen, gewacht, wenn sie schliefen und endlich hat er unsere Sünden auf sich genommen und für dieselben

gelitten. So muß überall der Stärkere dem Schwächern helfen, und zuletzt sogar das Leben für den Nächsten wagen und hingeben, wenn nichts anders mehr hilft, namentlich wenn es sich um das Heil seiner unsterblichen Seele handelt. Ehre daher den Männern, die bei Feuersbrünsten mit eigener Lebensgefahr in die brennenden Häuser hineindringen, um einen Menschen, der verbrennen würde, herauszuholen! Ehre den edlen Männern, die sich in's Wasser stürzen und ihr Leben wagen, um einen, der dem Tode des Ertrinkens nahe ist, zu retten! Das heißt vom Pferde steigen und den Verwundeten dafür hinauflegen! Das heißt sein eigenes Leben in die Schanze schlagen, um den Mitbruder zu retten. Solche Hinopferung wird von Jesus dem barmherzigen Samaritan, der selber sein Leben für uns hingab, gewiß einst glänzend belohnt werden!

Endlich aber sollen wir Jesum auch noch in der Art nachahmen, daß, wie er uns in die sichere Herberge, in seine Kirche geführt, auch wir einen Armen und Elenden in ähnlicher Weise versorgen sollen. Natürlich! was hälfe es, für den Augenblick zu helfen, einem auf der Straße Liegenden die Wunden zu verbinden, ihn aber dann liegen zu lassen! Nein: „Arme und Herberglose führ' in dein Haus, und wenn du einen Nackenden siehst, so bekleide ihn," sagt Gott durch den Mund des Propheten Isaias. Wenn du also einen armen Menschen, der kein Obdach hat, über Nacht behältst, so thust du ein gutes Werk. Aber freilich meine ich damit nicht, daß ihr schlechtem Gesindel, wie es oft herumzieht, Unterschluf geben sollt, Gott bewahre! Dadurch würdet ihr euch versündigen, statt ein gutes Werk zu thun. Die Herberge für solch liederliche Vagabunden ist das Arbeitshaus, da gehören sie hin. Solches Gesindel will oft mit Gewalt eine Nachtherberge bei den Landleuten erzwingen und aus Dankbarkeit stehlen sie dann, was sie erwischen können, oder machen ihre Wohlthäter noch in anderer Weise unglücklich. — Könnt ihr aber dürftigen Leuten, die nicht gefährlich

und nicht schlecht sind, eine Herberge geben, so thut es; ihr habt dann in dem Armen den Herrn selber beherbergt.

Auf diese Weise also, Geliebte! können wir Alle barmherzige Samariter sein! So seien wir es denn auch! Helfen wir, wo wir helfen können mit Rath und That, mit Werken der leiblichen und geistlichen Barmherzigkeit! O wie schön wäre es, wenn wir mit Job (29, 15. 16.) sagen könnten: „Auge war ich dem Blinden und Fuß dem Lahmen, Vater war ich den Armen!“ O möchten sich das insbesondere die Reichen, die Wohlhabenden gesagt sein lassen, Jene, die helfen können! O wie leicht können sie dem Blinden ein Auge, dem Lahmen ein Fuß sein! Ja, sie können die Väter der Armen sein. So seid denn barmherzige Samariter! Seid barmherzig, dann werdet auch ihr Barmherzigkeit erlangen. Amen.

Predigt

auf

den dreizehnten Sonntag nach Pfingsten.

Text: „Sind nicht alle zehn rein geworden? Wo sind denn die andern neun?“ Luk. 17, 17.

Geliebte Pfarrkinder!

Undank ist der Welt Lohn, sagt das Sprichwort. Es ist leider auch wahr. Indessen sind die Klagen über Undankbarkeit oft auch übertrieben. Manche Leute wollen immer Dank haben und ihre Dienste und Wohlthaten oft sehr theuer verkaufen. Im Grunde ist es ja doch Menschen- und Christenpflicht, daß ein Jeder zum Wohle seines Nächsten so viel beitrage, als er kann. Wenn sich Einer des Undankes wegen von Dienstfertigkeit und Wohlthätigkeit abhalten läßt, und nichts thut, als wenn er Dank einzuärnten hoffen kann: so ist er ein eigennütziger Mensch! Solche bedenken nicht, daß Gott nie müde wird mit Wohlthun, obwohl er wenig Dank von den Menschen erhält. Er läßt alle Tage seine Sonne scheinen über Ungerechte, er läßt regnen auf die Felder des Gottlosen, er gibt ihm Leben und Gesundheit und doch wird ihm nicht gedankt.

Viele Tausende setzen sich alle Tage zum Tische hin und essen von seinen Gaben in Fülle, es fällt ihnen aber nicht ein, dafür auch nur ein „Vergelt's Gott!“ zu sagen. Und hat denn nicht der Erlöser sein Blut für Millionen vergossen, obwohl er wußte, daß sie ihm nicht danken werden? Also auf den Dank soll man nicht rechnen bei seinen Wohlthaten, rechnet Gott auch nicht darauf, insofern er sich nämlich durch den Undank der Menschen nicht abhalten läßt, fortwährend Wohlthaten zu spenden.

Deßungeachtet aber ist der Undank sehr schändlich; denn da Einer froh ist, wenn ihm Andere Gutes erweisen, und so übel daran ist, wenn sich nicht liebreiche Herzen finden, die ihm dienen und helfen: so sollte er auch nie vergessen, was er seinen Wohlthätern zu danken habe und es sich recht angelegen sein lassen, ihnen seine Dankbarkeit zu bezeigen. Man hält einen Menschen, der Schulden macht und sie nicht zahlen kann, mit Recht für einen schlechten Menschen. Was soll man aber erst von einem Undankbaren halten, den es oft nur ein freundliches Wort, eine kleine und billige Gegengefälligkeit kostete, um die schuldige Erkenntlichkeit an den Tag zu legen und der es doch nicht thut? Ich weiß, daß ihr die neun undankbaren Juden, von denen das heutige Evangelium Meldung thut, verabscheut und euch dagegen über die Dankbarkeit des Samaritans freuet. Ihr müßt aber bedenken, daß Alles, was geschrieben, uns zur Lehre geschrieben ist, folglich will uns das heutige Evangelium die Pflicht der Dankbarkeit vorhalten und uns aufmuntern, dieser Pflicht nachzukommen. Um dieser Aufforderung des Evangeliums zu entsprechen, erkläre ich heute:

Warum ist die Dankbarkeit eine Pflicht? I. Theil.
Wie müssen wir diese Pflicht erfüllen? II. Theil.

Ich beginne ꝛc.

Erster Theil.

Warum ist die Dankbarkeit eine Pflicht? — Wenn es ohnehin schon jedem Christen zukommt, daß er so viel Gutes thue, als er weiß und kann, da überdieß ein Jeder das, was er Andern Gutes thut, von Gott empfangen hat und es ihm auch Gott wieder vergelten will: so möchte Mancher in seinem Herzen denken: Warum sollte ich denn meinem Mitmenschen Dank schuldig sein, da er nur ein Werkzeug in der Hand Gottes ist und ich die Wohlthat eigentlich Gott zu verdanken habe?

Allein diese Bedenken werden sogleich beseitigt, wenn man die Sache recht anschaut. Allerdings ist der Mensch ein Werkzeug in der Hand Gottes, wodurch er Wohlthaten spenden will; wenigstens soll er es sein. Aber wer kann seinen Nebenmenschen zwingen, daß er ihm Gefälligkeiten und Wohlthaten erweise? Steht es nicht in dem freien Willen eines Jeden, ob er einen Gang für uns gehen, ein gutes Wort für uns reden, eine Arbeit für uns thun, oder ein Geschenk uns machen will? Könnte er das Alles nicht auch unterlassen, oder könnte er das, was er für uns thut, nicht auch für einen Andern thun? Könnte er das, was er uns gibt, nicht auch einem Andern geben? Freilich würde er Unrecht daran thun, wenn er undienstfertig und hartherzig wäre. Aber was ist denn uns damit geholfen, wenn wir ihm zwar den Vorwurf der Ungefälligkeit, Undienstfertigkeit und Härte machten, aber die Wohlthaten und Dienste, die wir nöthig hätten, dennoch nicht erhielten? Sagt nicht Jesus selbst: Bittet und es wird euch gegeben? Wenn wir aber bitten sollen, so haben wir kein Recht zu fordern, sondern wir müssen es auf den guten Willen dessen ankommen lassen, von dem wir etwas zu erhalten wünschen. Sollen wir aber bitten, so ist's auch unsere Schuldigkeit, daß wir danken, wenn unsere Bitte erfüllt worden ist. Oder was würden wir wohl denken, wenn Jemand zu uns käme und sagte: Es ist Gottes Wille, daß du Gutes

thuſt; da ich nun dieß und dieß brauche, ſo iſt es deine Schuldigkeit, daß du mir damit dieneſt und ich habe nicht Urſache, dich darum zu bitten oder dir dafür zu danken, weil du doch nur thuſt, was du zu thun ſchuldig biſt? Würden wir nicht antworten: Gottes Wort ſagt aber auch: „Bittet, ſo wird euch gegeben," und: „Saget Dank bei Allem, denn das iſt Gottes Wille in Chriſto Jeſu in Bezug auf euch Alle"? (I. Theſſ. 5, 18.) Und wie würde es ſolchen Leuten ergehen, die Dienſte und Wohlthaten ertrotzen wollten? Sie würden nichts erhalten und man würde ſie für Undankbare anſehen, die keiner Wohlthat würdig ſind.

Dagegen dient und gibt man einem dankbaren Menſchen gerne; denn man ſieht daraus, daß er das Gute zu ſchätzen wiſſe, das man ihm erweiſet, daß er ein erkenntliches Herz habe. Gerade dieß iſt es auch, was uns die Dankbarkeit zur Pflicht macht. Sie iſt ein Beweis, daß man das Gute zu ſchätzen wiſſe, folglich muß man dankbar ſein, ſonſt ſchätzt man das Gute nicht. Oder hat ſich Jeſus über die Undankbarkeit der neun jüdiſchen Männer nur darum aufgehalten, weil er es gerne geſehen hätte, daß ſie ihm Ehrenbezeigungen erwieſen und Lobreden gehalten hätten? Nein, ſo hat es der Herr gewiß nicht gemeint; denn er war fern von allem Streben nach eitler Ehre; ſondern ihr Undank mißfiel ihm, weil er daraus erſah, daß ſie unwürdige, leichtſinnige Menſchen waren, die das Gute nicht zu ſchätzen wußten, und wahrſcheinlich auch von der erlangten Geſundheit keinen guten Gebrauch machen würden. Wenn Einer die Noth, in der er geweſen iſt, recht empfunden hat, ſo kann er nicht umhin, die Dienſte und Wohlthaten mit freudiger Dankbarkeit zu erkennen und zu rühmen. Täglich denkt er daran, wie gut es nun mit ihm ſtehe, wie viel beſſer er nun daran ſei, und ſo oft er daran denkt, ſo erinnert er ſich auch mit dankbarem Sinne desjenigen, der ihm Barmherzigkeit erwieſen und ihm durch Liebesdienſte und Wohlthaten dazu verholfen hat. So war dem dankbaren Samaritan um's Herz. Die Freude über die

erlangte Gesundheit nahm sein ganzes Herz ein, er dachte mit inniger Rührung daran, von welchem Elende er befreit worden war, wie glücklich und zufrieden er nun wieder werde leben können. Er konnte daher nicht ruhen und seine Freude war nicht vollkommen, bis er seinen Wohlthäter noch einmal sehen und ihm seine Dankbarkeit bezeigen konnte. Unstreitig hat er sein ganzes Leben hindurch seines Wohlthäters mit der innigsten Dankbarkeit gedacht und von ihm geredet.

Die Dankbarkeit ist aber endlich auch noch deßwegen Pflicht, weil man eigentlich Gott dankt und ihm seine Ehrerbietung zu erkennen gibt. Man sieht dieß auch am Beispiele des Samaritans; denn es heißt: Er pries Gott mit lauter Stimme. Sein Herz war so gerührt, daß er Loblieder zum Preise des Allerhöchsten anstimmte. Darum fragte auch Jesus: Kam denn Keiner zurück, um Gott die Ehre zu geben, als dieser Ausländer da? Wer also seinem Gutthäter dankt, der dankt zugleich Gott, der den Menschen solche Macht gegeben hat, daß sie dienen und helfen können; dankt aber Jemand seinem Wohlthäter nicht, so ist er auch gegen Gott undankbar; denn die Undankbarkeit ist, wie schon gesagt, ein Zeichen, daß ein Mensch das empfangene Gute nicht erkennt und nicht zu schätzen weiß; wer aber das nicht thut, der dankt Gott auch nicht. Man kann hier wohl auch sagen: Wer seinem Bruder nicht dankt, den er doch sieht, wie kann der Gott danken, den er nicht sieht? — Also die Dankbarkeit ist Pflicht, weil Niemand zu einer Wohlthat gezwungen werden kann, weil sie ein Zeichen eines erkenntlichen Herzens, und zugleich ein Beweis der Ehrerbietung gegen Gott ist.

Wenn man nun das bedenkt, sollte man nicht meinen, es müßte lauter dankbare Menschen geben? Und doch, wie viele Undankbare gibt es? Etwa gar neun Zehntel, wenn wir das heutige Evangelium als Maaßstab annehmen dürfen? Ach, wie kommt manchen Menschen das Danken so hart an, daß er gar nicht dazu zu bringen ist! Warum aber das?

Koſtet es denn gar ſo viel Mühe, dem ein gutes Wort zu geben, von dem man Wohlthaten empfangen hat? Oder iſt's nicht der Mühe werth, daß man für eine Wohlthat dankt? Dieſe Anſicht ſcheint leider eine ſehr weit verbreitete zu ſein. Es gibt Bettler, die für einen Pfenning nimmer danken; er iſt ihnen zu ſchlecht. So machen es aber nicht bloß Bettler, ſondern auch andere Leute und nicht bloß bei Pfenningen, ſondern bei ganz andern Summen. Dieſe Leute ſtellen ſich an, als ob ihnen gar nichts Gutes widerfahren wäre, oder als ob es hätte ſo ſein müſſen. Was iſt es denn, ſagen ſie, um dieſe Kleinigkeit? Der mir dieſen Dienſt gethan, dieſe Summe geliehen, dieſes Geſchenk gemacht hat, hat ja Zeit dazu, und iſt reich genug; lieber wollte ich gar nichts von ihm haben, als daß ich noch danken auch ſoll! So gehen ſie davon und vergeſſen Alles, wie ein Hund, dem ein unbekannter Menſch ein Stück Brod hingeworfen hat. Wenn ſolche Leute etwas brauchen, da können ſie wohl kommen und bitten, aber wenn ſie es empfangen haben, iſt ihnen, als ob ſie nichts empfangen hätten. Wenn aber ſie für einen Andern einen Gang thun, ein gutes Wort reden, oder nur etwas Weniges hergeben ſollten: ſo wiſſen ſie von keiner Gefälligkeit, auf die ſie eine Gegengefälligkeit erweiſen ſollten. Und thun ſie es, ſo rechnen ſie es hoch genug an, und vergeſſen es in ihrem ganzen Leben nicht wieder. Alles aber, was Andere ihnen thun, ſchlagen ſie gar nicht an. — So, Geliebte, dürfen wir es nicht machen. Haben wir Jemandem einen Gefallen gethan oder etwas gegeben, ſo müſſen wir es gleich wieder vergeſſen; hat aber uns Jemand etwas Gutes gethan, ſo dürfen wir es nie vergeſſen. Schon vor vierzehn Tagen habe ich das bemerkt. Man darf da auch gar nicht unterſuchen, ob der Dienſt oder die Wohlthat aus wahrer chriſtlicher Liebe oder nur aus Eitelkeit erwieſen worden iſt. Uns geht das gar nicht an; genug, wenn uns dadurch geholfen worden und Gutes geſchehen iſt. Unſere Pflicht iſt es, dankbar zu ſein in allen Dingen und für alle Dinge. Den Werth des Dienſtes

oder der Wohlthat kann nur Gott recht erkennen; er allein weiß, aus was für einem Herzen sie geflossen sind und darnach wird er sie auch vergelten. Ferner kommt es gar nicht darauf an, wie klein oder groß die Wohlthat war. Es mag viel oder wenig sein, so verdient es doch immer unsern Dank.

Diese Herzenshärtigkeit, die man bei manchen Leuten antrifft, daß sie nicht danken wollen, rührt sehr häufig daher, weil man die Kinder nicht von Jugend auf zur Dankbarkeit gewöhnt. Manche Eltern gestatten, daß ihre Kinder mit Ungestüm und Hartnäckigkeit fordern dürfen und geben Alles, was sie verlangen, ohne sie zum Danken anzuhalten. So sollt ihr es mit euren Kindern nie machen! Gewöhnt sie vielmehr daran, daß sie um Alles bitten und für Alles danken müssen. Es ist ihnen sogar heilsam, wenn ihr ihnen Manches versaget, das sie entbehren können, und wenn sie in ihrem Verlangen ungestüm werden und eigensinnig und boshaft darauf verharren, so sollt ihr gerade dann ihren Willen nicht thun. Habt ihr aber etwas gegeben und sie wollen nicht dafür danken, so muß man es ihnen wieder nehmen. Für jedes Stück Brod, für jedes Kleidungsstück, für jedes Schulgeld, für jeden Kreuzer zu einem Einmaleins müssen sie danken, dann werdet ihr Kinder erziehen, die euch noch im Alter, im Grabe für alles Gute danken werden und wenn sie zur Dankbarkeit gewöhnt sind, so werden sie auch immer dienstfertige und wohlthätige Herzen finden.

Nun aber haben wir auch noch eine andere Frage zu beantworten, nämlich: Wie müssen wir dankbar sein? Hievon aber noch kurz im

zweiten Theile.

Ein dankbares Herz, Geliebte, ist vor Allem auch bescheiden. Es verlangt nicht zu viel und ist mit Allem zufrieden. Ihr dürft nur daran denken, wie es euch gefällt, wenn die Leute unverschämt sind, immer mehr von euch haben wollen und nie genug bekommen. Einem bescheidenen Menschen

gibt und dient man gerne. Wenn Einer zu uns kommt, und ſpricht uns mit Freundlichkeit um eine Gefälligkeit oder Wohlthat an, ſtellt es uns übrigens in unſern freien Willen, ſchreibt uns weder Zeit noch Maaß vor, ſagt auch, daß es ihm leid thue, uns Mühe und Koſten machen zu müſſen, und iſt zufrieden, wenn gleich nicht Alles geſchieht, was er gern hätte: ſo können wir nicht umhin, ſeine Bitte zu erfüllen. Aber ein unhöflicher, zudringlicher und ungenügſamer Menſch iſt beleidigend, man thut es nicht gerne, was man für ihn thut, gibt nicht gerne, was man ihm gibt. Ein dankbares Herz ſteht lange an, bis es Andere um etwas anſpricht, behilft ſich, ſo lange es kann, läßt es ſich anmerken, daß es nur nothgedrungen die Bitte wage und iſt nicht verdrüßlich, wenn ſie ihm abgeſchlagen wird. Diejenigen aber ſind gewiß undankbar, die ohne Noth Dienſte und Wohlthaten verlangen, die gelegene Zeit nicht abwarten können, mit dem, was gethan oder gegeben worden iſt, nicht zufrieden ſind, oder wohl gar durch Liſt und Unwahrheit, durch ungeſtümes Überlaufen Wohlthaten erzwingen wollen und durch eine abſchlägige Antwort erbittert werden. Es iſt keine Schande, wenn Einer ſeinen Nebenmenſchen um einen Dienſt oder eine Wohlthat anſpricht, wofern er ſie bedarf; aber das iſt Schande, wenn man es ohne Noth thut, ſich Andern vordrängt und am Ende doch undankbar iſt.

Ein dankbares Herz wendet ferner die erhaltenen Wohlthaten gut an; denn eben darum, weil es Andern nicht gern Mühe und Koſten verurſachen will, geht es mit dem Empfangenen ſparſam und klug um, um lange auszureichen und wo möglich in den Stand geſetzt zu werden, nicht wieder kommen und fordern zu müſſen. Der ſchändlichſte Undank aber iſt's, wenn Mühe und Koſten nur verſchwendet ſind, wenn Einem dadurch nicht geholfen iſt, wenn dadurch ſeine Umſtände nicht verbeſſert werden. Ein gutgeſinnter Menſchenfreund kann es nicht ohne Betrübniß anſehen, wenn ſeine Wohlthaten unnütz vergeudet werden. Nicht, als ob ihn die gehabte Mühe

und die gehabten Unkosten reuen würden, sondern weil er einem schlechten Menschen zur Faulheit und Liederlichkeit unschuldiger Weise hat dienen müssen. Andere Leute, die das nicht erwägen, verdenken es ihm dann und geben ihm Schuld, daß durch ihn schlimme Folgen entstanden sind. Da ist's dann zuletzt kein Wunder, daß sonst wohlthätige Leute mit ihren Wohlthaten sparsamer werden und nicht mehr so gerne geben, als zuvor. Solche Undankbare ziehen sich schwere Verantwortung zu; denn einmal lassen sie sich nicht rathen und helfen, dann sind sie undankbar und drittens geben die Leute nicht mehr so gerne und mancher Würdige muß darunter leiden.

Endlich ist ein dankbares Herz auch stets bereit, nicht bloß gegen seine Wohlthäter, sondern gegen alle Menschen sich gefällig und dienstfertig zu erweisen. Es ist zwar schön und christlich, daß der, welcher Gutes thut, es geheim halte und ganz uneigennützig sei; aber desto schändlicher ist es, wenn der, welcher Wohlthaten empfangen hat, es nicht rühmt, oder gar thut, als wäre gar nichts geschehen. Mancher ist so gewissenlos, sich das Ansehen zu geben, als ob er Alles von sich selbst thue und habe, was er doch Andern zu verdanken hat. Den Rath, den ihm Andere ertheilt haben, gibt er für eigene Klugheit aus; den Vortheil, welchen ihm Andere verschafft haben, schreibt er auf eigene Rechnung; den Wohlstand, den er Andern zu verdanken hat, will er allein gegründet und befestigt haben. Das ist schmählicher Undank, weil man Andern die Früchte ihrer Dienstleistungen und Wohlthaten streitig macht, und sich selbst ungebührlicher Weise zueignet. Lasset uns Gott und unsern Nebenmenschen die Ehre geben, daß wir niemals von uns mehr halten und sagen, als sich geziemt, daß wir einem Jeden das Verdienst, das er sich um uns erworben, zugestehen und verdanken. Und wenn wir ehrlich sein wollen, so müssen wir auch zu Gegendiensten bereit sein. Wenn es gleich von Seite des Wohlthäters unchristlich wäre, auf eigennützige Wiedervergeltungen zu warten und zu

dringen: ſo iſt's doch Pflicht für den Empfänger, daß er ſein dankbares Herz durch Gegengefälligkeit, wo und wie er kann, an den Tag lege. Dabei müſſen wir aber nicht wie Krämerleute kleinlich abwägen und abzirkeln und abzählen, daß die Gegendienſte gerade nur ſo viel und ſo groß ſein mögen, als die zuvor erhaltenen. Nein, unſere Dankbarkeit muß kein Ziel, unſere Dienſtfertigkeit keine Gränze haben.

Seht, Geliebte, das iſt die Pflicht der Dankbarkeit; darin beſteht ſie.

Nun denn, ſo ſeid dankbar! Ja, ihr Kinder, ſeid dankbar euren Eltern! Je größer, je älter ihr werdet, deſto mehr muß dieſe Pflicht der Dankbarkeit euch durchdringen. Hätte Gott es auch nicht befohlen, den Eltern dankbar zu ſein, die Natur, die Vernunft ſchon macht dieß zur Pflicht. Seid denn dankbar, ihr Alle, euren geiſtlichen Vorſtänden; ſie wollen nur euer Beſtes; darum dankt ihnen für den chriſtlichen Unterricht, für die Erziehung eurer Kinder; dankt ihnen für die Verkündigung des göttlichen Wortes, die Ausſpendung der Sakramente, für alle Gnaden und Segnungen, die euch durch ſie von Gott zukommen; dankt auch euren weltlichen Obrigkeiten für allen Schutz, den ſie euch angedeihen laſſen, für alle Sicherheit, mit der ſie euch und die Eurigen ſchützen; endlich dankt aber auch Allen, die euch je an Leib und Seele Gutes gethan haben, und ſollte es auch nur ein Trunk Waſſer ſein, den ihr bekommen hättet; dennoch iſt es Pflicht, zu danken. Was ihr wollt, daß euch die Leute thun, das thut ihnen auch; nun ihr wollt, daß euch die Leute danken, ſo ſeid denn auch ihr dankbar. Amen.

Predigt

auf

den vierzehnten Sonntag nach Pfingsten.

Text: „Niemand kann zwei Herrn dienen.“ Matth. 6, 24.

Geliebte Pfarrkinder!

Wenn ein Knecht auf Lichtmeß ſich bei zwei Bauern verdingen wollte, unter dem Vorwande, er ſei ſtark und flink genug und ein guter Arbeiter, und hoffe, es einem Jeden recht machen zu können; denn heute wolle er bei dieſem ſein und morgen bei einem Andern: ſagt mir, würdet ihr auf einen ſolchen Vorſchlag eingehen? Nein, ihr würdet ſagen, das geht nicht; denn Niemand kann zwei Herrn dienen, entweder wäre der Eine oder der Andere nicht zufrieden mit ihm. Wenn ich mir einen Dienſtboten einſtelle, werdet ihr ſagen, ſo will ich ihn ganz haben. Er muß fortwährend bei mir ſein und was ich ihm ſchaffe, muß er thun, und nicht, was ein Anderer ihm ſchaffen will; ſonſt bekommt er keinen Lohn, ich kann ihn für meinen Knecht gar nicht halten.

Alſo ihr ſeht es ſelber recht gut ein, daß man zwei Herrn nicht zugleich dienen kann. Nun, wenn ihr es in Bezug auf den Leib einſehet, warum nicht auch in Bezug auf die Seele?

Müßt ihr nicht auch in andern Stücken bekennen: Niemand kann zwei Herrn dienen, Niemand kann Gott und dem Teufel oder der Welt zugleich dienen, Niemand kann bei Gott und der Welt zugleich ſchön ſtehen und Alles gelten; ſondern nur Einem Herrn kann er dienen; den Einen muß er lieben und den Andern haſſen?

Ja, ihr müßt es einſehen, ihr könnt nicht anders urtheilen; entweder muß man es mit Gott halten oder mit der Welt; dieſen zweien zugleich kann man nicht dienen. Wenn ihr es aber ſelber einſehen könnet, ja einſehen müſſet, die Wahrheit dieſes Ausſpruches mit Händen greifen könnet, wie kommt es denn, daß dennoch ſo Viele es weder mit der Welt noch mit Gott verderben und ſo überall ſchön ſtehen wollen? Sie wollen es machen wie die Fledermaus in der Fabel. Wie ſie zu den Vögeln kam, ſagte ſie, ſie ſei ein Vogel und wie ſie zu den Mäuſen kam, ſagte ſie, ſie ſei eine Maus. Sie wollte alſo überall gut ſtehen, überall etwas gelten, es mit keiner Parthei verderben. So machen es gar viele Chriſten. Heute halten ſie es mit Gott und morgen mit der Welt und der Sünde, und dabei wollen ſie ſich doch noch überreden, daß ſie es nur mit Gott halten, ſie glauben es nicht, daß ſie Weltdiener ſeien und würden ſich ſehr leicht beleidigt finden, wenn man ihnen ſagen wollte, daß ſie Achſelträger, Wohldiener und Weltdiener ſeien und zwei Herrn dienen. O wer täuſcht ſich lieber ſelber, als das menſchliche Herz! Es thut demnach Noth, Geliebte, euch zu unterrichten, daß ihr nicht irre geht, man muß euch vor Augen halten, wie es diejenigen machen, die Gott und der Welt zugleich dienen, und wie man es machen muß, wenn man Gott allein recht dienen will. Zu dieſem Ende beantworte ich folgende zwei Fragen:

Wie machen es Jene, die zwei Herrn zugleich dienen? I. Theil.

Wie muß man es machen, wenn man Gott allein dienen will? II. Theil.

Ich beginne ꝛc.

Erſter Theil.

Wer hat Gott beſſer gedient, als die Phariſäer, die auch die kleinſten Satzungen auf's Ängſtlichſte und Pünktlichſte hielten? Haben ſie nicht häufig gebetet, viel Almoſen gegeben, Gott dem Herrn wohlriechende Opfer dargebracht? Haben alſo dieſe nicht Gott allein gedient und nicht zwei Herrn? Ja, auf den erſten Blick möchte man das meinen, Geliebte; allein der Dienſt der Phariſäer war genauer betrachtet nichts weniger, als reiner Gottesdienſt. Sie verſchmähten es nicht, dem Stolze und Ehrgeize in höchſtem Grade zu huldigen, trachteten bei den Gaſtmählern nach den erſten Sitzen, ließen ſich Rabbi nennen, unterdrückten nebſtdem, wie ſie konnten, Wittwen und Waiſen, und legten andern Leuten Laſten auf, die ſie ſelber mit keinem Finger anrührten. Sie ſuchten Mücken und verſchluckten Kameele. Sie wollten auch mit der Welt gut ſtehen, aber auch bei Jeſus wollten ſie ſich einſchmeicheln. Wenn ſie ihm Fragen vorlegten, ſo thaten ſie es oft mit einer ſchmeichelhaften Anrede, ſie thaten, als wenn es ihnen um die Wahrheit noch ſo ſehr zu thun geweſen wäre; allein auf der andern Seite hielten ſie es mit ſeinen Feinden, ja, ſie waren ſelber ſeine ergrimmteſten Feinde.

Wie dieſe Phariſäer, ſo machen es noch jetzt gar viele Chriſten, meine Lieben. Ja, nichts findet man häufiger, als das Beſtreben, der Welt zu dienen, es aber auch mit Gott nicht zu verderben. Die Wege, die ſolche Menſchen einſchlagen, ſind ſehr heimliche Wege, ſehr unſchuldig ausſehende Wege. Solche Leute ſind nämlich äußerſt ehrgeizig, ſie trachten immer höher zu kommen und immer größere Würden und Ämter zu erlangen. Zu dieſem Ziele iſt ihnen kein Mittel zu ſchlecht. Sie dienen alſo der Welt, der Götze des Hochmuthes iſt es, den ſie anbeten, dem ſie Weihrauch ſtreuen. Dabei aber wollen ſie auch den lieben Gott nicht leer ausgehen laſſen; ſie wollen auch ihm dienen. Sie führen alſo äußerlich ein ganz ſolides Leben, was man ſagt, ſie trinken ſich keinen

Rausch, stehlen nicht, bringen Niemanden um, brechen auch die Ehe nicht, und so meinen sie, sie dienen Gott. Aber ich frage: ist das wahrer Gottesdienst? Keineswegs. Sie dienen Gott nur zum Scheine. Was sie da thun, indem sie sich vor groben Fehlern in Acht nehmen, das thun sie Alles nur aus Klugheit oder Furcht, um doch als ehrliche Männer dazustehen; allein im eigentlichen Sinne gehört ihr Herz und ihre Liebe der Welt. Im Innern dienen sie der Welt. Was sie Gott dienen, das ist nicht Dienst, sondern Zwang.

Wieder Andere dienen Gott in Allem, nur in dem nicht, was sie ihre schwache Seite nennen. Dieses Einzige, meinen sie, wird Gott auch so hoch nicht anrechnen. In Anbetracht ihrer übrigen guten Eigenschaften wird er ihnen diesen Einen Fehler wohl hingehen lassen, durch die Finger sehen. Nun, wie ist es da? dienen solche Menschen wahrhaft Gott? Nein, Geliebte, sie täuschen sich. Wem sie dienen, das ist nur Einer, nämlich die schwache Seite, die sie haben, das heißt: ihre Lieblingssünde, ihre Lieblingsleidenschaft. Dieser Lieblingssünde gehört ihr ganzes Herz, gehören sie selbst. In allen Dingen, die keine Überwindung, kein Opfer kosten, da dienen sie Gott, in dem aber, was Überwindung, Selbstverläugnung, Ernst kostet, wo sie sich Gewalt anthun müßten, da dienen sie der Welt und nur der Welt. Alles kann nämlich Gott von ihnen haben, Alles mag er hinnehmen, nur nicht das Herz und sein Liebstes, woran es hängt. Sie meinen, Gott mache es so, wie ein schlechter Hausvater, der seinem Knechte bei einer Liederlichkeit, die er nicht lassen will, durch die Finger sieht, weil er sonst ein guter Arbeiter ist und gute Eigenschaften hat. Allein sie irren sich, solche Menschen dienen eigentlich ganz und gar der Welt.

Wieder Andere gibt es, die da meinen, wenn sie alles Äußere von der Religion mitmachen, dann dienen sie Gott, sonst könnten sie thun, was sie wollten. Dieser Gottesdienst ist nicht selten unter dem Landvolke zu finden. Man geht fleißig an Sonn- und Festtagen in die Kirche, manchmal auch

an Werktagen, aber dann eben so fleißig in's Wirthshaus, ja gar Manche von denen, die Vormittag in einer Messe gewesen sind, gehen dann in's Wirthshaus und kommen den ganzen Tag und die halbe Nacht nimmer heraus, und gar Mancher der fleißigen Kirchengänger hat alle Sonntage seinen Rausch. Zu Hause beten sie ihren Dienstboten vor, halten diese auch zum Besuche der Kirche an, sie gehen bei Kreuzgängen und Prozessionen und Wallfahrten mit, haben ihren langen Rosenkranz in der Hand; allein trotz aller dieser äußerlichen Andacht und Gottesverehrung stehlen sie auf feine oder grobe Weise, wo sie ihren Nebenmenschen im Handel oder Wandel betrügen können, thun sie es getreulich, und mit der ehelichen Treue, überhaupt mit dem sechsten Gebote nehmen sie es auch nicht gar genau. Und solche Leute meinen, es könne ihnen nicht fehlen, sie meinen, sie seien gute Christen und dienen Gott. Was, sagen sie, soll denn bei mir fehlen? Bin ich nicht ein guter Christ? Gehe ich nicht alle Sonntage in meine Kirche? Beichte ich nicht alle Jahre? Gebe ich nicht Almosen? — O armselige Täuschung! Dieses Kirchengehen und Beichten sollte Gott wohlgefällig sein! Dieses Lippengebet sollte er erhören! Also die Schale wirft man Gott hin, den Kern aber gibt man der Welt und mit dieser Schale sollte Gott zufrieden sein? O das ist himmelweit gefehlt von solchen Leuten, sie dienen ganz und gar der Welt bis auf ihre paar Vaterunser und ihren Kirchenbesuch, und der ist bei ihrem sonstigen Leben gar nicht in Anschlag zu bringen.

Endlich aber gibt es noch Solche, die aus der Noth eine Tugend machen, weil sie nicht anders können; aber wenn sie Geld genug hätten, ganz anders leben würden. Hieher gehören gar Viele von unsern Söldnern und Häuslern, die gerade ihr Leben fortbringen können. Diese gehen auch in die Kirche und machen Alles mit, was zum äußern katholischen Leben gehört. Allein ihr Wille ist ein ganz anderer. Mit verbissenem Ingrimm und Neid schielen sie fortwährend auf den, der mehr

hat, und warten nur auf eine günſtige Gelegenheit, wo ſie ihrem eigentlichen Herzensdrange Luft machen und ſich als die zeigen können, welche ſie wirklich ſind. Bis jetzt fürchten ſie noch die Obrigkeit, die das Schwert nicht umſonſt an der Seite trägt. Aber wenn es einmal recht darüber und darunter und Alles durcheinander ginge, daß ſie im Trüben recht fiſchen könnten, das wäre ihnen das Liebſte. Doch was ſage ich vom im Trüben fiſchen? Nein, öffentlich würden ſie dann ſengen und brennen, rauben und morden, und über den Wohlhabenderen herfallen. Sie würden dann ohne Scheu die Maske abwerfen, ſie würden den Schafpelz wegthun und ſich in ihrer wahren Wolfsnatur zeigen; jetzt gleichen ſie Beſtien, die in Käfigen eingeſperrt ſind, und die man mit harter Mühe zahm gemacht hat. Aber man ſieht, wie dieſe Beſtien unaufhörlich von einer Seite zur andern gehen, um einen Ausgang zu ſuchen, um zu ſehen, ob ſie nicht durchbrechen können. Und ſo machen es auch dieſe Leute. Sie lauern nur auf Gelegenheit, um losbrechen zu können, und dieſe ſchöne Gelegenheit wäre ihnen der — Krieg. Ja, wenn das Geſindel, das hungrige, vom Ausland hieher käme, augenblicklich würden ſie mit dieſem ziehen, gemeinſame Sache mit ihm machen gegen den Reichen und Mehrhabenden überhaupt, ſie würden alle Winkel verrathen, wo dieſe ihre Habſeligkeiten verborgen hätten, den reichen Nachbar von Haus und Hof jagen und ſich dahin ſetzen. Bis jetzt ſtehlen dieſe Leute nur Holz und Streu und was ſie ſonſt noch nebenbei erwiſchen können; allein, wenn es einmal losbräche, dann ginge es anders. Und ſeht, dieſe Menſchen ſind es nun, die da vorgeben und ſagen, ſie dienen Gott. Sie nehmen den Roſenkranz oder auch ein Gebetbuch zur Hand, gehen in die Kirche; wenn eine ſogenannte Ablaßzeit iſt, da beichten ſie; iſt ein Bittgang, ſo gehen ſie mit, und da meinen ſie, ſie ſeien wahre Diener Gottes. O Schmach, o Erbärmlichkeit! Ja, wenn einmal Wölfe, Tiger und Hyänen unter die zahmen Hausthiere gehören, dann gehören auch ſolche zu den Dienern Gottes.

Lasset euch darum nicht täuschen, Geliebte! Betrüget euch nicht selbst. Oft genug habe ich es euch schon gesagt: Alles Äußere, alles Beten und Kirchengehen, alles Beichten und Communiciren hilft Nichts und ist Nichts, wenn die Gesinnung, der Wille nicht gut ist. Dein Herz will Gott, das ist die Hauptsache, das Übrige wird dann ohnehin ihm nachfolgen, es wird sich ohnehin nach dem guten Willen richten müssen. Aber ohne daß du dein Herz zum Opfer bringst, ist Alles nur Weltdienst und Teufelsdienst. Du meinst Gott zu dienen, aber du dienst ihm längst nicht mehr. — Wie muß man es nun aber machen, wenn man Gott dienen, ihm allein gehören, ihm also sein Herz schenken will? Das vernehmet im

zweiten Theile.

Wer Gott sein Herz schenken, ihm ungetheilt angehören, aus ganzem Herzen, aus ganzer Seele, aus allen Kräften ihn lieben, d. h. also in Wahrheit ihm dienen will, der muß sein Herz losschälen von jeglicher Leidenschaft, von jeglichem Reichthume und den Gütern dieser Welt, mit einem Worte, er muß, wie der Apostel sagt, diese Welt gebrauchen, als brauchte er sie nicht, und seinen Reichthum so gebrauchen, als wäre er nicht reich.

Das, Geliebte! ist nun keine Leichtigkeit. Es kann's Einer, der bisher z. B. ein unkeusches Leben geführt hat, mit Gottes und festem Willen dahin bringen, daß er sich losreißt von dieser Sklaverei, und nun mit ungetheiltem Herzen Gott dient. So kann ein Anderer, der bisher stolze Gedanken gehabt, allerlei hochfahrende Pläne für die Zukunft entworfen, also der Welt gedient hat, davon zurückkommen und nunmehr Gott dienen; allein, Geliebte! es bleibt immer noch ein gefährlicher Feind über, der sich zwischen Gott und den Menschen stellt und auch auf das Herz Anspruch macht, und das ist der Mammon oder die zeitlichen Güter. Der Herr hat im heutigen Evangelium absichtlich diesen Ausdruck gewählt, absichtlich hat er gesagt: Niemand kann zugleich Gott

und dem Mammon, d. h. den zeitlichen Gütern dienen. Er hätte ja auch sagen können: Niemand kann zugleich Gott und dem Fleische dienen, oder Gott und der Hoffart dienen; aber nein, er sagt: Niemand kann Gott und dem Mammon dienen. Warum denn das? Nun seht, deßwegen, weil es gerade die zeitlichen Güter sind, die einer unbedingten Hingebung an Gott am meisten in dem Weg stehen, und was noch ein Hauptgrund ist, weil man meint, daß sich die Liebe dieser zeitlichen Güter am leichtesten noch mit der Liebe Gottes vereinigen lasse. Man meint, man kann Reichthum, überhaupt Geld und Gut und Gott zugleich lieben. Deßwegen also hat der Herr diesen Ausdruck gewählt, und er will damit sagen: Viele, die von anderer Herrn Dienst los werden, kommen doch von diesem Mammonsdienste nicht los. —

Aber wie muß man es nun anstellen, daß man Gott allein dient, wenn man gleich Weib und Kind, Haus und Hof, Geld und Gut hat? Nicht wahr, das möchtet ihr doch Alle wissen; denn ihr Alle habt dergleichen, der Eine viel, der Andere wenig. Nun gebt Acht, ich will es euch sagen.

Wenn ihr sammt eurem Hab und Gut Gott dienen wollt, so müßt ihr euer Herz nicht daran hängen; d. h. Gott, oder was Eins ist, die ewige Seligkeit muß euch lieber sein, als Alles, was ihr habt, und wenn heut die Frage an euch käme: Was wollt ihr lieber lassen, Haus und Hof oder die ewige Seligkeit? so müßtet ihr sagen: Da hast du Haus und Hof und Alles, was ich habe, ich will davon gehen, wie ich geh und stehe, und mein Brod betteln; meine Seele ist mir lieber, als das Alles. Diese Frage, ihr Lieben! wird öfter an euch gestellt, als ihr meinet. Es gibt oft Gelegenheit, daß man durch einen ungerechten Prozeß, durch einen falschen Schwur, durch Wucher und allerhand andere schlechte Kunstgriffe ein Feld, eine Wiese oder eine Summe Geldes gewinnen könnte. Sieh, da wird gefragt: Was ist dir lieber, deine Seele, oder dieses Feld, oder dieses Geld? — Und wenn du nun den Versucher abtreibst und sagst: Meine Seele ist mir

lieber, als ein Grundſtück, zu dem ich auf eine ſo ſchlechte Weiſe kommen müßte — ſieh, dann haſt du Gott lieb.

So mußt du es aber überhaupt machen: du mußt für deine unſterbliche Seele zuerſt ſorgen und am meiſten, alles Andere aber, deinen ganzen Feldbau, als Nebenſache betrachten. Zuerſt kommt unſer Herr Gott, die Haltung ſeiner Gebote, der Gehorſam gegen ſeine Stellvertreterin, die Kirche, kurz, zuerſt kommt der Gottesdienſt und dann erſt kommt dein Haus und Hof; ſieh, das heißt Gott allein dienen, das heißt zuerſt das Reich Gottes und ſeine Gerechtigkeit ſuchen und alles Übrige als Zugabe betrachten. Jetzt wirſt du dieſes Wort des Herrn im heutigen Evangelium verſtehen. Die Sorge für die zeitlichen Güter iſt alſo nicht verboten, nicht unrecht; nein, nur muß dieſe Sorge nicht die Hauptſorge ſein. Die Hauptſorge und die Hauptſache iſt das Reich Gottes, d. h. das Heil deiner unſterblichen Seele. Fleiß, Mühe, Arbeit, Vorſicht, Klugheit u. ſ. w. ſind nicht verboten, ſind ſogar nothwendig, nur alles ängſtliche und übermäßige Sorgen und Kümmern iſt verboten. Der Chriſt thut das Seine, er thut auch im Zeitlichen ſeine Schuldigkeit; denn er hat einmal für Weib und Kinder zu ſorgen und für die Zukunft ſeiner Kinder, daß ſie einmal ihr Fortkommen haben, und daß er und die Seinigen Niemanden aus eigener Schuld zur Laſt fallen, auch muß etwas auf die Armen ausreichen, und wenn er viel hat, ſo muß er auch für die Kirche und wohlthätige Zwecke etwas thun. Seht, das Alles gehört mit zum Suchen des Reiches Gottes und ſeiner Gerechtigkeit. Alſo denke, ſtudire, ſorge, ſchaffe, erwerbe und ſpare immerhin! Nur häng dein Herz nicht daran, und thu Alles im Geiſte der Liebe — im Hinblick auf Gott, im Hinblick auf den Nächſten und mit Gewiſſenhaftigkeit und herzlichem Wohlwollen; denn nicht das unterſcheidet den Chriſten vom Heiden, daß der Eine arbeitet und der Andere nicht, daß der Eine ſorgt und ſpart und ſchafft und rechnet und der Andere nicht, ſondern der Unterſchied iſt der, daß der Chriſt arbeitet im Geiſte der Liebe, Gott zu Ehren

und den Mitmenſchen zur Wohlfahrt; der Andere aber thut es im Geiſte der Habſucht, im Dienſte des Mammons und der eigenen Gier. O da gibt's gar Manchen, der faſtet, aber nicht aus Liebe zu Gott, ſondern weil er ein filziger Geizhals iſt und ſich nichts zu eſſen getraut. Und nicht das unterſcheidet den Chriſten vom Nichtchriſten, daß der Eine ſich bei Armuth und Noth kümmert und jammert, der Andere aber leichtſinnig die Hände in den Schooß legt und wartet, bis ihm die gebratenen Vögel in's Maul fliegen, wie das Sprichwort ſagt; nein, ſondern der Unterſchied iſt der, daß, der keinen Glauben hat, bangt und zagt und verzweifelt, der Chriſt dagegen ſeine Schuldigkeit thut, aber alles Übrige Gott anheimſtellt. Auch die Vögel des Himmels, die nicht ſäen, nicht ärnten und keine Scheunen haben, um darin Vorrath aufzuhäufen, überhaupt nicht ſorgen und kümmerlich ſind, fliegen doch von Stelle zu Stelle, um die Nahrung, die ihnen Gott bereitet hat, zu erſpähen und zu nehmen; ſie bleiben auch nicht immer auf den Bäumen ſitzen, um zu ſingen, ſonſt müßten ſie verhungern. Seht, ſo macht es auch der Chriſt. Er iſt ohne Angſt, ohne Kummer; er arbeitet, das Übrige wird Gott thun, denkt er. —

Nun, meine Lieben! hoffe ich, werdet ihr wiſſen, was es heiße, Gott dienen. Es heißt, ſich zuerſt und hauptſächlich um ſeine Seele und Seligkeit kümmern; im Zeitlichen aber thut man ſeine Schuldigkeit und das Übrige überläßt man Gott. Nun denn, ſo dienet Gott wahrhaftig. Seid keine Mammonsknechte, keine Weltdiener. Macht es nicht wie ſo Viele, die da meinen, ſie dienen Gott, und dienen eigentlich der Welt; macht es nicht wie Jene, die überall ſchön ſtehen wollen. Nein, zwei Herrn kann man nicht dienen. — So dienen wir denn Gott, und er wird einſt ſeine treuen Diener belohnen. Amen.

Predigt

auf

den fünfzehnten Sonntag nach Pfingsten.

Text: „Man trug einen Todten heraus, den einzigen Sohn seiner Mutter.“ Luk. 7, 12.

Geliebte Pfarrkinder!

Ein Jüngling wird heute zu Grabe getragen. Also können junge Leute auch sterben? Sie, die wie Eichen dastehen, jedem Sturm trotzen zu können scheinen, sie, die von Gesundheit strotzen, mit nervigen Knochen und blühenden Backen? — Ja, auch diese können sterben; die Alten müssen sterben und die Jungen können sterben, sagt ein altes Sprichwort. Ja, die Jungen können sterben; das sehen wir in den Städten fast alle Tage, und auch auf dem Lande heraußen sieht man's, wenn auch seltener. Indeß wird es keinen Friedhof geben, wo nicht ein junger Mensch draußen läge. Unser Gottesacker da ist klein, aber schaut hinaus, und ihr werdet auf den Grabsteinen von jungen Leuten lesen, die in ihren schönsten Jahren gestorben.

Wenn nun ſo ein Sohn oder eine Tochter in den beſten Jahren hinwegſtirbt, kann man es da den Eltern verargen, wenn ſie die bitterſten Thränen weinen? Wenn kleine Kinder ſterben, iſt es hart, allein man verſchmerzt es; wenn alte Leute ſterben, iſt man oft froh, nicht weil man ſie etwa längſt gern los gehabt hätte, ſondern weil ſie ſich ſelber zur Laſt waren. Sie ſelber ſehen es ein, daß ſie nichts mehr taugen auf dieſer Welt, und keinen Nutzen mehr ſchaffen, daß ſie andern Leuten nur im Weg umgehen, wie ſie ſelber ſagen; wenn alſo ſolche alte Leute ſterben, ſo iſt der Schmerz doch wieder nicht ſo groß; es iſt zwar ein lieber Vater oder eine liebe Mutter, ein Ahnherr oder eine Ahnfrau geweſen, die man eingegraben hat, allein man war auf ihren Tod gefaßt und konnte ſchließen, daß es nimmer lange dauern würde.

Allein wenn eine junge Perſon ſtirbt in der Blüthe ihrer Jahre, wo ſie die Hoffnung und Freude ihrer Eltern war, wo man in ihr eine längſt erſehnte kräftige Stütze geſehen hat; da iſt es was anders, Geliebte! da muß freilich namenloſer Schmerz das Herz der Eltern zerreißen. Ja, Alle, die der jungen verſtorbenen Perſon auch nicht nahe ſtehen, müſſen Mitleid haben und von tiefſter Wehmuth erfüllt werden, wenn ſie denken: Noch ſo jung und doch ſchon todt! Schon ſo früh ſterben müſſen! Dieſe rothen Wangen müſſen alſo ſo früh ſchon verfaulen, ſo früh ſchon eine Beute der Würmer werden! Ach, ſeufzt man, wären ſo viele alte Leute da, die froh wären, wenn ſie ſterben könnten, und dieſe läßt Gott ſitzen und die jungen nimmt er dafür weg! Ach, wie iſt der Tod dieſes jungen Menſchen zu bedauern! Die Alten ſollen ſterben, aber die Jungen nicht! — Ihr irret, Geliebte! wenn ihr glaubt, daß der Tod eines jungen Menſchen allemal zu bedauern iſt. Manchmal wohl, aber nicht allemal. Ich ſage ſogar, daß der Tod manches jungen Menſchen beneidenswerth iſt, wenn er gleich auch öfter bedauert werden muß. Wann aber das der Fall iſt, möchte ich euch heute zeigen. Ich beantworte demnach folgende zwei Fragen:

Wann ist der Tod eines jungen Menschen beneidenswerth? I. Theil.
Wann ist der Tod eines jungen Menschen bedauernswerth? II. Theil.

Ich beginne ꝛc.

Erster Theil.

Kommt her, Geliebte! ich will euch an das Sterbebett eines braven Bauernsohnes führen. Er war beständig bei seinen Eltern zu Hause, man wußte von ihm nichts Unrechtes, er hat schön still und ordentlich dahingelebt. Lärmende Lustbarkeiten waren seine Sache nicht. Er hatte einen oder zwei gute Freunde, die mit ihm gleicher Gesinnung waren; diese waren ihm nach seinen Eltern und Geschwistern Alles. Die ganze Woche hindurch arbeitete er fleißig, und seine Eltern hatte er so lieb, daß er ihnen Alles that, was er ihnen nur in den Augen ansehen konnte. Nie war er trotzig gegen seine Eltern, nie hatte er eine Widerrede gegen sie. Mit seinen Geschwisterten war er verträglich, überhaupt liebte er mit allen Leuten den Frieden. Er war kein Trinker, kein Spieler, und mit dem andern Geschlechte hatte er auch keinen unrechten Umgang. Das ganze Dorf weiß nur Gutes von ihm zu erzählen. An Sonn- und Festtagen besuchte er fleißig den vor- und nachmittägigen Gottesdienst, und überdieß empfing er öfter im Jahre die heiligen Sakramente. Diesen jungen Menschen nun seht ihr jetzt im Sterben. Auf einmal hat ihn eine Krankheit angegriffen, man weiß nicht wie, und es scheint nimmer, daß sie ihn ausläßt. Nun stellt euch einmal mit mir herum, ihr Jünglinge des Dorfes, um sein Sterbebett, und wenn ihr den bisherigen Lebenswandel dieses eures Mitkameraden betrachtet, sagt mir: Ist denn das ein Unglück, wenn dieser Jüngling stirbt unter solchen Umständen? Ist denn sein Tod nicht vielmehr beneidenswerth? Ja, gesteht es mir, müßt ihr nicht zu euch selber sagen: O, lieber Bruder,

lieber Freund! O könnte ich mit dir ſterben! Könnte ich ſterben wie du! O mit größter Freude ginge ich aus dieſem Leben! Ja, gewiß, meine Lieben! für das größte Glück müßten wir es uns ſchätzen, wenn wir ſterben könnten, wie ſo ein tugendhafter, frommer Jüngling. O ſein Tod hat nichts Betrübendes, ſondern nur Erfreuliches! Ja, liebe Eltern, ihr mögt zwar heiße Thränen weinen um dieſen euren geliebten Sohn, und ihr, ihr Geſchwiſterte, ihr möchtet dieſen euren Bruder noch aus der Erde herausſcharren; das iſt natürlich, das iſt verzeihlich — aber ſagt mir, war ſein Tod nicht beneidenswerth, wäret ihr nicht gerne mit ihm geſtorben, mit ihm, der euch fortwährend ein ſo gutes Beiſpiel gegeben, euch durch ſeinen Wandel ſo oft erbaut hat? O glaubt ja nicht, meine Lieben! daß der Tod eines ſolchen jungen Menſchen, eines Jünglings, einer Jungfrau, eine Strafe Gottes ſei. Nein, eine Gnade Gottes iſt ein ſolcher Tod. Gott nimmt die Seinen bei Zeiten hinweg, er ſchickt den Tod über die edelſten Jünglinge, die tugendreichſten Jungfrauen, und dabei hat er die beſten Abſichten. Entweder nimmt er ſolche brave junge Leute weg, um ihnen ihren Lohn nicht länger vorzuenthalten, und weil die Welt es nicht werth iſt, ſie länger unter ſich zu haben, oder aber, er nimmt ſie weg, damit ſie ſpäter nicht verführt werden und nicht dem Verderben anheimfallen. Sagt mir, muß man da Gott nicht vielmehr loben, ſeine unendliche Erbarmung und Güte preiſen, daß er alſo mit den Seinen verfährt? Kann man da noch ſagen von einer Strafe? O nein, liebe Eltern, und wenn es der einzige Sohn und die einzige Tochter ſein ſollten, die euch durch den Tod entriſſen würden, haben ſie ein reines, tugendhaftes Leben geführt, ſo dürft ihr euch und ihnen Glück wünſchen; ſie ſind gut aufgehoben da droben beim Vater im Himmel, beſſer, tauſendmal beſſer, als auf dieſer elenden, verführeriſchen und betrügeriſchen Welt, wo Alles lauter Fallſtrick und glänzendes Elend iſt. Wo wäre denn beſſer ſein, als da oben? Wohl glaube ich, daß ihr euer Kind hättet brauchen

können, daß ihr mit Freude und Stolz es angeschaut habt; allein Gott hat es nicht schlecht mit euch gemeint, es war nicht seine strafende, sondern seine barmherzige Hand, und diese müßt ihr um so dankbarer küssen. Oder meint ihr, es gibt nicht tausend und tausend Personen, die den heißesten Wunsch haben, daß sie in diesen Jahren gestorben sein möchten, in denen euer Sohn, eure Tochter starb? O wie Viele, die jetzt in Bitterkeit des Herzens die Sünden der spätern Zeit bereuen, mögen seufzen am Sterbebette eures Kindes, am Grabe eures Sohnes, eurer Tochter: O wäre auch ich gestorben in meinem achtzehnten Jahre! Damals wäre ich gestorben als reiner Jüngling, als reine Jungfrau; damals war ich noch unschuldig, ich kannte die Sünde noch nicht und ihr Gift. O wie glücklich wäre ich gewesen! O wie gerne wäre ich gestorben, wie freudig und zuversichtlich hätte ich vor meinem Herrn und Heilande erscheinen können! aber — jetzt. Ach, wie bangt mir vor dem Tode, wenn ich der Sünden meiner Jugend gedenke! Glaubt mir's, liebe Eltern! so denken nicht Wenige an dem Sterbebette und Grabe eurer Kinder, und das muß euer Trost sein. Vielleicht denkt ihr selber so!

Aber, könnte Jemand sagen, es wäre halt doch besser, wenn man länger leben könnte, man könnte mehr Gutes thun. Da hast du allerdings Recht, lieber Freund! allein man kann auch mehr sündigen. Und glaubst denn du, es komme auf das Alter an in Betreff der guten Werke? Meinst du, diejenigen, die 90 Jahre alt werden, haben die meisten guten Werke, und die, welche mit 20 Jahren sterben, die wenigsten? O da würdest du sehr irren! Es gibt auch Kinder, die hundert Jahre alt sind. Das sind jene Menschen, die nichts Gutes thun, keine guten Werke sich sammeln, sondern Sünder bleiben, alte Sünder werden. Wenn diese auch in einem Alter von hundert Jahren sterben, in Beziehung auf gute Werke und Tugend sind sie dennoch Kinder; denn: „Ein Knabe, d. h. als Knabe, wird er nach hundert Jahren

ſterben, und ein Sünder von hundert Jahren wird verflucht werden," ſagt der Prophet Iſaias *). Auf der andern Seite aber kann es Jünglinge geben, die Greiſe ſind in Bezug auf ihre Verdienſte, auf Tugend und Frömmigkeit, die alſo, wenn auch jung, dennoch alt ſterben. Darum ſagt die heilige Schrift: „Ein ehrenvolles Alter hängt nicht von langer Dauer und von der Zahl der Jahre ab, ſondern des Menſchen Verſtand gilt für graue Haare, und ein unbeflecktes Leben iſt das wahre Greiſenalter" **). Auch ſagt es die heilige Schrift ausdrücklich, daß Gott ſeine weiſeſten und beſten Abſichten habe, wenn er die Menſchen oft in der beſten Jugend von der Erde hinwegnimmt. Im Buche der Weisheit heißt es nämlich: „Da der Gerechte Gott wohlgefiel, iſt er zum Liebling geworden, und da er unter den Sündern lebte, wurde er hinweggenommen. Er ward weggerafft, damit die Bosheit ſeinen Verſtand nicht verkehre, noch Trug ſeine Seele täuſche; denn der Zauber der Eitelkeit verdunkelt das Gute, und die unſtäte Begierlichkeit verkehrt auch argloſen Sinn. Früh vollendet, hat er viele Jahre erreicht; denn ſeine Seele war Gott wohlgefällig; darum eilte er, ihn aus der Mitte der Laſter hinwegzunehmen; die Völker aber, die es ſahen, verſtanden es nicht und nahmen es nicht zu Herzen, daß Gott gnädig und barmherzig gegen ſeine Heiligen iſt und Acht hat auf ſeine Auserwählten. Und der Gerechte, iſt er geſtorben, verdammt die noch lebenden Gottloſen und eine früh vollendete Jugend das lange Leben der Ungerechten. Sie ſehen zwar das Ende des Weiſen, aber ſie ſehen nicht, was Gott mit ihm vorhat, und warum der Herr ihn in Schutz

*) Iſ. 65, 20.

**) Weish. 4, 8. 9.

genommen“ *). Habt ihr das gehört und verstanden? Also Gott nimmt die Guten oft in ihren besten Jahren weg, damit sie nicht verführt werden, und wenn sie gleich jung sterben, so sind sie dennoch alt an Verdiensten. Das sollen die Leute einsehen. Schaut an einen heiligen Aloysius, der im 21sten Jahre seines Lebens starb! War das nicht ein Jüngling, reich an Verdiensten, so jung er auch noch war? O gewiß! Wer bewundert nicht seine engelgleiche Unschuld, seine Demuth und Sanftmuth, die Gluth seiner Andacht und die Strenge, mit der er gegen seinen jungen, zarten Leib verfuhr? Darum ist er ja der Schutzpatron der Jünglinge und Jungfrauen, und Alles ehrt den jungen Heiligen. Wer wird nun sagen, daß Aloysius zu früh gestorben sei? Schaut hin auf den heiligen Stanislaus von Koska, der noch nicht ganz 18 Jahre alt war, als er starb, und doch ein heiliges Leben geführt hatte. In einem Alter von 17 Jahren hatte der zarte adelige Jüngling einen Weg von 150 Stunden zu Fuß gemacht, bloß um in den Orden der Jesuiten aufgenommen werden zu können. Nur Ein Jahr lang lebte er in diesem Orden, aber dieses einzige Jahr ist er alt geworden an Tugend und Heiligkeit, und so starb er auch, wenn gleich ein achtzehnjähriger Jüngling, in einem hohen Alter. Wer wird da sagen, daß der Tod dieses Gerechten bedauernswerth war? Nein, der Tod des jungen Gerechten ist beneidenswerth, bedauernswerth ist der Tod der jungen Leute nur unter andern Umständen; hievon aber im

zweiten Theile.

Es ist eine sehr bittere Klage unserer Zeit, daß die Leute nimmer alt werden. Jünglinge und Mädchen sieht man in den schönsten Jahren dahinsterben, und die alten Eltern müssen ihnen in die Grube nachschauen. Wenn solche junge Leute dahinsterben, sei es, daß sie plötzlich eine Krankheit wegrafft,

*) Weish. 4, 10—18.

die ſie ſich nicht durch ihre Schuld zugezogen haben, oder daß ſie, wie es oft geht, in ihrer Arbeit ein Unglück haben, von einem Pferde, von einem Baum todtgeſchlagen werden: dann kann eine ſolche Perſon ſich noch tröſten bei ihrem Unglücke und denken: Bin doch ich nicht ſchuld daran geweſen. Auch die Eltern tröſten ſich leichter, wenn es anders kein gäher Todfall iſt. Aber es gibt junge Leute, die ſelber daran ſchuld ſind, daß ſie frühzeitig dahinſterben müſſen, und da iſt der Tod eines ſolchen jungen Menſchen wahrhaft bedauernswerth. Was ſage ich, ſelber ſind ſie daran ſchuld? Sie bringen ſich ja doch nicht um's Leben? Nein, auf einmal freilich nicht; aber Solche, die ſich nach und nach um's Leben bringen, gibt es in Menge. Man darf nur Gelegenheit haben, zuzuſchauen, wie die jungen Burſche und die Weibsperſonen beim Tanze auf ihre Geſundheit losſtürmen. Mitten in der ſtrengſten Winterkälte ziehen ſie ſich aus, nachdem ſie bereits von Schweiß triefen, und ſo gehen ſie in die Kälte hinaus von einem Wirthshaus zum andern. Dazu kommt noch die Gewohnheit, unmittelbar wie ſie vom Tanze herkommen, wo die Lungenflügel noch in der größten Bewegung ſind und das Blut tobt und wüthet, Bier hineinzuſchütten, als göße ſie es auf glühendes Eiſen. Das muß eine eiſenfeſte Natur untergraben, und wenn die Folgen ſich auch nicht gleich im erſten Augenblicke verſpüren laſſen, ſie kommen ſpäter gewiß. Ich ſelber kenne einen jungen Mann, der bei einer Kirchweihmuſik ſich ſchrecklich erhitzte und dann in die Kälte hinaus und nach Hauſe ging. Im erſten Augenblicke ſtellte ſich das Übel nicht ein, aber es ließ nur vier Wochen auf ſich warten. Während dieſer Zeit hatte der junge Menſch geheirathet, und ein paar Tage darauf kam ihm etwas in den rechten Fuß und ſeitdem iſt er lahm daran. Nun ſoll er arbeiten und kann nicht. Allein das iſt noch etwas Geringes. Wie viele Jünglinge und blühende Mädchen welken nicht hin wie der Schatten an der Wand, wie viele ſterben nicht an Lungenſucht, Schwindſucht und Auszehrung in Folge des unſinnigen Tanzens und Trinkens

in die Hitze hinein! Das, meine Lieben, ist ein bedauernswerther Tod, wenn die jungen Leute auf so elende Weise um ihr Leben kommen.

Aber das ist noch nicht Alles. Es sind noch schlimmere Dinge, die unsern jungen Leuten einen frühzeitigen Tod bringen. Es ist in unsern Tagen das Geschwindleben Mode geworden, und dieß verträgt sich mit dem Langeleben nicht. Man macht in ein paar Jahren alles Mögliche durch, man tobt und wüthet, bis man fertig ist, bis man nimmer kann. Auf einmal kommt der Sohn und die Tochter krank nach Hause. Ach Gott, wie alt schauen diese jungen Leute aus! Wie eingefallen ist ihr Gesicht, wie runzlich ihre Haut, wie matt ihr Blick, wie schwebend gehen sie einher, wie schlottern ihre Kniee, wie abgedorrt sind ihre Hände und Füße! Und sieh da, die Leute sind erst zwanzig oder zwanzig und etliche Jahre alt. So kamen schon Viele vom Soldatenleben, von der Fremde zurück, die keinen Feind gesehen und sonst keine Krankheit durchgemacht haben. Aber die Liederlichkeit, das unmäßige Trinken, das unkeusche Leben, dem sie sich ergaben, hat ihnen das Mark ausgesaugt, und nun stehen sie da wie abgestorbene Bäume. So kommen sie denn nach Hause, siechen zu Hause noch ein Jährchen vor dem Angesichte der Eltern herum, bis sie wie ein Licht, das auf die Neige geht, auslöschen. Das, meine Lieben, ja das ist ein bedauernswerther Tod. Ja, da muß freilich Alles zusammenweinen, Eltern, Geschwisterte und die unglückliche kranke Person selber. O wie muß den Eltern sein, wenn sie ihr Kind so vor sich herumgehen sehen wie ein Skelett! Wie muß ihnen zu Muthe sein, wenn sie das verdächtige Husten, die nächtlichen Schweiße, die Mattigkeit ihres Kindes wahrnehmen! Ist nur ein Katarrh, nur eine Verschleimung, sagt der unglückliche Jüngling, wenn er alle Tage ganze Trümmer seiner faulen Lunge herauswürgt, daß er ersticken möchte. O was muß das für Eltern und Geschwisterte für ein Anblick sein!

Manchmal sieht ein solcher Kranke wohl auch das Schlechte

seines Zustandes ein, er merkt es und täuscht sich nicht darüber, daß er in Bälde eine Speise der Würmer sein wird. Wenn er nun bedenkt, daß er selber schuld ist, daß er die Zeit seines Lebens muthwilliger und leichtsinniger Weise sich selber abgekürzt hat, daß er in seinen jungen Tagen ins Grab steigen muß, o wie muß einem solchen jungen Menschen da um's Herz sein, welche Gewissensbisse müssen ihn foltern, wie wird eine solche Person die schlechte Kameradschaft, die Verführer verwünschen und verfluchen! O wie wird er trauern, daß er so früh von hinnen muß und mit eigener Schuld! O mein junges Leben! wird er oft schmerzzerrissen aufrufen; ist denn gar kein Mittel mehr, es zu retten? und sein trostloser Zustand sagt ihm: Gar kein's mehr, mußt fort, fort in den besten Jahren — fort aus eigener Schuld! Ja, Geliebte! das ist ein bedauernswerther Tod. Aber doppelt und tausendfach bedauernswerth ist der Tod dieser jungen Leute, wenn mit dem morschen Gerippe ihres Körpers auch noch die Seele zu Grunde geht. Und ich fürchte, es geschieht das nur zu oft. Wohl mögen Manche sich bekehren, wenn sie ihre Schuld erkennen; allein Viele wollen auch in der Krankheit nichts vom Beichten und Bessern wissen; denn einmal glauben sie nicht, daß sie sterben, und wenn sie auch ihren Tod vor Augen sehen, so ist doch der Geistliche der Letzte, der gerufen wird, und wenn er kommt, ist es oft schon zu spät. Und beichten sie auch, so ist's oft nur eine erzwungene Bekehrung, eine Scheinbekehrung, wie die meisten Bekehrungen auf dem Todbette. Wehe, wehe! O wie bedauernswerth ist ein solcher Tod einer jungen Manns- oder Weibsperson!

O ihr ledigen Leute, ich bitte euch um Gotteswillen, laßt euch warnen durch die traurigen Beispiele anderer jungen Leute! O ihr sahet, wie sie aus eigener Schuld so früh in's Grab sinken mußten! Bringet eure jungen Jahre gut zu! Seid fromme Jünglinge, züchtige Jungfrauen! Machet Freude euren Eltern und Geschwisterten! Dann mag der Tod kommen wie immer; er hat nichts Schreckliches für euch. Und

wenn er auch in der Blüthe der Jahre euch fortreißt, wie der Sturmwind die Blüthen der Bäume, ſo hat euer Tod nichts Trauriges, nein, ein ſolcher Tod iſt beneidenswerth. Immerhin aber bedenket: Jugend und Luſt iſt eitel*). Amen.

*) Pred. 11, 10.

Predigt

auf

den ſechzehnten Sonntag nach Pfingſten.

Text: „Und ſiehe, ein waſſerſüchtiger Menſch war vor ihm.“ Luk. 14, 2.

Geliebte Pfarrkinder!

Die Krankheiten, die der Herr heilte, haben alle noch eine andere Bedeutung, als bloß eine buchſtäbliche. Wenn nämlich der Herr einen Blinden heilte, ſo gab er ſich damit als Licht, das Licht der Welt zu erkennen. Und wenn er einem Tauben das Gehör gab, ſo bedeutete dieß die Wiederherſtellung des geiſtigen Gehöres, das durch Jeſus gekommen iſt. Und wenn er einem Stummen die Sprache wieder gab, ſo gab er ſich als den zu erkennen, der ſelber das Wort iſt. — Zudem deuten dieſe Krankheiten des Leibes auch auf Krankheiten der Seele hin, die damit Ähnlichkeit haben. Der leiblichen Blindheit entſpricht die Verblendung des Herzens und des Verſtandes, die Taubheit erinnert an die innere Gehörloſigkeit, wobei der Menſch thut, als wüßte er Nichts von Gott und

seinem Worte, und so deutet jede Krankheit des Leibes auf eine Krankheit der Seele hin, die mit ihr Ähnlichkeit hat. — Heute nun ist von einem Wassersüchtigen die Rede. Welche Krankheit der Seele wird nun die Wassersucht andeuten? Nun, wir dürfen nur den Zustand eines Wassersüchtigen in's Auge fassen. Den Wassersüchtigen dürstet immer. Damit ließe sich nun vergleichen der Geiz, der nie genug bekommt, der immer noch mehr will, je mehr er schon hat; man kann ferner auch die Unkeuschheit mit der Wassersucht vergleichen, denn die Unkeuschen sind in Übung der Unlauterkeit unersättlich, sagt die heilige Schrift. Allein da ich vom Geiz und von der Unkeuschheit schon oft gepredigt habe, so will ich heute von einer dritten Krankheit reden, die mit der Wassersucht Ähnlichkeit hat, nämlich von der — Trunkenheit.

Die Trunkenheit ist ein Laster, das nicht selten auch unter dem Landvolke vorkommt und oft in recht arger Weise. Es ist wohl keine Pfarrei, die wenigstens nicht den einen oder andern Trunkenbold hätte, und auch meine Pfarrei ist leider nicht leer davon, wenn auch die Anzahl derselben, Gott Lob! äußerst gering ist. Wo aber dieses Laster einmal eingerissen hat, da wüthet es in schrecklicher Weise und seine Folgen sind oft gar nicht zu berechnen. Leider wollen gar Viele die Schwere, das Schändliche und Verderbliche dieser Sünde nicht einsehen, und sie kommen daher immer tiefer in dieses Laster hinein, so tief, bis sie darin zu Grunde gehen. Um nun vor diesem Laster zu warnen, habe ich mir heute vorgenommen, folgende Punkte näher zu erläutern:

Die Trunkenheit ist ein schändliches Laster. I. Theil.
Die Trunkenheit ist ein schädliches Laster. II. Theil.

Ich beginne ꝛc.

Erster Theil.

Es gibt nicht wenige Menschen, die eine Ehre darein setzen, recht viel trinken zu können. Diese begnügen sich nicht,

wie gewöhnliche Volltrinker nach Belieben zu trinken, ſondern ſie haben Regeln aufgeſtellt, nach denen Einer trinken muß. Solche Leute rechnen ſich zu den Gebildeten, aber es iſt keine Bildung nothwendig, ſcheint mir, um recht viel trinken zu können, ſonſt müßte auch ein Pferd oder ein Ochs, die in dieſem Stücke auch Erkleckliches leiſten, dieſe Bildung anſprechen können.

Nein, Geliebte! die Trunkenheit iſt ein ſchändliches Laſter, etwas wahrhaft Eckelhaftes. Oder iſt es etwas Schönes und Angenehmes um einen Menſchen, der vor Rauſch nimmer gehen, ſtehen und reden kann, der die eckelhafteſten Poſſen reißt, deſſen Augen unſtät oder ganz ſtier ſind, der da liegt wie ein Schwein oder wie eine lebendige Leiche? Der heilige Hieronymus ſagt einmal: „Es würde zu lange dauern, wollte ich Alles im Einzelnen durchgehen und die Sinnloſigkeiten zeigen, welche die Trunkenheit hervorbringt. Da würdeſt du Einige ſehen, welche die Trinkgefäße in Wurfgeſchoße verwandeln und ihrem Gaſt den Becher ins Geſicht werfen; Andere, welche mit zerriſſenen Kleidern hervorſtürzen, um Andere zu verwunden; wieder Andere, welche ſchreien; wieder Andere, welche ſchlafen. Wer am meiſten trinkt, wird für den Stärkſten gehalten. Da findet ſich Gelegenheit zur Anklage. Sie übergeben ſich, um zu trinken, und trinken, um ſich zu übergeben. Kehle und Bauch ſind von Einem Geſchäft in Anſpruch genommen“ *). Und der heilige Ambroſius ſagt: „Wozu ſoll ich das Gehörte bekannt machen? Es ſcheint mir kein Trinken, ſondern ein Strömen, weil die Leute den Wein wie durch Röhren und Kanäle in den Mund gießen. Sollen wir dieſe für Menſchen, oder nicht vielmehr für Schläuche halten?“

*) Hieron. in c. 1. ep. ad Titum.

Alſo das muß Jeder einſehen, daß das nicht beſonders edel und anſtändig und ſchön iſt, wenn Einer eine ganze Maſſe wie in einen Schlauch hineinſchütten kann, und zuletzt dann nimmer ſieht und hört, nimmer gehen und ſtehen kann. Ja, ſo ſchändlich iſt dieſes Laſter, daß es den Menſchen weit unter das Thier erniedrigt. Der heilige Cäſarius von Arles ſagt deßhalb: „Die Trunkenen mögen einmal betrachten, ob ſie nicht für ſchlechter als das Vieh zu halten ſind. Denn während die Thiere nicht mehr trinken wollen, als ihnen nöthig iſt, trinken jene zweimal, ja dreimal mehr, als ihnen erſprießlich iſt; und woran ſie mit Maaß drei, auch vier Tage ſich hätten erquicken können, das ſuchen ſie an Einem Tage mit großer Sünde mehr zu verderben, als zu genießen, entweder aus Neid oder Trunkſucht.“

Ja, ſagt es nur ſelbſt, Geliebte! findet ihr an einem betrunkenen Menſchen etwas Schönes, Angenehmes? O gewiß nicht! Wenn in einem Gaſthauſe mehrere Gäſte beiſammen ſind und nur ein einziger Berauſchter iſt dabei, was iſt das für eine Störung für die Andern, die nüchtern ſind? Wer mag bei ſolch einem Betrunkenen verweilen? Wen eckelt es nicht an, wenn er redet? Wer könnte ſeine dummen Späſſe, ſein wüſtes Getöſe und ſein Lärmen angenehm finden? Und wenn ein ſolcher Menſch auf der Straße daher taumelt, ſchreiend und lärmend, ſingend und fluchend, wer kann da etwas Angenehmes, etwas Schönes an einem ſolchen Menſchen finden? Wer weicht einem ſolchen Menſchen nicht aus? Und wenn er nun noch ſo weit es bringt, daß er nach Hauſe taumeln kann, werden ihn da ſeine Kinder und ſein Weib und das Hausgeſinde angenehm und liebenswürdig finden? O ſicherlich nicht; Weib und Kinder werden ſich ſchämen, und das Geſinde wird lachen oder ſich ärgern. Der heilige Chryſoſtomus ſagt da: „Allen liegt der Betrunkene zum Gelächter da, dem Weibe, den Kindern, dem Ge-

ſinde. Seine Freunde denken an ſeine Schande, und ſchämen ſich und ziehen ſich zurück, die Feinde aber haben ihre Freude und ihr Geſpött damit, und verwünſchen ihn. Es iſt, als ob ſie ſagten: Kann ein ſolcher Menſch auch leben? Ein Solcher kann auf Erden umgehen? O Vieh, o Schwein!" Wenn ein ſolcher Betrunkener da liegt, Allen zum Gelächter und zum Geſpötte, wie eine lebendige Leiche, wie der heilige Chryſoſtomus ſagt, und ſomit gewiß keinen angenehmen Anblick gewährt, wird etwa ſein Zuſtand angenehmer und liebenswürdiger, wenn er zu Hauſe wie ein Raſender herumfährt, Alles zuſammenwirft und Weib und Kinder prügelt oder aus dem Hauſe jagt? Nein, der Trunkenbold iſt immer ein häßlicher Menſch, und darum die Trunkenheit ein ſchändliches Laſter.

Schon die Heiden haben das eingeſehen und beſſer eingeſehen, als viele unſerer Chriſten, die von ihnen beſchämt werden. Der heidniſche Weltweiſe Plato ſagte zu ſeinen Schülern, ſie ſollten ſich im betrunkenen Zuſtande in dem Spiegel ſchauen, und dann würden ſie ſich von der Schändlichkeit der Trunkenheit zur Genüge überzeugen. Und was that jenes durch ſeine Mäßigkeit berühmte Volk der Spartaner, die als Helden noch jetzt berühmt ſind? Sie berauſchten ihre Sklaven, und zeigten ſie dann ihren Söhnen, damit ſie, empört durch den Anblick dieſer Menſchen, einen Abſcheu vor dem Laſter der Trunkenheit bekommen möchten. Und wenn heut zu Tage noch Einer einem Andern einen Rauſch anzecht, warum thut er wohl das? Etwa, um ſich an dem Betrunkenen zu erbauen? Nein, um an ihm einen Narren haben, um ihn vor der ganzen Geſellſchaft lächerlich machen zu können. Es iſt alſo die Trunkenheit immer etwas Schmähliches, etwas Erniedrigendes, Entwürdigendes, Häßliches, und wer noch ein Ehrgefühl hat und des andern Tags ſich erinnert, daß er Tags zuvor betrunken war, wird ſich nicht bloß vor Andern, ſondern vor ſich ſelber ſchämen.

Schon dieſes alſo, daß dieſes Laſter ſo ſchmählich und ſchändlich iſt, könnte hinreichen, von der Trunkenheit zurückzuſchrecken; allein wir haben noch ganz andere Sachen, die noch weit ärger ſind, in Erwägung zu ziehen, das ganze Schandgefolge der Trunkenheit; hievon aber im

zweiten Theile.

Es gibt neben der Unkeuſchheit wohl nicht leicht ein Laſter, das größern Schaden ſtiftet, als die Trunkenheit. Die Trunkenheit macht dumm; ſie ſtumpft Verſtand und Gedächtniß unglaublich ab, und der Menſch bekommt zuletzt ein ganz dummes, viehiſches Geſicht. Die Trunkenbolde können zuletzt gar nichts mehr faſſen, ſie verſchwemmen Alles. Die Seele ändert ihre ganze Natur und unterwirft ſich einer Veränderung, in der man das Siegel ihrer göttlichen Natur nicht leicht mehr erkennt. Welche Übel die Trunkſucht für den Leib hat, iſt bekannt genug. Die einen Trunkenbolde ſterben an der Auszehrung, andere an der Waſſerſucht und am Schlagfluſſe. Entzündungen, Nervenſchwäche, beſtändiges Zittern, das iſt der Lohn der Unmäßigkeit.

Und welchen Schaden ſtiftet die Gewohnheit des Volltrinkens unter der ganzen menſchlichen Geſellſchaft? Trunkenbolde erzeugen elende, ſchwächliche Kinder, und verſündigen ſich daher an der ganzen Menſchheit. Daß ferner derjenige, welcher dem Trunke ergeben iſt, ſeine Vermögensverhältniſſe gänzlich ruinirt, iſt allbekannt, und man hat leider nur zu traurige Beiſpiele hiefür unter dem Landvolk. Ganze Wälder, die ſchönſten Wieſen und Felder ſind den Bauern ſchon in die Gurgel hinabgeronnen. Es iſt ein Sprichwort, daß ſich auch der tiefſte Brunnen ausſchöpfen läßt, und ſo muß man ſagen, daß auch das ſchönſte Vermögen durch die Gewohnheit des Volltrinkens durchgebracht worden iſt und durchgebracht werden kann. Weib und Kinder müſſen Noth leiden zu Hauſe, und haben kaum ſchwarz Brod genug zu eſſen, während der Säufer Tag und Nacht im Wirthshauſe ſitzt und forttrinkt, daß es

ihm zu den Ohren herauslaufen möchte. Und wenn dann das Weib ſich nimmer helfen kann und in's Wirthshaus geht, dort ihrem Mann zu Füßen fällt und ihn bei Allem, was heilig iſt, beſchwört, er möchte doch ſeiner armen Kinder gedenken, und nicht Alles durchbringen, ſo antwortet er ihr mit Fußtritten, oder ſie muß ſich flüchten, wenn ſie nicht mißhandelt werden will. Das thut der Trunkenbold. Und wenn er kein eigenes Geld mehr hat, wenn Alles weg iſt bis auf den letzten Heller, dann ſcheut er ſich nicht, um ſeine Trunkſucht zu befriedigen, nach fremden Geldern die Hände auszuſtrecken, und Staatskaſſen, Kirchengelder, Wittwen- und Waiſengelder werden angegriffen und von der nimmerſatten Gurgel verſchlungen. Das Ende der Säufer bezüglich ihres Vermögens kann unter ſolchen Umſtänden nichts anders ſein, als der Bankerott; haben ſie Kinder, die übernehmen müſſen, ſo ſetzen ſie ſelbe ſchreckbar in die Schulden hinein, haben ſie keine Kinder, nun ſo fallen ſie ſelber der Gemeinde zur Laſt. So bewährt ſich zuletzt, was die Schrift ſagt: „Die ſich dem Saufen ergeben, zehren aus und der Schlaf kleidet in Lumpen.“

Nun ſagt mir, iſt das nicht ſchon Schaden genug? Sind nicht dieſe Übel allein ſchon, die die Unmäßigkeit der Geſundheit und dem Vermögen zufügt, ſchrecklich genug, um ſich vor dieſer leidigen Sucht zu hüten?

Allein wir haben noch nicht Alles, erſt das Gelindeſte, das Geringſte haben wir bis jetzt. Der Schaden, den die Trunkenheit dem Leibe zufügt, iſt gering im Verhältniſſe zu den Verheerungen, welche ſie auf dem Gebiete der Seele anrichtet. Eine faſt unzertrennliche Gefährtin der Trunkenheit iſt nämlich die Unkeuſchheit, das iſt der erſte jener Hauptnachtheile, unter denen die Seele zu leiden hat. Schon die alten Heiden hatten geſagt: Bacchus und Venus ſind Geſchwiſterte, d. h. wo Trunkenheit iſt, da iſt auch Unzucht, und ach! nur zu wahr iſt dieſes Sprichwort. Die heilige Schrift (Sprichw. 20, 1.) beſtätigt dieſes Sprichwort, wenn

sie sagt: „Der Wein macht unkeusch und die Trunkenheit aufrührerisch.“ „Wenn Wein und Weiber machen,“ sagt der heilige Ambrosius, „daß wir von Gott uns entfernen, weil sowohl Trunkenheit als Sinnenlust Reizmittel zur Übertretung sind; wenn sie einzeln und getrennt dieß bewirken, was werden sie vereint bewirken?“ Und der große Origenes ruft uns zu: „Höret, was die Trunkenheit thut! Höret, welch großes Verbrechen der Rausch hervorruft! Höret und hütet euch, ihr, denen die Trunkenheit kein Verbrechen scheint, sondern eine Gewohnheit ist. Die Trunkenheit täuschte denjenigen, den Sodoma nicht täuschen konnte. Er brennt von den Flammen der Weiber, er, den Feuer und Schwefel vorher nicht anstecken konnten.“ Und der heilige Hieronymus schreibt: „Noe entblößte bei der Trunkenheit einer einzigen Stunde seine Glieder, die er so lange in Nüchternheit verhüllt hatte. Loth beging in der Trunkenheit, ohne daß er es wußte, das Verbrechen der Blutschande, und ihn, den Sodoma nicht besiegt hatte, besiegte der Wein.“ Und an einem andern Orte sagt er: „Der Ätna, der vulkanische Boden, der Vesuv und Olympus brennen nicht von solcher Glut, wie das von Wein angefüllte und mit Speisen entflammte Innere der Jünglinge“ *).

Ja, gewiß ist es, Geliebte! Manchem fiele es im nüchternen Zustande gar nicht ein, solche Reden zu führen, solche Lieder zu singen, solche Freiheiten oder vielmehr Frechheiten sich zu erlauben, die er sich im trunkenen Zustande erlaubt. Und ach, wie Mancher mag bitter, bitter des andern Tags bereut haben, was er Tags zuvor in der Trunkenheit begangen hatte! Wie Mancher wird schon die traurigen Folgen davon

*) Hier. ep. 10. ad Furiam.

verwünſcht haben! Aber ſeht, das iſt die Trunkenheit. Sie raubt dem Menſchen alle Beſinnung, und er gleicht einem Fuhrmanne, dem die Pferde ſcheu geworden ſind und mit ihm durchgehen. Wenn ſolche Männer wie Noe und Loth fallen konnten, was wird dann erſt den Gewohnheitsſäufern widerfahren? —

Ferner frage ich: Was ſtiftet denn in den Wirthshäuſern die Raufereien, Streitigkeiten und ſogar die Mordthaten an, die oft vorfallen, als gewöhnlich der Rauſch? Wenn man hört, wie im Wirthshauſe ſelber kein Fenſter und kein Glas ganz blieb, wie mehrere verwundet und getödtet wurden, und fragt dann, was die Urſache geweſen ſei, ſo heißt es: der Rauſch war ſchuld; eine beſoffene Mette war es, ſagen die Leute. Gewiß iſt der Rauſch bei ſolchen Raufereien immer Mithelfer, wenn er auch nicht Haupturſache iſt. Man trinkt ſchon ſo viel, daß man erhitzt wird, daß man Muth bekommt, Spektakel anzufangen. Darum ſagt die heilige Schrift: „Wein, unmäßig getrunken, verurſacht Streit, Zorn und viele Unfälle.“ (Sir. 31, 38.)

Endlich aber kommt der größte Schaden, den die Trunkenheit der Seele zufügt, nämlich daß ſie faſt gewiß und oft ſogar plötzlich dieſelbe der ewigen Verdammniß überliefert. Das Sprichwort ſagt: Ein Unkeuſcher bekehrt ſich ſelten, ein Säufer niemals. Die Erfahrung beſtätigt dieſes Sprichwort leider nur zu ſehr. Der Trunkenbold läßt ſeine Gewohnheit nicht, und wenn er ſchon im Sterben iſt. „Wie oft,“ ſagt ein berühmter franzöſiſcher Arzt, „haben wir den Trunkenbold ſchon am Rande des Grabes geſehen, wie er kaum mehr gehen kann, aber dennoch die Flaſche zu bekommen ſucht. Ich kannte einen Mann,“ ſagt er, „dem der Tod ſchon in den Eingeweiden wühlte, dem der Prieſter ſchon die letzte Ölung gegeben hatte, und der allein zu ſein wünſchte, um zu ſchlafen. Kaum war er allein, ſo öffnete er, ſo gut es ging, einen Wandſchrank hinter ſeiner Alkovenmauer, und trinkt auf Einen Zug eine Viertelflaſche des ſtärkſten Branntweins aus. Es traf ihn

augenblicklich der Schlag. Der Trunkenbold," sagt er, „weint immer, wenn's zum Sterben geht. Er weint beim Anblicke seiner Familie, seiner Freunde und des Beichtvaters. Er gehorcht diesem, ohne zu wissen warum. Er beichtet, weil er sich vor der Hölle fürchtet, er betet und kommunizirt aus Angst; seine Augen sind immer feucht und seine Sprache ist immer stammelnd, kurz, er weiß nicht zu sterben." Habt ihr es gehört, Geliebte! so stirbt der Trunkenbold. Der Bierkrug, die Branntweinflasche ist sein letzter Trost im Sterben, wenn er anders eines natürlichen Todes stirbt. Aber gar Viele gibt es, die im Rausche plötzlich dahinsterben, und das ist gewiß das Schrecklichste, was es geben kann. Gott im Himmel! was muß das für ein Erwachen in der andern Welt sein! O darum warnt uns der Herr so nachdrücklich: Hütet euch, daß nicht eure Herzen belastet werden mit Völlerei und Trunkenheit! Denkt nur daran, welch elendes Ende jener Feldherr Holofernes genommen hat. Er war berauscht, und im Rausche schnitt ihm Judith den Kopf ab. Wie wird er jenseits erwacht sein! So wurde auch Amnon, ein Sohn Davids, im Rausche ermordet; eben so Ela, der König Israels.

Ach, wären dieß die ersten und letzten gewesen! Allein es ist gewiß, daß schon Tausende und Tausende in diesem Zustande in die andere Welt hinübergingen. Wie Viele hat nicht schon im Wirthshause der Schlag getroffen, wie Viele sind nicht schon zur Winterszeit im Nachhausegehen erfroren! Sie schliefen am Wege ein und wachten nimmer auf. Wehe, wehe!

Nun meine ich, Geliebte! habe ich euch genug gesagt. Aus dem Bisherigen werdet ihr von der Schändlichkeit und Schädlichkeit der Trunksucht euch hinlänglich überzeugt haben. Darum seid nüchtern und wachsam! Besonders bitte ich euch, laßt das Branntweintrinken, diese Pest, nicht unter euch aufkommen. Das ist noch das Allerverderblichste, was es geben kann. Wenn alte Männer zur Stärkung ihres Magens ein Gläschen trinken, so ist ihnen dieß gesund und wohlthätig;

aber jüngere Leute ſollen ſich mit dieſem Teufelsgetränke nie abgeben, noch weniger aber Bier und Branntwein miteinander trinken, was in hieſiger Gegend Brauch iſt, und was ich euch auf's Ernſteſte widerrathe, wenn euch anders eure Seele und euer Leib heilig iſt. Folget dem Rathe eures Hirten, er meint es gewiß gut mit euch. Amen.

Predigt 9

auf

den ſiebenzehnten Sonntag nach Pfingſten.

Text: „Was dünkt euch von Chriſtus? Weſſen Sohn iſt er? Und ſie ſagten zu ihm: Davids Sohn.“ Matth. 23, 42.

Geliebte Pfarrkinder!

Wir machen öfter bei Leſung des Evangeliums die Wahrnehmung, daß Jeſus der Sohn Davids genannt wird. Warum heißt er denn nicht der Sohn Salomons oder der Sohn eines Andern? Warum wird er gerade der Sohn Davids genannt? So hießen ihn nämlich nicht bloß die Juden im heutigen Evangelium, ſondern ſelbſt die Kinder ſchrieen am Palmſonntag: Hoſanna dem Sohne Davids! Auf gleiche Weiſe rief jenes chananäiſche Weib: Erbarme dich meiner, du Sohn Davids! Ja ſelbſt die Blinden riefen: Jeſu, du Sohn Davids! Warum heißt er denn nun Sohn Davids? Gewiß iſt euch das ſelber ſchon aufgefallen!

Nun, einige heilige Väter führen als einen Hauptgrund das an, weil die Verheißung, die dem David gemacht worden

war, daß aus ſeinem Samen der Meſſias hervorgehen würde, die letztere und inſofern die glänzendere und ehrenvollere war, als Jeſus da ein Königsſohn genannt wird. Allein es iſt auch anzunehmen, daß Chriſtus nicht bloß wegen ſeiner Abſtammung von David Davids Sohn genannt wird, ſondern auch noch aus einem andern, noch tiefer liegenden Grunde.

Man muß nämlich wiſſen, daß das ganze alte Teſtament ein lauteres Vorbild vom neuen iſt, und ſo ſind auch die berühmten Männer, die darin vorkommen, namentlich die Patriarchen und König David, Vorbilder Jeſu Chriſti geweſen. Wenn z. B. Chriſtus der zweite Adam genannt wird, ſo war gewiß der erſte Adam ihm ähnlich, er ſtand in irgend einer Beziehung zu ihm. Adam war nämlich der Stammvater des Menſchengeſchlechtes dem Fleiſche nach, Chriſtus, der zweite Adam, der Stammvater des Menſchengeſchlechtes dem Geiſte nach. Und wie in dem erſten Adam alle Menſchen geſündigt haben, und der Tod über Alle kam, ſo ſind in dem zweiten Adam Alle erlöst worden und haben das Leben bekommen. So iſt es auch mit Iſaak. Iſaak ſollte auf Gottes Befehl von ſeinem Vater geſchlachtet werden, er ſelber mußte das Holz auf den Berg hinauftragen, und ſo iſt Iſaak ein Vorbild deſſen geworden, der nach mehr als tauſend Jahren auch das Holz, auf dem er geopfert werden ſollte, den nämlichen Berg hinantrug. So iſt auch Noe ein Vorbild Jeſu Chriſti; denn gleichwie er die Arche baute, in der Alle, die gerettet werden wollten, zuſammenkommen mußten, ſo hat Chriſtus, der zweite Noe, eine neue geiſtige Arche gebaut, die Kirche nämlich, außer welcher kein Heil iſt. —

So iſt alſo jeder der Patriarchen in der einen oder andern Weiſe ein Vorbild Jeſu Chriſti; um ſo mehr wird nun David ein ſolches Vorbild geweſen ſein, ſonſt hieße Jeſus gewiß nicht ſo oft: der Sohn Davids. Wir wollen nun ſehen, worin dieſe Ähnlichkeit des Sohnes mit dem Vater beſteht. Zu dieſem Ende ſage ich: David war ein Vorbild Jeſu Chriſti

in ſeinem Leben, I. Theil;
in ſeinem Leiden, II. Theil.

Ich beginne ꝛc.

Erſter Theil.

David wird uns in der heiligen Schrift geſchildert als ein Knabe mit lieblichem Angeſichte und röthlichen Haaren. Er wär ein allerliebſter Knabe, der trotz ſeiner unſcheinbaren Geſtalt als Knabe einen großen Geiſt in ſich verbarg. So war auch der Urenkel Davids, der Sohn der Jungfrau, der ſchönſte unter den Menſchenkindern, wie es denn auch in den Pſalmen von ihm heißt: „Lieblich an Geſtalt vor allen Menſchenkindern.“ (Pſ. 44.) Trotz dieſer Knechtsgeſtalt, die der Sohn Gottes angenommen hatte, lag doch etwas Höheres, faſt Überirdiſches in ſeinem ganzen Weſen, und beſonders, ſagt der heilige Hieronymus, brannte aus ſeinen Augen ein gewiſſes Feuer, und ein himmliſches Licht ſtrahlte ſein Antlitz aus. Nur daher können wir es uns erklären, Geliebte! wie Jeſus durch den bloßen Anblick ſchon die Menſchen an ſich ziehen konnte, daß ſie ihm nachfolgten. Wir leſen von Matthäus, der früher Levi hieß, daß er an der Zollbank ſaß, als Jeſus vorbeiging. Und da ſagt die Schrift: „Im Vorbeigehen ſah er Levi, den Sohn des Alphäus, am Zollhauſe ſitzen und ſprach zu ihm: Folge mir nach! Und er ſtand auf und folgte ihm nach.“ Wie iſt das erklärlich, Geliebte? Soll es heut zu Tage Einer verſuchen, und ſoll zu Jemanden ſagen: Komm und folge mir nach! Es kann Einer folgen zu etwas Schlechtem, zu etwas Geringem, auf eine kurze Zeit und zu einem Geſchäfte, mit dem lockende Ausſichten verbunden ſind; aber Jeſu nachfolgen, einem Manne, der ſelber nichts hatte, von dem man nicht recht wußte, was er eigentlich wollte, an dem ſeine Jünger irre waren und irre blieben bis zur Herabkunft des heiligen Geiſtes, einem ſolchen Manne auf einen bloßen

Blick und auf ein bloßes Wort hin folgen, das iſt keine Kleinigkeit, meine Lieben! Wenn Muhamed, der falſche Prophet, glänzende Verſprechungen machte, ein wollüſtiges Paradies jenſeits und Wolluſt dieſſeits in Ausſicht ſtellte, ſo mochte er wohl ſinnliche Menſchen augenblicklich begeiſtern; wenn aber Jeſus, der den Seinen wenigſtens hier auf dieſer Welt nichts Gutes in Ausſicht ſtellte, ſie vielmehr auf Verfolgung und Haß und bittern Tod aufmerkſam machte, dennoch Jünger zu bekommen weiß, und das durch einen einzigen Blick, durch das einzige Wort: Folge mir nach! dann wahrlich muß in dieſem Blicke etwas beſonders Anziehendes, in dieſem Worte etwas ungemein Liebliches gelegen geweſen ſein. Ja, was muß das für ein Blick geweſen ſein, mit dem Jeſus den Matthäus anblickte, daß er ſogleich die Zollbank, ſein einträgliches Geſchäft, verließ, und Jeſu nachfolgte! Und zu den andern Apoſteln, die gerade fiſchten, ſagte Jeſus: Kommt, ich will euch zu Menſchenfiſchern machen, und ſie verließen Alles, was ſie hatten, und folgten ihm nach, ſagt die Schrift. Wie, auf ſo wenig Worte hin, deren Bedeutung die ungebildeten Fiſcher gar nicht erkennen konnten, folgten ſie Jeſu nach! Wie müſſen dieſe Worte, wie müſſen ſeine Blicke gezogen haben, daß ſie Alles verlaſſen und Jeſu nachfolgen konnten! So muß alſo in Jeſu Antlitz eine eigene anziehende Kraft, ein himmliſcher Ausdruck geweſen ſein, ein Gnadenſtrahl mußte leuchten aus ſeinen Augen, der, wie der Magnet das Eiſen an ſich zieht, die Menſchen gewinnen konnte. Dieſer Geiſt war es, der ſchon auf dem Antlitz des Hirtenknaben David ruhte, wenn auch in unendlich geringerm Maaße, und darum ward er zum König berufen vor allen ſeinen Brüdern.

David war aber ſchon in ſeiner Geburt ein Vorbild ſeines Herrn. Er ſtammte von Juda ab, und in der Stadt Bethlehem erblickte er das Licht der Welt. Wie ein Hirtenknabe wuchs er unter dem Vieh auf und war der kleinſte unter ſeinen Brüdern, wurde aber dennoch dieſen vorgezogen und vor ihnen Allen zum Könige geſalbt. So ſtammte auch Chriſtus

vom Stamme Juda ab, ward auch in Bethlehem geboren, erblickte ſogar unter zwei Thieren das Leben, und Hirten beſuchten ihn. Er war wie David ein Hirtenknabe, kann man ſagen. Wie David wuchs auch Jeſus ganz unbekannt heran in einer Zimmermannshütte; er ſchien, als er ſpäter auftrat und lehrte, der geringſte unter allen ſeinen Jüngern, weil er der Diener Aller war und ihnen ſogar die Füße wuſch; aber dennoch wurde er aus ſeiner Niedrigkeit erhoben zum Könige der ganzen Welt, und ſitzt nun zur Rechten des Vaters, wo er den Thron ſeines Vaters David in Ewigkeit inne haben wird.

Endlich aber war das Leben Davids ſeinem göttlichen Urenkel auch noch in ſeinen Kämpfen und Siegen ähnlich. David kämpfte mit einem Bären und einem Löwen, denen er die geraubten Schafe entriß, ſie ſelbſt aber erwürgte. Und er allein war es auch, der ſich mit ganz ungleichen Waffen, nur mit ein paar Kieſelſteinen verſehen, dem Rieſen Goliath gegenüberſtellte und ihn erlegte. So hatte er das ganze Volk befreit und die Königstochter ſich errungen. So kämpfte auch Chriſtus gegen die Bären und Löwen der Hölle, die das geraubte Menſchengeſchlecht ſchon als ſichere Beute zu beſitzen wähnten, beſonders aber gegen den Goliath der Hölle, den Fürſten der Teufel, den er mit dem Stamme des heiligen Kreuzes und ſeinen fünf Wunden erlegte. So hatte er das ganze menſchliche Geſchlecht befreit und die Königstochter, nämlich die heilige Kirche, als unbefleckte Braut ſich erworben. Und wie David dem Goliath mit dem eigenen Schwerte den Kopf abhieb, ſo beſiegte Chriſtus den Teufel durch ſeine eigenen Waffen. Dort am Holze im Paradieſe hatte der Teufel geſiegt, und am Holze des Kreuzes wurde er wieder beſiegt.

So ſehen wir alſo, wie David ein Vorbild von Jeſus Chriſtus iſt, und wie demnach dieſer mit Recht Davids Sohn genannt wird. Er war ihm ähnlich an Schönheit und Geiſt, ähnlich in ſeiner Geburt, ähnlich in ſeiner unbekannten verborgenen Jugendzeit, ähnlich in ſeinen Kämpfen und Siegen.

Was aber, Geliebte! haben denn wir daraus zu lernen? O gar Vieles! Einmal ſehen wir, daß in der Regel das Auge, das Äußere überhaupt, der Spiegel der Seele iſt. Ich ſage in der Regel. Freilich darf man nicht allemal darauf gehen, aber in der Regel ſchon. In der ganzen Geſichtsbildung, in dem Auge, der Rede, dem ganzen Mienen- und Geberdenſpiel eines Menſchen offenbart ſich der Geiſt, der inwendig wohnt. Ein ſcheues, tückiſches, unſtätes, unſicheres Auge verräth auch eine tückiſche, falſche, heuchleriſche Seele.

Und wiederum lernen wir, daß es wahr iſt, was das Sprichwort ſagt: Wenn die Neſſel brennen will, ſo brennt ſie bei Zeiten. Der heldenmüthige Sinn Davids zeigte ſich ſchon, da er noch Hirtenknabe war, damals ſchon konnte man auf den großen Mann ſchließen. So zeigt gewöhnlich Einer in der Jugend ſchon, was er als Mann werden wird. Ein ausgelaſſener, muthwilliger Knabe, der lauter ſchlechte Streiche macht, wird auch als Mann nicht viel beſſer werden und durch Ränke und Schwänke aller Art das Sprichwort bewahrheiten: Jung gewohnt, alt gethan.

Endlich lernen wir, daß auch wir zu ſtreiten und zu kämpfen haben, wie David und Chriſtus; denn der Knecht iſt nicht beſſer, wie ſein Herr. Die Bären und Löwen, die aber gegen uns anſtürzen, ſind die Welt und unſere eigene verderbte Natur, gegen die wir einen fortwährenden Kampf zu beſtehen haben, und dann noch obendrein der Goliath, der Teufel, der uns anficht, wie er nur kann. Darum ſagt der Apoſtel: Brüder! wir haben nicht bloß mit Fleiſch und Blut, ſondern auch gegen die Fürſten und Mächte der Finſterniſſe, gegen die Geiſter der Bosheit, die in den Lüften hauſen, zu kämpfen.

So ſuchen wir denn, Geliebte! unſerm Uranherrn David und unſerm Bruder Jeſus Chriſtus ähnlich zu werden. Es wäre ja eine Schande für uns, wenn wir aus der Art ſchlagen, wenn wir ihnen ganz ungleich werden würden. Ja, ſeien wir demüthig und beſcheiden in unſern jungen Jahren,

und zeigen wir da ſchon durch Sittſamkeit, Eingezogenheit und Lernbegierde, daß etwas Tüchtiges aus uns werden wird, wenn wir einmal erwachſen daſtehen. Kämpfen wir ſchon bei Zeiten gegen die Bären und Löwen, gegen die Untugenden und Auswüchſe des Jugendalters, damit wir den Goliath, den größern Feind, einſt deſto leichter bemeiſtern können. So werden wir David und Jeſu ähnlich im Leben; allein es iſt noch Eines übrig, wir müſſen ihnen auch ähnlich zu werden trachten im Leiden, und ſo ein Nachbild Jeſu Chriſti werden, wie David ein Vorbild Jeſu hierin war; hievon aber im

zweiten Theile.

Bis jetzt haben wir noch kein Wörtlein von Davids Leiden geſagt; wir haben ſein Leben bisher nur von der ſchönſten und liebenswürdigſten Seite kennen gelernt. Er wuchs auf als ein Hirtenknabe unter ſeinen Lämmern, lieblich, froh und geſund, war voll Muth und Kraft, daß er es mit kleinen Bären und Löwen aufnahm, denen er die Kehle zuſammenpreßte, daß ihnen der Athem ausging, und endlich erlegte er auch noch, als wäre es eine Kleinigkeit geweſen, den Goliath mit einem einzigen Steinwurf. Bisher möchten wir dem David gerne folgen, nicht wahr? Ein ſo freies, ſchönes Leben, ruhm- und preiswürdig, von Allen verehrt und geliebt und als der heldenmüthige Befreier des Vaterlandes ausgerufen. Welch ein Sporn iſt nicht dieſe Laufbahn Davids für einen muthigen, feurigen Jüngling! Welch ritterlichen Sinn muß dieß ſein Beiſpiel erwecken! Die Hand von Sauls Tochter lohnte die Heldenthat des glücklichen Jünglings; welche Aneiferung für feurige Jünglinge, ſich einen ähnlichen Dank zu verdienen! Es iſt, als ob wirklich das ganze Ritterthum hierin ſeine Entſtehung hätte. Allein, Geliebte! es reift keine reine Seligkeit hier unter dem Monde, das Leben Davids hat noch eine andere Seite, als dieſe ſchöne, freundliche, einladende. Ihm ward nicht bloß der Becher der Freuden beſchert, ſondern auch der bittere Kelch der Leiden. Er

ſollte ja ein Vorbild werden ſeines Heilandes, und darum mußte er dieſem nicht bloß im friedlichen Leben, ſondern auch in ſeinem Leiden ähnlich werden. Und wahrlich, David hat von dieſem Leidenskelche ziemlich verkoſten müſſen. Seit ſeinem Sieg über Goliath war nämlich König Saul ſein immerwährender Feind. Es war purer Neid, der dieſe Feindſchaft in dem Herzen Sauls hervorrief; er ſah nämlich, wie David beſſer war, als er, tapferer, als er; er hörte, wie die Jungfrauen ſangen: Saul hat Tauſend erſchlagen, David aber Zehntauſend; das konnte er dem heldenmüthigen Jüngling nicht mehr vergeſſen; zunehmend ſah er ſeinen Ruhm, ſein Anſehen wachſen, er ahnte wohl auch, daß David einſt die königliche Krone bekommen würde — das Alles zündete in ihm einen unvertilgbaren Haß gegen David an, und David mußte genug davon leiden. Einmal warf Saul die Lanze nach ihm, daß ſie in der Wand ſtecken blieb. Durch einen geſchickten Sprung war er dem Wurf ausgewichen, ſonſt hätte er ihn an die Wand hingeſpießt. Dann zog er mit einem ganzen Kriegsheere aus, um ihn in der Wüſte zu fangen. Und wenn er ſich auch in die Erde verkröche, ſagt Saul, ſo will ich ihn dennoch ausforſchen aus allen Tauſenden Juda's. David mußte nun herumirren wie ein gehetztes Wild, und wenn ihn Gott nicht wunderbar errettet hätte, ſo wäre er längſt in die Hände Sauls gerathen. Aber dieſe Verfolgung nahm endlich ein Ende, und David wurde König. Aber da bekam er an ſeinem Sohne Abſalon einen neuen Feind. Der Ungerathene empörte ſich wider ſeinen Vater und zwang ihn, flüchtig zu gehen. Allein auch dieſes Kreuz ging vorüber; denn Abſalon blieb an einem Baume hängen. Das waren nun gewiß keine geringen Leiden, die David trafen. Man darf nur ſeine Pſalmen leſen, und man findet ſein Leiden und ſeine Verfolgungen darin genug beſchrieben. Von Saul hätte ihn die Verfolgung noch nicht ſo ſehr gekränkt; aber daß ſein eigener Sohn ſich gegen ihn empörte, das kränkte ihn auf's Bitterſte. Gegen den gilt, was er in ſeinem 40ſten Pſalme ſchrieb: „Auch der Mann,

mit dem ich Friede hatte, auf den ich Hoffnung setzte, der mein Brod aß, trieb große Arglist wider mich." Aber trotz dieser Verfolgungen, die ihm von Saul und Absalon bereitet wurden, nahm David doch keine unedle Rache an seinen Feinden. Gott hatte den Saul einstmals in seine Hände gegeben, David hätte ihn umbringen können; allein das sei ferne, rief er, daß ich meine Hand an den Gesalbten des Herrn lege. Selbst gegen den rebellischen Sohn Absalon war er voll Liebe, und dringend trug er seinen Feldherrn auf: Erhaltet mir meinen Sohn Absalon! Das heißt gewiß Sanftmuth gegen seine Feinde üben. — So ist David das Vorbild desjenigen geworden, der geschlagen wurde, aber nicht wieder schlug, der nie ein Wort der Bitterkeit gegen seine Feinde ausstieß, sondern Gnade und Verzeihung ihnen erflehte. Ja, Geliebte! auch Christus hatte einen Saul, der ihm fortwährend nach dem Leben strebte. Dieser Saul war die Synagoge, die Schriftgelehrten, die Pharisäer, die Hohenpriester; diese feindeten den Herrn fortwährend an, weil sie ihm neidig waren wegen der Wunder, die er verrichtete, weil alles Volk ihm nachlief und sie stehen ließ, und weil sie fürchteten, er möchte zuletzt gar noch ihr König werden. Auch vor ihnen mußte sich der Herr öfter flüchten, wie David vor Saul. Er hatte aber auch noch einen andern Feind, er hatte auch wie David einen abtrünnigen Absalon, den Verräther Judas nämlich, der ihm nach dem Leben strebte, und den Herrn seinen Feinden auslieferte, wie er am Ölberge war. Aber diesem Absalon erging es wie seinem Vorbilde, er erhenkte sich an einem Baume.

Seht da, Geliebte! wie David auch im Leiden das Vorbild seines Urenkels, des Messias, war, und wie also Christus mit Recht „Sohn Davids" genannt wird. Wir aber, Geliebte! haben die Bestimmung und Pflicht, Jesu Leiden nachzubilden. Wer auf dieser Erde leben und kein Kreuz, keine Widerwärtigkeit, keine Verfolgung, keinen Undank übertragen will, der kann Jesu Jünger nicht sein; er ist kein Bruder zu

Jeſu, kein Verwandter zu David. Ja, dieſer königliche Weg, den David und Chriſtus, dieſe beiden Könige der Erde und des Himmels, gegangen ſind, iſt der einzige Weg zum Himmel, einen andern gibt es nicht. Alle frommen Menſchen vor Chriſtus, Chriſtus ſelber und alle ſeine Nachfolger ſeit zweitauſend Jahren mußten den Weg des Leidens gehen. Überall heißt es: Er mußte leiden und durch Leiden in ſeine Herrlichkeit eingehen. Und ſo iſt es auch bei uns, Geliebte! In jedem Stande, an jedem Orte gibt es etwas zu leiden, zu übertragen, überhaupt aber müſſen Alle, die in Chriſto gottſelig leben wollen, Verfolgung leiden. Das müſſen wir uns merken. So tröſten wir uns denn, und übertragen Alles, was da kommt, in Geduld und Sanftmuth! Bedenken wir, ewig dauern ja dieſe Leiden nicht, ewig dauert es nur in der Hölle. Iſt dann ausgeſtritten und ausgelitten, iſt Golgatha überſtiegen, dann geht's Tabor zu. Die Leiden dieſer Zeit ſind nur ein Tropfen, eigentlich gar Nichts gegen die Ewigkeit. Darum rufe ich euch mit dem heiligen Petrus (I. Petr. 4, 13.) zu: „Freuet euch, daß ihr mit Chriſto leidet, damit ihr auch bei der Offenbarung ſeiner Herrlichkeit euch freuen und frohlocken könnet.“ Amen.

Predigt

auf

den achtzehnten Sonntag nach Pfingsten.

Text: „Sei getrost, mein Sohn, deine Sünden sind dir vergeben.“ Matth. 9, 2.

Geliebte Pfarrkinder!

Kann es ein trostreicheres Wort geben, als dieses: Sei getrost, mein Sohn, deine Sünden sind dir vergeben? Ist es da nicht, als ob Felsenstücke vom Herzen rollten, als wenn man ein neugeborner Mensch wäre? Was müßte das sein, wenn zwanzig Jahre lang nichts als Winter wäre, und auf einmal käme der Frühling mit allen seinen Annehmlichkeiten? O wie leicht würde man da athmen, wie froh sein, diesen langwierigen Schnee zerschmelzen, diese Eisklumpen zerrinnen zu sehen! So muß heute diesem Gichtbrüchigen zu Muthe gewesen sein, als ihm der Herr die Sünden nachließ, und damit auch noch die Gesundheit des Leibes schenkte. Und so ist auch uns, Geliebte! nicht wahr? wenn wir aus dem Beichtstuhle weggehen, und das trostreiche Wort gehört haben: Sei getrost,

mein Sohn, meine Tochter, deine Sünden ſind dir vergeben! Kein Wunder alſo, wenn wir gerne dem Beichtſtuhle uns nähern, um öfter im Jahre dieſe troſtvollen Worte zu hören. Es muß daher jeden Geiſtlichen freuen, wenn er ſieht, wie an Feſttagen, namentlich an großen Beichttagen, die Leute zu Hunderten an den Beichtſtühlen ſtehen, wenn ſie namentlich an großen Ablaßtagen, Jubiläen u. dgl. ſich häufig einfinden.

Aber dieſe Freude der Seelſorger wird ſehr ſtark vermindert, wenn man bedenkt, daß dieſes troſtreiche Wort für ſo Viele ganz umſonſt geſprochen iſt, ja, daß ihnen ihre Sünden nicht nur nicht vergeben ſind, ſondern daß ſie mit einer neuen Sünde aus dem Beichtſtuhle hinausgehen. Wie kommt aber das? Daher kommt es, weil die Leute häufig meinen, ſie brauchen nur zu beichten und abſolvirt zu werden, dann habe es ſeine Richtigkeit, dann ſei das troſtvolle Wort geſprochen: Sei getroſt, mein Sohn, deine Sünden ſind dir vergeben! Ja, geſprochen iſt es bald, dieſes Wort, das iſt wahr, ob aber auch bei Gott das gelöst iſt, was der Prieſter gelöst hat, das iſt eine andere Frage. Das Volk iſt in dieſer Beziehung noch ſo unwiſſend, daß man es nicht glauben ſoll. Es meint, daß die ſogenannten großen Beichttage und Ablaßtage eigens dazu da ſeien, daß Jeder, der da kommt, abſolvirt werden müſſe, er mag ſich beſſern wollen oder nicht. Was, ſagt da Mancher zu dem Geiſtlichen, heut an dem großen Ablaßtage könnten Sie mich nicht abſolviren? Dann beicht ich gar nimmer. Ein Anderer wirft dem Prieſter ſeinen Roſenkranz in den Beichtſtuhl hinein; ein Dritter ſagt, er wolle ſich ertränken, wenn er nicht abſolvirt werde, und verſchiedene andere ſolche Dinge muß man im Beichtſtuhle hören. Jeder will das troſtvolle Wort hören: Deine Sünden ſind dir vergeben! aber die Wenigſten wollen die Bedingungen erfüllen, die zur Vergebung der Sünden nothwendig ſind; Jeder will einen Ablaß gewinnen, aber die Wenigſten wiſſen, was ein Ablaß iſt und wie man ihn gewinnen kann. Deßhalb will ich es heute verſuchen, euch über dieſe beiden Punkte, die den Meiſten

noch ſo unklar ſind, aufzuklären. Zu dieſem Ende beantworte ich folgende zwei Fragen:

Wann bekommt man Vergebung der Sünden? I. Theil.
Wann gewinnt man einen Ablaß? II. Theil.

Ich beginne ꝛc.

Erſter Theil.

Das Wort: Deine Sünden ſind dir vergeben! oder: Ich ſpreche dich los von deinen Sünden, iſt gleich geſagt, meine Lieben! aber damit iſt bei weitem noch nicht Alles abgethan. Wenn dieſe Worte an Felſenherzen anprallen, in denen keine Reue, keine Zerknirſchung über die begangenen Sünden iſt, kein Vorſatz, ſich zu beſſern, das ungerechte Gut zurückzugeben, das verſäumte Gute hereinzubringen, was ſollen dann dieſe Worte helfen? Auch der Blitz zündet nicht allemal, ſo ſchrecklich ſeine Gewalt iſt, es gibt auch Waſſerſtreiche, Luftſtreiche, es gibt ein bloßes Wetterleuchten. Gerade ſo iſt die Abſolution unnütz, wenn ſie kein empfängliches Herz trifft. So wenig auf einem Felde etwas wächst, das nicht der Pflug zuvor aufgeriſſen, das die Egge nicht weich gemacht hat, eben ſo wenig kann die Abſolution der Prieſter in einem Herzen wirken, das zuvor nicht durch die Pflugſchaar der Reue und der Zerknirſchung aufgelockert und weich gemacht worden iſt.

Alſo ohne Reue keine Vergebung, ohne Reue iſt das troſtvolle Wort: Deine Sünden ſind dir vergeben! in den Wind geſprochen; es vermehrt ſogar deine Schuld, ſtatt ſie zu tilgen. — Mit der Reue aber iſt unzertrennlich verbunden der Vorſatz, ſich zu beſſern. Wo dieſer Vorſatz nicht iſt, wo an keine Lebensbeſſerung gedacht wird, da iſt das Wort: Deine Sünden ſind dir vergeben! umſonſt geſprochen. Darum hat der große Bußprediger der Wüſte ſo dringend gerufen: Bringet würdige Früchte der Buße! Es iſt alſo nicht genug, daß man ſeine Sünden alle beichte und keine verſchweige, es iſt alſo nicht genug, daß man Reue und Leid mit dem Mund

herbete, und das Herz weiß nichts davon, ſondern es muß uns auch Ernſt ſein. Sonſt, ich wiederhole es nochmal, iſt an keine Vergebung der Sünden zu denken. „Der Gottloſe," heißt es in der heiligen Schrift, „verlaſſe ſeinen Weg und der Ungerechte ſeine Gedanken; er bekehre ſich zu dem Herrn, ſo wird er ſich ſeiner erbarmen, denn er iſt reich an Erbarmung." (Iſ. 55, 7.) Und wiederum heißt es beim Propheten Ezechiel: „Wenn der Gottloſe Buße thut über alle ſeine Sünden, die er begangen, und alle meine Gebote beobachtet, und Recht und Gerechtigkeit übt, der ſoll leben, ja leben und nicht ſterben. Ich will aller ſeiner Miſſethaten, die er begangen, nicht mehr gedenken." (Ezech. 18, 21. 22.) Und wiederum heißt es bei demſelben: „Wenn ich zu dem Gottloſen ſage: Du wirſt des Todes ſterben, und er thut Buße über ſeine Sünden, und das Pfand zurückgibt, da er gottlos war, und das Geraubte wieder erſtattet, in den Geboten des Lebens wandelt und keine Ungerechtigkeit begeht, wahrlich, der wird leben und nicht ſterben. Alle ſeine Sünden, die er begangen, werden ihm nicht zugerechnet werden." (Ebend. 33, 14—16.)

Alſo redet die heilige Schrift. Doch ihr wiſſet es ja ſelbſt, die geſunde Vernunft gibt euch das ſchon ein, daß von einer Sündenvergebung keine Rede ſein kann ohne Beſſerung. Wenn du einen großen Sohn haſt, und du haſt ihn ſo eben getadelt, weil er eine Bekanntſchaft hat, die dir nicht recht iſt, und er hat nun aufs Heiligſte verſprochen, deinen Willen zu thun und jene Perſon zu laſſen, du haſt ihm auf das hin auch verziehen; aber kaum ging er weg von dir, ſo ging er zur ſelben Perſon wieder hin und ſpottete deiner Güte: ſag' mir, wirſt du dieß deinem Sohne verzeihen können, bis er ſich wahrhaft beſſert und nimmer hingeht? Ich glaube nicht; du wirſt vielmehr in voller Entrüſtung ſagen: Von dem Burſchen laß ich mich nicht zum Beſten halten. Er darf mir

nimmer unter's Geſicht kommen, bis ich Beweiſe habe, daß er ſich gebeſſert. Nun ſeht, ſo macht es Gott mit uns Allen. Wir können wohl den Prieſter, ſeinen Stellvertreter, hintergehen, daß er ſpricht: Deine Sünden ſind dir vergeben! aber der Himmel beſtätigt dieſe Worte nicht. Merkt aber der Prieſter ſchon, daß es dir nicht Ernſt iſt, daß du keine Reue, keinen Vorſatz haſt, daß du ſchon ſeit geraumer Zeit, vielleicht ſchon ſeit Jahren, in einer Gewohnheitsſünde biſt, trotz deinem Beichten, ſo iſt das ein klarer Beweis, daß es dir nie Ernſt war, und er kann daher das troſtvolle Wort der Sündenvergebung nicht über dich ſprechen. Schon ſo oft haſt du Beſſerung verſprochen, und dich doch nicht gebeſſert; alles Heilige haſt du im Beichtſtuhle verſprochen, um die Abſolution zu bekommen, du haſt dich doch nicht gebeſſert, und du willſt Verzeihung deiner Sünden? — Beſſere dich, gib das geſtohlene, erlogene, erwucherte Gut zurück; dann werden dir deine Sünden vergeben. Aber kaum ſind die Leute aus dem Beichtſtuhl draußen, ſo iſt es, als ob ſie gar Nichts verſprochen hätten. Es geht da in Erfüllung, was ein Geiſtesmann *) ſagt: „Sie thun faſt Alles ſo, daß man glauben möchte, ſie hätten nicht ſowohl Buße für ihre Sünden gethan, als bereueten ſie vielmehr nachher ihre Buße ſelbſt; und es habe ſie nicht ſowohl vorher gereut, daß ſie ſchlecht gelebt, als daß ſie nachher verſprochen, gut leben zu wollen.“ Ja, wahrhaftig, es hat oft den Anſchein, als wenn man nur gebeichtet hätte, um hernach auf ein Neues und noch ärger zu ſündigen. Vormittag wird gebeichtet und Nachmittag ſitzt der, welcher vor einigen Stunden noch ſo heilig Beſſerung verſprochen hat, im Wirthshauſe und hat einen gewaltigen Rauſch. Vormittag beichtet Eine, ſie will ihre unnütze Bekanntſchaft aufgeben, ihr ſündhaftes Leben ändern, acht Tage darauf ſieht man ſie mit dem, den ſie zu laſſen feierlich ver-

*) Salvian, lib. 5. de gubernat. Dei.

ſprochen hat, luſtig und guter Dinge auf dem Tanzboden und mit ihm nach Hauſe gehen. Ja, Viele gehen am Abend desſelben Tages, an dem ſie gebeichtet haben, noch zum Tanz, und ſetzen ſo ihr Leben wieder fort, das ſie kaum einige Stunden lang ausgeſetzt haben. Heute verſpricht ein Anderer, er wolle nicht mehr ſtehlen, und ein paar Tage darauf ſieht man ihn in fremdem Holze, auf fremder Wieſe. Heute gelobt Einer, ſeinem Feinde zu verzeihen, und wenn er aus der Kirche geht und ihm dieſer begegnet, ſpeit er vor ihm aus, oder ſchaut auf die Seite. Heute verſchwört Einer das Spielen und Fluchen im Beichtſtuhle, und bei der nächſten Gelegenheit ſitzt er noch in der Frühe im Wirthshauſe und ſpielt und flucht. Und ſo machen es nicht bloß Hunderte, ſondern Tauſende, ſie beichten ſchwere Sünden, und begehen die nämlichen ſchweren Sünden wieder und eben ſo oft; ſie beichten ſie wieder und begehen ſie noch öfter, aber gebeichtet wird doch, wenigſtens zu Oſtern; man will ja das troſtvolle Wort hören: Sei getroſt, mein Sohn, meine Tochter, deine Sünden ſind dir vergeben! O wahrhaftig ein ſchöner Troſt, mit dem ſich die leichtſinnigen Sünder ſo gern belügen und betrügen! Sie meinen, ſie haben ihre Sache recht gemacht, ſie ſind ja abſolvirt worden. Wahrlich, da geht in Erfüllung, wenn es heißt: „Du ſprichſt: Ich bin reich, habe Überfluß und bedarf Nichts, und weißt nicht, daß du elend und erbärmlich biſt und arm und blind und nackt.“ (Offenb. 3, 17.)

Meine Lieben, ſo wollen wir es nicht machen! Wollen wir doch nicht zu dieſen Blinden gehören, die Augen haben und nicht ſehen! Schreiben wir es mit Flammenſchrift in unſer Herz! Ohne Beſſerung, alſo ohne würdige Früchte der Buße keine gültige Beicht! Ohne Buße helfen die Worte: Deine Sünden ſind dir vergeben! — Nichts.

Nun wollen wir aber auch noch hören, was dazu gehört, um einen Ablaß zu gewinnen; hievon aber im

zweiten Theile.

Unter hundert Menſchen aus dem Landvolke wiſſen kaum zehn, was denn der Ablaß eigentlich ſei. Wenn ein Ablaß ausgeſchrieben oder verkündet wird, daß man an dieſem und jenem Tage einen vollkommenen Ablaß gewinnen könne, da meinen dieſe Leute gewöhnlich, an einem ſolchen Tage da geht Alles durch, da darf man nur beichten, und dann wird man von ſeinen Sünden losgeſprochen. Sie meinen alſo, Ablaß ſei ſo viel als Nachlaß der Sünden. Wir beten nämlich im apoſtoliſchen Glaubensbekenntniſſe: Ich glaube an Ablaß der Sünden, und da meinen denn die meiſten Leute, wenn ein Ablaß zu gewinnen iſt, dann ſei es dieſer Ablaß der Sünden. Allein, Geliebte! ſo iſt das nicht zu verſtehen. Einen Ablaß der Sünden, Nachlaſſung der Sünden kann man alle Tage, zu jeder Stunde erlangen, erlangen durch eine reumüthige Beicht; aber das, was man unter Ablaß, namentlich unter vollkommenem Ablaſſe verſteht, kann man nicht zu jeder Stunde haben. Wenn's den Ablaßzetteln nachginge, die oft verkauft werden oder in den Kirchen herumliegen, da wäre freilich nichts leichter, als das Ablaßgewinnen. Mit einem Vaterunſer und Ave Maria, mit dem Kreuzzeichen, mit einem einzigen Gebetlein bekäme man da ſchon Gott weiß auf wie viele tauſend Jahre Ablaß. Da brauchte man gar nimmer zu beichten, um einen Ablaß zu gewinnen, und das Fegfeuer würde ſchon längſt überflüſſig geworden ſein. Allein, meine Lieben! dem iſt nicht ſo. Der Ablaß, von dem wir jetzt reden, iſt nicht die Nachlaſſung der Sünden, ſondern die Nachlaſſung der zeitlichen Strafen, die Einer nach bereits verziehenen Sünden entweder auf dieſer Welt noch oder jenſeits im Fegfeuer auszuſtehen haben würde. Dieſe Nachlaſſung nun der zeitlichen Strafen kann man nicht alle Tage haben, namentlich nicht die vollkommene Nachlaſſung derſelben, oder den vollkommenen Ablaß, wie man ſagt. Das ſind Gnaden, welche die Kirche

nur zu einzelnen Zeiten des Jahres ertheilt, gleichwie eine königliche Schatzkammer auch nicht immer zugänglich iſt.

Aber, werdet ihr fragen, wo kommt denn noch eine zeitliche Strafe her, wenn dem Menſchen die Sünden bereits vergeben ſind? Die kommen daher, meine Lieben! weil Gott im heiligen Sakrament der Buße nimmer ſo freigebig und barmherzig iſt, wie in der heiligen Taufe. Ja, da in der heiligen Taufe werden alle Sünden und alle Strafen nachgelaſſen, zeitliche und ewige, es bleibt gar nichts mehr übrig, und der Menſch käme, wenn er unmittelbar nach der heiligen Taufe ſtürbe, von Mund auf in den Himmel; aber da, im heiligen Sakrament der Buße iſt Gott nimmer ſo freigebig, denn der Menſch hat als Chriſt ſchon mehr Kenntniß von der Sünde, mehr Bosheit, er hat ſchon mehrere Gnaden bekommen und ſie nicht benützt; da läßt nun Gott zwar noch nach einer reumüthigen Beicht die Sünden und die ewigen Strafen nach, aber eine zeitliche bleibt zur Züchtigung des Leichtſinnes noch übrig, und dieſe zeitliche Strafe müßte nun der Menſch entweder hier ausſtehen oder jenſeits im Fegfeuer. Allein auch hiefür iſt Rath; wenn der Menſch gewiſſe Bedingungen erfüllt, ſo kann er auch von dieſen zeitlichen Strafen ganz oder theilweiſe los werden, d. h. er kann unter gewiſſen Bedingungen einen unvollkommenen oder vollkommenen Ablaß gewinnen. Was ſind nun das für Bedingungen?

Nun die erſte Bedingung iſt: der würdige Empfang der heiligen Sakramente der Buße und des Altars. Daraus erſeht ihr nun ſchon ganz klar und deutlich, daß, wenn von einem Ablaß die Rede iſt, keine Sünden nachgelaſſen werden. Nein, wer einen Ablaß gewinnen will, der muß ſchon frei ſein von Sünden, d. h. er muß zuvor ſchon recht gebeichtet haben, er muß ſchon los ſein von der Sünde und den ewigen Strafen, dann erſt kann er auch los werden von der zeitlichen Strafe durch den Ablaß. Alſo Ablaß iſt etwas ganz anderes, als Nachlaſſung der Sünden; die Sünden werden nur nachgelaſſen in den heiligen Sakramenten der Taufe und der Buße;

darum heißen dieſe Sakramente auch Sakramente der Todten, weil da der geiſtige Tod der Seele, der Zuſtand der göttlichen Ungnade hinweggenommen wird. Sonſt wird keine ſchwere Sünde nachgelaſſen; wer alſo einen Ablaß gewinnen, d. h. von der zeitlichen Strafe frei werden will, der muß ſchon im Zuſtande der Gnade Gottes ſein.

Die andern geringern Bedingungen, z. B. der Beſuch von ein paar Kirchen, das Beten von Ablaßgebeten und einigen Vaterunſern, das Spenden von Almoſen und ſonſtiger Werke der Nächſtenliebe übergehe ich, das Alles iſt leicht zu thun. Aber die Hauptſache iſt der würdige Empfang der heiligen Sakramente. Und da fürchte ich nur, Geliebte! daß gerade diejenigen, die ſo ſehr auf's Ablaßgewinnen ausgehen und meinen, mit dem bloßen Beichten ohne Beſſerung ſei Alles abgethan, die wenigſten Abläſſe noch werden gewonnen haben. Warum denn? Nun, ſie haben nie recht gebeichtet, ſie haben nicht Verzeihung ihrer Sünden erhalten, es iſt ihnen ſomit nicht einmal die Hölle, die ewige Strafe, erlaſſen, wie ſollte denn dieſen die zeitliche Strafe hätte erlaſſen werden, wie hätten denn dieſe einen Ablaß gewinnen können! Ja, nochmal ſage ich es euch: das Herumlaufen an ſolchen Orten, wo großer Beichttag iſt, wo ein vollkommener Ablaß gewonnen werden kann, iſt nicht ſo nützlich und heilbringend, wie ihr meint. Wenn ihr ein rechtſchaffenes, chriſtliches Leben führet und aus Andacht hingehet, um da die ſchöne kirchliche Feier mitzumachen, ſo habe ich Nichts dagegen, ſo ſage ich: Ja, gehet hin! Aber wenn ihr Flüchtlinge ſeid, Gewohnheitsſünder, Säufer, Spieler, Wucherer, Unkeuſche und dergleichen, und ihr meint, daß ihr an ſolchen Orten und an ſolchen Tagen einen Ablaß gewinnen werdet, wenn ihr dahin geht und beichtet, aber gar nicht im Sinne habt, euch zu beſſern, ſondern vielleicht am nämlichen Tage noch die alte Sünde begehen werdet, vielleicht gar euch dort zuſammenbeſtellt habt; wenn dem alſo iſt, dann rathe ich euch: Geht nicht hin! Gott läßt ſeiner nicht ſpotten, und ihr täuſchet euch nur ſelbſt.

Ihr hofft, das troſtvolle Wort zu hören: Deine Sünden ſind dir vergeben! Ihr hört's zwar; allein es hilft euch dieſes Hören nicht. Gott hat dazu den Kopf geſchüttelt; er ſagt zürnend durch euer böſes Gewiſſen: Nein, ſie ſind euch nicht vergeben! — Von einem Ablaßgewinnen iſt ſchon gar keine Rede.

Es gehört alſo, meine Lieben! etwas mehr dazu, als man glaubt, um Verzeihung ſeiner Sünden und einen Ablaß zu erlangen. Das iſt ſo ſchnell nicht geſchehen. Der Prieſter kann dieſe Worte alle Jahre öfter zu euch ſprechen, und ihr könnt doch nie abſolvirt worden ſein! Aber, möchte Jemand fragen, wie kann man es denn wiſſen, daß die Abſolution des Prieſters auch bei Gott gültig iſt? Man möchte ja ſonſt vor Angſt und Kümmerniß verſchmachten! Nun, ich habe euch's ja ſchon geſagt. Es gibt einen unfehlbaren Prüfſtein, woran ihr dieß erkennen könnt. Ihr dürft euch nur von einer Beicht zur andern fragen: Wie ſteht's mit mir? Bin ich beſſer oder ſchlechter geworden? Habe ich meine Vorſätze gehalten? Iſt es mir überhaupt Ernſt geweſen damit? Und ſagt euch euer Gewiſſen: ja, ſagt es euch nur ſo viel, daß es wenigſtens *etwas* beſſer geworden iſt durch eigene Wachſamkeit und Sorgfalt, dann ſeid verſichert, daß der Prieſter das Kreuz nicht umſonſt über euch gemacht hat. Wo aber das nicht der Fall iſt, wo es immer beim Alten bleibt, oder noch ſchlechter wird, da hilft kein Abſolviren. Jetzt wißt ihr's; nun, ſo richtet euch auch darnach! Amen.

Predigt

auf

den neunzehnten Sonntag nach Pfingsten.

Text: „Und er sah da einen Menschen, der kein hochzeitliches Kleid anhatte.“ Matth. 22, 11.

Geliebte Pfarrkinder!

Das Hochzeitmahl, von dem im heutigen Evangelium die Rede ist, bezieht sich eigentlich auf die ewige Seligkeit, zu der der göttliche Heiland wohl alle Menschen berufen hat, obwohl die Wenigsten diesen Ruf annehmen, indem sie vor lauter irdischen Genüssen die ewigen Freuden vergessen oder gering achten.

Allein unter diesem himmlischen Mahle, zu dem Jesus heute die Einladung ergehen läßt, kann man auch die heilige Communion verstehen, das heilige Opfermahl seines Leibes und Blutes, das Jesus zu unserer Speise und Stärkung eingesetzt hat. Auch zu diesem Mahle kommen die Wenigsten, indem gar viele Christen nicht daran glauben und überhaupt Nichts darauf halten. Aber selber unter denen, die kommen, sind

nicht lauter Würdige, ſondern auch Unwürdige gehen hin zu dieſem heiligen Tiſche. Das erſehen wir gleichnißweiſe daraus, weil Einer von den Gäſten ohne hochzeitliches Kleid ſich eingefunden hatte. Dieſes iſt das Bild aller deren, die es wagen, unwürdig zum Tiſche des Herrn hinzugehen. Judas war der erſte derſelben; bei der erſten Feier der heiligen Communion fand ſich auch ſchon der erſte Unwürdige ein, und ach, wie Viele mögen ſeitdem unwürdig dieſes heiligſte Sakrament empfangen haben! Wer zählt die Millionen gotteräuberiſcher Communionen ſeit der Einſetzung des heiligen Abendmahls, dieſe Millionen Judasküſſe, die dem Herrn bei dieſer Gelegenheit ſchon gegeben worden ſind! Wer denkt nicht mit Schaudern an dieſe Frevel und noch mehr an ihre Strafe! Und welche Strafe iſt denn auf dieſes Majeſtätsverbrechen geſetzt? Höret den Herrn im heutigen Evangelium: Der König ſprach zu ſeinen Dienern: „Bindet ihm Hände und Füße, und werft ihn in die äußerſte Finſterniß, da wird Heulen und Zähneknirſchen ſein.“ Es iſt alſo die Hölle auf dieſes Verbrechen geſetzt, wie dieß auch der Apoſtel Paulus zu verſtehen gibt, wenn er ſagt: „Wer unwürdig von dieſem Brode ißt und unwürdig von dieſem Kelche trinkt, der ißt und trinkt ſich das Gericht hinein, weil er den Leib des Herrn nicht unterſcheidet“ von einer gemeinen Speiſe. —

So groß alſo iſt dieſe Sünde, und ach! wir ahnen nicht, wie leicht ſie begangen wird. Oder wer getraut ſich zu ſagen: Ich bin rein genug, um den Reinſten zu empfangen? So viel iſt einmal gewiß, meine Lieben! daß man ſich zum Empfange der heiligen Communion ſorgfältig vorbereiten muß, und von dieſer Vorbereitung möchte ich heute zu euch reden. Ich ſage demnach: Wir müſſen uns vorbereiten

der Seele nach, I. Theil;
dem Leibe nach, II. Theil.

Ich beginne ꝛc.

Erster Theil.

Als die heiligen drei Könige nach Jerusalem kamen, und sich bei Herodes um den neugebornen König der Juden erkundigten, da sagte Herodes zu ihnen: Geht hin nach Bethlehem, fraget fleißig nach dem Kinde, und wenn ihr es gefunden habt, dann kommt, damit auch ich hingehe und es anbete. Während aber Herodes diese heuchlerischen Worte sprach, sann er auf einen Mordplan, um das Kind aus dem Wege zu räumen. So machen es Jene, Geliebte! die zum Tisch des Herrn hingehen unter dem Scheine der Andacht, während sie doch eine Todsünde auf ihrem Herzen haben, und sich derselben auch bewußt sind. Sie sind wahre Königsmörder. Fliehe du, mein Christ! diesen schrecklichen Frevel, und gehe nicht hin zur heiligen Communion, ohne dich zuvor durch eine reumüthige Beicht wenigstens von jeder schweren Sünde gereinigt zu haben. Sieh, das ist die erste Vorbereitung zur heiligen Communion und die nothwendigste. Gehst du befleckt hin, so hast du kein hochzeitliches Kleid an, und was einem solchen Gaste geschieht, ersiehst du aus dem heutigen Evangelium. Wenn du dich aber auch durch eine reumüthige Beicht gereinigt und so das befleckte Kleid wieder rein gewaschen hast, so schön wird es doch nimmer wie zuvor; es ist geflickt und hat Runzeln und Falten, kurz, es ist das neue schöne Kleid nimmer, wie du es empfangen hast. Wer schämt sich nicht, mit einem geflickten Gewande vor dem Könige zu erscheinen? Allein der König des Himmels ist sogar zufrieden mit einem solchen Hochzeitkleide, wenn es nur reinlich ist. So versäume denn nicht, diese erste Bedingung einer würdigen Communion gewissenhaft zu erfüllen.

Das zweite, was du aber jetzt zu thun hast, ist, daß du einen recht lebendigen Glauben an die wirkliche Gegenwart Christi in diesem heiligsten Sakramente erweckest. Du siehst nichts als Brod, du schmeckst nichts als Brod, wenn du die heilige Hostie auf die Zunge nimmst, und

dennoch mußt du glauben, daß es nicht Brod ſei, was du genießeſt, ſondern Jeſus Chriſtus mit Fleiſch und Blut, mit Gottheit und Menſchheit, wahrhaft und weſentlich. Dazu gehört nun eine völlige Verläugnung deiner Sinne, und nur das Gehör darfſt du vorwalten laſſen, denn der Glaube kommt aus dem Gehör, und da mußt du glauben. Weißt du nun, wie du da den Glauben an die wirkliche Gegenwart des Herrn im heiligen Sakramente auffriſchen und neu beleben kannſt? Sieh, das iſt ganz kurz, da darfſt du nicht viel Worte machen. Du ſagſt, wenn du die heilige Hoſtie ſiehſt, ganz kurz und bündig: Herr! ich ſehe dich zwar nicht, ich ſehe nur Brod, aber dennoch glaube ich, daß du es biſt und nicht Brod; und das glaube ich, weil du ſelber es geſagt haſt. Du ſelber haſt geſagt zu deinen Apoſteln: Nehmet hin und eſſet, das iſt mein Leib! obwohl ſie Nichts ſahen als Brod. Und ſeitdem ſagt es die ganze heilige katholiſche Kirche, die eben ſo wenig lügen und in Irrthum führen kann, wie du, weil du und dein Geiſt durch ſie redet. — Wenn ihr ſo ſagt, Geliebte! dann habt ihr genug geſagt. Wollt ihr aber noch kürzer euch faſſen, dann ſaget mit dem heiligen Thomas, wie er vor dem auferſtandenen Heiland auf den Knieen lag: Mein Herr und mein Gott! Seht, das heißt den Glauben erwecken. Bei dieſer Gelegenheit könnt ihr euch an den brennenden Dornbuſch in der Wüſte erinnern, der brannte und doch nicht verbrannte. Das Feuer umgab zwar den ganzen Dornbuſch; allein er blieb doch, wie er war, es zündete nicht an und verbrannte ihn nicht, er blieb äußerlich, wie er war; denn Gott that durch ein Wunder dem Feuer in der Weiſe Einhalt, daß er es den Buſch nicht verbrennen ließ. So iſt auch im heiligen Altarsſakramente der Leib des Herrn vorhanden unter der Geſtalt des Brodes; allein er verzehrt und verändert dieſe Geſtalt nicht, ſondern erhält ſie durch ein Wunder ſeiner Macht. Sehen können wir das freilich nicht, daher glauben wir es; denn der Glaube iſt ja eine Überzeugung von dem, was man nicht ſieht. Seht, ſo könnt ihr dieſes Bild auch

bei Erweckung eures Glaubens zu Hilfe nehmen, könnt euch gleichſam eine Vorſtellung machen, wie dieſes Wunder möglich iſt, wenigſtens eben ſo gut möglich iſt, wie das mit dem Dornbuſche, der voll Feuer war, und doch nicht verbrannte.

Das iſt das zweite. Nun kommt noch das dritte Stück der Vorbereitung. Wenn man zu einem großen Herrn hineingeht, ſo ſoll man denn doch auch reden können mit ihm; es genügt da nicht, daß man ſagt oder denkt: Ich ſehe, daß du ein großer Herr biſt, ſondern man trägt ihm wohl auch ſein Anliegen vor, weßwegen man gekommen iſt. Und ſo müſſen auch wir mit dem Herrn, dem wir uns in der heiligen Communion nähern, eine Unterredung anfangen; aber wie ſoll man das angehen? Die Landleute können ſich mit großen Herrn nicht leicht benehmen, ſie ſtocken in der Rede, und wiſſen nicht, wie und was ſie vorbringen ſollen; überhaupt verſtehen ſie es nicht, die Rede gehörig zu ſetzen. Laßt euch nicht leid ſein, meine Lieben! Der Herr, mit dem ihr in der heiligen Communion zu thun habt, iſt kein ſolcher Herr, wie die irdiſchen großen Herrn; er ſchaut auf die Worte gar nicht, und ob ihr die Rede recht ſetzen könnt oder nicht, auf das ſchaut er gar nicht; die Sprache, die er redet und geredet wiſſen will, iſt die Herzensſprache, die iſt ihm die liebſte, die hört er auch am liebſten. In dieſer Sprache ſollſt du ihm vortragen die Erkenntniß deiner Armſeligkeit, deine Demuth, dein Vertrauen und dein inniges, brennendes Verlangen nach ihm. In dieſer innigen, vertraulichen und zutraulichen Herzensſprache aber kannſt du ungefähr ſo reden: „Herr! der du an Liebenswürdigkeit und an Liebe gegen uns Alles, was liebenswürdig iſt und lieben kann, unvergleichbar übertrifft: ſieh, ich möchte dich jetzt empfangen, möchte ganz Eins mit dir werden; aber du kennſt meine Schwachheit und meine Noth, du ſiehſt mich, wie ich in Sünden und Elend daliege, — niedergedrückt, angefochten, verwirrt, befleckt. Um Hilfe komme ich zu dir, um Troſt und Erleichterung flehe ich zu dir. Wohl mir, daß ich mein Herz reden laſſen darf zu

dem, der Alles weiß, dem all mein Innerſtes bekannt iſt, der allein mich vollkommen tröſten, der allein mir helfen kann! Du kennſt das Gute, das ich nicht habe, und das ich doch vor Allem haben ſollte; du ſiehſt, wie ſo gar arm ich bin an Allem, was Tugend heißt. Sieh, nackt und arm ſtehe ich vor dir, und weine um Gnade und ſchreie um Barmherzigkeit! Erquicke dieſen deinen hungrigen Bettler, entzünde mein kaltes Herz durch das Feuer deiner Liebe, und erleuchte meine Blindheit durch das helle Licht deiner Gegenwart. Laß mir alles Irdiſche bitter werden, lehre mich Alles, was mich drücket und kränket, geduldig tragen, alles Niedere verachten und vergeſſen. Erhebe mein Herz gen Himmel zu dir hinauf, und laß es nicht umherirren auf Erden. Du allein ſollſt von nun an mein höchſtes Gut ſein, du mein allerhöchſtes Gut in alle Ewigkeit bleiben; denn du allein biſt meine Speiſe und mein Trank, meine Liebe und meine Freude, meine Luſt und meine ganze Seligkeit. O daß ich durch deine Gegenwart ganz entzündet, alles Unreine in mir verzehrt, mein ganzes Weſen in dein Bild verklärt würde! Ein Geiſt mit dir möchte ich werden, Ein Geiſt mit dir durch die brennende Liebe, die alles Harte in mir erweichen, die alles Unedle wegſchmelzen und mich ganz mit dir vereinigen kann! Laß mich nicht hungrig und kraftlos von deinem Tiſche gehen! Handle mit mir nach deiner Barmherzigkeit, wie du mit ſo vielen Heiligen nach deiner wundervollen Güte gehandelt haſt! Du biſt ja ein Feuer, das immer brennt und nimmer abnimmt; du biſt ja die Liebe ſelbſt, die das Herz reinigt und den Verſtand erleuchtet; wäre es denn ein Wunder, wenn auch ich von dir entzündet und durch dich in eine lebendige Flamme verwandelt würde, und alles eigne Leben in mir erſtürbe?

Mit höchſter Andacht und Liebe, mit einem Herzen, das ſich ganz dir, o mein Gott! weiht, und dir allein anhängt, möchte ich dich jetzt empfangen, empfangen mit einem lebendigen Sehnen nach dir, das die heiligſten und andächtigſten Menſchen an deinem Tiſche nach dir empfunden haben. O mein

Gott, o du ewige Liebe! O du mein höchſtes und all mein Gut, du, die Seligkeit ohne Ende, du, die Heiligkeit ohne Fehl! Dich, dich möchte ich empfangen mit dem lebendigſten Verlangen, mit der tiefſten Anbetung, mit der heiligſten Empfindung, die je in dem Herzen eines Heiligen gelebt hatte oder hätte leben können! Und ob ich gleich durchaus nicht würdig bin, alle dieſe Empfindungen der Andacht den Heiligen nachzuempfinden, ſo opfere ich dir denn doch mein ganzes Herz mit allen ſeinen Neigungen, gerade als wenn alle jene frommen Gefühle und Geſinnungen, die je in den Heiligen dir zur Ehre geglüht haben, in mir allein herrſchten. Alles, was je eine heilige Seele denken und wünſchen konnte, alles dieſes lege ich mit tiefſter Ehrfurcht und Inbrunſt auf deinen Altar. Nichts will ich mir vorbehalten, mich ſelbſt und all das Meinige will ich mit der vollkommenſten Willigkeit meines Herzens opfern. Mein Herr und mein Gott, mein Schöpfer und mein Erlöſer! empfangen möcht' ich dich mit allen Empfindungen der Andacht, mit all jener Ehrerbietung, Lobpreiſung und Verherrlichung deines Namens, mit all jenem Glauben und Dankgefühl, mit all jener Würdigkeit und Lauterkeit, Zuverſicht und Liebe, mit welcher dich deine Mutter Maria, dieſe ehrwürdige Jungfrau, empfangen hat, als ihr der Engel das Geheimniß der Menſchwerdung kund machte, und ſie voll Andacht und Demuth antwortete: Sieh, ich bin eine Magd des Herrn, mir geſchehe nach ſeinem Worte!"

Seht, Geliebte! ſo und in ähnlicher Weiſe, länger und kürzer, wie es gerade die Liebe eingibt, ſollen wir zu unſerm Herrn und Heiland reden, bevor wir ihn empfangen. Da iſt dann das Ackerfeld des Herzens gehörig aufgelockert und voller Empfänglichkeit für das ewige Wort, das Fleiſch geworden iſt. Das iſt die rechte Vorbereitung, und wenn wir ſo kommen nach rechter Beicht, in lebendigem Glauben und kindlichem Vertrauen, dann kommen wir recht vorbereitet, und dann Heil unſerer Seele! Der Herr wird zu uns kommen und Wohnung bei uns nehmen. —

Einen mehr untergeordneten Werth hat die Vorbereitung dem Leibe nach; doch auch von dieſer noch das Nöthige im

zweiten Theile.

Zur körperlichen Vorbereitung gehört es, daß man von Mitternacht an nüchtern ſei, wenn man die heilige Communion des andern Tages empfängt. In frühern Zeiten war es anders; allein die Kirche hat dieſes wohlweislich eingeführt, weil die vorausgehenden Liebesmahle häufig mißbraucht wurden, und Manche berauſcht zum Tiſche des Herrn kamen, ein Unfug, deſſen Abſchaffung gewiß jedem guten Chriſten wünſchenswerth ſein mußte.

Eine andere Art dieſer Vorbereitung iſt ferner, daß man mit Andacht und auferbaulicher Geberde ſich dem Tiſche des Herrn nahe. Das verſteht ſich. Wenn inwendig lebendiger Glaube, Vertrauen, Liebe und Ehrfurcht vor dem Allerheiligſten glüht, dann muß ſie ſich nothwendig auch nach außen hin zeigen; wer aber zum Tiſche des Herrn gehen wollte, als ginge er in eine Zechſtube hinein, der würde zeigen, daß er an die Gegenwart des Gottesſohnes nicht im mindeſten glaube. Manchmal möchte man wirklich verſucht ſein, zu glauben, die Leute wiſſen oder bedenken nicht, zu welchem Tiſche ſie hingehen, wenn ſie ſich der heiligen Communion nähern. Was iſt das oft für ein Drängen und Zwängen und Stoßen? Man meint, die Leute ſeien auf einem Jahrmarkte, und es ſeien Krämerbuden aufgeſtellt, daß ſie ſich ſo gewaltſam hindrängen. Andacht und heiliger Eifer iſt es ſicherlich nicht, was dieſes Drängen und Drücken veranlaßt, ſondern nur Eile und eine äußerſt ärgerliche und abgeſchmackte Zudringlichkeit. Wer kann da noch mit Andacht ſich hinknieen, wer mit Andacht den Leib des Herrn genießen, da kein Augenblick Ruhe iſt, und die wogende Menge kaum Einem guten Gedanken aufzutauchen Zeit läßt? Das iſt keine Hochachtung mehr vor dem Allerheiligſten, um von dem ſchlechten Eindruck gar nicht zu reden, den ein ſolches Benehmen auf

den Priester macht, der die heilige Communion austheilt und immer in der größten Gefahr schwebt, es möchte ihm die eine oder die andere konsekrirte Hostie aus der Hand gedrängt werden, oder er möchte sie den unruhigen Gästen am Tische des Herrn nicht einmal recht auf die Zunge legen können. In dieser Beziehung ist noch sehr viel zu wünschen übrig, und es darf da auf dem Lande in der Beziehung die leibliche Vorbereitung um ein Bedeutendes besser werden; sonst könnten Juden und Heiden zuletzt meinen, wenn sie dergleichen Unfug sehen, es würden Stücke Fleisch ausgetheilt, und Jeder trachte nun mit aller Gewalt, ein Stück zu bekommen.

Endlich besteht die leibliche Vorbereitung zum Empfang der heiligen Communion darin, daß man anständig gekleidet sei. Was ist aber eine anständige Kleidung bei dem Landvolk? Ihr Kirchengewand ist es, ihr feiertägliches Gewand ist es, das sollen sie anlegen. Es ist daher sehr zu wünschen, daß die Weiber und Weibspersonen mit Hauben erscheinen; denn dieß ist ihre bessere Kopfbedeckung beim Kirchenbesuch. Mit ihren rothen Kopftüchern wenn sie kommen, ist es schon nicht mehr recht anständig; denn in diesem Aufzuge gehen sie auch auf den Tanzboden, und da meine ich, es wäre sehr anständig, wenn man nicht mit demselben Gewande zum Tisch des Herrn ginge, mit dem man auf den Tanzboden geht. Wer aber eine solche Haube nicht hat, der komme ungescheut mit dem Kopftuch. So ist es auch bei den Mannspersonen. Der Rock ist freilich das anständigste Kleid, namentlich für die Kirche. In Spenfern, mit denen sie in's Wirthshaus gehen, ist es auch nicht schicklich, am Tisch des Herrn zu erscheinen. Diese Spenfer haben so etwas Gleichgültiges, Flüchtiges an sich, und ein solches Kleid ist kein hochzeitliches; es ist daher gut, wenn Solche, die keinen Rock sich noch erobert haben, einen Mantel entlehnen, und ihn über ihre Spenfer werfen; die Landleute tragen ihre Mäntel ohnehin fast Sommer wie Winter, um so leichter können sie dann mit einem solchen Mantel angethan bei der heiligen Communion erscheinen. Die

Hauptſache iſt aber Reinlichkeit. Iſt das Gewand auch geflickt und ungeformt, wenn es nur reinlich iſt, es iſt dennoch ein hochzeitliches Kleid. Im Grunde iſt es ja dem lieben Gott gleich, in welchem Kleide man ſich bei ſeinem Tiſche als Gaſt einfindet, wenn nur die Seele ſchön gekleidet iſt, wenn nur dieſe ein hochzeitliches Kleid hat. Wer alſo nur ein einziges Gewand hat, und ſei es noch ſo dürftig, der gehe immerhin damit zum Tiſche des Herrn; iſt nur ſeine Seele ſchön, dann iſt er edel und würdig genug, und würdiger, wie eine Standesperſon, die äußerlich mit Gold und Silber behängt und in Stoff und Seide gekleidet iſt, aber eine Seele hat, die mit ſchmutzigen Lumpen bedeckt iſt. Nur grobe Vernachläſſigung, wenn man ein ordentliches Kleid hat und es nicht anzieht, iſt ſehr zu tadeln. In dieſer Beziehung herrſcht namentlich am heiligen Charſamſtag Abends ein großer Unfug; wo nämlich die üble Gewohnheit iſt, daß auch nach der Auferſtehung noch bis in die ſpäte Nacht hinein zur Beicht geſeſſen wird, da ſtellen ſich die Stallknechte und Viehmägde faſt gerade ſo, wie ſie im Stalle ſind, auch beim Beichtſtuhle ein, um das heilige Sakrament der Buße zu empfangen. Das iſt ein Unfug ohne Gleichen; in ſolcher Uniform wahrlich empfängt man kein heiliges Sakrament! Aber gewöhnlich iſt das Innere wie das Äußere jener ſaubern Gäſte, die am Charſamſtage Abends bei den Beichtſtühlen erſcheinen! Solche Rohheit und Gleichgültigkeit geht nimmer an!

Was gute Chriſten ſind, kommen mit einem hochzeitlichen Kleide; damit bekleiden ſie ihre Seele, damit ihren Leib, und ſo erſcheinen ſie würdig vor dem Herrn. Amen.

Predigt

auf

den zwanzigsten Sonntag nach Pfingsten.

Text: „Er bat ihn, daß er hinabkomme und seinen Sohn heile; denn er war daran, zu sterben.“ Joh. 4, 47.

Geliebte Pfarrkinder!

Das, was der Königliche nach dem heutigen Evangelium wünschte, daß Jesus zu seinem Sohne kommen und ihn gesund machen möchte, weil er dem Tode nahe war, wünschen wohl Alle. Ja, da wäre Jesus recht, da wäre er angenehm, wenn er käme und wieder gesund machte. Aber wenn es heißt: Richte dich zusammen, der Priester kommt, um dir die heiligen Sterbsakramente zu reichen, denn du bist dem Tode nahe; da wollen Viele nicht daran. Die körperliche Gesundheit möchten sie wohl von Jesus; aber die Gesundheit der Seele verlangen sie nicht von ihm. Ja, Viele gibt es, die gar keinen Priester vorlassen, die vom Beichten und von der letzten Ölung Nichts wissen wollen, und wenn Jemand sagen würde, ich will dir den Priester holen, damit Jesus komme, denn du bist dem

Tode nahe, ſo würden ſie ſich ſehr beleidigt finden. O, ſagen da Manche, ich bin ſo ſchlecht nicht daran, als ihr meint. Ihr macht die Sache nur zehnmal ärger. Ihr möchtet mich halt bald weg haben; das iſt es, darum treibt ihr ſo ſehr nach einem Prieſter. So darf man alſo zu ſolchen Leuten gar Nichts ſagen, und ſo ſterben ſie denn oft dahin, ohne die heiligen Sakramente empfangen zu haben.

Da iſt das Landvolk, das muß man ihm zum Lobe nachſagen, ganz anders. Wird Jemand in einem Hauſe etwas bedenklich krank, auf der Stelle wird nach dem Prieſter gegangen, damit Jeſus komme und, wenn auch nicht den Leib, doch die Seele geſund mache. Das Landvolk iſt vor Allem auf ſeine unſterbliche Seele und ihr Heil bedacht, das iſt ſchön und lobenswerth; daher iſt es denn eine wahre Seltenheit, daß auf dem Lande Jemand ſtirbt, ohne die heiligen Sterbſakramente empfangen zu haben; es müßte denn eins vom Schlage plötzlich getroffen werden, oder ſonſt ein Unglück augenblicklich Jemanden dahinraffen. Bleib bei dieſer deiner löblichen Gewohnheit, liebes chriſtliches Landvolk! Du haſt ganz recht, daß du da ſo beſorgt, ſo behutſam und vorſichtig biſt; denn du weißt, was auf dem Spiele ſteht. Man ſtirbt nur einmal, und wie der Baum fällt, ſo bleibt er liegen. Um euch in dieſer eurer bisherigen Gewohnheit, Geliebte! noch mehr zu befeſtigen, will ich euch heute noch näher auseinanderſetzen, warum es ſo wünſchenswerth iſt, daß man Jeſum zu ſich rufe, wenn man ſchwer krank iſt. Zu dieſem Ende ſage ich: Wenn man ſich bedenklich krank fühlt, ſo ſoll man ohne weiters die heiligen Sakramente empfangen; denn

der Sterbende hat eine große Reiſe vor, I. Theil;
der Sterbende hat viele Feinde beim Antritt dieſer Reiſe, II. Theil.

Ich beginne ꝛc.

Erſter Theil.

Welche Vorkehrungen trifft man nicht, wenn man eine große Reiſe vorhat? Wie befleißt man ſich da nicht, Alles in Ordnung zu bringen! Man verſieht ſich mit den nöthigen Lebensmitteln, mit den nöthigen Waffen gegen allenfallſige Angriffe von Räubern; man verſieht ſich mit Kleidungsſtücken, kurz, man denkt hin und her, damit Alles wohl vor ſich gehe und die Reiſe nicht läſtig und gefährlich werde, und endlich, daß man glücklich am Ziele ſeiner Reiſe ankommen möge. Nun frage ich: Gibt es wohl eine größere und wichtigere Reiſe, als die große Reiſe in die Ewigkeit? Nur einmal kann man dieſe Reiſe machen. Und ſieht man ſich für dieſe Reiſe nicht gehörig vor, und verunglückt und verfehlt ſein Ziel, ſo iſt es auf ewig verfehlt. Darum muß man ſich mit dem Nöthigen verſehen, um glücklich an Ort und Stelle zu kommen. Zuerſt muß man die nöthige Kleidung mitnehmen. Nur ein einziges Kleid brauchſt du, mein Chriſt! auf dieſe Reiſe, aber das muß ein gutes und ſchönes Kleid ſein, nämlich ein Hochzeitkleid. Du verſtehſt mich, was ich darunter meine. Dein Herz muß nämlich rein ſein, du darfſt keine ſchwere Sünde auf dir haben, und darum mußt du dieſes Kleid, wenn es etwa nicht ganz gut und ſauber ſein ſollte, mit Thränen der Buße rein waſchen, du mußt das heilige Sakrament der Buße empfangen und alle deine Sünden aufrichtig beichten. Oft iſt es nothwendig, auf dem Sterbebette eine Generalbeicht abzulegen, namentlich wenn man in den jungen Jahren ein laſterhaftes Leben geführt und doch nie eine Generalbeicht abgelegt hat. Da kann es gar leicht ſein, daß eine ſolche Perſon ſeit vielen Jahren immer ungültig gebeichtet hat. Wie würde es da einem Solchen ergehen, der ohne hochzeitliches Kleid dort ankäme? Man würde ihm Hände und Füße binden und ihn hinauswerfen in die äußerſte Finſterniß, wo Heulen und Zähneknirſchen iſt. Darum, Geliebte! ſäumet nicht, wenn ihr bedenklich krank ſeid, eine reumüthige Beicht und, wenn's

Noth thut, eine Generalbeicht abzulegen. Dieſe verſchafft euch das unentbehrliche Reiſekleid, das hochzeitliche Gewand, das ihr haben müßt, wenn ihr die große Reiſe in die Ewigkeit glücklich vollenden wollet.

Auf der Reiſe muß man aber auch Lebensmittel haben, insbeſondere aber muß man ſich auf die große Reiſe in die Ewigkeit gut verſorgen. In der heiligen Schrift leſen wir einmal Folgendes vom Propheten Elias: „Elias legte ſich nieder unter dem Schatten eines Wachholderbaums und ſchlief ein; und ſieh, ein Engel des Herrn rührte ihn an und ſprach: Steh auf und iß! Da ſah er ſich um, und ſieh, zu ſeinen Häupten lag ein Aſchkuchen und ein Geſchirr mit Waſſer. Alſo aß er und trank und ſchlief wieder ein. Und der Engel des Herrn kam wieder zum andernmal und rührte ihn an und ſprach zu ihm: Steh auf und iß; denn du haſt noch einen weiten Weg. Und er ſtand auf, aß und trank und ging durch die Kraft derſelben Speiſe vierzig Tage und vierzig Nächte bis zum Berge Gottes Horeb.“ (III. Kön. 19, 5—9.) Wie, Geliebte! haben nicht auch wir eine weite Reiſe vor, wenn wir ſterben? Ja, eine ungeheure Reiſe iſt es, eine Reiſe aus der Zeit in die Ewigkeit, eine unendliche Reiſe, obwohl ſie nur einen Augenblick dauern wird. Da heißt es: Iß, denn du haſt noch einen weiten Weg! Aber wie ſollen wir da eſſen? Welche Lebensmittel ſollen wir da mitnehmen? O wir haben eine nahrhafte, kräftige Speiſe, eine Speiſe, wovon jenes in heißer Aſche gebackene Brod des Elias nur ein Schatten, ein Vorbild war. Wenn aber ſchon jener Aſchkuchen dem Propheten Elias ſolche Kraft verlieh, daß er vierzig Tage und Nächte aushalten konnte, welche Stärke muß erſt das Brod verleihen, das wir bekommen? Iſt es ja das Fleiſch und Blut unſers göttlichen Heilandes ſelbſt, welches wir da bekommen, das wahre lebendige Himmelbrod, welche Stärke, welche Kraft muß nicht eine ſolche Speiſe verleihen? Ja, das iſt eine erkleckliche Wegzehrung, mein Chriſt! mit dieſer Speiſe gehſt du nicht wie Elias etwa nur vierzig Tage

und Nächte, nein, du reiſeſt aus der Zeit in die Ewigkeit. So ſäume nicht, mein Chriſt! in jenen verhängnißvollen Augenblicken dich mit dieſer heiligen Wegzehrung ſpeiſen und ſtärken zu laſſen. Bitten wir ja Alle um dieſe Gnade, wenn wir in der Litanei zum heiligſten Altarsſakrament rufen: Daß du uns mit dieſer himmliſchen Wegzehrung ſpeiſen und ſtärken wolleſt! Sind wir alſo gerüſtet, dann haben wir ſchon Vieles, ja das Meiſte, was wir zu der großen Reiſe in die Ewigkeit nöthig haben, wir haben das hochzeitliche Kleid und dann das Brod der Engel, ſind alſo mit Kleidungsſtücken und Lebensmitteln zur Genüge verſehen. Wir ſind dann gerüſtet wie die Kinder Iſraels, als ſie im Begriffe waren, aus Ägypten nach dem gelobten Lande zu ziehen. Ihnen ward befohlen, daß ſie das Oſterlamm eſſen ſollten mit wildem Lattich, mit einem bittern Salat nämlich; dabei ſollten ſie ſtehen und ihre Lenden ſollten umgürtet und Stäbe ſollten in ihren Händen, d. h. ſie ſollten alſo ganz reiſefertig ſein. Dieſer bittere Salat, den ſie eſſen mußten, bedeutet die bitteren Thränen der Reue und das Lamm die heilige Communion. Auf dieſe Weiſe mußten ſich die Iſraeliten zur großen Reiſe rüſten, auf dieſe Weiſe müſſen auch wir zur großen Reiſe in die Ewigkeit uns anſchicken, das Lamm des neuen Bundes mit bitterm Lattich muß auch unſere Speiſe ſein!

Aber, Geliebte! noch haben wir nicht alles Nöthige zur großen Reiſe in die Ewigkeit beiſammen. Ihr wiſſet, daß das Reiſen auch ſeine Gefahren hat. Die Iſraeliten wollten ausziehen, ſie wollten ihre Reiſe antreten; allein Pharao hinderte ſie. Er wollte ihnen die Reiſe gänzlich verleiden. Ein ſolcher Pharao, nicht bloß einer, ſondern mehrere bedrängen den ſterbenden Chriſten, und wollen ihm die Reiſe verunglücken; darum muß der Reiſende auch Waffen bei ſich haben, um ſich gegen allenfallſige Anfälle wehren und gut vertheidigen zu können. Dieſe Waffen aber wollen wir kennen lernen im

zweiten Theile.

Deine Feinde werden dich wie einen Wall einſchließen und dich von allen Seiten ängſtigen, ſo ſprach der Herr einmal zur Stadt Jeruſalem, indem er im Geiſte ihr Ende, ihre ſchreckliche Belagerung und Erſtürmung durch die Römer vorausſah. Wie es Jeruſalem erging, ſo ergeht es dem Menſchen, wenn es zum Sterben kommt. Er gleicht da einer belagerten Stadt, die von Allen geängſtigt und gedrängt wird, gegen welche die Feinde fürchterlich anſtürmen, um ſie zu erobern. Was ſind aber das für Feinde? Vor Allem ſind es die Teufel, die Alles aufbieten, den Sterbenden zu ängſtigen, ihn zur Verzweiflung zu bringen, oder doch mit ſchrecklichen und unlautern Bildern zu necken und zu quälen. Der Teufel iſt ja fortwährend bemüht, dem Menſchen zu ſchaden, ihn zu verſuchen, in's Unglück und Verderben zu ſtürzen. Tag und Nacht iſt er unabläßig bemüht, eine Seele zu erhaſchen und für die Hölle Eroberungen zu machen; es läßt ſich demnach leicht denken, daß er im entſcheidenden Augenblicke, in der Stunde, wo es den letzten Kampf und ſomit auch den Hauptſieg gilt, Alles verſuchen wird, um die Seele in's Verderben zu ziehen.

Bedenkt man nun noch die Menge Sünden, die an dem Sterbenden vorüberziehen, die Sünden ſeines ganzen Lebens, die er jetzt ſieht, wie er ſie ſonſt nie geſehen hat, die ihm in ihrer ganzen Häßlichkeit und Abſcheulichkeit erſcheinen, Sünden, die längſt vergeſſen geweſen ſind, oder ihm vielleicht gar nie noch eingefallen waren, und wenn er nun bedenkt, das ſind ſeine Begleiter auf die große Reiſe, die ihm bevorſteht, dieſe werden ihm vor den Thron des Richters hin folgen, und über alles dieſes, ſelbſt über jedes unnütze Wort wird er Rechenſchaft geben müſſen; dann läßt ſich leicht denken, daß eine ſchreckliche Beängſtigung das Herz zuſammenpreſſen muß. Es iſt ein eigenes Schickſal, Geliebte! daß das Andenken an die vier letzten Dinge, womit ſich der Menſch

in geſunden Tagen ſo wenig befaſſen mag, in der Stunde des Todes um ſo ſchrecklicher ſich hervordrängt und geltend macht, gleichſam aus Rache über die frühere leichtſinnige Hintanſetzung. Derjenige, den früher ein Grauen angewandelt hat, wenn er vom Sterben und vom Tode hörte, fühlt nun ſelber, wie die kalte Hand des Todes nach ihm greift, er ſieht ihn, den ſchrecklichen Senſenmann, wie er langſam, aber ſicher auf ihn zugeht, wie er bereits die Senſe anſchlägt. Sterben mußt du, fort mußt du, ſo raunt es ihm jetzt fortwährend in den Ohren, Alles mußt du zurücklaſſen, was du haſt, Nichts nimmſt du mit, als deine Werke! So ruft es jetzt in ſeinem Innern, und dieſer Gedanke, daß es bald aus ſein wird mit ihm, martert und quält ihn entſetzlich. Und wie du jetzt ſtirbſt, ſo bleibt es für alle Ewigkeit. Wie wirſt du beſtehen? Rechnet man nun zu dieſen Leiden der Seele auch noch die Leiden des Körpers, dieſe Abſpannung und Abnahme aller Kräfte, dieſen Schmerz und dieſe Mattigkeit in allen Gliedern, ſo kann man ſich vorſtellen, in welch ſchrecklicher Lage ſich ein Sterbender befinden muß. Wahrlich, er wird geängſtigt von allen Seiten! Er wird von tauſend Feinden beſtürmt und liegt wehrlos auf ſeinem Sterbebette. Doch nein, nicht wehrlos liegt er da; Jeſus kommt ja zu ihm und verſieht ihn mit Waffen. Er ſelber iſt bereits bei ihm, er iſt durch die heilige Communion eingezogen im Herzen des Kranken, er iſt ſeine Stärke und ſein Begleiter und Wegweiſer; aber der Sterbende ſoll noch eine andere Waffe bekommen, eine beſondere, die gerade in der Todesſtunde ihm nützt, gerade für dieſe geeignet iſt, und dieß iſt die heilige Ölung. Ja, der göttliche Heiland hat ſeine Chriſtenheit in keiner Lage des Lebens hilflos gelaſſen, beſonders da nicht, wo die Noth am größten, alſo die Hilfe auch am nöthigſten iſt. Ja, gerade da iſt ſie auch am ſtärkſten; ſo hat es der Herr eingerichtet in ſeiner Erbarmung. Drei heilige Sakramente empfängt der Sterbende miteinander, die lauter Hilfe gewähren, lauter Waffen ſind gegen Feinde. Die mächtigſte

dieſer Waffen iſt die heilige Ölung. Der Kranke wird durch ſie zum letzten entſcheidenden Kampfe geſtärkt. Alles ſteht auf dem Spiel, eine ganze Ewigkeit hängt ab von der Stunde des Todes, folglich muß alle Hilfe angewendet werden. Ja, mit Öl wird der Kranke geſalbt. Mit Öl haben ſich ſchon in alten Zeiten die Fechter eingeſalbt, denn das Öl ſtärkt, und der Feind kann den mit Öl Geſalbten nicht faſſen, nicht halten; das Öl lindert aber auch zugleich, und Beides kann der Kranke recht gut brauchen, Stärke und Linderung. Durch das heilige Sakrament der letzten Ölung bekommt der Kranke die beſondere Gnade der Ergebung in den göttlichen Willen. Der Sturm legt ſich, die Beunruhigung nimmt ab, Ruhe ergießt ſich mit der heiligen Salbung in das Herz des Kranken, und dieſe wird an ſeinem Blicke, in ſeiner ganzen Haltung ſichtbar. Heiliger Friede ſtrahlt aus ſeinem Antlitz. Es iſt plötzlich alle Todesfurcht hinweg. Ruhig erwartet er die Ankunft des Herrn, er iſt bereit, ihm, wenn er anklopft, unverzüglich die Thüre zu öffnen, er verlangt mit Paulus aufgelöst zu werden und bei Jeſus zu ſein.

O lieber Chriſt! muß ich hier rufen, erkenne, welcher wahrhaft gute Hirt, der dich an Nichts Mangel leiden läßt, der Heiland iſt. Sieh, durch die heilige Taufe führte er dich auf grüne Weide und leitete dich zu ſüßen Waſſerbächen. Durch die heilige Firmung erquickte er deine Seele, indem er dein Haupt mit Öl ſalbte. Im Sakrament des Altars richtete er dir ein Freudenmahl im Angeſichte deiner Feinde zu; durch die Buße führte er dich auf die Wege der Gerechtigkeit, und auch zuletzt noch iſt er bei dir, auch zuletzt noch iſt er dein Stab und deine Stütze, da du mitten im Schatten des Todes wandelſt, indem er dich zum letzten Kampfe ſalbt und ſtärkt. Sieh, ſo begleitet dich ſeine Barmherzigkeit alle Tage deines Lebens, beim Eintritt, beim Fortgange und am Ende derſelben, auf daß du einſtens ewig im Hauſe des Herrn wohnen mögeſt. O ſo lobpreiſe den Herrn, der ſo Großes für dich thut! Danke ihm für ſeine Huld und Gnade! Liebe

ihn, deſſen Herz ſo voll der zärtlichſten Liebe gegen dich iſt! O mit welcher Rührung und Innigkeit haben die Heiligen Gottes die heiligen Sterbſakramente empfangen! Wie haben ſie ſich darnach geſehnt! Sie empfingen die heiligen Sterbſakramente ſelten in einem Bette, ſondern gewöhnlich ließen ſie ſich zuvor auf die Erde oder in Aſche ſetzen. So ließ ſich z. B. der heilige Thomas von Aquin, wie er die heilige Wegzehrung verlangte, ungeachtet ſeiner äußerſten Schwäche auf Aſche legen. Da er die heilige Hoſtie in den Händen des Prieſters erblickte, ſprach er mit einer Zärtlichkeit und Andacht, daß alle Anweſenden in Thränen zerfloßen, folgende Worte: „Ich glaube feſt, daß du, mein Jeſus, als wahrer Gott und wahrer Menſch in dieſem hochheiligen Sakramente zugegen biſt. Ich bete dich an, o mein Gott und mein Erlöſer! ich empfange dich, ach! dich, den Preis meiner Erlöſung und die Wegzehrung meiner Pilgerreiſe! dich, dem zu Liebe ich ſtudirt, gearbeitet, gepredigt und gelehrt habe. Ich glaube Nichts geſagt zu haben, was deinem göttlichen Worte zuwider wäre; ſollte mir das dennoch aus Unwiſſenheit widerfahren ſein, ſo widerrufe ich öffentlich und unterwerfe alle meine Schriften dem Urtheile der heiligen römiſchen Kirche.“ Hierauf empfing er die Communion, wie ſie nur ein Heiliger empfangen kann. Erſt nach vollbrachter Dankſagung ließ er ſich wieder auf ſein Bett heben. Nach der letzten Ölung, bei welcher er noch ganz deutlich auf die Gebete der Kirche antwortete, verrieth die Heiterkeit ſeines Angeſichts die Süßigkeit des Friedens, den er nun genoß. Man hörte ihn noch die Worte wiederholen: Bald, bald wird der Gott alles Troſtes ſeine Erbarmung vollenden und alle meine Wünſche erfüllen; bald werde ich in ihm geſättigt werden und aus dem Strome ſeiner Wonne trinken. Er wird mich in der Fülle ſeines Hauſes berauſchen, und das wahre Licht, das die Quelle des Lebens iſt, in ſeiner Wahrheit mich ſchauen laſſen. Und ſo entſchlief er ſanft im Herrn. — Wir wiſſen auch, wie der fromme Biſchof Wittmann in Regensburg geſtorben iſt. Sein Erſtes war, daß er die heilige Communion verlangte, als er einmal mitten

in der Nacht von den fürchterlichſten Schmerzen angegriffen wurde. Und wie er ſah, daß es zum Sterben kam, verlangte er, daß man ihn auf den Boden unter dem Kreuze hinlegen möchte. So lag er denn da, der Mann Gottes, und harrte ſeiner Auflöſung entgegen; ſeine letzten Worte waren: Ich ſterbe unter dem Kreuze!

Seht, mit ſolcher Andacht, Demuth und Innigkeit empfangen die Heiligen die Sterbſakramente; ſollten nicht alle guten Chriſten ſich befleißen, doch in ähnlicher Weiſe ſie zu empfangen? Wer ſoll ſich nicht freuen, wenn der Heiland, um uns zur großen Reiſe in die Ewigkeit zu ſtärken, zu tröſten, zu beruhigen, um uns Waffen gegen die Feinde unſers Heils an die Hand zu geben, ſelber zu uns in's Haus kommt! Doch was ſage ich in's Haus kommt. Nein, in eine elende Hütte hinein, in eine armſelige Kammer kommt er zu einem ebenſo armſeligen Geſchöpfe. Alles vergißt dich vielleicht, er aber vergißt dich nicht, er geht hin zu dir, weil er ſieht, daß du dem Sterben nahe biſt. So freuen wir uns denn, Geliebte! und danken wir dem Herrn, daß er bei unſerm letzten Stündlein, wo ſo viele Feinde auf uns eindringen, noch ſo ſehr für uns ſorgt; empfangen wir deßhalb die heiligen Sterbſakramente, wenn es einmal dazu kommen ſollte, mit Glauben und Innigkeit; denn bei unſerem Herrn iſt gut ſein, und wenn er bei uns iſt, wer vermag dann wider uns zu ſein? Amen.

Predigt

auf

den einundzwanzigsten Sonntag nach Pfingsten.

Text: „Er warf ihn in das Gefängniß, bis er ihn zahlte, was er ihm schuldig war.“ Matth. 18, 30.

Geliebte Pfarrkinder!

Was heute gleichnißweise von den zwei Schuldnern gesagt wird, das, Geliebte! ist in Bezug auf die Strafen in der andern Welt Wahrheit und Wirklichkeit. Es gibt zwei Kerker in der andern Welt, in welchen die Menschen ihre Schulden abbüßen, d. h. für ihre Sünden leiden müssen, nämlich die Hölle und das Fegfeuer. Aus der Hölle kommt Keiner mehr heraus, denn die Schulden, die dort abgezahlt werden, sind nimmer zu tilgen; sie betragen zehn tausend Talente und noch mehr. Jedoch gibt es noch einen andern Schuldthurm, in welchem nur solche Schuldner stecken, die eine geringere Summe schuldig sind, die also noch zahlen können. Dieser Schuldthurm ist das Fegfeuer, in welchem die Menschen wegen

hundert Zehner, d. i. wegen einer Summe von kleinen Sünden noch leiden müſſen. Dieſe Schuld iſt, wie geſagt, eine geringe und kann noch bezahlt werden. Aus dem Fegfeuer kann man noch herauskommen.

Aber kann man denn dieſen armen Schuldnern im Fegfeuer gar nicht helfen? Gibt es denn gar kein Mittel, ſie loszukaufen? Sonſt wenn unter uns Einer Schulden hat, und ſollte deßwegen in den Schuldthurm kommen, da finden ſich gleich gute Freunde, die zahlen für den armen Menſchen, und entreißen ihn auf dieſe Weiſe der ſchmachvollen Strafe. Freilich einem leichtſinnigen Schuldenmacher erweist man dieſen Gefallen nicht; um einen ſolchen nimmt man ſich nicht an. Aber, Geliebte! die armen Seelen im Fegfeuer ſind keine ſchlechten Menſchen, an die man ſeine Wohlthaten umſonſt verſchwenden würde; o nein, es ſind edle Seelen, die aber nicht vollſtändig ſich gereinigt haben, die ihre Schulden nimmer ganz abzahlen konnten. Thun alſo wir, was wir thun können; ſie ſelber können ſich nicht helfen. Sie ſind ganz allein auf ihre mitleidigen Mitknechte angewieſen, auf uns nämlich. Wir ſind es, Geliebte! die ihnen in ihrem armſeligen Zuſtande helfen können, uns ſtrecken ſie die Arme entgegen, uns rufen ſie unaufhörlich zu: Erbarmet euch unſer, erbarmet euch unſer, wenigſtens ihr, unſere Freunde! So will ich denn heute betteln gehen für unſere leidenden Brüder, will Almoſen einſammeln für ſie, will euch ſagen:

warum wir den armen Seelen helfen ſollen, I. Theil;
wie wir ihnen helfen können, II. Theil.

Ich beginne ꝛc.

Erſter Theil.

Je mehr Einer im Elende ſteckt, deſto mehr erregt er unſer Mitleid, deſto bereitwilliger werden wir, ihm zu helfen. Demjenigen, der in einen tiefen Brunnen gefallen iſt, eilen wir eher zu Hilfe, als dem, der auf trockenem Lande armſelig

daſitzt und um Hilfe ruft. Nun ſeht, meine Lieben! die armen Seelen ſind ſolche, die in den tiefen feurigen Brunnen des Reinigungsortes gefallen ſind, die darin entſetzliche Pein leiden müſſen, ihnen müſſen wir alſo darum eiligſt zu Hilfe kommen, wenn wir anders noch ein menſchliches Herz haben. Aber was leiden die Seelen im Fegfeuer für Peinen? Iſt es denn ein wirkliches Feuer, das ſie peinigt? Das wiſſen wir nicht; aber das wiſſen wir, daß die Leiden, die ſie im Fegfeuer auszuſtehen haben, brennen wie Feuer, und zwar in weit ärgerer Weiſe, als unſer irdiſches Feuer. Ja die heiligen Väter ſagen, es ſei zwiſchen dem Feuer des Reinigungsortes und zwiſchen unſerm irdiſchen Feuer der Unterſchied, wie zwiſchen einem wirklichen und einem gemalten Feuer. Unſer Feuer wäre alſo nur ein gemaltes gegen das Feuer, das die armen Seelen peinigt. Sie ſagen insgeſammt, daß die Peinen des Fegfeuers weit ärger ſeien, als alle Qualen und Martern, die ein Menſch in ſeinem ganzen Leben ausgeſtanden hat, oder hat ausſtehen können. So ſagt der heilige Cyrillus: „Wenn alle Qualen, Martern und Peinen auf der Welt auch nur mit der kleinſten Pein des Fegfeuers verglichen werden, ſo ſind ſie ein Troſt, eine Erquickung gegen die geringſte Pein des Fegfeuers, und wer das Schmerzliche derſelben kennete, der wollte lieber bis zum Ende der Welt alle Martern ausſtehen, die von Adam an alle Menſchen auf der ganzen Welt je ausgeſtanden haben, als nur einen Tag, nur die geringſte Strafe des Fegfeuers leiden.“ Man muß nämlich auf den ſchauen, Geliebte! der dieſes Feuer anzündet, dann wird man auch begreifen, daß es ärger ſein muß, als ein irdiſches Feuer. In der Hand eines Starken wird eine Kleinigkeit etwas Bedeutendes, und je ſtärker Einer iſt, deſto empfindlicher kann er auch ſtrafen, wenn gleich das Inſtrument, mit dem er zuſchlägt, noch ſo unbedeutend erſcheint. So hat Samſon mit einem Eſelskinnbacken tauſend Mann erſchlagen, während ein Anderer,

kaum einen Hund damit hätte erſchlagen können. Die Geiſſel, mit der Jeſus Ochſen und Schafe und ſämmtliche Käufer aus dem Tempel des Vorhofes jagte, hätte in der Hand eines Andern kaum einen Buben erſchreckt. Darum ſagt Gott im fünften Buche Moſis (32, 41.): „Wenn ich mein Schwert wie den Blitz ſchärfe, und meine Hand zum Gerichte greift... ſo ſoll mein Schwert Fleiſch freſſen.“ Alſo das ſtrafende Schwert Gottes iſt wie der Blitz! Wer kennt aber nicht die fürchterliche Gewalt des Blitzes, die Alles durchdringt, zu Boden ſchmettert, zerreißt und ſchmilzt. Alſo iſt auch das ſtrafende Schwert der göttlichen Gerechtigkeit. Wenn wir nun bedenken, was die armen Seelen da Alles zu leiden haben, muß ſich da nicht unſer Herz vor Mitleid im Leibe umkehren und auf alle Weiſe zu helfen trachten?

Ein anderer Grund, warum wir den armen Seelen zu Hilfe eilen ſollen, iſt der, weil ſie ſich ſelber nicht helfen können. Mein Gott! mit wem hat man mehr Mitleid, als mit kleinen Kindern oder mit alten Leuten, die nimmer vom Bette können, wenn das Haus, in dem ſie ſich befinden, vom Feuer ergriffen wird? Alles läuft da und wagt ſogar das Leben, um dieſe unglücklichen Weſen der ſchrecklichen Feuersgefahr zu entreißen. Nun ſeht, Geliebte! ſolche Unglückliche, die ſich ſelber nicht helfen können, ſind die Seelen im Fegfeuer. Ach, darum nennen wir ſie arme Seelen! Wer wäre denn ärmer, als ſie? Sie können Nichts thun, um ihre Leiden zu lindern oder abzukürzen; denn jenſeits iſt die Nacht, wo Niemand mehr wirken kann. Sie können uns auch nicht ſagen, wie hart es ihnen geht; denn ſelten bekommt ſo eine arme Seele die Erlaubniß, ihren Freunden erſcheinen und ſie um ihre Hilfe anflehen zu dürfen. Es iſt, als wie mit den unglücklichen Gefangenen in Sibirien. Es iſt eine Seltenheit, daß dort Einer herauskommt, um uns die ſchreckliche Lage der dortigen Gefangenen ſchildern zu können. Da alſo ſie ſich ſelber nicht helfen können, ſo iſt kein anderes Mittel, Geliebte! als daß wir ihnen helfen. Hilft man einem Menſchen, der

ſich ſelber nicht helfen kann, und hebt und legt man ihn Tag und Nacht, warum ſollen wir denn den armen Seelen nicht helfen? Helfen ja auch die Thiere einander auf eine merkwürdige Weiſe. So z. B. iſt bekannt, daß die Kraniche diejenigen von ihnen, die nicht mehr fliegen können, mit ihren Flügeln halten und ſtützen, damit ſie ausruhen und wieder neue Kräfte ſammeln können. Und wenn eine Wildtaube angeſchoſſen wird und ihr klägliches Geſchrei erhebt, dann kommt eine ganze Menge herbei, um ihr zu helfen und ſie den Blicken des Jägers zu entziehen. Nun, meine Lieben! von dieſen mitleidigen Thieren werden wir uns ja doch nicht beſchämen laſſen?

Ferner müſſen wir bedenken, daß es unſere Anverwandten, unſere Brüder und Schweſtern, unſere Freunde und Wohlthäter ſind, die in dieſem armſeligen Zuſtande ſich befinden — ein neuer Sporn, ihnen bereitwilligſt und eiligſt zu helfen. Als Maria, die Schweſter Moſis, mit dem Ausſatze beſtraft und aus dem Lager ſieben Tage lang entfernt wurde bis zu ihrer Heilung, da bewegte ſich das Volk nicht vom Platze, ſagt die Schrift, bis Maria zurückgerufen ward. Sie hörten nicht auf zu bitten, bis Moſes ſie vom Ausſatze heilte, und ſie ſo wieder unter die Leute gehen durfte. Das Volk nahm ſich alſo um Maria an, weil ſie die Schweſter ſeines Führers war, es glaubte alſo das Volk, eine Pflicht der Dankbarkeit gegen ſie erfüllen zu müſſen. Wie, und wir ſollen unſere lieben Freunde und Angehörigen im Stiche laſſen? Nein, laſſen wir uns da nicht ſaumſelig finden! Beherzigen wir es recht wohl, was der heilige Auguſtin in dieſer Beziehung ſagt: „Wenn ein Schwein ſchreit, ſo ſchreien die andern mit ohne Aufhören. Wenn ein Eſel fällt, ſo ſuchen ſeine Kameraden ihn aufzuheben; aber es ſchreit die arme Seele im Fegfeuer, und Niemand iſt, der ihr eine Antwort gäbe. Da ſeht einmal, Brüder! eure Unmenſchlichkeit!“ *) Wollen auch wir uns ſolche Vorwürfe machen laſſen?

*) Serm. 44. ad fratr. in eremo.

Wiederum müſſen wir den armen Seelen zu Hilfe kommen, weil ſie es verdienen, weil ſie Freunde Gottes ſind und nur noch eine kleine Schuld abzutragen haben. Je würdiger Jemand iſt, deſto lieber erweiſen wir ihm eine Wohlthat; nun aber ſind gewiß die Seelen im Fegfeuer unſerer Hilfe am würdigſten; ſie ſind ja Freunde Gottes und werden einſt gewiß der ewigen Seligkeit theilhaftig. Da nichts Unreines in den Himmel eingehen kann, ſo ſind viele Seelen im Fegfeuer, die wegen ganz geringer Urſachen dort verweilen müſſen. Sie haben keine großen Schulden, keine Talente, ſondern nur Zehner ſind es, die ſie ſchulden; da aber der letzte Heller gezahlt werden muß, und an ein Herauskommen eher nicht zu denken iſt: ſo müſſen ſie auch der geringſten Schuld wegen leiden, und um ſo nöthiger iſt es demnach, daß wir ihnen helfen. Wir brauchen uns da nicht ganz und gar zu entblößen, ſo daß wir Alles für ſie thäten und uns nichts mehr bliebe; es genügt, daß wir ihnen nur einen Theil des Guten zukommen laſſen, das wir verrichten; der Haupttheil bleibt deßungeachtet uns; denn in einer jeden guten Handlung liegen drei Stücke: das Verdienſt, die Genugthuung und die Anrufung; das erſtere bleibt allemal uns ſelber, die beiden andern aber können wir immerhin den armen Seelen zuwenden; doch wir müſſen uns hierüber noch klarer werden; es fragt ſich nämlich, wie wir überhaupt den armen Seelen helfen können; hievon aber im

zweiten Theile.

Als Judas, der Feldherr der Machabäer, eine Schlacht geliefert hatte, ſchickte er, ſagt die Schrift, 12,000 Drachmen nach Jeruſalem, damit alldort für die Verſtorbenen Opfer dargebracht würden. Und ſo opfern auch wir; wir bringen für die armen Seelen nicht bloß das Blut der Böcke und Lämmer dar, ſondern das wahre, unbefleckte Lamm Gottes, Jeſum Chriſtum ſelber. Um ſo angenehmer muß alſo Gott dieſes hochheilige Opfer für die Verſtorbenen ſein. Der heilige Kirchenrath von Trient ſagt, daß durch das Gott ſo angenehme

Opfer der heiligen Meſſe den Seelen im Fegfeuer geholfen werden könne. Das haben die armen Seelen, wenn ſie Jemandem erſcheinen durften, ſelber oft bekannt. So z. B. ſchreibt der heilige Bernhard vom heiligen Malachias, einem Biſchof in Irland, daß er für ſeine verſtorbene Schweſter ſchon viele Meſſen gehalten hatte, worauf er denn endlich nachgelaſſen. Bereits waren dreißig Tage vorbei, daß er für ſie nicht mehr geopfert, ſieh da, da hört er nächtlicher Weile die Stimme ſeiner Schweſter, die ſich beklagte, daß ſie ſchon dreißig Tage lang im Vorhofe der Kirche auf die Hilfe des Bruders warte, aber umſonſt. Da fing Malachias neuerdings die heilige Meſſe für ſie zu leſen an, und da ſah er ſie in Trauerkleidern unter der Kirchenthüre. Er fährt fort, das heilige Opfer für ſie darzubringen, und da ſah er ſie das andere-mal bereits in der Kirche, aber noch mit einem dunkeln Kleide angethan. Der heilige Biſchof hörte nicht auf, täglich für ſie die heilige Meſſe aufzuopfern, und ſo ſah er ſie denn endlich mit vielen andern erlöſten Seelen in weißen Kleidern dem Himmel zuſchweben.

Neben dem heiligen Opfer iſt dann das Gebet eine ſehr mächtige Hilfe für die armen Seelen. Es iſt ja ein heiliger und heilſamer Gedanke, für die Verſtorbenen zu beten, auf daß ſie von ihren Sünden befreit werden mögen, ſagt die Schrift. Das Gebet iſt ein Himmelſchlüſſel, ſagt der heilige Auguſtin, durch den die Thüre des Himmels namentlich auch den Seelen im Fegfeuer geöffnet wird; daher bemüht ſich auch der Teufel auf alle Weiſe, dieſes Gebet für die Verſtorbenen zu verhindern oder nutzlos zu machen. Davon gibt die heilige Thereſia Zeugniß, die ſelbſt folgende Begebenheit erzählt. Als ich einmal am Vorabende von Allerſeelen mich in meine Kammer begeben, die Tagzeiten für die Verſtorbenen zu beten, ſieh, da kam ein abſcheuliches Geſpenſt und ſetzte ſich auf mein Gebetbuch, ſo daß ich nichts mehr leſen konnte; dreimal trieb ich den böſen Feind mit dem Kreuzzeichen ab; wie ich aber die Pſalmen wieder zu beten anfing,

kam er ſchnell wieder und hinderte mich, bis er endlich durch fortwährende Beſprengung mit Weihwaſſer verjagt die Flucht ergriff, und mich mein Gebet vollenden ließ. Hierauf ſah ich einige Seelen aus dem Fegfeuer zum Himmel emporſteigen, denen zu ihrer Erlöſung noch dieſes wenige Gebet, um das ſie der Teufel beneidete, gemangelt hatte. —

Ein anderes noch kräftigeres Mittel für die armen Seelen im Fegfeuer iſt das Almoſen, überhaupt Werke der Barmherzigkeit. Der alte Tobias ſagte zu ſeinem Sohne: „Setze dein Brod und deinen Wein auf das Begräbniß der Gerechten“ (Tob. 4, 18.); d. h. gib Almoſen, daß es den Verſtorbenen zu Nutzen kommt; und der heilige Thomas von Aquin ſagt: „Das Almoſen hat größere Kraft zur Genugthuung für die Sündenſtrafen als das Gebet.“

Aber, werdet ihr ſagen, wenn das Almoſen noch mehr nützt, als das Gebet, dann ſind die reichſten Leute am beſten daran; dieſe können überhaupt recht viel Gutes thun für ihre Seele, können recht Meſſen leſen und recht viel unter die Armen austheilen laſſen, wenn ſie einmal geſtorben ſind. Allein, Geliebte! auf das kommt es da nicht an, wie viel Einer zuletzt für ſich thut, ſondern wie Einer Barmherzigkeit für die Andern geübt hat. Es wird da heißen: Selig ſind die Barmherzigen, denn ſie werden Barmherzigkeit erlangen. Wer reich war, aber mit ſeinem Gelde den armen Seelen in ſeinen geſunden Tagen nicht geholfen hat, keine Meſſen leſen ließ, kein Almoſen gab, der darf verſichert ſein, daß, wenn er auf dem Sterbebette aus Furcht vor dem Fegfeuer für ſich ſelber recht gut ſorgen will, dieſes Gebet, dieſe Meſſen, dieſes Almoſen keineswegs ihm, ſondern andern dürftigen Seelen werde zugewendet werden, er ſelber aber muß für ſeine frühere Hartherzigkeit leiden.

Nebſt dem ſind aber Verzeihung der zugefügten Beleidigung, ferner Werke der Selbſtverläugnung, z. B. Faſten, Kaſteien, Wachen, Knieen u. dgl., überhaupt ſtrenge Bußwerke

den armen Seelen ſehr zuträglich; auch können ihnen Abläſſe zugewendet werden und wir haben den bekannten Allerſeelenablaß, welcher für die Seelen im Fegfeuer gewonnen werden kann. So ſehet ihr alſo, Geliebte! daß wir allerhand Mittel und Wege haben, den armen Seelen zu Hilfe zu kommen, ohne daß wir dadurch etwas verlieren oder einen Schaden erleiden würden. Thun wir alſo helfen, wie wir können. Es ſind ja arme Seelen, es ſind würdige Seelen, es ſind unſere Brüder, Freunde und Gutthäter, wo es die Pflicht der Dankbarkeit ſogar befiehlt, ihrer zu gedenken. Wir wiſſen auch, wie wir ihnen helfen ſollen und können, nämlich durch das heilige Meßopfer, durch Gebet, durch Abläſſe, durch Verzeihung von Beleidigungen, durch Wachen und Faſten, überhaupt durch Werke der Abtödtung. So ſeien wir denn barmherzig, daß auch uns einſt Barmherzigkeit erwieſen werde. O wir dürfen es nicht umſonſt thun, nein, die armen Seelen ſind dankbar auf alle mögliche Weiſe für die Wohlthaten, die wir ihnen erweiſen. Nur müſſen wir uns hüten, ſie nicht in einer abergläubiſchen Weiſe zu verehren, wie dieß manchmal unter dem Landvolk gebräuchlich iſt. Ich weiß nicht, was die Leute mit dem Weihwaſſer für einen Glauben haben, aber ich meine immer, ſie haben den rechten Glauben nicht damit. Ihr gießet Weihwaſſer auf den Gräbern herum, ihr beſprenget die Armenſeelentafeln, die über euren Weihbrunngefäßen vor der Thüre hängen, mit Weihwaſſer. Es ſcheint, daß Manche den Glauben haben, je mehr ſie Weihwaſſer auf die Gräber gießen, deſto mehr helfe das den armen Seelen. Einige meinen gar, es werde durch dieſes geweihte Waſſer das Feuer ausgelöſcht, und ſo die armen Seelen erlöst. Allein dieß zu glauben wäre eine große Albernheit. Der Gebrauch des Weihwaſſers dient nur dazu, unſern Wunſch zu erkennen zu geben, daß nämlich die Seelen des Fegfeuers durch unſer Gebet Linderung oder gänzliche Erlöſung erlangen möchten. Dieſe Ausſprengung des Weihwaſſers auf die Gräber iſt nur etwas Bildliches, es ſtellt die Kühlung dar, es zeigt die Linderung an, die

wir den armen Seelen wünſchen, erflehen, aber das Weihwaſſer ſelber kann dieſe Linderung nicht geben. So iſt es auch mit den Lichtern, die wir in der Seelenoktav oder bei Leichengottesdienſten brennen. Dieß iſt wieder nicht ſo zu verſtehen, als ob durch dieſes Brennen der Lichter den Verſtorbenen geholfen werden könnte, ſondern dieſe Lichter deuten wieder nur unſern Wunſch, unſer Gebet an, mit welchem wir rufen: Das ewige Licht leuchte ihnen! So helfen wir denn den armen Seelen in der rechten Weiſe, die ihr jetzt kennet, und vermeidet allen Aberglauben dabei! Stellet euch vor, ſo oft ihr den Fuß in die Kirche ſetzet, als ſähet ihr die armen Seelen gleich Bettlern an der Thüre ſtehen, und mit gefalteten Händen um ein Almoſen anhalten; erinnert euch, daß es lauter liebe Kinder Gottes ſind, die in der Gefangenſchaft, fern vom himmliſchen Vater nach Erlöſung ſeufzen. Gebet ihr ja öfter aus Mitleiden den Bettlern vor den Kirchthüren ein Almoſen, um wie viel mehr verdienen eine ſolche Barmherzigkeit jene Seelen, denen ihr, ohne einen Heller auszugeben, die heilige Meſſe aufopfern könnet. Erneuert daher eure guten Vorſätze und thut Gutes, nicht bloß den Lebendigen, ſondern auch den Verſtorbenen, nach jenem Worte: Thue Gutes dem Gerechten, und du wirſt große Belohnung erhalten. Amen.

Predigt

auf

den zweiundzwanzigsten Sonntag nach Pfingsten.

Text: „Wessen ist dieses Bild?“ Matth. 22, 20.

Geliebte Pfarrkinder!

Wir ersehen aus dem heutigen Evangelium, daß es zu Christi Zeiten eben so gebräuchlich war, Bilder auf den Geldmünzen zu haben, wie in unsern Tagen noch. Dagegen hat nun kein Mensch eine Einwendung. Jedermann findet es natürlich, daß auf den Münzen Bilder seien, namentlich derjenigen, die das Recht haben, solche Münzen zu prägen, nämlich der Landesherrn. Man findet auch sonst überall Bilder, wo man in ein Haus hineingeht. Jedes Zimmer ist ganz gewiß mit Einem Bilde wenigstens geziert; ja, meine Lieben! es gibt sogar eigene Häuser, wo man Gemälde sammelt, wo die schönsten, die kostbarsten, die theuersten Bilder zusammengebracht und aufbewahrt werden; Jedermann geht dahin, diese Bilder anzuschauen, sie zu bewundern und die Kunst der Meister

zu preiſen, die ſo herrliche Bilder verfertigen konnten. Alſo ſollte man meinen, kein Menſch werde je an den Bildern Anſtand nehmen, und wegen der Bilder werde, ſo lang die Welt ſteht, kein Streit entſtehen. Allein, Geliebte! das iſt nicht ſo. Es gibt nämlich Leute, die alle Gemälde, alle Bilder lieben, nur kein religiöſes, es gibt Leute, die überall Gemälde haben, Gemälde ſehen wollen, nur in keiner Kirche. Nicht einmal ein Kruzifix wollen ſie leiden, geſchweige erſt Kreuzwegtafeln oder Bilder von Heiligen. Ja, einen ſolchen Abſcheu haben dieſe Leute vor den Bildern, daß, wenn ſie in eine Kirche, wie die unſrige, zum Gottesdienſt gehen müſſen, gar nicht hineingehen würden — und wiſſet ihr, was ſie in dieſem unſern freundlichen Gotteshauſe vor den Kopf ſtoßen würde? Wenn ſonſt gar nichts Anderes, ſo würde ſie unſer Muttergottesbild auf dem Hochaltar beleidigen. Und wiſſet ihr warum? Das wiſſet ihr wahrſcheinlich nicht; darum will ich es euch ſagen. Seht, dieſe Leute meinen, wir beten die Bilder, die da herumhängen, an. Nicht wahr, das hättet ihr doch nicht geglaubt? Allein es iſt ſo, Geliebte! noch heute meinen ſie das in vollem Ernſte. Wohl fehlt es unter dem Volke nicht an Mißbräuchen, nicht an Aberglauben auch in Bezug auf die Bilder, und das mag ſie zur Meinung verleitet haben, als bete man die Bilder an; allein mit Unrecht glauben ſie dieß. Wir wiſſen recht gut, meine Lieben! was wir von unſern kirchlichen Bildern zu halten haben, und heute möchte ich dieſes Bewußtſein wieder ein wenig aufwecken in euch. Deßhalb beantworte ich folgende zwei Fragen:

Was nützen chriſtliche Bilder? I. Theil.
Welche Verehrung darf man ihnen erweiſen? II. Theil.

Ich beginne ꝛc.

Erſter Theil.

Es gehört nicht viel Scharfſinn dazu, Geliebte! um einzuſehen, daß die religiöſen Bilder ungemein großen Nutzen

haben. Einmal verherrlichen ſie Gott und ſeine Heiligen. Jedes katholiſche Schulkind weiß, daß ſich die Bilder auf jene Perſon beziehen, die durch ſie dargeſtellt iſt. Wenn wir alſo ein Bild von Jeſus Chriſtus und ſeinen Heiligen haben, ſo ſind ſie dem Unwiſſenden ein offenes, ſehr leicht und ſinnlich begreifliches Buch, worin er die Geſchichten der Heiligen, wie der junge heilige Clemens von Ancyra die Martyrerkämpfe lieſt. Sind es die reichhaltigen Lehrſtücke des heiligen Evangeliums, beſondere Vorgänge aus dem alten Bunde, in denen er erſieht, wie Gott das Laſter ſtrafte und die Tugend belohnte: ſo wird er unvermerkt auf die lehrreichen Begebenheiten aufmerkſam gemacht, die ihn unterrichten, und ſie werden um ſo tiefern Eindruck auf ſeinen Verſtand und ſein Gedächtniß machen, da die Seele des ungebildeten Naturmenſchen für ſolche Sachen um ſo empfänglicher iſt. Bei Kindern ſind dergleichen Bilder die beſten Lehrmeiſter; neugierig wie ſie ſind, fragen ſie über Alles nach, und die Erklärung zu dem Bilde haftet nun mit dieſem unverwüſtbar in ihrem Gedächtniſſe.

Allein hauptſächlich iſt es das Herz, das beim Anblicke der Bilder gerührt und von religiöſen Bildern erbaut wird. So ward der heilige Gregor von Nazianz, wenn er das Bild des gehorſamen Abraham, wie er den Iſaak ſchlachten wollte, anſah, allzeit zu Thränen gerührt. Und daß die Bilder, wenn auch nicht immer Thränen entlocken, doch in gar Manchem andächtige Gedanken und fromme Rührungen erwecken, daß ſie ſehr weſentlich zur Bekehrung eines Menſchen beitragen können: wer, der in ſein eignes Herz greift, wird das läugnen können? Wenn wir z. B. die Bildniſſe des Gekreuzigten anſehen, erfüllt uns nicht dieſer Anblick mit Dankgefühl, Mitleid, Reue, Furcht, Sündenhaß und Liebe Gottes? Und wer ſpürt nicht die edelſte Freude, daß er ein Chriſt iſt, beim Anblicke eines Apoſtels? wer fühlt ſich nicht zur Standhaftigkeit, zur Geduld, zur freudigen Ertragung aller Leiden begeiſtert beim Anblicke der peinlichen Werkzeuge eines Martyrers? wer fühlt nicht beim An-

blicke der Bilder Mariens und anderer heiligen Jungfrauen Liebe zur Reinigkeit und unendliche Wehmuth über die Verletzung derſelben, tiefe Beſchämung vor ſich ſelber? Prinzen und Edelleute fühlen ſich gehoben und begeiſtert beim Anblick der Bilder ihrer Ahnen, ſie wollen ihnen Ehre machen, zeigen, daß ſie derſelben würdig ſind, daß dieſe nicht vor ihnen zu erröthen haben ſollen. Und wie? die Bilder Jeſu und ſeiner Heiligen ſollen nicht im Stande ſein, begeiſternd auf Jene zu wirken, die ſie ernſt betrachten, ſie zur Nachfolge zu entflammen? Ich für meine Perſon muß geſtehen, daß mich noch nichts außer dem Kruzifixe ſo gerührt hat, als der Anblick der Jungfrau, wie ihr der Engel die Botſchaft der Menſchwerdung Chriſti bringt, oder wie ſie, in überirdiſches Schauen verſunken, ihr göttliches Kind auf den Armen hält. (Madonna von Raphael.)

Recht alſo, heilſam und heilig iſt es, daß man die frommen, die unterrichtenden, die erbaulichen Bildniſſe Gottes und der Heiligen nicht nur in den Tempeln und Kapellen, ſondern auch in den Häuſern, in den Schlafzimmern und auf den Wegen aufſtellt. Sie ſind der untrüglichſte Wegweiſer zum himmliſchen Vaterland; ſie zeigen, wie weit wir noch zurück ſind und wie wir alle Kräfte ſammeln müſſen, um von der einbrechenden Nacht, von den hölliſchen Straſſenräubern nicht überfallen zu werden; ſie tröſten auf dem Wege des Leidens, ſie erinnern im Sündenfalle, ſie reichen ihre Hand zum ſchnellen Aufſtehen. Ja, recht iſt es, daß man die rührendſten Stücke aus den Evangelien aushebt, ſolche dem Sünder und Gerechten vor Augen legt, damit er bald geſchreckt, bald getröſtet, bald ermuntert, bald beſtraft werde; gewiß iſt das Alles von Nutzen. — Ja, recht iſt es, daß man die Kinder mit frommen Bildern beſchenkt, ihre Neugierde hiedurch rege macht, ihre Fragen befriedigt und ſo guten Samen in ihre zarten Herzen ſtreut. O Geliebte! die haben es nicht gut mit euch gemeint, die euch einſt die Bilder weggenommen, die die Kreuze auf den Straſſen umgehauen, die die ſchönſten Denkmäler der Kunſt in den Kirchen

und auf öffentlichen Plätzen zerstört haben. Es hat eine Zeit gegeben, wo man in den Kirchen kaum ein anderes Bild mehr sah, als höchstens ein Kruzifix; die Kreuzwege, die Heiligenbilder, sie mußten weichen, und nur die Nägel an den Wänden zeigen noch, daß da einst Bilder gehangen haben.

Ich bin keineswegs Einer von denen, die jedem Bilderplunder Lob spenden und das Wort reden. O nein, man kann nicht läugnen, Geliebte! daß sehr viele Überladung und Übertreibung in unsern Kirchen geherrscht hat und zum Theil hie und da noch herrscht. Wo ein altes Weib ein Bildchen hinstellen, hinhängen, hinpappen konnte, geschah es gewiß, und so hingen die Kirchen voller Täfelein, und Männchen und Weibchen in allen möglichen Formen und Trachten waren in den Kirchen zu finden. Und die Leute waren so erpicht auf diese Bilder, Figuren und Figürchen, daß sie fortwährend dort ihre Andacht verrichteten und unsern Herrgott selber so ziemlich hintansetzten. Das heilige Sakrament blieb unberücksichtigt. Und wehe dem Pfarrer, der es gewagt hätte, in den Kirchen aufzuräumen, alsbald hätte es geheißen: Unser Pfarrer ist ein Lutheraner! und alles Vertrauen wäre verscherzt gewesen.

Wiederum ist nicht zu läugnen, daß recht fratzenhafte Gesichter, recht abgeschmackte und eckelhafte Figuren aus diesen geschnitzten und gemalten Heiligenbildern herausschauten, die nicht nur nicht erbauten, sondern ärgerten. Ganze Klumpen und Klötze, fast ohne alle Form, standen auf Kreuzwegen und Kirchen als Bilder umher, daß es wahrlich hätte Wunder nehmen dürfen, wenn die Weiber in gewissen Umständen beim Anblicke dieser Heiligen Schaden genommen hätten. Hätte man damals gefragt: Wessen ist dieß Bild da auf der Straße oder dort auf dem Gottesacker oder dort in der Kirche, so hätte man kaum sagen können: Dieß ist das Bild der Mutter Gottes, oder dieses Heiligen, sondern man wäre bei ihrem Anblicke an Wäschweiber und Hausknechte erinnert worden. Wenn man die Überschrift nicht sähe, so wüßte man wahrlich nicht, wessen das Bild wäre. Da war es sehr wohl nöthig,

daß ausgeputzt, aufgeräumt wurde, der Wust war wirklich zu arg, und, im Vorbeigehen gesagt, meine Lieben! er ist noch zur Stunde an manchen Orten ziemlich arg. Kein Mensch hätte es daher übel aufgenommen, wenigstens die Besseren und Vernünftigeren nicht, wenn in Beziehung auf die Bilder damals das Nöthige geschehen wäre. Allein erstens hätte diese Schrift von den Bischöfen ausgehen, wenigstens nur im Einverständnisse mit den Bischöfen geschehen müssen; denn die weltliche Gewalt für sich allein hat das Recht nicht, auch nur ein einziges Bild aus den Kirchen wegzuthun; und dann zweitens hätte man das Kind sammt dem Bade ausschütten, alle Bilder, bis auf das nackte Kreuz, aus den Kirchen entfernen sollen.

Gott Lob! diese Zeit ist vorüber, Geliebte! Wir haben in dieser Beziehung wieder bessere Zeiten; die Bilder des Herrn und der Heiligen, sie dürfen wieder in unsern Kirchen ihren Platz haben; es liegt jetzt nur an uns, Nutzen davon zu ziehen, Belehrung für den Verstand und Erbauung für das Herz in ihnen zu suchen, und — ihnen die gebührende Verehrung zu erweisen; worin aber diese Verehrung besteht, das vernehmet im

zweiten Theile.

Wenn man das Landvolk betrachtet, in welcher Weise es die Bilder verehrt, so sieht man Folgendes: Erstens küßt es die Bilder der Heiligen, die es in seinen Gebetbüchern hat, und betrachtet sie wohlgefällig und aufmerksam. Ist das eine rechte Verehrung oder nicht?

Das ist eine rechte Verehrung, Geliebte! Gleichwie das Kind dankbar die Hand des Vaters oder der Mutter oder anderer Personen küßt, die ihm Gutes thun, so darf man auch das Bild eines Heiligen küssen aus Andacht und Liebe, weil die Heiligen Gottes der Welt viele Wohlthaten erwiesen haben und weil Gott selber nunmehr seine Heiligen auf alle Weise ehrt und auszeichnet. Oder wenn Jemand ein Bild seines verstorbenen Vaters, der Mutter, oder eines guten Freundes

bei sich hat, es sorgsam aufbewahrt, es manchmal gerührt betrachtet und es in heißer Liebe und Dankbarkeit oder auch im Gefühle tiefster Wehmuth küßt: wo ist derjenige, welcher dergleichen tadeln wollte?

Wiederum, ihr gebet Acht, daß diese Bilder nicht auf dem Boden herumfahren, daß sie nicht mit Füßen getreten werden, ja ihr würdet es nicht dulden, daß Jemand ein Bild von einem Heiligen verunehren, beschimpfen würde. Ist das recht? Ist das eine rechte Verehrung? — Allerdings, daran kann Niemand zweifeln. Aber die Bilder sind doch nur von Papier, von Holz oder Stein, wenn man also das Bild mit Füßen treten würde, so geschähe ja dem Heiligen nichts, sondern nur dem Holz oder Stein oder Papier. Nein, saget ihr darauf, ich verehre in dem Bilde nicht das Holz oder den Stein oder das Papier, aus dem das Bild gemacht ist, sondern ich verehre den, der durch das Bild vorgestellt wird; also wenn ich das Bild mit Füßen treten, überhaupt verunehren würde, so würde diese Verunehrung auf den zurückgehen, den das Bild vorstellt. So urtheilt die ganze vernünftige Welt, und sie hat Recht. Wo ist z. B. Jemand, dem man es ungestraft hingehen ließe, wenn er das Bild des Königs verunehren würde? Würde da die Ausrede angenommen werden, er habe nur das Papier, auf dem das Bild stehe, verunehren wollen? Gewiß nicht. So hat man in England schon öfter das Bild des Pabstes verbrannt; hat man damit dem lebenden Pabste eine Ehre erweisen wollen? Oder war dieß eine gleichgültige Handlung? Nein, es war eine Handlung, die eine Schmach, eine Entehrung für den Pabst sein sollte. Und unlängst hat man das Bild eines Königs verbrannt. Galt das etwa nur dem Bilde? Nein, es war eine Beschimpfung seiner Person. Darum ist es eine recht grobe Lüge derjenigen gewesen, die einst die Kruzifixe zerhackten und die Heiligenbilder zertrümmerten, wenn sie behaupteten, dem Herrn Jesu selber und seinen Heiligen werde dadurch keine Schmach angethan! O nein, die Unehre, die den Bildern zugefügt wird,

bezieht ſich auf Jeſu, ſeine Mutter und ſeine Heiligen, und — die göttliche Gerechtigkeit rächt dieſe Unbilden. Ich will euch das in einem erſchrecklichen Beiſpiele klar machen. Ganz kurz nach der erſten franzöſiſchen Revolution arbeitete ein ehrwürdiger Geiſtlicher in einem Spitale unermüdet an dem Heile der Seelen und ertheilte den daſelbſt in großer Anzahl befindlichen Kranken und Verwundeten aus allen Kräften den Beiſtand und die Tröſtungen unſerer heiligen Religion. Da ſprach man ihm von einem Soldaten, der ganz verſtümmelt ſei, ſo daß es als ein wahres Wunder erſcheine, wie er denn noch leben könne. Der Prieſter war begierig, ihn zu ſehen; er begab ſich daher zu ihm und fand einen Menſchen, deſſen Geſichtszüge große Seelenruhe verriethen. Mein Freund! ſprach er zu ihm, man hat mir geſagt, eure Wunden ſeien ſehr ſchwer. Lächelnd gab der Kranke zur Antwort: Ehrwürdiger Herr! heben Sie die Decke ein wenig auf! Der Geiſtliche hebt ſie auf und weicht vor Schauder zurück, da er ſieht, daß dieſer Unglückliche keine Arme mehr hat. Wie, ſagte ihm darauf der Verwundete, Sie treten zurück wegen dieſer Kleinigkeit? Nehmen Sie auch die Decke von meinen Füßen weg. Er nimmt ſie weg und ſieht, daß er auch der beiden Füße beraubt iſt. Ach, mein Lieber! ruft der mitleidige Prieſter aus, wie beklage ich Euch! Nein, antwortete der Kranke, beklagen Sie mich nicht, mein Vater! ich habe nur erlitten, was ich verdiene; denn ebenſo habe ich ein Kruzifix behandelt. Einſt begab ich mich mit meinen Kameraden zur Armee, da trafen wir auf der Straſſe ein Kruzifix an, das der Wuth der Stürmer entgangen war. Ich war dabei einer der Thätigſten, ſtieg hinauf, zerſchlug dem Kruzifix mit meinem Säbel Arm und Beine und es fiel herunter. Sobald ich nun im Lager ankam, lieferte man eine Schlacht, und beim erſten Angriffe wurde ich ſo zugerichtet, wie Sie mich ſehen. Aber Gott ſei geprieſen, der mein Verbrechen auf dieſer Welt beſtraft, um meiner in der andern zu ſchonen, wie ich von ſeiner großen Barmherzigkeit hoffe. — Daraus mögt ihr entnehmen, Geliebte! was von

der Verehrung der Bilder zu halten ſei. Ja, ihr thut recht daran, ihr lieben Landleute, daß ihr die Bilder in Ehren haltet, daß ihr Kreuze und Kruzifixe auf den Wegen errichten laſſet, Gott wird dadurch geehrt!

Aber jetzt kommt die Hauptſache. Wir haben hier einen Wallfahrtsort, den auch die Nachbarn fleißig beſuchen. Man hat auf die „Mutter Gottes in Laaberberg" beſonderes Vertrauen. O liebe Frau von Laaberberg, hilf mir doch! ſo ſagt ihr oft, ſo ſagen auch die Nachbarn in großen Nöthen. Was ſoll nun das bedeuten? Iſt die liebe Frau von Laaberberg eine andere, als die liebe Frau von Altötting, und die liebe Frau von Bogenberg, und die liebe Frau von tauſend andern Wallfahrtsorten, die es in der katholiſchen Chriſtenheit gibt? Oder iſt etwa die Figur, das Bild der Gottesmutter hier ein ſolches, auf das man beſonderes Vertrauen ſetzen dürfte? Wenn ihr auf das Bild, auf die hölzerne Statue ein Vertrauen ſetzet, wenn ihr meint, daß das Bild allhier oder anderwärts etwas vermöchte: dann, meine Lieben! wäre das purer Aberglaube. Der heilige Kirchenrath von Trient, deſſen Ausſprüche uns ſo heilig ſind, wie die vier Evangelien, ſagt ausdrücklich, man dürfe die Bilder zwar verehren, aber nicht, als dürfte man glauben, es befinde ſich in ihnen irgend etwas Göttliches oder eine Kraft, weßhalb ſie zu verehren wären, auch könne man von ihnen nichts erbitten, oder ein Vertrauen auf ſie ſetzen. Wenn ihr alſo etwa meint, die Figur der Mutter Gottes, wie ſie hier oder anderwärts ſteht, könne Wunder wirken oder überhaupt Außerordentliches thun, ſo wäre das grober Aberglaube. Die Figur ſelber, das Holz, der Stein, das Papier kann Nichts, die Mutter Gottes iſt im Himmel und dieß iſt die Einzige, die etwas kann, und die kann allerdings an dieſem Orte mehr als an einem andern die Gnaden, die ſie von ihrem göttlichen Sohne uns erbittet, austheilen. Es iſt ja auch in der Natur ſo; überall z. B. gibt es Waſſer, aber beſondere Heilquellen, Bäder, Gnadenquellen gibt es nur an beſtimmten Orten, und ſo gibt es auch im Reiche

der Gnade ſogenannte Gnadenorte und Gnadenbilder, an welchen und durch welche Gott ſeine Gnaden durch die heilige Jungfrau oder andere Heilige in höherem Maaße uns zuwenden kann und zuwendet, wie anderwärts. Wenn ihr alſo ſagt: Liebe Frau von Laaberberg, hilf mir! und wenn das einen Sinn haben ſoll, ſo kann es nur dieſen haben: Seligſte Jungfrau Maria, die du bereits im Himmel thronſt, du haſt dich wie anderwärts, ſo auch hier, von jeher als eine gütige Jungfrau gezeigt und ſo Manchem oft wunderbarer Weiſe geholfen; darum ſei auch mir gnädig, o Mutter und Jungfrau! In dieſer Weiſe beten wir alle Samstage, und wenn ihr ſo betet, wie es in jenem Gebete heißt, dann, dieß verſichere ich euch, begeht ihr keinen Aberglauben. Nur das muß ich euch noch ſagen, und das müßt ihr euch noch merken, daß unſere liebe Frau für ſich gar Nichts kann, ſondern was ſie kann, kann ſie nur durch ihren göttlichen Sohn.

So wiſſet ihr denn nun, was ihr von den Bildern zu halten habt; ihr wiſſet, warum wir ſie haben, wozu ſie dienen; ihr wiſſet aber auch jetzt, wie ihr ſie verehren dürfet. So verehret ſie denn recht und gebraucht ſie zu eurem Nutzen. Amen.

Predigt

auf

den dreiundzwanzigsten Sonntag nach Pfingsten.

Text: „Wenn ich nur den Saum seines Kleides berühre, so werde ich gesund.“ Matth. 9, 21.

Geliebte Pfarrkinder!

Im Evangelium finden wir, daß der Herr auf verschiedene Weise die Kranken geheilt und die Todten erweckt habe. Entweder ging er selber hin oder er machte die Kranken auch in weiter Ferne gesund; er sagte nur: Geh hin, dein Sohn, deine Tochter lebt! und wenn nun die Ältern hingingen, so fanden sie es so, wie ihnen Jesus gesagt hatte, ja, die Zeit des Gesundwerdens fiel genau mit der Zeit zusammen, in welcher Jesus gesagt hat: Geh hin, dein Sohn lebt. Wiederum finden wir, daß er entweder mit einem bloßen Worte die Kranken gesund mache, daß er meinetwegen zu einem Blinden geradezu sagte: Ich will, sei sehend, oder zu einem Aussätzigen: Ich

will, ſei rein; oder aber auch, daß er ſich irgend eines Mittels bediente, mit dem er dieſe Heilung vollbrachte. Er vermiſchte entweder Koth und Speichel und beſtrich damit den Kranken und ſagte ihm dann, er ſolle ſich baden, oder er berührte einen Ausſätzigen und heilte ihn ſo. Auf ſolch verſchiedene Weiſe wirkte der himmliſche Arzt bald durch perſönliche Gegenwart, bald auch durch ein Wort in der Ferne geſprochen, bald durch, bald ohne Mittel.

Heute aber, Geliebte! ſehen wir eine beſondere Art der Heilung. Ein Weib, das lange den Blutfluß hatte, ging dem Herrn nach, ſagte aber Nichts zu ihm. Sie dachte: ich brauche ſein Wort nicht einmal, wenn ich nur den Saum ſeines Kleides berühren kann, ſo iſt mir ſchon geholfen. Und ſieh, ſie hatte Recht; kaum hatte ſie den Saum des Kleides Jeſu berührt, ſo fühlte ſie ſich geſund. Alſo ſelbſt ein Kleidungsſtück vom Herrn konnte geſund machen; es ging eine wunderbare Kraft davon aus; nur berührt hatte ſie den Saum ſeines Kleides, und ihr ward geholfen. — Das, was heute geſchehen iſt, meine Lieben! hat ſich ſpäter noch öfter wiederholt; es ſind dieß die ſogenannten Reliquien der Heiligen, die, wie heute der Saum vom Kleide des Herrn, in allen Jahrhunderten viele Gläubige geſund gemacht, ja ſogar Todte wieder zum Leben erweckt haben. Daher genießen dieſe Reliquien der Heiligen in der katholiſchen Kirche große Verehrung. In jedem Altare müſſen Reliquien von Heiligen hinterlegt ſein; ſonſt darf man nicht Meſſe leſen darauf, in unſerer Kirche ſehet ihr da zwei heilige Leiber auf den zwei Seitenaltären. In andern Kirchen aber haben ſie keinen ganzen heiligen Leib, ſondern nur einzelne Gebeine, oder ſonſt Kleidungsſtücke und Hausgeräthe, die die Heiligen Gottes zurückgelaſſen haben, z. B. einen Krug, einen Stuhl, ein Kruzifix, ein Stück Gewand u. dgl. Seht, das nennt man Reliquien oder Überbleibſel der Heiligen. Da ich vor acht Tagen von den Bildern geredet habe, ſo iſt es mir gerade recht lieb, daß ich heute von den Reliquien reden kann, denn die Bilderverehrung

und die Reliquienverehrung gehören zusammen. Demnach sage ich heute:

Was nützen die Reliquien? I. Theil.
Wie dürfen wir sie verehren? II. Theil.

Ich beginne ꝛc.

Erster Theil.

Wunderbar ist der Herr in seinen Heiligen, sagt einmal die heilige Schrift, und das, meine Lieben! können wir aus den Wundern, die Gott durch die Reliquien der Heiligen hat wirken lassen, deutlich genug ersehen. Wir halten uns vorläufig nur an die heilige Schrift an; denn selbst diese liefert die merkwürdigsten Beispiele von staunenswerthen Wundern, die durch die Überbleibsel der Heiligen gewirkt worden sind. Hieher gehört vor Allem die wunderbare Begebenheit mit dem Mantel des Elias, welche die heilige Schrift also erzählt: „Eliſäus ſchlug mit dem Mantel des Elias, der ihm entfallen war, das Waſſer, aber es theilte ſich nicht, und er ſprach: Wo iſt auch jetzt der Gott des Elias? Und er ſchlug das Waſſer, und es theilte ſich hierhin und dorthin, und Eliſäus ging hindurch.“ Wie sehr mußte Gott den Propheten Elias geehrt haben, daß er sogar durch seinen Mantel noch eine so wunderbare That vollbringen ließ! Eine andere wunderbare Begebenheit gibt die Schrift in folgenden Worten: „Da geſchah es aber, da Einer ein Holz abhieb, fiel das Eiſen der Art in das Waſſer, und er ſchrie und ſprach: Ach, ach, ach, mein Herr! Und ich hab' es ſogar entlehnt. Aber der Mann Gottes ſprach: Wo iſt es hingefallen? Und er zeigte ihm den Ort. Da hieb er ein Holz ab und that es da hinein und das Eiſen ſchwamm.“ Dem Holze also, deſſen ſich Eliſäus bediente, ertheilte Gott die wunderbare Kraft, wie ein Magnet Eisen anzuziehen. Indeß das ist etwas Winziges

IV Königs 2. 14

II Königs 6. 5

gegen das, was jetzt kommt. Durch die Berührung des Leichnams des genannten Propheten wurde ſogar ein Verſtorbener wieder lebendig. Nach der heiligen Schrift lautet die Erzählung alſo: „Und Eliſäus ſtarb und ſie begruben ihn. Aber es kamen Räuber von Moab in's Land in demſelben Jahre. Und da Einige einen Mann begruben und die Räuber ſahen, warfen ſie den Leichnam in das Grab des Eliſäus. Und da er die Gebeine des Eliſäus berührte, ward der Mann wieder lebendig und ſtand auf ſeinen Füßen.“ Mit Bezug auf dieſe Stelle ſagt die heilige Schrift an einem andern Orte: „Nichts vermochte etwas über ihn, und auch im Tode zeigte ihn ſein Körper als einen Propheten, in ſeinem Leben that er Unerhörtes und auch nach ſeinem Tode wirkte er Wunder.“ So ſehr ehrte alſo Gott die Gebeine ſeines Dieners, daß er die Erweckung eines Todten durch ſie bewirkte, ohne daß von Seite derjenigen, die den Todten zum Leichname des Eliſäus hineingeworfen hatten, die geringſte Abſicht einer Verehrung der Gebeine des Propheten vorhanden geweſen wäre. Das Alles, Geliebte! kommt ſchon im alten Teſtamente vor. Gott iſt da ſchon wunderbar in den Reliquien ſeiner Heiligen. Gehen wir nun in den neuen Bund herüber, ſo finden wir, daß, gleichwie im alten Bunde Gott durch die Reliquien der Propheten Wunder wirkte, er im neuen Bunde dieß noch in auffallenderer Weiſe that. Da iſt vor Allem der große Prophet, unſer Herr und Heiland ſelbſt, der durch den Saum ſeines Kleides nach dem Berichte des heutigen Evangeliums heilende Kraft ausſtrömen ließ, um die vertrauensvolle Berührung deſſelben zu belohnen, und ſpäter wirkt er durch die Schweißtücher und den Gürtel ſeines Apoſtels, ja ſogar durch den Schatten Petri die auffallendſten Wunder der Krankenheilungen. Und was in der heiligen Schrift als Anfang berichtet wird, davon liefert die chriſtliche Geſchichte aller Jahrhunderte die Fortſetzung. Die Schriften der heiligen Väter ſind voll von

unläugbaren Wundern, welche durch die Reliquien der Heiligen Gottes geschahen, besonders der heiligen Martyrer. Ich will nur Einiges davon anführen. Vom heiligen Ignatius, dem Schüler des heiligen Apostels Johannes, der zu Rom von den wilden Thieren zerrissen wurde, schreibt der heilige Chrysostomus also: „Die Wunder der Heiligen glänzen mehr als die Sterne, indem die Teufel wohl die Sterne, aber nicht die Wunder der Martyrer ansehen können, sondern sogleich fliehen. Dieß will ich nicht nur aus dem beweisen, was schon längst geschehen ist, sondern daraus, was auch noch heute geschieht. Es führe einmal Einer einen Besessenen und Wüthenden zu dem heiligen Grabe, wo die Reliquien eines Martyrers liegen, und du wirst sehen, daß er sogleich zurückspringe und fliehe; denn gerade, als müßte er über Kohlen gehen, wird er sogleich von dem Eingange entweichen und sich nicht getrauen, den Sarg selbst anzuschauen." — Der heilige Ambrosius, Erzbischof von Mailand, ist mit vielen Andern Augen- und Ohrenzeuge der wunderbarsten Begebenheiten gewesen. Er ruft Alle zu Zeugen auf mit den Worten: „Ihr habt es erfahren, ja ihr habt es selbst gesehen, daß Viele von den Teufeln erledigt, und sehr Viele, sobald sie mit ihren Händen das Kleid der Heiligen berührt hatten, von ihren Krankheiten befreit wurden. Die Wunder der alten Zeit haben sich wiederholt, indem durch die Ankunft des Herrn Jesu eine größere Gnade über die Erde sich ausgegossen hat. Ihr sehet, daß die Meisten gesund geworden sind nur durch den Schatten der heiligen Leiber." Auch der heilige Augustin schreibt als Augenzeuge Folgendes: „Nachdem die Leiber der heiligen Martyrer Gervasius und Protasius entdeckt, ausgegraben und in die Ambrosianische Kirche getragen waren, wurden nicht nur Jene, die unreine Geister

quälten, befreit, wie denn ſolches auch die Teufel ſelbſt eingeſtanden haben, ſondern auch ein Bürger, der mehrere Jahre blind und in der ganzen Stadt ſehr gut gekannt war, ſehend.“ Dieſer Bürger war ein Metzger in Mailand und hieß Severus, der war in Gegenwart einer großen Volksmenge ſehend geworden. Es hat zwar auch damals ſchon Leute gegeben, die dieſe Wunder zu läugnen oder doch zu verdächtigen ſuchten, indeß ihr Unglaube wurde hinlänglich beſchämt. Der heilige Ambroſius ſagte es dieſen Leuten geradezu, des Teufels Bekenntniß ſei noch leidentlicher, als ihre Verſchmitztheit. Der heilige Auguſtin erzählt uns in ſeinem Buche von der Stadt Gottes eine Menge Wunder, die alle in ſeiner Gegenwart durch die Reliquien des heiligen Stephanus geſchahen. Ich will ſie hier nur in Kürze erwähnen. Ein blindes Weib wurde augenblicklich ſehend, ſobald ſie mit den Blumen, die man auf ihr Verlangen an den Reliquien des heiligen Stephanus angerührt hatte, ihre Augen berührte. Der Biſchof Lucillus wurde durch die Reliquien des heiligen Stephanus, die er andächtig bei ſich trug, von einer gefährlichen Fiſtel geheilt. Der Prieſter Eucharius wurde bei denſelben Reliquien von ſeinen langwierigen Steinſchmerzen befreit und ſpäter, als man mit einem auf die Reliquien des heiligen Stephanus gelegten Rock ihn zudeckte, wieder zum Leben erweckt. Martialis, der noch nicht getauft war, lag todtkrank darnieder und wollte vom Chriſtenthum nichts wiſſen. Da aber ſein Schwager eine Zeit lang bei den Reliquien des heiligen Stephanus gebetet und einige auf dem Altare gelegene Blumen dem Todkranken zu Nachts ohne ſein Wiſſen unter ſein Bett gelegt hatte, begehrte er in der Frühe die heilige Taufe, wurde ein Chriſt und ſtarb gottſelig. Ein Knabe, den das Wagenrad ſo zerquetſchte, daß er ſterben mußte, wurde von ſeiner Mutter zu den Reliquien des Heiligen getragen und bekam ihn, nachdem ſie dort ihr Gebet verrichtet hatte, nicht nur lebendig, ſondern auch unverletzt wieder zurück. Eine Kloſterfrau, die dem Tode nahe war,

schickte Jemanden mit ihrem Rock zu den heiligen Reliquien, mit der Bitte, ihr denselben wieder zurückzubringen, sobald er an den Reliquien angerührt sein würde. Unterdessen starb sie. Man legte aber dennoch den Rock auf ihren Leichnam, und sieh da, sie wurde wieder lebendig und gesund. — Diese und noch mehrere andere Wunder erzählt der heilige Augustin in Einer Reihe her.

Ihr seht also, Geliebte! daß die Reliquien der Heiligen keinen geringen Nutzen haben. Gott wirkt durch sie die augenfälligsten Wunder und Zeichen. Aber, könntet ihr fragen: Warum hört man denn jetzt so wenig mehr von solchen Wundern durch die Reliquien? Wie, Geliebte! habt ihr nicht gehört, wie vor vier Jahren der heilige Rock des Herrn in Trier ausgesetzt war, daß 23 kranke Personen gesund geworden sind? Es hat zwar eine Menge gegeben, die das läugnen wollten, allein ein Stadtgerichtsarzt, also ein beglaubigter Mann, hat die Wirklichkeit der stattgehabten Heilungen unwiderlegbar nachgewiesen. Ja, kein Jahrhundert vergeht, in dem Gott nicht wunderbar wäre in seinen Heiligen und durch außerordentliche Thaten ihre Reliquien verherrlicht hätte.

Wenn nun aber Gott die Reliquien so sehr ehrt, dann müssen gewiß auch wir sie in Ehren halten; hievon aber im

zweiten Theile.

Nun, wie verehrt denn das katholische Volk die Reliquien der Heiligen?

Vor Allem schätzt es sich glücklich, solche Reliquien zu besitzen; mit großer Freude und Sorgfalt werden sie aufbewahrt. Ja, das Volk freut sich, Reliquien zu besitzen. Ist das unrecht? Nein, meine Lieben! das ist eine rechte und würdige Verehrung der Reliquien, diese dürft ihr euch nicht nehmen lassen. So haben schon die ersten Christen die Reliquien verehrt, sie schätzten sich glücklich, solche besitzen zu können. So z. B. hält es die Kirche von Smyrna für das größte Glück, die Reliquien ihres heiligen Bischofs Polykarp besitzen

zu können, und merkwürdig ist der Brief, den diese Gemeinde deßwegen an ihre Mitchristen in Pontus schrieb. In diesem Briefe heißt es unter Anderm: „Unser arglistiger Widersacher, der Teufel, that sein Äußerstes, daß wir den Leib nicht wegnehmen sollten, was doch Viele von uns sehnlichst wünschten. Es wurde von Seiten der Juden bemerkt, wir würden unsern gekreuzigten Herrn verlassen und anfangen, den Polykarp anzubeten. Wer aber weiß nicht, daß wir Christum, der für das Heil aller Menschen gestorben ist, niemals verlassen, noch einen Andern anbeten können? Ihn beten wir als den Sohn Gottes an; die Martyrer aber lieben wir, wie sie es verdienen, als seine Schüler und Nachfolger wegen ihrer unübertrefflichen Liebe zu ihrem Könige und Meister, wie auch wir ihre Genossen und Mitzeugen zu werden wünschen. Der Hauptmann ließ also den Leib verbrennen. Da nahmen wir seine Gebeine auf, welche kostbarer und herrlicher sind, als Edelsteine und Gold, und setzten sie an einem geziemenden Orte bei." — Seht, Geliebte, so dürfen auch wir in unsern Kirchen und in unsern Häusern die Reliquien der Heiligen aufbehalten, wie die ersten Christen, und uns glücklich schätzen, solche zu besitzen. Ihr freut euch, wenn ihr von eurem verstorbenen Vater oder der Mutter oder einem guten Freunde ein „Andenken" habt, wie ihr sagt; das schätzt ihr, das gebt ihr nicht her, das ist ein Andenken von meinen Eltern, sagt ihr; seht, solche Andenken und noch kostbarere sind auch die Reliquien der Heiligen, die muß man schon recht in Ehren halten.

Wenn ich dann weiter frage: Wie ehrt denn das Volk noch die Reliquien der Heiligen? dann sehe ich, daß das Volk die Gebeine der Heiligen in kostbare Stoffe, in Gold, Silber, Edelsteine und Perlen einmachen, d. h. fassen läßt. Das Volk läßt sich da viel Geld kosten; ist das der

Mühe werth, daß man auf solche Knochen noch etwas verwendet? Gewiß, meine Lieben, wenn Gott der Herr selber die Gebeine der Heiligen so hoch in Ehren hält und durch sie so Großes wirkt, sollen wir sie nicht ehren? O es hat zu allen Zeiten Leute gegeben, die darüber sich geärgert haben; es haben schon zu Christi Zeiten Mehrere gemurrt, daß man dem Herrn die Füße salbte und das Geld nicht den Armen gab und so geht es jetzt noch. Zu Zeiten des heiligen Hieronymus hat sich auch Einer, Namens Vigilantius, aufgehalten, daß die Reliquien in Gold und Silber gefaßt wurden; aber der heilige Hieronymus hat ihn tüchtig heimgeschickt. „Es schmerzt ihn," schrieb er, „daß die Reliquien der Martyrer in kostbare Tücher gehüllt und nicht in Lumpen und härene Säcke gewickelt oder in Schwindgruben geworfen werden, damit der versoffene und schlafende Vigilantius allein angebetet werde."

Ferner hat das Volk den Gebrauch, geweihte Sachen überhaupt, dann Reliquien insbesondere sich anzuhängen und mit sich herumzutragen. Ist das recht? Auch das ist recht, Geliebte! Aber warum tragt ihr denn solche Sachen bei euch? Nun, um vor leiblichen und geistigen Gefahren gesichert zu bleiben. Ist aber das kein Aberglaube? Nein, es ist ein rechter Glaube, wenn man nur nicht meint, daß die Reliquien unfehlbar wirken und helfen müssen; denn das thun sie nicht. Aber daß es ein alter Brauch ist, sie in kostbaren Gefäßen, oder Etuis, wie wir sagen, am Halse oder auf der Brust zu tragen, damit man vor Unglück beschützt bleibe, das ist gewiß. Nicht bloß Bischöfe und Priester, auch Könige und Kaiser trugen solche Reliquien. Ein Geschichtschreiber sagt hierüber Folgendes: Bei den römischen Päbsten war es gebräuchlich, etwas von den Eisenspänen der Ketten Petri und Pauli an die Fürsten und an um die Kirche verdiente Personen zu schicken, und dieß geschah auf folgende Weise: Die Eisenspäne der Ketten wurden in einem goldenen Schlüssel

verschlossen und dann fortgeschickt. Diejenigen, die diesen Schlüssel empfingen, hingen ihn um den Hals, auf daß sie durch den Schutz des Apostels vor allen Übeln gesichert sein möchten. So hat Gregor der Große dem Frankenkönig Childebert eine solche Reliquie mit den Worten überschickt: „Wir übersenden hiemit Eurer Hoheit Schlüssel vom heiligen Petrus, in welchen etwas von seinen Ketten eingeschlossen ist, die Ihr an Euren Hals hängen und die Euch vor allem Übel bewahren mögen." Es ist also kein Aberglaube, meine Lieben! wenn ihr geweihte Sachen, namentlich Reliquien, bei euch traget.

Ferner hat das Volk den Brauch, Lichter vor den Reliquien anzuzünden, sie zu küssen und vor ihnen zu beten. Ist das recht? Auch das ist recht, Geliebte! und kein Aberglaube. Auch das geschah schon in den ältesten Zeiten, und zwar zur Bezeigung der Freude. Der heilige Hieronymus schreibt: „Alle diejenigen, welche Kerzen anzünden, haben nach ihrem Glauben ihren Lohn ... auch ohne die Reliquien der Martyrer zündet man in allen Kirchen des Morgenlandes bei Ablesung des Evangeliums Lichter an, obwohl die Sonne scheint und der Tag schon angebrochen ist; freilich geschieht dieses nicht, um die Finsterniß zu vertreiben, sondern zur Bezeigung der Freude." Und wiederum sagt er: „Wir verehren allenthalben die Gräber der Martyrer, halten die heilige Asche an die Augen, ja wir küssen sie sogar." Kaiser und Könige schämten sich nicht, den Purpur, die Krone wegzulegen und am Grabe des „Zeltmachers" und des „Fischers" zu beten, daß sie ihre Beschützer sein möchten, und schätzten sich glücklich, die Reliquien berühren und küssen zu dürfen.

Ferner hat das Volk den Brauch, Rosenkränze, Ringe u. s. w. an den heiligen Reliquien anrühren zu lassen. Ist das kein Aberglaube? Nein, auch das ist recht. Ich habe schon erwähnt, daß der heilige Augustin erzählt, wie das Volk Blumen und Kleidungsstücke an den Reliquien angerührt habe und

dadurch wunderbare Heilungen erfolgt ſeien. So ſchreibt auch der heilige Ambroſius: „Wie viele Tüchlein und Kleidungsſtücke wirft man auf die heiligen Reliquien und nimmt ſie heilkräftig zurück!“ Auch das iſt ſchon etwas Uraltes, daß allerhand Weihegeſchenke, z. B. wächſerne oder ſilberne Augen, Ohren, Hände und Füße, in der Kirche aufgehängt werden!

Ihr ſehet alſo, Geliebte! was die Reliquien nützen und wie wir ſie verehren dürfen. Geſetzt auch, es wäre eine Reliquie nicht ächt; man begeht keine Sünde, wenn man ſie verehrt, weil man die beſte Meinung hat. So halten wir denn die Reliquien der Heiligen in Ehren, die Gott ſelber ſo ehrt! Insbeſondere aber, trachten wir dahin, daß wir unſere eigenen Leiber in Ehren halten, nicht etwa durch zärtliche und weichliche Pflege, ſondern dadurch, daß wir ſie Gott und nicht der Sünde weihen; dann werden auch unſere Leiber einſt geehrt werden von Gott am Tage der Auferſtehung, ſie werden glänzen wie die Sterne am Himmel. Amen.

Predigt

auf

den vierundzwanzigsten Sonntag nach Pfingsten.

Text: „Es wird alsdann eine große Trübsal sein, dergleichen von Anfang der Welt bis jetzt nicht gewesen ist, noch fernerhin sein wird.“ Matth. 24, 21.

Geliebte Pfarrkinder!

Ein heidnischer Herzog von Bulgarien ließ sich einen Pallast bauen und wünschte, daß derselbe auch inwendig ausgemalt würde. Nun befand sich eben ein christlicher Mönch daselbst, der in der Malerkunst sehr erfahren war. Dieser erhielt nun den Auftrag, den Pallast auszumalen. Der Mönch besann sich nicht lange und malte das letzte Gericht, wobei er nicht unterließ, die Verdammten in ihrer äußersten Verzweiflung und in ihrem gräulichen Sturze darzustellen. Wie der Herzog dieses erschreckliche Bild sah, ward er dermaßen erschüttert, daß er augenblicklich dem Heidenthume entsagte, Christ ward und seine Unterthanen aneiferte, ihm zu folgen.

Wenn nun schon ein Farbenbild vom letzten Gerichte einen

Heiden zum Chriſten machen kann: was für Wirkungen muß erſt die Betrachtung des letzten Gerichtes für den Chriſten haben? Der heilige Hieronymus glaubte fortwährend die Poſaune zum letzten Gerichte zu hören, und dieß machte, daß er ſich in eine Höhle bei Bethlehem verkroch, mit einem Steine ſeine Bruſt zerſchlug und ein ſehr ſtrenges Leben führte. Und wie Viele hat es gegeben, die im Gedanken an die Schrecken des letzten Gerichtes die Welt und Alles, was ſie ihnen gewähren konnte, flohen und in Klöſter und Einöden ſich zurückzogen.

Und was thun denn wir? Geliebte! Wir hören ſchon ſo viele Jahre dieſes Evangelium vorleſen, welches die Kirche abſichtlich am Ende des Kirchenjahres gewählt hat, um uns an das Ende der Welt und das Gericht zu erinnern und ſo heilſam zu erſchüttern; allein an uns geht das vorüber, als wäre es gar nicht der Mühe werth, ſich länger dabei aufzuhalten. Jeſus vergleicht das Ende der Welt mit der Zerſtörung Jeruſalems und ſagt, ſo ſchrecklich dieſe war, ſo ſchrecklich wird es einſt am Ende der Welt zugehen. Allein ich weiß nicht, ob ihr je etwas gehört habt, wie es bei der Zerſtörung Jeruſalems zuging, und ſo könnt ihr euch wahrſcheinlich auch von dem letzten Gerichte keine rechte Vorſtellung machen. Ihr werdet wohl denken, daß es recht gräulich zugehen muß, weil es heißt, daß die Sterne vom Himmel fallen und die Sonne ihr Licht verlieren wird; aber ich möchte euch heute, wie jener chriſtliche Mönch, ein vollſtändiges Bild von der Zerſtörung Jeruſalems entwerfen, damit ihr eine Vorſtellung von der Zerſtörung der Welt bekommt und auf dieſe Weiſe heilſam erſchüttert werdet. Saget nicht, das Ende der Welt erleben wir nicht, Gott Lob! möglich, aber das jüngſte Gericht erleben wir, weil wir Alle zu demſelben auferſtehen werden. So ſchildere ich denn heute

die Zerſtörung Jeruſalems als Bild des Unterganges der Welt, I. Theil;

das Ende der Welt in ſeiner Wirklichkeit, II. Theil.

Ich beginne ꝛc.

Hälfte und reicht die andere Hälfte einbrechenden Räubern, die der Geruch dieſer ſchrecklichen Speiſe herbeigezogen. Ich habe euch einen guten Theil aufbewahrt, ſprach ſie, es iſt mein Kind, eſſet, denn ich eß auch; ſeid nicht zarter als ein Weib, oder mitleidiger als eine Mutter; oder ſchaudert euch vor meiner Speiſe? wohlan! ich eſſe auch die andere Hälfte. Die Räuber flohen zitternd davon. Als Titus, der Feldherr der Römer, dieſe Schandthat erfuhr, ſchwur er, die Stadt von Grund aus zu vernichten. Die Sonne ſollte nicht mehr über eine Stadt aufgehen, in der die Mütter ihre Kinder äßen. Und ſo ward erfüllt, was Jeſus vorherſagte: „Wehe den Schwangern und Säugenden in jener Zeit! Ihr Töchter von Jeruſalem! weinet über euch und über eure Kinder! Es werden Zeiten kommen, in denen man ſagen wird: Selig ſind die Unfruchtbaren, ſelig die Leiber, die nicht geboren, ſelig die Brüſte, die nicht geſäugt. Dann werdet ihr rufen: Fallet über uns ihr Berge und ihr Hügel bedecket uns!“ Haufenweiſe lagen Weiber und Kinder verſchmachtet da, die Greiſe ſanken todt nieder und Männer und Jünglinge wankten einher, die Leichen zu begraben und fielen dann ermattet mit den Todten zugleich in die Grube. Ja Manche ſchleppten ſich, um nicht unbegraben zu bleiben, zu den Gräbern und richteten ſterbend noch den letzten Blick auf den Tempel. Anfangs wurden die Leichen noch auf öffentliche Koſten beerdigt, das waren 115,880, ſpäter wurden aber 600,000 über die Mauern in die Gräben hinabgeworfen und dieſe fingen nun zu faulen an und die Peſt zu verbreiten. Und ſo ging in Erfüllung, was Jeſus ſagte: „Hunger und Peſt werden kommen und es wird eine Trübſal ſein, wie von Anfang der Welt bis daher noch keine war und auch niemals mehr kommen wird.“

Schon waren die Römer durch den Einſturz dreier Mauern zum Tempel gelangt, in welchem ſich die Juden eingeſchloſſen hatten. Um nun dieſen Tempel, vielleicht das ſchönſte Gebäude der damaligen Welt, aus lauter ungeheuren Steinen geglätteten Marmors aufgeführt, zu retten, beſchwor Titus

die Juden im Namen ſeines und ihres Gottes, denſelben nicht mehr mit Blut zu beflecken, und bot ihnen noch einmal den Frieden an. Sie wollten nicht. Schon brannten die äußern Säulengänge des Tempels, und Titus befahl zu löſchen. Nun griffen die Juden zu den Waffen, um die mit Löſchen beſchäftigten Römer zu überfallen. Dieſe vertheidigten ſich, und nun faßte ein römiſcher Soldat ohne Befehl einen Feuerbrand, ließ ſich auf die Schultern eines ſeiner Gefährten hinaufheben und warf das Feuer durch ein Fenſter in einen Gang, der mit den Gemächern, die das Allerheiligſte umgaben, verbunden war. Hoch loderte auf einmal die Flamme empor und nun dachte kein Jude mehr auf Schonung ſeines Lebens. Ein entſetzliches Geſchrei erhob ſich. Titus eilte herbei und ließ ſeine Soldaten zum Löſchen ſchlagen. Allein in furchtbarem Getöſe, in der blinden Wuth hörte ihn Niemand. Wüthend brachen die Juden aus dem brennenden Tempel, wüthend brachen die Römer mit gezücktem Schwerte hinein, Alles wurde im mörderiſchen Gedränge zertreten und von den glühenden Trümmern der Säulengänge zerſchmettert. Ein Meer von Blut wälzte ſich von den Stufen des Tempels hinunter. Unter dem verzweifelten Geheule der Juden beraubten nun die Römer den von Gold ſchimmernden Tempel. Hier waren alle Koſtbarkeiten der Juden aufgehäuft und die Römer plünderten nun. Und nun ergriff das Feuer auch noch den äußerſten Säulengang des Tempels, in den ſich 6000 Weiber und Kinder geflüchtet hatten; alle 6000 verbrannten, nicht Eine Seele ward gerettet. Sämmtliche Häuſer wurden nun in Brand geſteckt und Alles gemordet. — Das war das Ende des herrlichen Jeruſalem. Über 1,100,000 Juden kamen dabei um, 97,000 wurden gefangen genommen und als Sklaven verkauft; die Übrigen verloren ſich in alle Theile der Welt, und ſind noch in alle Welt zerſtreut. Titus ließ die Erde, auf der Jeruſalem einſt geſtanden hatte, mit dem Pfluge umreißen, zum Zeichen, daß hier keine Stadt mehr ſtehen ſolle, ſondern nur Ackerfeld, und ſpäter mußten ſich die Juden mit Gold es

erkaufen, wenn ſie nur von ferne auf Jeruſalem hinſehen und weinen wollten. So ward erfüllt, was Jeſus vorherſagte: „Jeruſalem, Jeruſalem, deine Feinde werden dich ſchleifen und es wird kein Stein auf dem andern bleiben.“ Wüthend ſchrieen einſt die Juden: Sein Blut komme über uns und über unſere Kinder! Ach, es iſt ſchrecklich über ſie gekommen!

Das, Geliebte! iſt ein Bild von der Zerſtörung Jeruſalems; allein ſie iſt nur ein Schattenbild von dem Ende der Welt, von dem, was auch uns einſt treffen wird, wenn wir den Sohn Gottes durch unſere Sünden immer auf's Neue kreuzigen; von dieſem Weltende aber im

zweiten Theile.

Wie der Blitz vom Himmel herableuchtet und über die Erde weithin ſtrahlt, ſo wird auch die Ankunft des Menſchenſohnes ſein. Der Heiland will damit ſagen: ſo ſchnell, ſo unerwartet wie ein Blitz durch die Wolken zuckt, ſo ſchnell und unerwartet wird Jeſus zum Gerichte kommen; ſo glänzend aber auch ein Blitz iſt, ſo daß er von Allen geſehen werden kann, ſo glänzend wird auch die Ankunft Jeſu ſein; ſo ſchreckend wie das Feuer des Blitzes iſt, weil es die Menſchen, die von ihm getroffen werden, tödtet, ſo ſchreckend wird die Ankunft Jeſu beim Gerichte ſein, weil ſeine Worte die Herzen der Böſen ſo treffen werden, daß ſie, wie vom Blitze getroffen, die Qualen des ewigen Todes in ſich fühlen müſſen.

Großes Elend wird entſtehen; die Sonne wird ſich verdunkeln; denn wenn einſt der Schöpfer der Sonne erſcheinen wird, muß ſie da nicht in Finſterniß verſchwinden? Jetzt wird der Mond kein Licht mehr haben, alle Geſtirne werden aus ihren Bahnen weichen, die Säulen des Himmels werden erbeben, ein entſetzlicher Donnerſchlag wird von einem noch entſetzlicheren übertönt werden, das Meer wird mit zügelloſer Gewalt aus ſeinen Schranken brechen, in ungeheurem Sauſen werden die Sturmwinde heranbrüllen, die Berge werden ihre Abgründe öffnen und ſchreckliche Feuer- und Schwefelmaſſen

hoch in die Lüfte ſpeien, — da wird der Poſaunenſchall der Engel, die von einem Ende der Erde bis zum andern eilen, Mark und Bein der armen, zitternden Menſchen erſchüttern, die Millionen und Millionen, die von Adam bis zum Ende der Welt lebten, werden weinen und wehklagen, die Gerechten werden zittern und die Verdammten ſchrecklicher heulen, als die Stürme; ihr Zähneknirſchen wird das Gekrach der berſtenden Felſen überdröhnen — da werden ſie aufſchreien: Fallet über uns ihr Berge und bedecket uns! Und über dieſer ſchrecklichen Verwirrung wird der Sohn des Menſchen ſein in großer Macht und Herrlichkeit, und das Zeichen des Kreuzes wird in blendenden Strahlen erglänzen.

In Armuth und Niedrigkeit, in Spott und Verlaſſenheit hing der Heiland am Kreuze, darum iſt es nothwendig, daß er mit dieſem Kreuze in Hoheit und Majeſtät erſcheine. Jetzt wird er auch den Vater der Lüge, den Mörder von Anbeginn, den Teufel mit ewigen Ketten binden und in die äußerſte Finſterniß ſchleudern, hinab in das ewige Feuer, und nun wird der allgemeine Weltbrand, von welchem der heilige Apoſtel Petrus redet, entſtehen, und nichts mehr wird ſein, wie es war.

Nun, meine Lieben! wie gefällt euch dieſes Bild? Ach, Zittern und Zagen befällt uns, wenn wir daran denken, daß dieß einſt Alles vor unſern Augen geſchehen wird, wir werden die Grundfeſte der Erde wanken, die Sonne ſich verfinſtern und die Sterne vom Himmel fallen ſehen, wir werden den Schall der Poſaune hören, der zur Auferſtehung weckt und da, Geliebte! werden die Gerechten zittern und beben — was werden da wohl wir ſagen? Wie wird dann unſere arme Seele zentnerſchwer der Gedanke zu Boden drücken: Du biſt dem Stolze, dem Geize, der Unkeuſchheit, der Völlerei, dem Zorn und der Trägheit ergeben geweſen, weh! Wir werden die Hölle offen ſehen, angähnen wird uns der Wurm aus dem Abgrunde, der ewig nicht ſtirbt, ewig an uns nagen ſoll, und lauter als das entſetzliche Toben der einſtürzenden Wellen und Schmettern der Poſaunen wird unſer Gewiſſen ſchreien:

Du biſt verworfen! Ach, da möchten Viele ſich ausſöhnen, Viele die Sünde meiden, Viele ein anderes Leben führen; aber — jetzt iſt's zu ſpät!

Kein Schrei nach Barmherzigkeit wird dann mehr erhört; Jeſus ruft da nicht mehr: Kommet zu mir, die ihr mühſelig und beladen ſeid, ich will euch erquicken, ſondern da wird's heißen: Hinweg von mir, ihr Beladenen, ihr mit Sünden Belaſteten! Dann geht Jeſus nicht mehr dem verirrten Schafe nach, nein, dann läßt er es ergreifen und auf die Seite der Böcke ſtellen; dort am Gerichtstage ſagt er nicht mehr: Um der Sünder und Kranken willen bin ich gekommen, denn dieſe bedürfen des Arztes; nein, ſondern er wird ſagen: Um der Sünder willen bin ich gekommen, denn ſie bedürfen des Gerichtes und der Strafe. Dann, an jenem Tage, wird er nicht mehr ſagen: Mein Sohn, meine Tochter, geh hin, deine Sünden ſind dir vergeben, ſündige aber nicht mehr! ſondern er wird zu den Böſen ſagen: Hinweg von mir, ihr Verfluchten! eure Sünden werden euch nie mehr nachgelaſſen werden. Und wer von uns, Geliebte! iſt ſicher überzeugt, daß der ſtrenge Richter einſtens nicht ſo zu ihm reden werde? Wer kann mit Gewißheit ſagen: Mich trifft der Fluch des ewigen Gottes nicht? Iſt es nicht in unſern Tagen, wie in den Tagen Noahs? Vor den Augen der Menſchen ließ Gott die Arche bauen und ſtets durch Noah die göttlichen Strafgerichte verkündigen; — allein man lachte über Noah und ſeine Predigten, man dachte an keine Sündfluth, bis ſie kam und Alle erſäufte. Eben ſo wird es zur Zeit des letzten Gerichtes ſein. Und dieſe Zeit iſt nahe. Darum, liebe Chriſten! wachet, denn wir wiſſen nicht, wann der Herr kommt, und der Augenblick des Todes iſt für Jeden der Tag des Gerichtes. Wachen wir alſo, denn wir wiſſen nicht, wann der Herr kommt, ob Abends oder um Mitternacht, ob beim Hahnenrufe oder am Morgen. Wachet und betet, denn die Stunde des Gerichtes iſt nahe. Furchtbar iſt's, daß der ſanftmüthige Jeſus, der ſo gerne Worte des Troſtes und der Erquickung ſprach,

dreimal nacheinander ruft, daß der Wurm nicht ſtirbt und das Feuer nicht erliſcht; furchtbar iſt's, daß der ſanftmüthige Jeſus achtmal nacheinander ausrufen muß: Wehe, wehe! furchtbar iſt es, daß der auf Erden gekommen war, den Frieden zu bringen, ſagen muß, daß den Menſchen bis zur Verzweiflung bang werden würde; furchtbar iſt es, daß Jeſus, der gekommen war, Alle zu rufen, Alle in ſeine Arme zu ſchließen, einſtens ſagen muß: Hinweg von mir, ihr Verdammten! Gott, was wird das werden!

Die Juden ſchreckte nur ein zeitlicher Feind, uns wird der böſe Feind in ewige Ketten legen; die Juden quälte nur ein zeitlicher Hunger, uns wird der ewige quälen; die Juden verzehrte nur irdiſches Feuer, uns wird das hölliſche brennen und doch nicht verzehren. O Geliebte! wollen wir uns lieber jetzt ſelbſt verdammen, uns ſelbſt anklagen, in Reueſchmerz zerfließen, ehe uns Gott verdammt. Noch iſt es Zeit! noch nimmt uns der gekreuzigte Heiland Alle in ſeine Arme auf, noch ruft er uns, die wir beladen ſind, um uns zu erquicken, noch gibt er uns ſein Fleiſch und Blut zum ewigen Leben, noch iſt der Poſaunenſchall der Engel nicht ausgeſandt, noch ſtehen die Richterſtühle in den Kirchen offen; laſſet uns lieber in dieſe, als vor den Richterſtuhl des ſichtbaren Gottes kommen. Hier iſt Verzeihung, dort keine mehr. Darum denken wir an das Gleichniß vom Feigenbaume! Wer keine Früchte bringt, wird umgehauen und in das Feuer geworfen. Darum, Geliebte! bringen wir würdige Früchte der Buße! Mehr kann ich euch am Schluſſe des Kirchenjahres nicht zurufen! Thut Buße, und ihr habt Alles gethan! Mehr verlange ich nicht von euch, mehr verlangt auch Gott nicht! Dieſen Nutzen mögen meine Predigten vom erſten Adventſonntage bis heute, dem letzten Pfingſtſonntage, haben, mehr kann ich mir nicht wünſchen! Segen genug dann! Mag morgen der Tag des Zornes hereinbrechen, trifft er uns als bußfertige Sünder, dann finden wir an Jeſu einen gnädigen Richter, und im Himmel ein Plätzchen ewiger Wonne. Amen.

Predigt

auf

das Feſt des heiligen Joſeph.

Text: „Geht zu Joſeph, und was er euch ſagen wird, das thut.“ I. Moſ. 41, 55.

Geliebte Pfarrkinder!

Wer war der Mann, deſſen Feſt wir heute feiern, der gewürdigt worden war, der Nährvater Jeſu zu ſein und nun ſo herrlich im Himmel thront? War es ein Pabſt? Ein Biſchof, ein Kloſtergeiſtlicher, ein Einſiedler, der Wurzeln und Kräuter aß, war er etwa ein gewaltiger Wunderthäter? Nein, nichts von allem dem war er, ſondern ein ſchlichter Zimmermann, der ſich mit ſeinem Beile ernährte und ein ſtilles Leben führte. Und von dieſem Zimmermann nun, um den ſich die ganze Welt nicht kümmerte, ſollen wir lernen? Und auf ihn kann die Kirche anwenden, was einſt der König von Ägypten zu ſeinen Unterthanen ſagte: Gehet zu Joſeph, und was er euch ſagen wird, das thut? In der That, Geliebte! es iſt nicht anders. Ja, von dieſem einfältigen Zimmermann

Joseph können wir gar Vieles lernen. Wir lernen von ihm Geduld im Leiden und in Widerwärtigkeiten, Treue und Hingebung für seine jungfräuliche Gemahlin und ihr göttliches Kind und die schönen Tugenden des einfachen bürgerlichen Lebens. Er ist das Muster und Vorbild Aller, die sich mit der Arbeit ihrer Hände zu ernähren haben und noch obendrein der Schutzpatron und das Muster aller keuschen Jünglinge. Von ihm lernen wir auch die große Kunst, selig zu sterben, in den Armen Mariens und des göttlichen Kindes die Seele auszuhauchen, darum ist er auch der Sterbpatron, und ihn flehen wir an um einen guten Tod. — Doch von allem diesem will ich heute nicht reden; heute will ich nur eine einzige der hohen Bürgertugenden hervorheben, die den heiligen Joseph schmückten, von der ich bisher noch nichts erwähnt habe, nämlich seinen Gehorsam gegen die weltliche Obrigkeit. Gewiß ist zu keiner Zeit diese Tugend des Gehorsams nothwendiger, als gerade in unsern Tagen, wo alle Bande der gesetzlichen Ordnung sich aufzulösen scheinen, wo man nimmer weiß, wer Obrigkeit ist und wo man nur von Staatsbürgern, aber nimmer von Unterthanen hören will. In solcher Zeit thut es Noth, daran zu erinnern, daß es Befehlende und Gehorchende geben muß, Obrigkeit und Unterthanen. Zu diesem Ende bespreche ich heute folgende zwei Punkte:

Joseph gehorchte der weltlichen Obrigkeit, I. Theil; auch wir müssen ihr gehorchen, II. Theil.

Ich beginne ꝛc.

Erster Theil.

Dem römischen Kaiser Augustus fiel es einmal in seinem Hochmuthe ein, eine Volkszählung im ganzen römischen Reiche zu veranstalten. Er war der Herr der ganzen damals bekannten Welt, und da wollte er wissen, wie viel er Unterthanen hätte. Alle Unterthanen des römischen Reiches mußten sich daher aufschreiben lassen, und Jeder mußte zu diesem Ende

in seinen Geburtsort reisen. Auch Joseph mußte eine solche Reise antreten. Die Umstände, unter denen er diese Reise antreten mußte, waren sehr ungünstig. Einmal war seine angetraute Braut ihrer Niederkunft nahe, und es war daher für ihn nichts weniger als angenehm, sie in diesen Umständen auf den weiten Weg mitnehmen zu müssen; ferner war gerade Winterszeit, der Winter besteht aber im Morgenlande darin, daß es beinahe ununterbrochen regnet und bei solchem Wetter ist das Reisen sicherlich nicht besonders angenehm. Und zu dieser Reise nun, zu dieser Zeit, unter solchen Umständen mußte sich Joseph entschließen. Wie wir wissen, hat er die Reise auch mit Maria gemacht, und wie es ihnen zur guten Letzt am Ziele ihrer Reise noch erging, wie sie in Bethlehem nicht einmal eine Herberge fanden, sondern sich in einem Stalle einlogiren mußten, das wissen wir auch. Ein Anderer hätte den Kaiser sammt seiner Volkszählung verwünscht, aber von Joseph lesen wir nichts dergleichen. Kein Murren, keine Klage, kein Laut der Ungeduld kam aus seinem Munde.

Das war Eins. Aber der Gehorsam Josephs gegen die weltliche Obrigkeit sollte auf eine noch härtere Probe gesetzt werden. Seine eigene Obrigkeit war es, die dem ihm anvertrauten Kinde nach dem Leben strebte, und vor dieser seiner eigenen Obrigkeit muß er sich flüchten in ein fremdes Land, ja sogar in einen andern Welttheil. Die Obrigkeit soll Schutz gewähren gegen ungerechte Verfolgung, soll sich namentlich der wehrlosen Unschuld annehmen; aber hier verfolgt sie ein kaum gebornes Kind, das gewiß keinem Menschen etwas zu Leid gethan hat, und um das Leben dieses Kindes zu retten, muß Joseph sammt der Mutter und dem Kinde die Flucht ergreifen und mehrere Jahre wie in der Verbannung in Ägypten leben. Und selbst da, als er auf höhere Weisung zurückkehrte, durfte er nicht in seine Vaterstadt zu gehen wagen, weil er noch immer von seiner Obrigkeit für das Leben des Kindes zu fürchten hatte, sondern mußte sich in ein verachtetes Städtlein eines eben so verachteten Landstriches zurück-

ziehen, nach Nazareth in Galiläa. — Und dennoch hören wir nicht die mindeste Klage aus dem Munde Josephs. Er gehorchte der Obrigkeit, er duldete mit Ergebung in einen höhern Willen ihre ungerechte Verfolgung; er predigte keinen Aufruhr und widersetzte sich nicht.

Man kann freilich einwenden und sagen: Was hätte es dem Joseph auch geholfen, wenn er sich widersetzt, wenn er sich aufgelehnt hätte? Man hätte kurzen Prozeß mit ihm gemacht. Die Juden hatten sich öfter empört; allein die Aufrührer mußten es immer mit dem Leben büßen. Das ist nun allerdings wahr; allein wir lesen von Joseph auch nicht eine Klage, ein leises Murren, sondern müssen nur seinen Gehorsam anstaunen.

Einer solchen Obrigkeit zu gehorchen, wie Joseph sie hatte, das ist wahrlich keine Kleinigkeit. Einmal war es eine unrechtmäßige Obrigkeit. Die Römer hatten es mit den Juden gemacht, wie allerwärts. Sie boten sich überall als Vermittler an oder sie wurden als Freunde herbeigerufen. Das Ende war allemal, daß sie sich die Völker unterwarfen und zinsbar machten. Auf diese Weise waren sie auch Herren des jüdischen Landes geworden und ihr Joch lastete schwer auf dem Nacken der Juden. Die römische Herrschaft war ihnen äußerst verhaßt. Dazu kam noch die Grausamkeit der römischen Könige und Statthalter. Man darf nur das Regiment ein wenig ins Auge fassen, das Herodes in Judäa führte. Er ließ, wie es ihm gerade einfiel, umbringen, wen er mochte. Mit einer Grausamkeit, die ihres Gleichen nicht hat, ließ er in Bethlehem und der Umgebung sogar eine Menge Kinder unter zwei Jahren ums Leben bringen. Diese That steht einzig da in der Geschichte und ist sonst nie erhört worden. Wenn im Kriege gräuliche Mordthaten verübt werden und dabei kleine Kinder auch das Leben verlieren, so gehört dieß zwar zu den schrecklichen Gräueln des Krieges; aber die Wuth und Erbitterung der Soldaten nach vorausgegangener Belagerung und Erstürmung lassen dergleichen Schreckniſſe doch noch in etwas

erklären; aber wenn eine Obrigkeit in tiefem Frieden einen Mordbefehl gegen unschuldige Säuglinge ergehen läßt, dann ist dieß nichts Menschliches mehr, sondern etwas Teuflisches. Es ist die tyrannische Laune, die Willkühr eines Ungeheuers, einer reißenden Bestie der Wüste, einer Hyäne oder eines Tigers, die aus bloßer Lust morden. Einer solchen Obrigkeit, einer solch unrechtmäßigen, aufgedrungenen, blutdürstigen Herrschaft war Joseph unterworfen, dieser hatte er zu gehorchen und — er gehorchte.

Was sagt ihr zu solchem Gehorsame? Ihr schüttelt die Köpfe und denkt euch: Eine solche Obrigkeit, die ihre Unterthanen drückt und quält und aussaugt und ihnen das Blut abzapft, statt sie zu schützen und für sie väterlich zu sorgen, verdient keinen Gehorsam, eine solche Obrigkeit darf man davonjagen, gegen sie ist Aufstand und Empörung erlaubt; denn warum sollte man sich die Tyrannei nicht vom Halse halten dürfen? — So mögen Manche von euch denken, so denkt ein sehr großer Theil der heutigen Welt, so wird nicht bloß gedacht, sondern darnach wird auch gethan. Die Allererſten, die dergleichen thun, sind die Franzosen; wenn ihnen ihr König oder ihre Regierung nicht mehr taugt, jagen sie dieselben davon, und so erst haben sie in letzter Zeit ihren König Ludwig Philipp davongejagt. Aber nicht bloß in Frankreich huldigt man diesen Grundsätzen; nein, in aller Welt zieht man jetzt los gegen die bestehende Obrigkeit, erzwingt von ihr Zugeständnisse, oder jagt sie ganz und gar davon. — Was ist nun da zu thun? Ich habe keine andere Antwort als diese: Gehet zu Joseph, und was er sagen wird, das thut. Joseph sagt uns aber durch sein Beispiel, daß man der bestehenden Obrigkeit Gehorsam leisten müsse; er sagt uns, daß man auch einer ungerechten und grausamen Obrigkeit Folge leisten müsse. Joseph hat der Obrigkeit gehorcht, und auch wir müssen gehorchen; hievon aber im

zweiten Theile.

Wir haben jetzt eine ſchwere Zeit, Geliebte! Seit vier Wochen ſteht ganz Europa in Brand. Der Boden, auf dem wir ſtehen, iſt unterhöhlt, und wo wir hintreten, bricht Feuer heraus. Es iſt ein allgemeiner Aufſtand gegen die Fürſten und Obrigkeiten, wie ſonſt nie; ja in manchen Gegenden hat ein förmlicher Bauernkrieg begonnen; ganze Haufen Landleute ziehen ſengend und brennend einher, zerſtören die Schlöſſer und jagen die Gutsherrſchaften davon, ſetzen die Landrichter und Forſtbeamten ab und hauſen überhaupt wie im Kriege. Wenn das ſo fortgeht, ſo iſt nichts mehr ſicher und man weiß nimmer, wem man angehört.

Aber, hör' ich euch ſagen: Sind denn das mehr Fürſten und Obrigkeiten, denen man gehorchen kann, die das Land ausſchinden, den gemeinen Mann drücken und quälen, alle Laſten auf ihn hinaufwälzen, aber ſelber ſich erſchrecklich viel Geld machen und dieſes auf eine liederliche Weiſe vergeuden oder wucheriſch zuſammenſcharren?

Darauf gebe ich euch zur Antwort: Kein Menſch wird es läugnen, daß Fürſten und Obrigkeiten in letzterer Zeit vielfach gefehlt haben. Sie haben geglaubt, das Volk ſei ihretwegen da, ſtatt ſie des Volkes wegen, ſie haben für ſich ſelber ſehr gut, und für die Bedürfniſſe des Volkes wenig und mitunter ſehr ſchlecht geſorgt, ſie haben die Zeit ganz und gar nicht oder nur wenig begriffen; es iſt wahr, ſie haben den Gemeinden immer mehr Steuern und Abgaben aufgelegt, ſich ſelber aber bereichert. So mancher von ihnen hat auch ein wahres Hurenregiment über ſeine Unterthanen führen laſſen und ſich dadurch die Herzen derſelben ganz und gar entfremdet; die niedern Beamten ſodann haben oft eine Tyrannei über Bürger und Bauern ausgeübt, daß es empörend war; mit einem Worte, ſie haben in ihrer Verblendung gemeint, mit den Völkern dürfe man ſchalten und walten nach hohem Belieben und ſie mit Füßen treten, ſie haben gemeint, die Völker haben

gar kein Rechtlichkeits- und Sittlichkeitsgefühl mehr in sich, und sie dürften Angesichts ihrer thun, was sie wollten. Längst hatten sie die Religion aus ihren Rathsälen ausgeschlossen und dieselbe nur als eine leere Ceremonie, als eine Formel ohne Gehalt beibehalten, und so hatten sie immer eifriger mit eigenen Händen die Ereignisse herbeiziehen helfen, wie wir sie jetzt kommen sehen.

Aber sei dem, wie ihm wolle, und wenn es noch ärger wäre, so ist es doch nie erlaubt, den Weg des Gesetzes zu verlassen und sich gegen die rechtmäßige Obrigkeit aufzulehnen. Das sage nicht ich, das ist Grundsatz des Christenthums. Nach diesem Grundsatze ist die Obrigkeit von Gottes Gnaden und nicht von Volkes Gnaden; das Volk hat also kein Recht, seine Obrigkeit davonzujagen, wenn es in seinen Rechten sich gekränkt glaubt; es kann den Fürsten keine Gewalt nehmen, weil es ihnen keine gegeben hat und keine hat geben können. Will man die Wahrheit dieser Lehre in Beispielen ersehen, so betrachte man sich das Benehmen Christi gegen die römischen Gewalthaber. Ist es erlaubt, dem Kaiser Zins zu geben? fragen die Juden. Und er antwortet: Ja, gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist. Hätte nicht Christus seinen Patriotismus zeigen, sich an die Spitze der Juden stellen, das römische Joch abschütteln und sein Volk wieder frei machen sollen? War ja die Herrschaft der Römer eine unrechtmäßige, eine grausame, und doch that er nichts dergleichen, sondern forderte zum Gehorsam gegen den Kaiser auf. Wer aber noch zweifeln wollte, der merke auf das, was der Apostel Paulus spricht, und er kann nimmermehr irre werden, welche Richtschnur das Christenthum in dieser Beziehung zieht. Paulus sagt ausdrücklich: „Jedermann unterwerfe sich der obrigkeitlichen Gewalt; denn es gibt keine Gewalt, außer von Gott, und die, welche besteht, ist von Gott angeordnet. Wer sich demnach der obrigkeitlichen Gewalt widersetzt, der widersetzt sich der Anordnung Gottes, und die sich dieser widersetzen, ziehen sich selbst

die Verdammniß zu." (Röm. 13, 1. 2.) Diese Worte drücken jeder Revolution, jedem Aufruhr den Stempel der Verwerfung auf und von der Kirche sind sie sämmtlich noch mißbilligt und verworfen worden.

Die Kirche will nichts wissen von einer Revolution, und darum fiel es den Christen der ersten drei Jahrhunderte auch nicht von ferne ein, sich gegen die heidnischen Kaiser und Obrigkeiten zu empören, obwohl diese ihre ärgsten Bedränger waren. Die Christen kannten kein anderes Verhalten den Obrigkeit engegenüber, als sich würdevoll zu vertheidigen, und wenn dieß nicht gehört wurde, so gingen sie freudig dem Tode entgegen, oder duldeten den schrecklichsten Druck als eine Prüfung Gottes.

Nun werdet ihr sagen: Wenn das so ist, so soll man sich wie ein Wurm zertreten lassen von der Obrigkeit; sonst kann man kein guter Christ sein. Nein, Geliebte! so ist das nicht zu verstehen. Zwischen Aufruhr und Empörung und zwischen lautlosem Widerstand, bei dem man sich schinden ließe, liegt noch gar viel in der Mitte. Es gibt einen gesetzlichen Weg, auf welchem sich die Beschwerden vorbringen lassen. Das Christenthum verbietet keineswegs, den Fürsten die Wahrheit zu sagen, und wahrlich, schon im alten Bunde haben sich die Leute nicht entblödet, mit den Königen zu reden, wie sie es sich dachten. Man weiß, wie der Prophet Nathan mit David redete, und auch sein Feldherr Joab sagte freimüthig zu ihm: „Du liebst die, so dich hassen, und hassest die, so dich lieben, und hast heute gezeigt, daß dir nichts liege an deinen Hauptleuten und an deinen Knechten und ich merke wahrlich nun, daß, wenn Absalon lebte und wir Alle todt wären, dann gefiele es dir." (II. König. 19, 6.) Ferner ist der gesetzliche Weg, seine Beschwerden vorzubringen, durch das Christenthum durchaus nicht gesperrt. Ein glänzendes Beispiel dieser Art hat ein berühmter Irländer, Namens O'Connell, der erst vor kurzer Zeit gestorben ist, der ganzen

Welt gegeben. Dieſer Mann bot nämlich Alles auf, um auf geſetzlichem Wege den Beſchwerden ſeiner Landsleute abzuhelfen und um der katholiſchen Religion in England wieder aufzuhelfen. Wie viele tauſend Reden hat dieſer Mann gehalten für die Befreiung ſeines Volkes! Darum hat er auch den Namen „Befreier“ erhalten und ſein Andenken wird in Irland ewig geſegnet ſein. Gegen den Weg, den er einſchlug, konnte Niemand etwas einwenden; es war ja der geſetzlich erlaubte Weg; ungeheure Volksverſammlungen hielt er, es hätte ihn nur ein paar Worte gekoſtet, um dieſe Maſſen zur Empörung gegen die harte Regierung Englands, gegen die Tyrannei der Schweſterinſel zu entflammen; allein er ermahnte ſtets zur Ruhe und Ordnung; nur ſo, ſagte er, käme er zum Ziele, nur ſo könne er ihnen Hilfe verſchaffen. Und ſo harrte er denn aus mit ſeinem Volke in Geduld und Ergebung, und auf dieſem Wege ſetzte er durch, was er auf einem andern nimmer durchgeſetzt hätte. — Seht da, das iſt erlaubt, aber nimmer der Aufruhr, nimmer die Empörung. Darum iſt es den Unterthanen nicht verwehrt, in unſern Tagen ihre Wünſche und Anträge vor die rechtmäßige Behörde zu bringen und mit allem Nachdrucke Abhilfe ihrer Beſchwerden zu verlangen; allein Aufruhr und Revolution iſt und bleibt ein Verbrechen. Aufruhr und Revolution ſtrafen ſich immer wieder am eigenen Volke, oder wie ein einſichtsvoller Mann ſagt, die Revolution frißt ihre eigenen Kinder.

Darum, geliebte Pfarrkinder! rufe ich euch heute am Feſte des heiligen Joſeph aus tiefbekümmertem Herzen zu: Haltet feſt an der Ordnung und erlaubt euch keine Gewaltſtreiche, wie ſich ſo viele Bürger und Bauern jetzt dergleichen erlauben. O glaubet nicht, glaubet nicht, daß es auf dem Wege der Gewalt beſſer wird! Nein, nur ſchlechter wird es. Das hat man zur Zeit der erſten franzöſiſchen Revolution geſehen, das ſah man jetzt noch. Ludwig Philipp iſt durch die Revolution von 1830 König geworden und durch die Revolution von 1848 wurde er wieder geſtürzt. Ja, die Revolution frißt ihre eigenen

Kinder. Und glaubet ihr, daß das, was auf dem Wege der Empörung erzwungen worden ist, den Segen des Himmels habe? Nimmermehr. Vor 300 Jahren haben sich die Bauern in Masse empört; aber was geschah? Ihrer 200,000 wurden erschlagen. Darum warten wir im Vertrauen auf die Hilfe Gottes in aller Geduld ab, und es wird recht werden. Blicket hin auf Joseph und lernet von ihm. Lernet von ihm der Obrigkeit gehorchen, selbst wenn sie ungerecht und grausam sein sollte. Ja, als Mitglieder der katholischen Kirche sind wir schuldig, um Gottes willen uns ruhig zu verhalten, und in Geduld abzuwarten, was die nun versammelten Vertreter des Volkes für die Wohlfahrt des Volkes durchsetzen werden. Amen.

Predigt

auf

das Feſt Mariä Verkündigung.

Text: „Gegrüßt ſeieſt du Maria, du biſt voll der Gnade, der Herr iſt mit dir, du biſt gebenedeit unter den Weibern.“ Luk. 1, 28.

Geliebte Pfarrkinder!

Was am heutigen Tage der Erzengel zur ſeligſten Jungfrau geſagt, das ſagt die katholiſche Chriſtenheit alle Tage millionen- und millionenmal nach, der Gruß, den heute der Erzengel der heiligen Jungfrau gebracht, er wird ihr alle Tage unzähligemal wieder gebracht; denn die katholiſche Chriſtenheit iſt ſehr eifrig in Verehrung Mariens, und beſonders in Abbetung des engliſchen Grußes.

Auch wir, meine Lieben! beten alle Tage den engliſchen Gruß öfter; denn auch wir wollen eifrige Verehrer Mariens ſein. Ja ganze Roſenkränze beten wir ab, in denen der engliſche Gruß fortwährend wiederholt wird; allein wiſſen wir auch, was wir beten? Verſtehen wir den engliſchen Gruß?

All unſer Gebet ſoll ja im Geiſte verrichtet werden; denn Gott iſt ein Geiſt, und die ihn anbeten, ſollen ihn im Geiſte und in der Wahrheit anbeten. Nun verehren wir zwar durch den engliſchen Gruß zunächſt die heilige Jungfrau; aber im Grunde iſt es doch Gott ſelber, auf den die ganze Verehrung Mariens zurückgeht. Wir loben den Herrn und ſeinen Heiligen. Wir preiſen den Sohn Gottes, wenn wir ſeine Mutter loben, ſowie jenes Weib, das zu ihm ſagte: Selig iſt der Leib, der dich getragen hat, und ſelig die Brüſte, die du geſogen haſt, eigentlich ihn pries; denn der Sohn wird ja immer in der Mutter geehrt. Deßwegen hielten ſich die Heiden, da ſie einen Jupiter als Gott verehrten, aus einer ganz natürlichen Folge auch verbunden, deſſen Mutter zu verehren. Wenn wir daher Maria als die Gnadenvolle ſelig preiſen, ſo preiſen wir Gott, der große Dinge an ihr gethan, und von dem, als der Quelle aller Gaben, alle Gnaden, von denen Maria voll iſt, ausſtrömten, ſowie, wenn wir den Schimmer des Mondes bewundern, wir eigentlich den Glanz der Sonne bewundern, von welcher der Mond ſeinen Schimmer hat. Deßwegen, ſagt der heilige Anſelm, hat der keinen Begriff von Gottes Größe, der keine Hochachtung gegen Maria hat.

Es iſt alſo der engliſche Gruß eine Verehrung, eine Lobpreiſung Gottes in Maria, und deßhalb muß er wie jedes Gebet im Geiſte gebetet werden, d. h. man muß ihn verſtehen.

Ich will euch demnach heute, meine Lieben! **den engliſchen Gruß** erklären, und beginne zu dieſem Ende unter Anrufung der ſeligſten Jungfrau. —

Sei gegrüßt, ave! das iſt das erſte Wort, welches der Engel zu Maria ſpricht. Fürwahr, ein wichtiges Wort, ein bis dahin unerhörtes Wort! Freude, Friede und Wohlwollen ſollte der Bote des Allerhöchſten der zweiten Eva mit dieſen Worten von Gott bringen, gerade jene drei Gnaden, die die erſte Eva durch ihren Ungehorſam eingebüßt hatte. Deßhalb war auch ſeit dem Falle der Stammmutter kein Gruß von Gott der Menſchheit zugekommen; nirgends leſen wir, daß

Gott ſelber oder durch einen Engel zu einem Menſchen geſagt hätte: Sei gegrüßt! Es iſt dieß auch kein Wunder; denn auf der Menſchheit laſtete der Fluch Gottes; und gleichwie wir denen, die ſich im Kirchenbanne befinden, keinen Gruß ſagen, ſo hat es Gott auch mit uns gemacht. Ohne alle vorläufige Begrüßung pflegte er zu erſcheinen, gewöhnlich ſchrecklich zu erſcheinen, und Schreckliches zu reden. So ſprach er zu Adam ohne Gruß: Wo biſt du? Zu Eva ohne Gruß: Warum haſt du das gethan? Zu Kain ohne Gruß: Was haſt du gethan? Zu allen Sündern insgeſammt ohne Gruß: Ich ſprach: Wo ſind ſie? und ich will ihr Andenken unter den Menſchen vertilgen. Wer hätte da auf ſolche Begrüßungen ſich etwa zu antworten getraut? Darum verſteckten ſich Adam und Eva, Kain floh, und der heiligmäßige Job wünſchte, ſich zu tiefſt in der Erde verkriechen zu können, um die Stimme Gottes nicht zu hören. Aber heute ändert Gott ſeine Redeweiſe, zum erſtenmale ſchickt er eine Jungfrau und in ihr dem ganzen Menſchengeſchlechte einen Gruß, zum ſicheren Zeichen der nun kommenden Ausſöhnung. Sieh da, der bisher ſo erzürnte Aſſuerus ſtreckt heute über die Eſther ſein Scepter aus, zum Zeichen des Wohlwollens für ihr Volk, er wird verſöhnt und ändert ſein Urtheil. Darum Friede, Freude und Gnade dir am heutigen Tage, begnadigte Jungfrau, Friede, Freude und Gnade aber auch uns, deinem Volke! In dir hat der Engel auch uns gegrüßt. Heute iſt uns die Morgenröthe aufgegangen, die bald die Sonne bringen wird! O was wären wir ohne Jeſum, unſern Lehrer und unſer Licht? Wer hätte uns den Weg zur ewigen Seligkeit gezeigt, und wer die Mittel, ſie zu erlangen, uns angewieſen? Aber heute fängt es an, licht zu werden. Die Menſchen des alten Bundes mußten mit Tobias ſagen: Was ſoll ich für eine Freude haben, der ich in der Finſterniß ſitze? Aber wir freuen uns mit Recht, da wir das Licht der Welt erblicken. Ja, wir haben alle Urſache, ſo oft wir dieſen Gruß beten, uns auf

die Kniee zu werfen; denn mit diesem Gruße an Maria hat der Engel auch uns Gnade, Friede und Freude gebracht.

Nach diesem Gruße, mit welchem Gott dem Menschengeschlechte den Friedenskuß gab, sprach der Engel: Du bist voll der Gnade! Was wollen diese Worte des Engels sagen? Diese Worte des Engels, meine Lieben! wollen sagen: Den Engeln und Heiligen hat Gott zwar viele Gnaden ertheilt, dir aber hat Gott seinen Geist nicht nach einem gewissen Maaße, sondern im Überflusse verliehen. Er hat dich mit Gnaden so erfüllt, daß du deren nicht mehrere empfangen kannst. Deßwegen sprach auch Maria mit hohem Dankgefühle: „Große Dinge that an mir der Mächtige.“ Auch will der Ausdruck: du bist voll der Gnade! noch sagen, daß sie deßwegen das große Wohlgefallen Gottes sich zugezogen, weil die Gnade Gottes an ihr nicht fruchtlos gewesen, sie mit derselben mehr als alle Andern gewirkt und sich durch ihre vollkommene Liebe Gottes, ihre Unschuld, ihren Gehorsam, ihre unüberwindliche Geduld und Ergebung in den göttlichen Willen überaus große Schätze der Seele erworben habe. Sie ist reich an Gnaden, sagt der heilige Bernhard, bei Gott, bei den Engeln und bei den Menschen. Bei den Menschen durch ihre Fruchtbarkeit, bei den Engeln durch ihre Jungfrauschaft, bei Gott durch ihre Demuth. Es ist daher kein Wunder, wenn der Bräutigam im hohen Liede seine Braut von der Sohle bis zur Scheitel lobt, und daß er daran recht gethan hat, beweist das heutige Evangelium. Ja, wie gnadenreich müssen jene Füße gewesen sein, die die lockenden Irrgänge der Welt flohen und sich auf das einsame Kämmerlein einschränkten! Wie gnadenreich jene Kniee, auf denen Maria lag, als sie in Demuth ausrief: Ich bin eine Magd des Herrn! Wie gnadenreich jener Leib, der von keinem Manne berührt werden wollte; wie gnadenreich jene Brüste, die dem Sohne des Allerhöchsten jungfräuliche Milch spenden durften; wie gnadenvoll jener Hals, der sich gehorsam dem Willen des Allerhöchsten fügte; wie gnadenvoll jene Lippen, die so sparsam

waren im Reden, und das göttliche Kind küſſen durften; wie gnadenreich jene Stirne, die über die Lobeserhebungen des Engels in Verwirrung kam, und mit Schamröthe ſich überzog; wie gnadenreich jene Augen, die ſo vorſichtig waren, jenes Haupt, das in dieſen ſo ſchwierigen Sachen ſeinen Verſtand zum Gehorſam des Glaubens gefangen gab! Dieſe Eigenſchaften ſind es, die dem Bräutigam an ſeiner Braut gefielen, nicht aber jene Körpertheile ſelber. Dieſe Fülle der Gnaden geziemte aber auch Maria, dem Tempel Gottes. Wenn ſchon Salomons Tempel ſo prächtig war, daß ſich nichts darin befand, was nicht mit Gold überzogen war, und daß Alles noch überdieß voll von Edelſteinen und Cedernholz war, bloß zu dem Ende, daß die Arche des Bundes eine würdige Wohnung daſelbſt hätte; wie ſollte nicht auch Maria, der Tempel, in dem die Arche des neuen Bundes wohnen ſollte, mit allen nur möglichen Gnaden ausgeſchmückt worden ſein!

Aber wie kommt es, meine Lieben! daß wir ſo gnadenarm ſind, während Maria ſo gnadenreich war? Empfangen wir doch auch den Sohn Gottes ſo oft in der heiligen Communion, ſind alſo in dieſem Sinne auch Tempel Gottes, und doch ſind wir Bettler und nackt an Gnade! Ich fürchte, meine Lieben! das kommt daher, weil wir die Gnade Gottes nicht ſuchen. Wer nicht ſucht, der findet auch nicht. Wir haben in der Regel unſere Freude mit ganz andern Dingen, als mit der Gnade Gottes; der Eine hat alle ſeine Freude mit den Lüſten dieſer Welt, mit Tanz und Spiel, mit Trunk und Unkeuſchheit; der Andere hat ſeine Freude am Geld; ein Anderer macht tauſend hochausſehende Plane; wieder Einer denkt nur an ſein Hausweſen, und wie er dasſelbe vergrößern möge; und ſo denkt Einer an dieß, der Andere an jenes; aber an Gottes Gnade denkt man nicht, und doch kann man ohne dieſe nicht ſelig werden. Und wenn wir auch daran denken, ſo ſind wir voll von dieſen andern Dingen, und die Gnade Gottes hat keinen Platz in uns. Es geht uns da mit der Gnade, wie mit dem Öl des Eliſäus. Wie kein Geſchirr

mehr leer war, ſtand das Öl, und ſo bleibt auch uns die Gnade Gottes aus, weil unſere Herzen lauter Gefäße ſind, die voll von weltlichen und ſündhaften Dingen ſind.

Der Engel ſprach ſodann zu Maria: Der Herr iſt mit dir! Wahrlich, ſehr wenige, aber ſehr bedeutungsvolle Worte! Auch zu Joſua hatte Gott einſt geſagt (Joſ. 1.): Fürchte dich nicht, denn der Herr dein Gott iſt mit dir! und ſieh da, Joſua eroberte das gelobte Land mit leichter Mühe, und vernichtete unzählige Feinde. So hatte einſt der Engel des Herrn zu Gedeon geſagt: Der Herr iſt mit dir, du tapferer Held! Und obgleich Gedeon erwiderte: Meine Familie iſt die geringſte in Manaſſe, und ich bin der Geringſte im Hauſe meines Vaters, ſo befreite er doch Iſrael von den Madianiten, und erſchlug mit wenigen Leuten das ganze große Heer der Madianiten. (Richt. 6 u. 7.) So hatte Gott auch zu Moſes geſagt: Ich werde mit dir ſein! und ſieh da, Moſes rettete Iſrael aus den Händen Pharaos, und führte es durch die Wüſte, was ihm unglaublich ſchien. So hatte auch Saul zu David geſagt: Geh, und der Herr wird mit dir ſein! und ſieh da, David erſchlug den Goliath mit einem Steine. So ſprach auch der Hoheprieſter Ozias zur Judith: Der Herr ſei mit dir zur Rache unſerer Feinde! und ſieh da, Judith ſchlug dem Holofernes mit zwei Hieben den Kopf ab. Und heute nun ſagt der Bote des Allerhöchſten auch zu Maria: Der Herr iſt mit dir! Gewiß hatte alſo auch ſie Schwieriges zu vollbringen, Großes zu leiſten, und ſo iſt es auch in der That, Geliebte! Maria iſt eine andere Judith, die dem hölliſchen Holofernes das Haupt abſchlug; ſie hat Leiden und Widerwärtigkeiten übertragen, wie noch keine ihres Geſchlechtes, ſie hatte mit Armuth und Elend zu kämpfen, wie keine andere, ein ſiebenfaches Schwert durchdrang ihr mütterliches Herz; wahrhaftig, da hatte es die Mutter der Schmerzen wohl vonnöthen, daß der Herr mit ihr war. Übrigens haben dieſe Worte des Engels auch noch eine andere Bedeutung. Von Maria wird nämlich auch deßwegen geſagt, daß der Herr mit

ihr ſei, weil ſeine Gnade in ſo außerordentlichem Maaße mit ihr war, daß ſie nie die geringſte Sünde beging, wie ſolches auch die Ehre Chriſti erfordert. Da die Seele durch die Gnade mit Gott vereinigt wird, ſo war Maria, voll der Gnade, auch auf eine vorzügliche Weiſe mit Gott vereinigt. Die Vereinigung Gottes mit Maria iſt aber dreifach: 1) durch die Fülle der Gnaden, wodurch ſie von der Erbſünde ſowohl, als der geringſten wirklichen Sünde rein blieb, wie es ſich für die ziemte, die der Schlange den Kopf zertreten, in welcher nicht für einen Menſchen, ſondern für Gott eine Wohnung bereitet werden ſollte, deſſen ewige Zierde Heiligkeit iſt, weßwegen die Kirche auch die Worte des hohen Liedes an ſie richtet: Du biſt ganz ſchön, meine Freundin, und an dir iſt kein Flecken! 2) Durch die Menſchwerdung des Sohnes Gottes, wodurch er ſo innig wie jedes Kind mit ſeiner Mutter vereinigt wurde, und 3) durch die himmliſche Herrlichkeit, wodurch ſie jetzt mit Gott auf die vollkommenſte Weiſe vereinigt iſt. Wenn wir aber, Geliebte! der Gottesmutter wegen dieſer ihrer dreifachen Vereinigung Glück wünſchen, ſo müſſen wir uns auch unſrerſeits beſtreben, dieſe dreifache Vereinigung mit Gott zu erhalten, und zwar: 1) die Vereinigung mit Gott durch ſeine Gnade, indem wir ſie ſorgfältig bewahren und vermehren; 2) die Vereinigung mit Gott durch die heilige Communion, indem wir ſie öfters würdig empfangen; 3) die Vereinigung mit Gott durch deſſen Beſitz in der glücklichen Ewigkeit, indem wir ihn allem Irdiſchen vorziehen, und uns desſelben aus allen Kräften würdig zu machen ſuchen.

Endlich ſprach der Engel auch noch zu Maria: Du biſt gebenedeit unter den Weibern! Vier Frauen kommen im alten Teſtament vor, die ſelig geprieſen werden. Die erſte iſt Jahel, von der es heißt (Richt. 5, 24.): „Geſegnet unter den Weibern ſei Jahel!“ Dieſe Jahel wird geſegnet, weil ſie den feindlichen Heerführer Siſara erſchlug; um wie viel mehr aber müſſen wir ſelig preiſen Maria, von der die Kirche ſingt, daß ſie allein alle Ketzereien auf der weiten Erde vertilgt habe.

Die zweite, die gesegnet wird, ist Ruth, zu der Booz spricht: „Gesegnet seist du vom Herrn!“ Aber um wie viel mehr verdient diese Ehre Maria, die die Welt verließ, um sich nur allein ihrem Herrn und Gott zu vermählen. Die dritte Frau, die David selig preist, ist Abigail; um wie viel mehr aber verdient diesen Preis Maria, die wie eine andere Abigail Fürbitte einlegt für den Nabal, d. h. für den sündigen Menschen. Endlich wird auch noch Judith gepriesen; um wie viel mehr aber Maria, die den höllischen Holofernes durch die Geburt des Erlösers vernichtete. Mit Recht nennen wir sie also die Gebenedeite, d. h. die Hochbegnadigte, die Gesegnete und Beglückte.

Seht da jetzt, Geliebte! die Bedeutung des Grußes, mit dem der Erzengel Gabriel die seligste Jungfrau grüßte, und ihr wisset also jetzt, was dieser Gruß sagen will. So betet denn in Zukunft diesen englischen Gruß im Geiste. Macht kein bloßes Lippengebet daraus, sondern denkt dabei an die Herrlichkeiten und Vorzüge Mariens, denkt an die Gnaden, die ihr zu Theil geworden. Befleißen wir uns aber auch, eifrige Nachahmer Mariens zu sein, auf daß der Herr auch uns seinen Friedensgruß senden, mit uns sein und zu uns einst sagen möge: Kommet her, ihr Gebenedeiten meines Vaters! Amen.

Predigt

auf

den Palmsonntag.

Text: „Ihr werdet eine Eselin angebunden finden und ein Füllen bei ihr; machet sie los und führet sie zu mir.“ Matth. 21, 2.

Geliebte Pfarrkinder!

Die heutige Geschichte von der Eselin und seinem Füllen, die angebunden waren, und die die Apostel auf Jesu Geheiß losmachen und zu ihm führen sollten, ist voll der tiefsten Geheimnisse. Überhaupt haben die Erzählungen des Evangeliums größtentheils nicht bloß eine geschichtliche Bedeutung und Wahrheit, sondern auch noch geheimnißvolle Beziehungen. Wenn Jesus z. B. verschiedene Krankheiten heilte, so ist dieß allerdings wirklich geschehen, es sind wirkliche Wunder, die er gewirkt hat; allein diese verschiedenen Krankheiten haben noch eine andere Bedeutung, nämlich sie weisen auf die Krankheiten der Seele hin, und auf Jesum, von dem allein alle Hilfe kommt. Und wenn die Jünger auf Jesu Befehl ihre

Netze auswerfen und eine ungeheure Menge Fiſche fangen, rechte und ſchlechte, ſo hat das ſeine Beziehung auf die Kirche und ihre Mitglieder. Die Apoſtel ſind Menſchenfiſcher, und die Fiſche, die ſie fangen, ſind die bekehrten Nationen. Aber nicht lauter gute Glieder zählt die Kirche, ſondern auch faule. Und wenn der Herr auf dem Meere fährt, und ein Sturm das Schifflein umzuwerfen droht, er aber den Winden und den Wellen gebietet: ſo iſt zwar auch das wieder eine Geſchichte, die ſich wirklich zugetragen hat; allein dieſes Ereigniß hat auch wieder eine andere Bedeutung. Das Schifflein iſt die Kirche, die Pforten der Hölle ſuchen ſie zu vernichten; aber Jeſus iſt der Schirmherr der Kirche, und ſie geht nicht zu Grunde. Oder das Schifflein iſt die Seele des Menſchen, die von allen Feinden beſtürmt wird; aber wenn Jeſus bei ihr iſt, ſo können ihr die Stürme der Verſuchungen nichts anhaben.

Gerade ſo iſt es mit der Erzählung im heutigen Evangelium. Der Herr ſchickt um eine Eſelin und das Füllen einer Eſelin; ſeine Jünger ſollen ſie losmachen und zu ihm führen. Das ſoll noch überdieß eine Eſelin ſein, die noch Niemand geritten hat. Da ſagen denn die heiligen Väter, unter dieſer Eſelin iſt die Stammmutter unſers Geſchlechts, die Eva, zu verſtehen, unter dem Füllen das ganze Menſchengeſchlecht. Durch den Fall der Stammeltern wurde das ganze Menſchengeſchlecht angebunden an den Satan, es war ſeiner Herrſchaft unterworfen; aber da kam der Erlöſer und ließ es losmachen, er zerriß die Bande und führte nun die erlöste Menſchheit triumphirend ins himmliſche Jeruſalem ein. Aber, Geliebte! unter dieſer gebundenen Eſelin kann man auch jede einzelne menſchliche Seele verſtehen, die angebunden iſt, aber losgemacht und ihm zugeführt wird, und dieß iſt es, was wir heute miteinander zu unſerer Erbauung und Beſſerung betrachten wollen. Ich beantworte demnach folgende zwei Fragen:

Wie wird die Seele losgebunden? I. Theil.
Wie wird ſie zu Jeſu geführt? II. Theil.

Ich beginne ꝛc.

Erſter Theil.

„Wer Sünde thut, iſt ein Knecht der Sünde," ſagt Jeſus bei Johannes, und der heilige Petrus ſagt: „Von wem Jemand überwältigt wird, deſſen Knecht iſt er." (II. Petr. 2, 19.) Unſere Stammeltern haben Gott den Gehorſam aufgekündigt und dem Teufel mehr geglaubt als ihm und ſo ſind ſie denn aus Knechten Gottes Knechte des Teufels geworden. Aber nicht bloß ſie, ſondern wir Alle mit ihnen; denn wenn der Stamm verdorben iſt, können die Früchte nicht beſſer ſein. Seitdem iſt der Menſch des Teufels Laſtthier. Aber ach, das war die letzte Sünde nicht, die unſere Stammeltern begangen haben! Der Menſch, einmal angebunden vom Satan, folgt dieſem wie ein Sklave, den ſein grauſamer Herr an ſeiner Kette hinter ſich herzieht, und ſo begeht er eine Sünde um die andere und die Leibeigenſchaft wird immer ſtärker und fühlbarer; „denn wer Sünde thut, iſt vom Teufel; denn der Teufel ſündigt vom Anfang." (I. Joh. 3, 8.) So iſt denn nun die Seele jedes Sünders jene Eſelin, die angebunden iſt, und der Teufel ſchaltet damit nach Belieben. Ach, iſt denn Niemand da, der das arme Laſtthier losbindet und die ſchmählichen Bande zerreißt? Vielleicht kann ſie ſich ſelber losmachen, ſie ſtrengt ſich an auf alle Weiſe, ſie reißt an ihren Ketten, ſie fühlt das Elend ihrer Gefangenſchaft, ſie möchte frei ſein; allein ſie iſt nicht ſtark genug für ſich allein, ſich frei zu machen, ſie müht ſich umſonſt ab. — Ja, Geliebte! kein Menſch iſt im Stande, aus eigener Kraft von ſeinen Sünden los zu werden, kein Menſch iſt im Stande, die Ketten zu zerreißen, mit denen er ſich ſelber gebunden hat. Der Menſch kann zwar allein ſündigen, er kann ſich zwar ſelber ſeinen Strick flechten, er kann die Stricke und Ketten, mit denen er ſich an den Teufel bindet, immer feſter zuſammenziehen; aber losmachen, zerreißen kann er dieſe Bande nicht mehr ſelber. Da muß Einer kommen, der dieß thut, und das iſt kein Anderer, als Jeſus Chriſtus, der Erlöſer, der Heiland

der Menſchen. Darum ſagt der Apoſtel: „Es liegt nicht an Jemandes Wollen oder Laufen, ſondern an Gottes Erbarmen.“ (Röm. 9, 16.) Und an die Epheſer ſchreibt er: „Aus Gnade ſeid ihr erlöst worden, durch den Glauben und das nicht aus euch; denn es iſt Gottes Gabe, nicht aus den Werken, damit ſich Niemand rühme.“ (Epheſ. 2, 8. 9.) Alſo alles Wollen, alle Anſtrengung hilft nicht, wenn Gott nicht zuvorkommt, wenn er nicht hilft. Aber wie nun, wie macht es Gott, wenn er die Seele von den Banden ihrer Sünden befreit? Der Erlöſer geht ja nimmer auf der Welt herum, daß er ſelber die Stricke zerreißen, daß er ſelber ſagen könnte: „Sei getroſt, mein Sohn! deine Sünden ſind dir vergeben.“ Er thront ja zur Rechten des Vaters. Wie wird nun das Band der Sünde zerreißen? — Schaut in's heutige Evangelium hinein, Geliebte! da findet ihr, wie es der Herr macht. Er ſchickt nämlich ſeine Apoſtel ab, auf daß ſie die Eſelin losmachen. Aber wo ſind denn die Apoſtel? Die ſind ja geſtorben! Blicket hin auf die Nachfolger der Apoſtel, auf die Biſchöfe und Prieſter, dieſe ſind es, die auf Jeſu Befehl, in ſeinem Namen die Stricke zerreißen. Sie ſind es ja, zu denen der Herr geſagt hat: „Empfanget den heiligen Geiſt, denen ihr die Sünden vergebet, denen ſind ſie vergeben, und denen ihr ſie behaltet, denen ſind ſie behalten.“ Seht da das Meſſer, womit die Stricke zerſchnitten werden! Der Prieſter ſpricht im Namen und in der Vollmacht Jeſu Chriſti: Ich ſpreche dich los von deinen Sünden, und der Sünder iſt losgeſprochen, die Ketten ſind zerſprengt, die Bande zerriſſen, die Seele iſt frei. Wie der Blitzſtrahl augenblicklich zündet, wo er brennbaren Stoff berührt, ſo ſind dieſe Worte ein verzehrendes Feuer, das im Augenblicke eine ganze Welt von Sünden dermaßen verzehrt, daß auch nicht das Mindeſte mehr von ihnen vorhanden iſt. Und was gehört denn von Seite der Seele dazu, daß ſie von ihren Banden befreit wird? Gar nichts, meine Lieben! als daß ſie befreit werden will.

Wenn aber die Eſelin ausſchlägt und ſich wild und ungeſpänſtig geberdet und keinen Menſchen hinlaſſen will, um ihre Bande zu löſen: dann kann ſie freilich auch nicht frei werden. Gott der Herr zwingt Niemanden zur Buße und Beſſerung; er ſtellt es Jedem frei; er mahnt, warnt, ruft nur; aber wenn der Menſch nicht mag, ſo hat er ſeinen freien Willen. Der Menſch kann daher auch die Kraft der göttlichen Worte an ſich vereiteln, unnütz und ohnmächtig machen, wenn er will. Der Prieſter mag über einen Menſchen, dem es mit ſeinem Beichten nicht Ernſt iſt, tauſendmal das Kreuz machen, er mag tauſendmal ſagen: Ich ſpreche dich los von deinen Sünden, — er iſt doch nicht losgeſprochen, es iſt gerade, als wenn der Blitz in's Waſſer fährt. Wenn dir alſo, mein Chriſt! deine Seele lieb iſt, wenn du von den Banden deiner Sünde los werden ſollſt, ſo mußt du auch den Willen dazu haben, du mußt mit Einem Worte das heilige Sakrament der Buße würdig empfangen, es muß dir Ernſt ſein mit deiner Reue, deinem Beichten und deinem Vorſatze.

Als der Herr die zwei Jünger hinſchickte, um die Eſelin loszumachen, da ſagte er zu ihnen: Wenn Jemand etwas ſagen und euch etwa die Eſelin nicht laſſen wollte, ſo ſaget nur: der Herr bedarf ihrer, und ſogleich wird er ſie euch laſſen. Wir leſen nicht, daß es Jemand den Jüngern gewehrt hätte, die Eſelin loszubinden. Allein, wenn eine Seele ſich will von ihren Sündenſtricken losmachen und losmachen laſſen, da gibt es oft verſchiedene „Jemand", die dagegen proteſtiren, die dagegen etwas einzuwenden haben und ſie nicht losmachen laſſen wollen. Vor Allem iſt dieſer Jemand der Teufel; ihm iſt es nicht recht, wenn die Ketten geſprengt werden, die die arme Menſchenſeele ſo eng an ihn geknüpft haben. Er proteſtirt daher am erſten. Was? ruft er der Seele zu, du willſt dich beſſern, du willſt dich bekehren? bei dir iſt es ſchon zu ſpät, du wirſt nimmer los, Gott kann dir nimmer verzeihen! Oder er ſagt: Was fällt dir denn ein, ſchon ſo frühe zum Kreuze kriechen zu wollen, iſt ja noch Zeit-genug, du biſt ja

noch jung, und Jugend hat keine Tugend. Du kannſt ja immerhin noch gut thun! Chriſtliche Seele! laß dich von dieſem liſtigen Verführer nicht betrügen! Zerreiß die Bande, ſage dem unverſchämten Verſucher: Elender! lange genug habe ich dir gedient, lange genug bin ich dein Sklave geweſen, lange genug habe ich deine Ketten getragen; aber jetzt will ich das Joch abſchütteln, zerreißen deine Bande. Wiſſe, der Herr will und ich will es; der Herr bedarf ihrer; denn er hat mich erſchaffen, er hat mich erlöst, und ihm will ich von nun an angehören. So mußt du ſprechen, ſo ſtreiten und der Teufel kann es nicht wehren, er muß dich frei geben.

Dann kommt aber ein zweiter Jemand, der gegen deine Loslaſſung proteſtirt, und das iſt die Welt. Du haſt der Welt gedient und nun willſt du mit ihr brechen; das empfindet ſie zu hart. Daher proteſtirt ſie und ruft dir alſo zu: Willſt du jetzt auf einmal ein Finſterling, ein Kopfhänger, ein Betbruder und eine Betſchweſter werden? Schämſt du dich nicht? Genieße das Leben! Man lebt ja nur einmal! Kommt, laßt uns eſſen und trinken, laßt uns der Liebe pflegen; denn morgen müſſen wir ſterben! So ſagt ein bisheriger Zechbruder, ſo ruft dir deine Bekanntſchaft zu, die du bisher gehabt haſt und die dich nicht loslaſſen will, ſo ſagt ein bisheriger guter Freund und Kamerad, ein Spießgeſelle deines liederlichen, ausſchweifenden Lebens. Oder wenn ſie ſo nichts ausrichten können, dann fangen ſie an zu ſpotten, und höhniſch rufen ſie dann aus: Ei, dieſer und dieſe haben ſich auch bekehrt, wahrſcheinlich hat ſich Niemand mehr um ſie angenommen! Iſt ja ein altes Sprichwort: Eine junge Hure, eine alte Betſchweſter! Und der thut jetzt auch gut in ſeinen alten Tagen, wahrſcheinlich, weil er nichts mehr hat, oder weil ihn die Sünde verlaſſen hat! So redet die Welt, wenn ein bisheriger Freund oder eine Freundin ihre Bande zerreißt und ſich mit Gottes Gnade von ihr losmacht; aber laß dich das nicht anfechten, chriſtliche Seele! Es mag dir dieſer Spott wohl wehe thun, es mag dir durch Mark

und Bein gehen, es mag auch ſogar etwas Wahres daran ſein in Bezug auf dein früheres Leben; allein laß dich nicht irre machen; zerreiß die Bande und ſchicke der Welt den Abſagebrief. Sage es ihr: Lange genug haſt du mich betrogen, elende Welt, lange genug habe ich von deinem Taumelkelche getrunken, oben war er ſüß und unten lauter Gift und Galle, von allen deinen Freuden habe ich jetzt nichts mehr, als ſchreckliche Gewiſſensbiſſe; darum verachte ich dich und will nichts mehr von dir wiſſen. So will es der Herr; für ihn bin ich ja geſchaffen und er hat mich erlöst; er will es ſo und ich will es auch ſo.

Und wenn endlich der dritte „Jemand" kommt und ſeine Einwendungen vorbringt, das eigene liebe Fleiſch nämlich, und ſich beſchwert über die harten Zeiten, die nunmehr für es kommen ſollen, da es doch bisher ſo gut im Futter ſtand: ſo mach nicht viel Federleſens und nimm den Strick, mit dem du thörichter Weiſe bisher deine Seele an das Fleiſch gebunden und ſie allen ſeinen Gelüſten unterworfen hatteſt und binde den Bruder Eſel ſtatt aller Antwort an die Seele. Sie iſt ja die Herrin, und er iſt der Knecht, der unterthan ſein muß. Und wenn er ſich ſträuben ſollte und ungeberdig thun wollte, ſo häng ihm nur den Brodkorb etwas höher, dann vergeht ihm der Muthwille ſchon und denke dabei: So will es der Herr und ſo will es auch ich. Seht da, Geliebte! ſo wird die Seele los von ihren Banden und nun kann ſie ihrem Herrn und Heiland entgegengeführt werden; wie aber dieß geſchieht, das vernehmet im

zweiten Theile.

Als die Jünger die Eſelin losgebunden hatten, führten ſie dieſelbe dem Herrn zu und dieſer ſetzte ſich darauf und ritt über Palmzweige und Kleider hin, die ſie auf den Weg geſtreut und gebreitet hatten, Jeruſalem zu, allwo er auch ſeinen feierlichen Einzug auf dieſer Eſelin hielt. Einen ähnlichen Triumphzug will der Herr mit der erlösten Seele feiern, wenn

ihm dieſe zugeführt wird. Sie wird ihm aber zugeführt durch die heilige Communion. Da nimmt der Herr Beſitz von ihr, er iſt ihr König, ihr Herr, ihr Bräutigam. Wer mein Fleiſch ißt und mein Blut trinkt, der bleibt in mir und ich in ihm, ſpricht der Herr ſelber. O wie ſoll ſich die erlöste Seele nicht freuen, dieſem ihrem Erlöſer entgegengeführt zu werden, und wie ſoll ſie ſich nicht vorbereiten zu ſeinem würdigen Empfange! Ja, erlöste Seele! bereite deinem Herrn und Gott, der in der heiligen Communion von dir Beſitz nehmen will, einen würdigen Empfang, haue Zweige von den Bäumen und beſtreue ihm den Weg damit. Was ſind das für Zweige? Nun höre, was der Herr ſelber ſagt: Wenn dich deine Hand oder dein Fuß ärgert, ſo haue ſie ab und wirf ſie von dir, und wenn ſich dein Auge ärgert, ſo reiß es aus und wirf es von dir. Sieh, das ſind die Äſte, die du abhauen, die du deinem Heiland hinſtreuen mußt. Deine böſen Gewohnheiten, deine Neigungen ſind es, die du ihm zum Opfer bringen, die du ihm zu Füßen legen mußt; er hat dich losgebunden vom Bande deiner Sünden; dafür mußt nun du auch etwas thun. Alſo weg mit der Hoffart und dem üppigen Kleiderputz, der Andere nur ärgert, nur verführt, haue ſie ab dieſe Zweige und ſtreue ſie hin auf den Weg; wähle dir eine demüthige, beſcheidene, ſtandesgemäße Tracht! Du haſt bisher dein Herz an irdiſches Gut zu ſehr gehängt, dein Geld ging dir über Alles; du haſt aber nunmehr deinen Geiz, deine Hartherzigkeit bereut und gebeichtet, der Herr hat dich losgebunden von den Banden, womit die Sünde dich umſtrickte; aber du mußt nunmehr dieſe Neigung zum Opfer bringen, ſo nimm denn deinen Überfluß und ſtreue ihn zu den Füßen Jeſu. Seine Füße ſind die Armen, die im Staube und in der Niedrigkeit leben müſſen; thuſt du das, ſo bereiteſt du deinem Heiland einen angenehmen Empfang. Was du den Armen thuſt, iſt ſo viel, als hätteſt du es ihm gethan. Wohl möchte Mancher ſagen: das iſt hart! Aber ſchau nur einmal die Iſraeliten an, und laß dich von ihnen beſchämen. Dieſe gaben ihre Ohrenringe, ihr Gold und

Silber her, um ein goldenes Kalb zu bekommen, um vor ihm wie vor einem Abgott tanzen zu können und du ſollteſt es nicht über dein Herz bringen können, deinem Herrn und Heilande zu lieb von deinem Überfluſſe etwas abzulaſſen? Nein, ſtreue hin dieſe Palmzweige, bringe dem Herrn dieſes Opfer, namentlich jetzt in dieſer heiligen Woche, die eingeht.

Verſäume dann aber auch nicht, deine Kleider Jeſu unterzubreiten, und ihm Hoſianna zuzurufen. Dieß geſchieht, wenn du mit den Empfindungen des Glaubens, der Hoffnung und Liebe, der Demuth und des Verlangens zum Tiſche des Herrn gehſt, und dann den Herrn preiſeſt für die Gnade, daß er dich heimgeſucht und bei dir eingekehrt hat. Ein ſchönes, hochzeitliches Kleid iſt es, das du dem Herrn unterbreiten mußt, wenn er zu dir kommt. Dieſen Empfang biſt du dem Reinſten und Heiligſten ſchuldig. Wie, wenn du der irdiſchen Majeſtät die Aufwartung machteſt, oder wenn der König ſich herablaſſen würde, dich in deinem Hauſe zu beſuchen, wie würdeſt du dein Haus ſchmücken und zieren, mit welch' ſinnigen Inſchriften würdeſt du die Pforten nicht verſehen, wie würde nicht der Blumen Wohlgeruch dasſelbe erfüllen! Wie würdeſt du es nicht mit den herrlichſten Bildern ſchmücken! Nun in der heiligen Communion kommt dein Herr und Gott, der König der Könige, die höchſte Majeſtät zu dir: wirſt du da gleichgültiger ſein, wirſt du da im Alletagsgewande ihn empfangen, ihn in ein leeres Haus, in ein leeres Zimmer führen, das wohl reinlich ausgeweißt iſt, in welchem aber kein Bild, keine Blume, keine hübſche Einrichtung zu ſehen iſt? Aber ſieh da, ſo wäre dein Herz, wenn du zwar gebeichtet hätteſt, im Stande der Gnade wäreſt, aber ſonſt lau und gleichgültig zur heiligen Communion gingeſt. Nein, Glaube, Hoffnung und Liebe müſſen als liebliche Blumenſträuße den ſüßeſten Wohlgeruch im Gemache deines Herzens verbreiten, und die guten Werke, dein Beten, deine Wohlthätigkeit, dein Faſten, deine Nächſtenliebe überhaupt, das muß die ſchöne Einrichtung, das muß die Zierde ſein, die das Gemach deines Herzens ſchmückt und

den Bräutigam deiner Seele bei ſeinem Einzuge entzücken ſoll. Jubelnd mußt du ihm dann zurufen: Hoſianna! hochgelobt ſei, der da kommt im Namen des Herrn! Ja, habe Dank, mein Herr und Gott! für die Gnade deiner Einkehr; bleibe bei mir und verlaß mich nicht, und führe meine Seele einſt in das himmliſche Jeruſalem ein!

Seht, Geliebte! ſo wird die Eſelin losgebunden, ſo wird ſie dem Herrn zugeführt, ſo werden ihm die Zweige geſtreut, ſo die Kleider untergebreitet, ſo wird er empfangen. Ja, durch die heilige Beicht, durch eine würdige Beicht wird die Seele losgebunden und durch eine würdige Communion feiert der Herr ſeinen Einzug. O möget ihr Alle, die ihr hier zugegen ſeid, möget ihr alle meine lieben Pfarrkinder dieſe heilige Oſterzeit dieſe heiligen Sakramente würdig empfangen! Wohl euch dann! die Seele, die früher im Dienſte des böſen Feindes war, ſie wird losgebunden, ſie wird dem Herrn zugeführt; hier ſchon iſt der Himmel für ſie und nach dieſem Leben wird er ſie in's himmliſche Jeruſalem, in die Freuden des Himmels einführen. Amen.

Predigt

auf

den heiligen Charfreitag.

Text: „Und mit geneigtem Haupte gab er ſeinen Geiſt auf.“ Joh. 19, 30.

Geliebte Pfarrkinder!

Der Tod hat für jeden Menſchen etwas Schauerliches; denn er iſt nichts Natürliches. Der Menſch hätte nämlich nicht ſterben müſſen, er wäre auch dem Leibe nach unſterblich geweſen, wenn er ſeine Prüfung beſtanden hätte. Erſt die Sünde hat den Tod in die Welt gebracht; denn der Tod iſt der Sünde Sold. Er iſt alſo unſerm Weſen eigentlich ganz fremd und daher ſchauerlich. Kein Wunder, wenn daher der herannahende Tod dem Sterbenden den kalten Angſtſchweiß auf die Stirne treibt, wenn er mit Entſetzen und Bangen denſelben immer näher kommen ſieht.

Wie muß das erſt bei dem menſchgewordenen Gotte, bei dem Eingebornen des Vaters, den die Jungfrau empfangen und geboren hatte, geweſen ſein! Wahrlich, es nimmt uns

nicht Wunder, wenn wir leſen, daß die Todesangſt dem Herrn blutigen Schweiß austrieb; denn ihm war der Tod ganz fremd, er hätte gar nicht ſterben müſſen, wenn er nicht ſelber gewollt hätte; denn da in ihm keine Sünde war, ſo hatte auch der Tod keine Gewalt über ihn. Und doch wollte er ſterben!

Aber noch mehr. Er wollte den ſchmerzlichſten und ſchmählichſten Tod, den Tod des Kreuzes ſterben. Wie? der Sohn Gottes will als Verbrecher am Kreuze ſterben? Auf dieſe Art will er Genugthuung leiſten und die Menſchen erlöſen. Hätte er denn das Menſchengeſchlecht nicht auf leichtere Weiſe erlöſen können, ohne einen Tropfen Blut zu vergießen? Wer möchte daran zweifeln? Allein er that es nicht — er wählte den ſchmählichen und ſchrecklichen Kreuztod. Wer möchte da nicht mit dem heiligen Thomas von Villanova ausrufen: „Wer hat dich gezwungen, o Herr! für die Menſchen zu leiden? Wer hat dich genöthigt, von dir ſelbſt eine ſo harte Genugthuung für die Sünde zu fordern? Wenn du es vorhergeſehen haſt, warum haſt du den Menſchen erſchaffen? Warum haſt du ihm Gebote gegeben, die er übertreten wird? Warum haſt du jenes Menſchenpaar nicht verworfen und ein neues erſchaffen? Und endlich, wenn das Menſchengeſchlecht dem Tode anheimfiel durch die Sünde, iſt es nicht beſſer, daß das Geſchöpf verderbe, als daß jener, durch den es erſchaffen war, die mindeſte Beſchwerde dulde?“ Dieſe Fragen ſtellte ſich der genannte Heilige, aber er weiß darauf keine andere Antwort, als: O Tiefe der Reichthümer der Weisheit Gottes! Wie unbegreiflich ſind ſeine Gerichte; wie unerforſchlich ſeine Wege! Wer hat ſeinen Sinn erkannt, wer iſt ſein Rathgeber geweſen? Ja, Geliebte! es iſt wahr, wir werden es niemals begreifen, warum der Herr dieſen ſchmählichen Kreuztod gewählt hat; aber einigermaßen vermag

es unſere Vernunft doch zu errathen, und das wollen wir jetzt näher ſehen. Wir wollen betrachten:

Warum litt der Herr den ſchmählichen Kreuztod?
I. Theil.
Und was ſind wir dafür ſchuldig? II. Theil.

Ich beginne ꝛc.

Erſter Theil.

Wenn Chriſtus, der Sohn Gottes, ſterben wollte, obwohl er nicht ſterben mußte, ſo durfte er überhaupt keines natürlichen, keines gewöhnlichen Todes ſterben, er durfte nicht ſterben wie ein Privatmann, nicht wie ſein Nährvater Joſeph, in der ſtillen Hütte zu Nazareth in den Armen ſeiner Mutter und einiger Freunde; denn ſonſt hätte man, wenn nachher die Jünger ſeine Auferſtehung behauptet hätten, ſehr leicht ſagen können: Er war vielleicht nur ſcheintodt, man ſah ihn ja nicht ſterben, und wie er wieder zum Bewußtſein kam, haben dann ſeine Jünger ausgeſprengt, er ſei bereits geſtorben geweſen, aber wieder durch ein Wunder lebendig geworden. Aber ſo durfte Jeſus nicht ſterben. Er ſollte zwar arm und ungekannt in einem Stalle geboren werden, ohne daß Jemand davon wußte, als ein paar Hirten; aber er ſollte vor ganz Jeruſalem ſterben, ſchwebend zwiſchen Himmel und Erde, damit kein Menſch an ſeinem Tode mehr zweifeln konnte, und ſomit auch nicht an ſeiner wirklichen Auferſtehung.

Aber, könnte man fragen, wenn Chriſtus überhaupt eines gewaltſamen Todes ſterben wollte und mußte, warum hat er es nicht vorgezogen, geſteinigt oder enthauptet zu werden, wie Iſaias und Johannes? Warum ſtarb er gerade den ſchmählichſten und ſchrecklichſten Tod, den Tod des Kreuzes? Auch dafür, Geliebte! laſſen ſich verſchiedene Gründe angeben.

Einmal erforderte es die Weisheit Gottes, daß der Feind auf die nämliche Weiſe beſiegt wurde, auf welche er geſiegt hatte, und ſo ſeine Liſt und Bosheit durch die göttliche Weisheit

zu Schanden würde. In einem Garten hatte die Sünde ihren Anfang genommen, in einem Garten mußte auch das Leiden für dieſe Sünde anfangen. Durch eine Speiſe hatte ſich der Menſch den Tod hineingegeſſen, und durch eine andere Speiſe ſollte er ſich das Leben hineineſſen, an einem Baume hatte der Teufel geſiegt und durch einen Baum ſollte er wieder beſiegt werden. So ſollte das Gegengift aus derſelben Quelle fließen, aus welcher der Tod kam, und darum ſingt die Kirche in der Präfation vom Kreuze ſo ſchön: Wahrhaft iſt es billig und heilſam, daß wir dir immer und allzeit danken, Herr, heiliger Vater und allmächtiger, ewiger Gott, der du die Erlöſung des Menſchengeſchlechtes am Holze des Kreuzes gewirkt haſt, damit, woher der Tod ſeinen Urſprung nahm, auch das Leben wieder erſtehen, und der, welcher am Holze ſiegte, am Holze wieder beſiegt werden ſollte, durch Jeſum Chriſtum, unſern Herrn. — Seht, Geliebte! ſo erforderte es alſo die Weisheit Gottes, die Liſt des Teufels auf die nämliche Weiſe zu Schanden zu machen, auf welche er das Menſchengeſchlecht überliſtet hatte. Alſo deßhalb ſchon hatte Chriſtus den Tod am Kreuze gewählt.

Aber er hat ihn auch deßwegen gewählt, um die Strafe auszuſtehen, die eigentlich wir auszuſtehen gehabt hätten. Wir ſind ja die Hochverräther, die Majeſtätsverbrecher, wir haben den ſchmählichſten Tod tauſendmal verdient, auf uns lag der ganze Fluch der Sünde, und deßhalb wollte Chriſtus der Herr am Holze des Fluches ſterben, er ſelber wollte Fluch werden, um von uns den Fluch hinwegzunehmen. Durch dieſen ſeinen ſchmerzlichen und ſchmählichen Kreuztod wollte uns der Herr auch ſo ziemlich deutlich zu erkennen geben, was es um die Sünde für ein ſchreckliches Übel ſei. Unſer Herr und Heiland hängt am Kreuze unter den bitterſten Schmerzen, blutet aus allen Wunden am ganzen Leibe, alle ſeine Gebeine ſind ausgeſtreckt, ſo daß man ſie zählen kann, die fürchterlichſten Schmerzen durchzucken ſeine Glieder und ſieh da, die Sünde iſt dennoch nur eine Kleinigkeit! Ach, wie wird einſt dieſes

in Strömen vergoſſene Blut um Rache ſchreien! Jetzt ſchreit es noch um Erbarmung zum Himmel, aber es kommt einſt eine andere Zeit. Dieſen bisher angeführten Gründen fügt der heilige Auguſtin auch noch folgenden bei: „Wäre Chriſtus z. B. geſteinigt oder mit dem Schwerte hingerichtet worden, ſo müßten wir als Erinnerungszeichen an Chriſti Erlöſungstod ein Schwert oder einen Stein oder ſonſt ein derartiges, peinliches Inſtrument bei uns tragen, was etwas höchſt Beſchwerliches, ja faſt Unmögliches wäre. Gar leicht können wir hingegen ein Kreuzlein aus Holz oder anderm Materiale bei uns haben; ja in Ermanglung deſſen können wir das heilige Kreuz auf unſere Stirne machen und ſo beſtändig das Werkzeug unſers Heils mit uns herumtragen.“

Seht, Geliebte! ſo iſt es alſo nicht zufällig geweſen, daß der Heiland gekreuzigt wurde; nein, von Ewigkeit her war dieß im Rathſchluſſe der Vorſehung beſchloſſen. Die Evangeliſten des alten Bundes, die Propheten, haben dieß auch deutlich in der Zukunft geſehen und vorausgeſagt. So beſchreibt David, der Urahnherr Jeſu Chriſti dem Fleiſche nach, in ſeinem 21. Pſalm den Kreuztod Jeſu Chriſti, als wäre er dabei geſtanden und hätte ihn mit angeſehen. „Sie durchbohrten meine Hände und Füße,“ ſagt er, „ſie zertheilten meine Kleider, und über mein Oberkleid warfen ſie das Loos. Ich bin ein Wurm und kein Menſch, Alle, die mich ſehen, ſpotten mein, bewegen die Lippen und ſchütteln das Haupt. Wie Waſſer bin ich ausgegoſſen, und aufgelöst ſind alle meine Gebeine. Mein Herz iſt wie geſchmolzenes Wachs geworden in meinem Leibe, vertrocknet wie eine Scherbe iſt meine Kraft und meine Zunge klebt an meinem Gaumen.“ Ja, ſogar die Worte, die der Erlöſer am Kreuze rief: „Mein Gott, mein Gott, warum haſt du mich verlaſſen!“ hat David im Geiſte

gehört; und wiederum heißt es beim Propheten Zacharias: „Sie werden ſehen, wen ſie durchſtochen haben.“ So war alſo der Kreuztod Jeſu mit den kleinſten Umſtänden ſchon mehr als tauſend Jahre vor Chriſtus vorausgeſagt worden; derjenige, der ihn leiden ſollte, hat ihn den Propheten ſchauen laſſen, er hat den Schleier von der Zukunft hinweggezogen und ſie angeeifert, das niederzuſchreiben, was ſie ſchauten. Demnach läßt ſich auch denken, meine Lieben! daß der ſchmerzliche und ſchmähliche Tod des Kreuzes dem Herrn ſelber gar nicht unbekannt, kein Geheimniß war. Nein, wie er ihn als Gott von Ewigkeit her auf ſich zu nehmen beſchloſſen hatte, ſo ſah er als Gottmenſch das Kreuz bereits liegen, wie er auf dem harten Stroh im Stalle zu Bethlehem lag. Der neugeborne Erlöſer ſah deutlich, daß der rauhe Stein in der Krippe noch weiche Flaumen und Elderdunen ſei gegen das Bett, auf dem er ſterben würde. Klar ſchwebte ihm daher ſein ſchrecklicher Tod immerwährend vor Augen ſammt allen Umſtänden und Einzelnheiten desſelben. Seht, ſagte er einmal zu ſeinen Jüngern, wir gehen hinauf nach Jeruſalem und des Menſchen Sohn wird den Heiden überliefert werden, und dieſe werden ihn verſpotten, geiſeln und kreuzigen, und am dritten Tage wird er wieder auferſtehen. So ſchwebte alſo dem Herrn ſein Tod deutlich vor Augen und freiwillig, aus eigenſter, vollſter, unabhängigſter Selbſtbeſtimmung ging er dieſem Tode entgegen. Wie er überhaupt hingeopfert worden iſt, weil er ſelbſt gewollt hat, ſo iſt er auch hingeopfert worden, wie er ſelbſt gewollt hat. Er ſtarb, weil er ſterben wollte, und ſtarb, wie er ſterben wollte.

O was muß das für eine Liebe geweſen ſein! Und ob wohl dieſe ſo freiwillige Hingabe in den bitterſten und ſchmählichſten Tod unſere Anerkennung verdient, ob ſie wohl Anſpruch hat auf unſere Dankbarkeit? Ich meine ſchon, Geliebte! Wenn uns Jemand in der Noth hilft, und gibt er uns auch nur eine kleine Gabe, ein Stücklein Brod, ſo ſagen wir: Vergelt's Gott! Was würden wir denn aber dann thun, wenn

Einer sein Leben hingibt, um das unsrige zu retten? Würden wir nicht Zeitlebens dankbar sein, diesen Mann auf alle Weise ehren? Nun seht, Geliebte! Christus hat für uns den schmählichsten Kreuztod gelitten, der Herr starb für den Knecht, Gott für den Menschen, der Hirt für die Schafe, der Beleidigte für die Beleidiger, der König für die Rebellen. Sollen wir da nicht danken? O gewiß, Jeder von uns muß da Ja sagen. Wie aber werden wir ihm danken? — Das vernehmet im

zweiten Theil.

Ehedem, Geliebte! war das Kreuz ein Schandpfahl, vor dem sich selber die Heiden entsetzten. Und auch die Juden verrichteten nicht einmal öffentliche Gebete für Einen, der gekreuzigt wurde; denn verflucht ist, wer am Holze hängt, heißt es im Mosaischen Gesetze. Aber seitdem Christus an diesem Schandpfahle leiden und sterben sollte, steht das Kreuz hoch und erhaben da als das Siegeszeichen der göttlichen Liebe, als die herrlichste Zierde und der kostbarste Schmuck der Erde, als die siegreichste Waffe gegen die Hölle, als das beseligendste Werkzeug unsers Heils, als der mächtigste Anker unserer Hoffnung bei den Leiden und Trübsalen dieses Lebens, als das Zeichen der Versöhnung für den unglücklichen Sünder und als der kräftigste Wanderstab für alle diejenigen, welche die gefahrvolle Reise antreten in die Ewigkeit. Darum begegnet aber auch jetzt das Kreuz überall unserm Blicke. Wir finden es auf den Gräbern der Todten und in den Wohnungen der Lebendigen, auf Gassen und Strassen, auf Feldern und Wiesen, auf Bergen und Felsen, in Thälern und Wäldern, auf den Thürmen und Altären der Kirchen; das Kreuz ist der kostbarste Schmuck des Kirchenfürsten, das Kreuz prangt als Zeichen der Ehre und des Ruhmes auf der Brust des tapfern Kriegers, des Königs und Kaisers; das Kreuz ruht als Quelle des Trostes in der Hand des Sterbenden, als Palme des Friedens in der Hand des Dahingeschiedenen. — O heiliges, o mächtiges,

o ſüßes Kreuz! Wer ſollte dich nicht ehren? Ja, Geliebte! ehren wir das Holz des Kreuzes, das iſt der erſte Akt der Dankbarkeit gegen den gekreuzigten Heiland. Jedes Kruzifix, das wir ſehen, muß uns ehrwürdig ſein. Deßhalb, Geliebte! iſt es keine Dummheit unſerer katholiſchen Voreltern geweſen, wenn ſie Kreuze und Kruzifixe und Kreuzwegſtationen an den Wegen, in Wäldern, auf Wieſen und Feldern errichteten, nein, es war dieß eine Verehrung des Gekreuzigten. Deßwegen iſt es auch keine Frömmelei, keine Bigotterie, wenn man den Hut vor einem Kruzifixe am Wege zieht, ein Vaterunſer betet oder einen guten Gedanken macht. Nein, es iſt dieß eine Verehrung des Gekreuzigten ſelber. O es thut einem katholiſchen Herzen ordentlich wohl, Geliebte! wenn man lange Zeit in unkatholiſchen Ländern gereist iſt, in denen man kein Kreuz ſieht, wenn man wieder in ein katholiſches Land kommt und ein Kreuz auf dem Wege erblickt. Man fühlt ſich ſo heimiſch daſelbſt, man weiß, daß man doch wieder unter Chriſten, unter Anhängern des Gekreuzigten iſt. Erſt der falſchen Aufklärungszeit im Anfange unſers Jahrhunderts war es vorbehalten, die Kreuze wegzureißen und zu zerſtören. Hätte dieſe Bilderſtürmerei nur jenen Kruzifixen gegolten, die aus der Hand von Pfuſchern von Malern und Bildhauern hervorgingen, ſo ginge das allenfalls noch an; viele dieſer Statuen auf dem Wege haben wirklich nur geärgert, ſtatt zu erbauen, und noch befinden ſich dergleichen in Kirchen und Kapellen, mit denen man keck aufräumen dürfte; allein die Bilderſtürmer hatten etwas Anderes im Sinne. Sie wollten jedes Andenken an den Gekreuzigten vernichten, darum wurde Alles ausgekehrt. Gott Lob, daß dieſe Zeit vorbei iſt! Jetzt darf man doch wieder das Kreuz ehren. So ehren wir es denn auch, wo wir es finden! Wir ehren dadurch den Gekreuzigten ſelber.

Aber, meine Lieben! mit dieſer Verehrung des heiligen Kreuzes iſt noch nicht viel ausgerichtet. Unſere Verehrung des heiligen Kreuzes muß weiter gehen! Das Kreuz iſt

nämlich die lehrreichſte Schule und in dieſe Schule müſſen wir fleißig gehen. Es iſt die Kanzel, von der herab Gott die ganze Welt belehrt, die Schule, worin alle Heiligen gebildet wurden, wo ſie die Weisheit, welche die Auserwählten macht, geſchöpft haben. Paulus rühmt ſich, daß er nur Eine Wiſſenſchaft, nämlich die Wiſſenſchaft des Gekreuzigten beſitze. Der heilige Bernhard wollte nichts Anderes, als Chriſtum den Gekreuzigten. Wunderbare, wahrhaft ſtaunenswerthe Kenntniſſe ſammelte ſich am Fuß des Kreuzes der große ſeraphiſche Lehrer, der heilige Bonaventura. Dieſer predigte mit einer ſolchen Kraft und Weisheit, daß die ausgezeichnetſten Gelehrten und gottſeligſten Menſchen ſich an ſeinen Predigten erquickten. Sie fragten ihn um ſeine, wie ſie meinten, zahlreiche und auserleſene Bibliothek, aus der er ſeine hohe und reiche Wiſſenſchaft ſchöpfte; er aber wies ſie auf das Kreuz hin. Auch jener engliſche Lehrer, Thomas von Aquin, der ihn eines Tages beſuchte, fragte ihn, in welchem Buche er dieſe heilige Wiſſenſchaft erlernt hätte, da wies der Heilige auf das Kruzifix hin und ſprach: „Das iſt die Quelle, aus der ich mein Wiſſen ſchöpfe. Ich lerne Jeſum, und zwar den Gekreuzigten.“ Alſo Jeſus, die gekreuzigte Liebe, war die Bibliothek des ſeraphiſchen Lehrers, das Kreuz jener Katheder, von wo herab ihm alle Weisheit zufloß. Vom heiligen Philippus Nerius leſen wir ſogar, daß er alle ſeine Bücher verkaufte und das Geld den Armen ſchenkte; am Kruzifix, ſagte er, habe er ohnehin das lehrreichſte Buch, und in dieſem Buche wolle er nun unabläßig ſtudiren. Ähnliches leſen wir auch vom heiligen Philippus Benitius. Wie er auf dem Todbette lag, ſah er ſtarr gegen Himmel und nach dem Kruzifix. Gebt mir mein Buch! rief er jetzt. Die Umſtehenden gaben ihm das eine und andere; aber keines war ihm das rechte. Weil er aber unverrückt auf das Kruzifix hinblickte, merkten ſie, er meinte dieſes und gaben es ihm. Wie er es hatte, drückte er es ſogleich an das Herz und ſprach: Das iſt mein Buch, mein liebſtes Buch, aus dieſem Buche will

ich mein Teſtament machen, in dieſes Buch ſah ich oft hinein, mit dieſem Buche ſchließe ich mein Leben."

Geliebte! ſollen wir nicht gleichfalls in dieſe Schule gehen? O ich höre ſo Manche oft ſagen: „Wenn wir nur auch leſen könnten, ſo könnten wir doch auch ein ſchönes Gebetbuch benützen, aber ſo können wir nicht leſen und da fürchten wir, daß wir unſere Sache nicht recht machen." Kommt her, ihr Alle, die ihr nicht leſen könnt und die ihr leſen könnt, kommt her, ich gebe euch ein Buch, das Allen leſerlich, Allen verſtändlich iſt! Es iſt das Kreuz! In dieſem Buche leſet und habt ihr dieſes Buch ausgeleſen und ausſtudirt, dann wiſſet ihr mehr, als alle Gelehrten miteinander, die von der Wiſſenſchaft des Kreuzes nichts wiſſen. Ja, Geliebte! ſeid Freunde des Kreuzes Chriſti, immer und allzeit. Was hilft es, wenn ihr heute und morgen vor dem Kruzifix dort betet und die Wunden des Gekreuzigten küſſet, hernach aber Jeſum durch eure Sünden wieder neuerdings kreuzigt? Nein, Geliebte! immer müſſen wir Schüler des Gekreuzigten ſein! Warten wir nicht, bis der Prieſter auf dem Todbette das Kreuz uns in die erſtarrte Hand drückt; nein, greifen wir ſelber jetzt nach dem Kreuze, jetzt in geſunden Tagen kriechen wir zum Kreuze, aber nicht erſt, wenn wir nimmer anders können. Wandeln wir nicht als Feinde des Kreuzes Chriſti, deren Gott der Bauch und deren Ende Verderben iſt. Befreunden wir uns jetzt mit dem Kreuze, wo es rauh und beſchwerlich iſt, damit es auch einſt unſer Freund ſein möge, wenn es am Tage des Gerichtes am Himmel erſcheinen wird. Das ſind wir uns ſelbſt, das ſind wir unſerm Herrn und Heiland ſchuldig, der uns am Stamme des heiligen Kreuzes erlöst hat; ſo geſchehe es denn! Amen.

Predigt

auf

den heiligen Ostermontag.

Text: „Mußte nicht Christus dieses leiden und also in seine Herrlichkeit eingehen?“ Luk. 24, 26.

Geliebte Pfarrkinder!

Habt ihr auch schon einmal über eure und anderer Menschen unausweichliche Sterblichkeit nachgedacht? Habt ihr auch schon einen Menschen sterben gesehen? Seid ihr auch schon krank und dem Tode nahe gewesen? Hast du dich auch schon gefragt, mein Bruder, meine Schwester: Wenn ich nun todt bin, was wird aus mir werden? Werd' ich aufhören zu sein? Werd' ich fortleben? Werd' ich wieder erwachen? Werd' ich dann nimmer mehr entschlafen? Wer wird mich wieder lebendig machen? Worauf gründet sich meine Hoffnung, aufzuleben, um nicht mehr zu sterben?

Ich traue es jedem vernünftigen Menschen zu, daß er sich diese Fragen zur Beantwortung in seinem Leben einmal oder öfters vorgelegt habe.

Wenn du aber einen Menſchen ſterben geſehen, und über dieſe Dinge nachgedacht haſt, ſind dann, lieber Bruder! ſind dann keine zweifelhaften Gedanken bei dir aufgeſtiegen? Haſt du nie den Wunſch empfunden, von der künftigen Unſterblichkeit recht lebhaft überzeugt zu ſein? Hat der Tod und die Auferſtehung Jeſu kein Licht in deiner Seele angezündet? mehr Licht, als Alles, was uns ſonſt Hoffnung der Unſterblichkeit gewähren kann?

Wie es dir ergangen, weiß ich nicht; aber wie mir dabei zu Muth geweſen, lieber Bruder! das kann und will ich dir ſagen: Wenn ich einen Menſchen erblaſſen, und mit dem Tode ringen und endlich gleich einem Lichte erlöſchen ſah; wenn ich ihn todt, fühllos, erſtarrt vor meinen Augen liegen ſah — ihn in einen Sarg einſchließen — weißbleich und kalt ſchon zu verweſen beginnen ſah, — wenn ich ihn zu ſeiner Grabſtätte begleitete, und unter die Erde verſenken, und mit Erde zudecken ſah: — ach! mußt ich oft denken, iſt denn dieß das Ende des Menſchen? Iſt er denn weiter nichts als Erde, die wieder zur Erde wird? Ich ſehe ja nichts, als Tod, Lebensloſigkeit, Verweſung, Knochen, zerfallenen Staub, und das war doch ein Menſch, wie ich. Was ihm widerfahren iſt, wird auch mir widerfahren! Ich werde alle Empfindung verlieren, wie er; auch mein Herz wird einmal ſtille ſtehen, wie das ſeinige ſtille geſtanden iſt; auch ich werde erſtarrt da liegen, auch ich in einem Sarge verſchloſſen aus meinem Hauſe herausgetragen, — unter die Erde verſenkt — und mit Erde zugedeckt werden. Auch mein Leichnam wird nach und nach zerfallen, — mein Fleiſch verweſen, meine Knochen von einander gelöst, und endlich Moder und Staub ſein. Wie kann ich es mir verhehlen, daß dieſes Schickſal mir bevorſteht? Wie kann ich mir träumen laſſen, daß mir etwas anderes begegnen werde, als was Millionen Menſchen vor mir begegnet iſt? Und wenn mir nun das begegnet, was bin ich dann? — Was habe ich dann zu hoffen? — Was ſagt man mir dann von Auferſtehung und ewigem Leben? Iſt es möglich, daß

ich wieder auferstehen, wieder mit einem unsterblichen Körper bekleidet sein werde — wenn Alles, was an mir körperlich und sichtbar war, verschwunden, zerfallen und andern Körpern einverleibt worden ist? — Wirklich würde hier mein Herz zittern und beinahe jeder Funke von Hoffnung erlöschen, wenn mich nicht eine neue, fröhliche Botschaft vom Himmel aufrichten, wenn mir nicht das Evangelium von Auferstehung und Unsterblichkeit Muth und Hoffnung einflößen und mir mit dem allersüßesten und allergewissesten Troste zu statten kommen würde; wenn ich nicht meine Blicke auf dich richten könnte, du größter Todter und Lebendiger! wenn ich nicht mit meinen unsterblichen Brüdern aufrufen könnte: Wir wissen, daß jener, der den Herrn Jesum von den Todten auferweckt hat, auch uns durch Jesum auferwecken, und uns neulebendig und unsterblich darstellen wird!

Das, meine Geliebten! sind die Gedanken, die schon so oft bei mir gewaltet haben, wenn ich dem Sterbebette und dem Begräbnisse eines Menschen beiwohnte. Erst dann freute ich mich auch recht von Herzen des Evangeliums Jesu Christi, dessen unendlicher Werth so wenig von uns beherzigt wird. Erst dann erkannte und empfand ich, wie unentbehrlich mir ein allmächtiger, ein gestorbener, ein auferstandener, ein unsterblicher Erlöser sei. Jesus Christus, glaubet es mir, kann uns nie recht lieb werden, wenn wir nie recht wissen, was wir ihm zu danken haben, nicht wissen, wie er uns zu unserer Beruhigung und Unsterblichkeit so unentbehrlich ist.

Die jetzigen feierlichen Tage, die uns an die Auferstehung Jesu erinnern, sollen uns ja vorzüglich werth und heilig sein. An diesen Tagen kann und soll in euch die Versicherung, „daß Gott, der Jesum auferweckt hat, auch euch auferwecken werde," recht lebendig werden. Diese trostreiche Wahrheit möchte ich euch heute recht nahe an's Herz legen.

Gott hat Jesum auferweckt; dieß ist das Erste, was wir zu betrachten haben.

Gott wird auch uns durch Jeſum auferwecken; dieß iſt das zweite Stück unſerer heutigen Betrachtung.

Gib uns deine Gnade, du großer Auferſtandener! daß wir dieſe Wahrheit recht erkennen und empfinden.

Erſter Theil.

Gott hat Jeſum auferweckt; — dieß iſt das Erſte, meine Theuerſten! das wir mit Aufmerkſamkeit und Sammlung unſerer Gedanken beherzigen wollen. Gott hat Jeſum von den Todten auferweckt. Todt und entſeelt haben wir euch die vorige Woche Jeſum Chriſtum am Kreuze gezeigt. Nach der großen Vollendung ſeiner Leiden hatte er ſein Haupt geneigt und den Geiſt aufgegeben. Todt hing er eine Weile am Kreuze angeheftet. Mit einem Speere ward ſeine Seite noch bis auf's Herz durchſtochen, daß Waſſer und Blut herausfloß. Er war alſo ſo ſehr todt, als man es ſein kann. Dieſer todte, und nach ſeinem Tode noch durchſtochene Leichnam wurde vom Kreuze herabgenommen, gewaſchen, und mit Gewürzen und balſamiſchen Kräutern wohl belegt, und in koſtbare Leinwand eingewunden. Sein Haupt wurde noch beſonders mit einem Tuche bedeckt, und der erſtarrte eingehüllte Leichnam mit ſeinen fünf Hauptwunden in eine Felſengruft, nahe bei Golgatha, gelegt, die Thüre zur Gruft zugemacht, und vor die Thüre noch ein großer Stein, der vermuthlich die ganze Thüre bedeckte, vorgewälzt.

So ruhte nun der große Vollender der göttlichen Werke am ſiebenten Tage, an einem der feierlichſten Sabbathe in der Kühle des Grabes. — Die Thüre des Grabes iſt verſchloſſen! Ein ungeheurer Stein liegt vor der Thüre! Stein und Thüre ſind mit dem Petſchaft der landesherrlichen Hoheit verſiegelt! Eine Wache von vierzig bis fünfzig Mann ſteht unter ſcharfer Aufſicht vor dem Grabe. — Nun haben die Menſchen gethan, was ſie thun konnten, dem Leben Jeſu ein Ende und ſeine Auferſtehung unmöglich zu machen. —

Aber der im Himmel wohnt, lacht ihrer, und der Herr verſpottet ſie: Ich habe dennoch meinen König feſtgeſetzt auf ſeinem heiligen Berge Sion. Ich habe dennoch zu ihm geſagt: Du biſt mein Sohn! Heute habe ich dich geboren, ich will dir die Heiden zum Erbtheil geben, und die Grenzen der Welt zu deinem Eigenthum; — die Nacht geht zu Ende, der große Morgen bricht an. Die Erde erzittert! der Fels kracht! Ein blitzender Engel zerſtreut die vor Schrecken todtblaſſe Wache, wälzt den Stein von der Öffnung des Grabes — und — Jeſus Chriſtus lebt, und iſt auferſtanden! Man kommt zum Grabe! Man iſt wegen Wegwälzung des großen Steines und der Einbalſamirung des heiligen Körpers beſorgt; aber der Stein iſt weg! der Leichnam weg! die Leichentücher liegen in der beſten Ordnung bei Seite gelegt! Maria fragt nach dem Leichnam — Jeſus iſt's, den ſie fragt! Maria! ruft die kenntliche Stimme der barmherzigen Freundſchaft. Jeſus lebt und zeigt ſich lebendig noch denſelben Tag ſeinen frommen Freundinnen, zeigt ſich dem Petrus und Jakobus, zeigt ſich den zweien nach Emmaus reiſenden Jüngern, zeigt ſich den Zwölfen auf einmal; — zeigt ſich acht Tage nachher wieder den verſammelten Jüngern, zeigt ſich wiederum Fünfen an dem See Tiberias, zeigt ſich Fünfhunderten auf einmal, davon die Meiſten zu der Zeit, wo dieſes bezeugt wird, noch am Leben waren; zeigt ſich dem ſterbenden Stephanus in ſeiner himmliſchen Herrlichkeit; — zeigt ſich ſeinem ärgſten und geſchworenſten Feinde, dem Saulus; zuletzt behauptet dieſer: iſt er gleich als einer unzeitigen Geburt auch mir erſchienen, denn ich bin der Allergeringſte unter den Apoſteln, als der ich nicht werth bin, daß ich ein Apoſtel heiße, weil ich die Gemeinde Gottes verfolgt habe. Dergleichen Zeugen nicht glauben, was hieße das anders, meine Theuerſten! als Gott ſelbſt nicht glauben? Können wir mehrere, können wir redlichere, zuverläſſigere Zeugen verlangen? Bildet euch ein, ihr höret dieſe Zeugen das euch mündlich erzählen, was ſie uns in ihren Schriften hinterlaſſen haben; welcher redliche Chriſt würde

alsdann zweifeln können, daß Gott Jeſum auferweckt habe? Ich bin auch von eurem redlichen Chriſtenthum überzeugt, daß ihr die Wahrheit der Auferſtehung Jeſu als unbezweifelt annehmet, ja mit Blut und Leben zu behaupten bereit ſeid. Ich will alſo keine weiteren Beweiſe mehr vorbringen, ſondern euch bloß die Folgen zeigen, die ſich aus der Auferſtehungsgeſchichte Jeſu herleiten laſſen.

Zweiter Theil.

Nun, meine Geliebten! was haben wir davon, daß der todte Jeſus wieder lebt? Was folgt daraus für uns, daß Gott Jeſum von den Todten auferweckt hat? Unendlich viel haben wir davon! Die Folgen daraus könnten für uns ſchlechterdings nicht wichtiger ſein.

Nun wiſſen wir, dieß folgt daraus, nun wiſſen wir, daß der, der den Herrn Jeſum auferweckt hat, auch uns durch Jeſum auferwecken wird. Jeſus Chriſtus, meine Theuerſten! iſt der erſte unter allen Menſchen, der das geſammte Menſchengeſchlecht in dem Namen der ewigen Gottheit verſichert, daß Gott die Todten alle wieder lebendig machen, und allen rechtſchaffenen Chriſten eine ewige Seligkeit zu genießen geben werde.

Und der Erſte, der dieß klar und deutlich und allen Menſchen verheißt; — Er, der ſich für den bevollmächtigten Verkünder der Auferſtehung der Todten und der ſeligen Unſterblichkeit der Gottgläubigen und Frommen ausgibt; Er wird der Erſtling, das Siegel und Pfand der Unſterblichkeit — Er ſtirbt — ſtirbt öffentlich — ſtirbt eines gewaltſamen Todes, eines Todes, wobei der letzte Tropfen ſeines Blutes vergoſſen wird, er wird bis in ſein Herz verwundet, — kurz, er iſt viel augenſcheinlicher todt, als es ein Menſch ſein kann, der an einer Krankheit, oder in einem Privathauſe ſtirbt, — und dieſer Todte ſteht wieder, wie er ausdrücklich vorherſagte, vom Tode auf — nicht nur ſein Geiſt — der todte, begrabene, wundenvolle, verſchloſſene, bewachte Körper wird auf's Neue vom Geiſte belebt, der ihn vorher belebte. Der Jeſus, der

ganze gekreuzigte Jeſus ſteht wieder da. Unmöglich konnte ſeine troſtvolle Lehre von der Auferſtehung und Unſterblichkeit, die er verkündigt hat, auf eine kräftigere und unwiderſprechlichere Weiſe beſtätigt werden.

Nicht nur weckt er ein eben verſtorbenes Mädchen vom Tode auf, wie vom Schlafe; nicht nur heißt er einen Jüngling, der ſchon zum Grabe getragen wird, in ſeinem Sarge aufſtehen, und gibt ihn ſeiner weinenden Mutter lebendig wieder; nicht nur — (bemerkt, Geliebte! die verſchiedenen Stufen, wie er ſeine Auferweckungskraft von einem Male zum andern immer herrlicher offenbart) — nicht nur ſteht ſein todter Freund, der ſchon vier Tage im Grabe liegt, und an dem ſchon die Verweſung begann, auf ein einziges Wort von ihm auf; — das war Alles noch zu wenig, um uns die große Lehre, an der dem ganzen menſchlichen Geſchlecht ſo unendlich viel gelegen ſein ſoll, außer allen Zweifel zu ſetzen, denn dieſe Auferweckten ſterben wieder; — nein! — er ſelber wird das Opfer ſeiner Lehre. Er ſtirbt, und will auch darum auf eine ſchmerzvolle öffentliche Weiſe einen wundervollen Tod ſterben, um der Erſtgeborne von den Todten, die nicht mehr ſterben, zu werden. Schon allein von dieſer Seite betrachtet, ſollte der Tod und die Auferſtehung Jeſu uns äußerſt wichtig ſein. Um euch dieſen Gedanken begreiflich und einleuchtend zu machen, ſo ſetzet den Fall in eueren Gedanken: daß die Lehre von der Auferſtehung der Todten unter uns ganz unbekannt, oder doch gar ſehr beſtritten würde, daß wir ohne Hoffnung, ohne frohe Ausſichten bei den Sterbebetten unſerer Eltern, Kinder, Geſchwiſter, Freunde ſtehen müßten, ihnen keinen Muth einſprechen, nichts vom ewigen Leben mit ihnen reden könnten, daß wir gar nicht wüßten, woran wir in Abſicht auf dieſen Punkt wären; ſetzet nun, daß alsdann ein Mann unter uns aufträte, der uns mit klaren und beſtimmten Ausdrücken im Namen Gottes verſichern würde, daß den Todten eine Auferſtehung bevorſtehe, und daß alle Sterblichen ſich Unſterblichkeit verſprechen dürften; — ſetzet, ſein Herz brenne ihm,

die wichtigste Überzeugung von der Unsterblichkeit der Menschen in ihre Seele zu pflanzen; — setzet, er sehe zum voraus, daß er mit allen Beweisgründen nicht viel ausrichten könne; und dann fasse dieser Mann den Entschluß: Ich will selber sterben, damit ich auferstehen kann; — ich will mich öffentlich auf eine gewaltsame Weise hinrichten, will mich begraben lassen, will mich allen Leiden unterwerfen, das mit so einem Todten verbunden ist — und das Alles in der Absicht, um ihnen den Glauben an die Auferstehung der Todten recht fühlbar zu machen, um sie über diese wichtige Sache vollkommen zu beruhigen.

Nun setzet ferner, dieser Mann setze sich in dieser Absicht den Nachstellungen seiner Feinde bloß; er weiche ihrer Verfolgung nicht aus; er komme in ihre Hände; er lasse sich von ihnen mißhandeln; er lasse sich öffentlich aufhängen; er werde noch bis auf sein Herz durchstochen; er werde begraben. Sein Grab werde obrigkeitlich bewacht, und am dritten Tage werde er wieder lebendig, wie er es vorhergesagt; er weise die Narben und Wunden auf, die seinen Tod außer allen Zweifel setzen; — er erscheine zu verschiedenen Zeiten, erscheine Vielen, bald Einzelnen, bald Versammelten. — Saget mir, meine Geliebten! welche redliche Seele würde sich enthalten können, mit Frohlocken auszurufen: Nun weiß ich, daß der, der diesen Getödteten auferweckt hat, auch mich auferwecken wird? — Nun ist die Lehre, die er verkündigte, gewiß. Nun hat der Tod nichts Schreckliches mehr für uns; denn wir werden auferstehen, wir sind nicht nur sterblich, sondern auch unsterblich. Er ist selbst das Opfer, der erste Beweis seiner Lehre geworden. Und welche Bewunderung, welchen Dank verdient dann der, der, um manchem zweifelsüchtigen Herzen den größten Trost der Unsterblichkeit zu verschaffen, sich selbst aufgeopfert hätte, der sich hätte tödten lassen, um auferstehen und durch seine Auferstehung die Auferstehung der Todten beweisen zu können?

Welchen Dank verdienſt du alſo, welchen unausſprechlichen Dank von allen Herzen, du auferſtandener, unſterblicher, ewig lebender, und auch in dieſer Abſicht gekreuzigter Sohn Gottes! Aber ach! noch mehr als das wollteſt du uns lehren, du wollteſt uns nicht nur die tröſtliche Wahrheit von der Auferſtehung der Todten offenbaren und beſtätigen; nein — erwerben — mit Leiden und Tod wollteſt du unſere Auferſtehung möglich machen. Du wollteſt ſelbſt unſer ewiges Leben werden. Durch dich ſollte unſere Auferſtehung zu Stande kommen. Wenn das Weizenkörnlein nicht in die Erde fällt und erſtirbt, ſo bleibt es allein; wenn es aber erſtirbt, ſo trägt es viele Frucht. Du gabſt dein Leben für das Leben der Welt hin, damit die Welt nicht ewig verloren ginge. Dieß glaube ich dem Worte deiner Apoſtel: „Wie durch einen Menſchen der Tod, alſo kommt auch durch einen Menſchen die Auferſtehung der Todten.“ Wenn du nicht auferſtanden wäreſt, ſo wären auch die, die im Glauben an dich entſchlafen ſind, verloren. Ein todter Jeſus könnte ihnen keine Unſterblichkeit geben. Nun aber weiß ich, daß der, der dich auferweckt hat, auch mich durch dich auferwecken, und mich mit allen Gläubigen neulebendig und dir ähnlich darſtellen wird.

O ſüße, troſtvolle, unerſchöpfliche, unſchätzbare Wahrheit! Jeſus iſt auferſtanden, und auch ich werde durch ihn auferſtehen! Jeſus iſt unſterblich und auch ich werde durch ihn auferſtehen und unſterblich ſein! — Unſterblich ſein! O du allerſchönſtes Wort des himmliſchen Evangeliums! — Unſterblichkeit! himmliſches Leben! Leben Gottes! — Wie wird mir ſein, wenn du am Tage der Auferſtehung im vollen Maaße über mich kommen wirſt! — Ach! wie wird mir zu Muthe ſein, wenn ich die allmächtige Stimme des großen Erlöſers vom Tode mit meinen eigenen Ohren vernehmen und mit ausgebreiteten Armen, leuchtend wie die Sonne und ſchnell wie ein Blitz ihm entgegenfliegen, und vom Lichte

seines Angesichts angestrahlt, fähig sein werde, Gott in ihm mit meinen Augen zu sehen! —

Wie wird mir sein, wenn er mit der Stimme des Erzengels, mit der Posaune Gottes vom Himmel kommen und meinen schlechten Leib verwandeln und seinem herrlichen Leibe ähnlich machen wird! —

Wie wird mir sein, wenn das, was zerbrechlich ausgesäet worden, unzerbrechlich auferweckt, wenn meine Schande in Herrlichkeit, meine irdische Natur in eine himmlische, mein Tod in Leben umgeschaffen, und meine Sterblichkeit die Unsterblichkeit angezogen haben wird! —

Wie wird mir sein, wenn ich des Fleisches und Blutes Christi theilhaftig Gottes Leben leben werde, wenn eine unabsehliche Ewigkeit sich nicht nur meinem Glauben öffnen, sondern mir so gewiß sein wird, als das Anschauen dessen, von dem die Unsterblichkeit auf alle Unsterblichen hinübergeht! Ach! wie wird mir sein, wenn tausendmal tausende Mitunsterbliche, Mitauferweckte aus Einem Mund und Herzen den hohen Freudengesang anstimmen werden: Heilig, heilig, heilig ist der Herr Gott, der Allmächtige, der da ist, und der da war, und der da kommt! Herr, du bist würdig, die Herrlichkeit und die Ehre und die Kraft zu empfangen, denn du hast alle Dinge geschaffen, und durch deinen Willen sind sie entstanden! Halleluja! denn du bist geschlachtet worden, und hast uns Gott erkauft mit deinem Blute aus allen Stämmen und Zungen und Völkern, und hast uns unserm Gott zu Königen und Priestern gemacht, und wir werden von Ewigkeit zu Ewigkeit regieren.

Wie wird mir sein, wenn alle Chöre der Engel mit in den Lobgesang der Auferstandenen einstimmen und mit vereinigten Kräften dem Könige der Ewigkeit entgegen jauchzen werden: Das Lamm, das geschlachtet ist, ist würdig, zu em-

pfangen Kraft, Reichthum und Weisheit und Stärke und Ehre und Herrlichkeit und Benedeiung?

Wie wird mir zu Muthe ſein, wenn ich alsdann Geſchöpfe, die im Himmel und auf Erden ſind, und was im Meere iſt, und Alles in demſelben ſagen höre: Dem, der auf dem Throne ſitzt, und dem Lamme ſei Lob und Ehre und Herrlichkeit von Ewigkeit zu Ewigkeit! Amen.

Predigt

auf

das Feſt der Himmelfahrt Jeſu.

Text: „In meines Vaters Haus ſind viele Wohnungen; wenn es nicht ſo wäre, ſo hätte ich es euch geſagt; denn ich gehe hin, für euch einen Ort zu bereiten.“ Joh. 14, 2.

Geliebte Pfarrkinder!

Seit dem heutigen Tage ſind die Augen aller guten Chriſten dahin gerichtet, wohin unſer Herr und Heiland heute gegangen iſt. Wir ſtehen da, wie die Männer von Galiläa und ſchauen hinauf zu den Räumen des Himmels, voll der innigſten Sehnſucht nach den Wohnungen, die da droben für uns zubereitet werden. Wenn wir nur in den Himmel kommen, ſagen wir, mag es uns dahier gehen, wie es wolle. Wir ſind ja nur Fremdlinge auf dieſer Welt, wir gehören nicht hieher, wir reiſen nur durch, um einſt in unſere wahre Heimath, in unſer himmliſches Vaterland zu gelangen. Alle Güter dieſer Erde, Alles, was die Welt geben kann, iſt uns daher eitel Tand, wir betrachten dieß Alles als Gaſſenkoth, als Flitter

und Tand, der vergeht, während wir ewigen Gütern nachhängen. — In dieser Weise hat wenigstens die ganze rechtschaffene Christenwelt gedacht, so denken noch alle guten Christen; denn sie bauen auf das Wort des Herrn: In meines Vaters Haus sind viele Wohnungen. Sie rechnen darauf, daß es ihnen der Herr gesagt hätte, wenn es nicht so wäre. — Allein wie in unserer Zeit Alles darunter und darüber geht, wie alle Begriffe überhaupt in einer gräulichen Weise verwirrt werden, wie man das Christenthum selbst nicht mehr achtet; so fehlt es auch nicht an Leuten, die da behaupten, es gäbe gar keinen Himmel, sondern hier auf dieser Welt sei der Himmel, und Jeder müsse trachten, es sich hier recht gut und bequem zurechtzurichten. Gegen diese Leute nun, die das ganze Christenthum läugnen und alle Verheißungen Jesu Christi als eitel Lüge und Thorheit erklären, will ich kein Wort verlieren; es werden ihnen dereinst die Augen schrecklich genug aufgehen. Dagegen aber gibt es wieder Andere, die zwar die ewigen Freuden des Himmels nicht läugnen, aber dennoch den Leuten unendlich viel vorzumachen wissen von der Seligkeit, welche der neue Zustand der Dinge bringen wird und wie ganz ein anderes, fast ein himmlisches Leben nunmehr beginnen werde. Diese Menschen machen es sich zum besondern Geschäfte, besonders den Bauern die Zähne recht lang zu machen, so daß diesen ordentlich der Mund wässert nach den neuen Himmelsfreuden, die ihnen auf dieser Erde schon zu Theil werden sollen. Besonders ist es die neue Verfassung, die in's Leben gerufen werden soll, die als der Eingang in den ersten Himmel gepriesen wird; als Übermaaß aller Seligkeit aber, als dritter Himmel, in den nun der ganze Bauernstand bald verzückt werden soll, wird das Ablösungsgesetz gepriesen. Darum, meine Lieben! will ich euch heute ein wenig in diesen irdischen Himmel, der euch in Aussicht gestellt, hineinführen und sehen, wie es euch darin gefällt. Ich will heute reden

über die Seligkeit der neuen Verfassungen, I. Theil; über die Seligkeit der bevorstehenden Ablösung, II. Theil.

Ich beginne ꝛc.

Erster Theil.

Gewiß, meine Lieben! habt ihr schon viel gehört von der Republik, ob ihr aber einen rechten Begriff haben werdet, daran zweifle ich. Von den Franzosen wisset ihr, daß sie schon einmal eine republikanische Verfassung hatten und daß sie sich heuer im Februar wieder eine Republik gemacht haben, nachdem sie ihren König Ludwig Philipp davongejagt hatten. Sie haben so stark nach einer Republik geschrieen, daß man meinte, die Republik müsse der Himmel auf Erden sein; denn wahrlich nach dem Himmel kann man auch kein größeres Verlangen haben und auch nicht stärker darnach schreien. Nun haben sie die Republik, haben sie mit ihr wirklich auch den Himmel? Es scheint nicht; denn nach Allem, was man von ihrer neuen Glückseligkeit hört, haben wir eben nicht Ursache, ihnen um dieselbe neidig zu sein. Der Staat muß Schulden über Schulden machen und kann seine Beamten gar nicht mehr auszahlen, die Steuerpflichtigen aber müssen bereits weit mehr Steuern zahlen, als sie gezahlt hatten unter dem König. Zudem stockt Handel und Gewerbe, es ist nirgends Kredit, und die was haben, wissen noch nicht, ob es ihnen nicht genommen wird werden; denn schon gibt es Leute, die mit der Republik, wie sie jetzt ist, nicht mehr zufrieden sind, sondern eine andere Republik wollen, in welcher die Reichen geplündert und ihre Köpfe, wenn sie sich der Plünderung widersetzen, abgehauen werden sollen. Mit einer solchen Republik wollen uns auch Einige in Frankfurt unten beglücken und schon sprechen sie von Schwert und Galgen, durch die Alle hingerichtet werden sollen, welche keine Republik wollen. Wird da der Himmel in Deutschland sich öffnen? Ja, für das Gesindel, das nicht arbeiten, aber dennoch gut leben möchte, kann auf eine Zeit

der Himmel, wie ihn dieſes wünſcht, anfangen; d. h. ſie können plündern und morden, dem, wer etwas hat, Alles nehmen, kurz, ſie können leben wie das liebe Vieh; dieß iſt der Himmel, den das Geſindel will; wollt ihr ihn auch dieſen Himmel? Ich glaube nicht; jeder vernünftige Menſch ſchaudert zurück vor einer ſolchen Seligkeit; dieſe Seligkeit aber würde unter den gegenwärtigen Umſtänden die Republik dem deutſchen Lande ſicherlich bringen. Geſetzt aber auch, wir hätten die Republik wie in Amerika und in der Schweiz, geſetzt, es würde die öffentliche Ruhe und Sicherheit nicht geſtört, mit einem Worte, wir wären freie Republikaner; hätten wir deßwegen den Himmel? O nein, meine Lieben! es gibt in jeder Republik, in den allerfreieſten Staaten Diebe, Mörder, Räuber, Wucherer, Hurer, Ehebrecher, Geizhälſe, Friedensſtörer, überhaupt Menſchen, welche ihren Mitmenſchen das Leben verbittern. Bei der trefflichſten und vollkommenſten Geſetzgebung gibt es dennoch Geſetzloſe in Menge und ſo iſt natürlich von einem republikaniſchen Himmel, wie er von gewiſſen Schreiern, die bei dieſer Gelegenheit im Trüben fiſchen möchten, dem Volke ausgemalt wird, keine Rede, abgeſehen davon, daß die Einführung der Republik in Deutſchland nur auf höchſt gewaltſamem und ſomit blutigem Wege möglich wäre.

Gerade ſo iſt es auch mit der konſtitutionellen Monarchie auf breiteſter Unterlage, wie man ſagt. Auch durch dieſe ſoll der Himmel auf die Erde herniederſteigen. Ihr habt, meine Lieben! vielleicht keinen rechten Begriff von dieſer neuen Verfaſſung, und darum will ich euch darüber aufklären. Seht, in manchen Ländern gibt es keine Verfaſſung und keinen Landtag, wie bei uns, ſondern der Landesherr iſt da Alles. Sein Wille iſt Geſetz. Es hat ihm kein Menſch etwas einzureden und er hat auch keinem Menſchen Rechenſchaft abzulegen. Aber wiederum gibt es Länder, wo der Landesherr nicht ſo unumſchränkter Herrſcher, ſondern durch eine Verfaſſung, die er beſchwören und durch Landſtände, auf die er aufmerken muß, eingeſchränkt iſt. Das nennt man nun

konstitutionelle Monarchie. Eine solche Monarchie ist Bayern seit 1819, wo der erste Landtag abgehalten wurde. Allein, meine Lieben! in unsern Tagen ist man auch damit nicht mehr zufrieden, das Volk hat immer noch zu wenig Rechte, heißt es, und darum wollen wir eine konstitutionelle Monarchie auf breitester Unterlage, d. h. die Unterthanen haben jetzt so viel zu reden, daß der König eigentlich nur mehr ein Schatten ist und nur zu unterschreiben hat. Es ist schon recht, meine Lieben! wenn sich das Volk auch rühren darf; es ist schon recht, wenn die Herrn Minister verantwortlich gemacht werden und Rechenschaft ablegen müssen über ihre Staatshaushaltung; es ist schon recht, wenn wir Preßfreiheit haben und Jeder seine Gedanken auch sehen und hören lassen darf; es ist schon recht, wenn nicht bloß mehr die Regierung, sondern auch die Stände Gesetzesvorschläge machen dürfen; überhaupt ist es recht, wenn die großen Herrn auch eine Kontrole haben, und sich in die Karten schauen lassen müssen, was sie bisher so wenig leiden mochten; das Alles ist schön und recht und gut; aber — der Himmel steigt deßwegen doch nicht zur Erde nieder, und warum denn nicht? Nun seht, deßwegen, weil auch in einer konstitutionellen Monarchie, wo das Volk noch so viele Freiheiten hat, Viele da sind, die diese Freiheiten mißbrauchen. So ist es gleich mit der Verfassungsurkunde selbst. Diese Verfassungsurkunde ist ein todtes Papier, auf dem ein todter Buchstabe steht. Es ist mit ihr, wie mit der heiligen Schrift, sie läßt sich drehen, wie eine wächserne Nase, und ist auch schon oft genug gedreht und verdreht worden. Unsere bayerische Verfassung namentlich hat schon Löcher genug, und durch das Ablösungsgesetz, von dem wir noch mehr hören werden, ist sie völlig zerrissen worden. Auch die Preßfreiheit und alle andern Freiheiten, die ein Volk hat, können mißbraucht werden und werden auch mitunter auf's Ärgste mißbraucht. Schlechte Menschen gibt es also auch unter dieser Verfassungsform genug — wie mag man da von einem Himmel reden?! Ja, das ist wahr, eine Verfassungsform ist besser, als die andere, eine

eignet ſich mehr für dieſes Volk wie für ein anderes; aber keine Geſetzgebung iſt ſo herrlich, keine Verfaſſung ſo vollkommen, kein Volk ſo frei, daß man ſagen könnte: In dieſem Lande iſt wahrhaftig der Himmel ſchon auf der Erde. Nein, ein Volk iſt wie ein einzelner Menſch nur in ſo weit glücklich und ſelig, als es chriſtlich iſt und in den Geboten Gottes wandelt. Darum iſt der Kirche jede Art von Verfaſſung gleichgültig; nur von Tyrannei und Geſetzloſigkeit will ſie nichts wiſſen. Allen Völkern aber ruft ſie zu, wenn ſie glücklich ſein wollen, was Gott durch den Propheten Jeremias dem Volke Iſrael ſagen ließ: „Gehorchet meiner Stimme, ſo will ich euer Gott ſein, und ihr ſollt mein Volk ſein, wandelt auf allen Wegen, die ich euch geboten, auf daß es euch wohlgehe.“ (Jerem. 7, 23.) Und was Gott einſt durch Moſes dem Volke Iſrael ſagen ließ, das gilt noch heut zu Tage allen Völkern; denn Gott ändert ſich nicht und ſeine Gebote auch nicht. Zum Volke Iſrael aber hat er durch Moſes alſo geredet: „Wenn du die Stimme des Herrn, deines Gottes, höreſt, daß du all ſeine Gebote thueſt und halteſt, die ich dir heute gebiete, ſo wird dich der Herr, dein Gott, höher denn alle Völker machen, die auf Erden ſind. Und es werden über dich kommen alle dieſe Segnungen und dich treffen, wenn du nur ſeinen Geboten gehorcheſt. Geſegnet wirſt du ſein in der Stadt und geſegnet auf dem Felde. Geſegnet die Frucht deines Leibes und die Frucht deines Landes und die Frucht deines Viehes und die Heerden deiner Rinder und die Ställe deiner Schafe. Geſegnet deine Scheunen und geſegnet dein Vorrath. Geſegnet wirſt du ſein, wenn du eingeheſt und wenn du ausgeheſt. Deine Feinde, ſo ſich erheben wider dich, wird der Herr zum Falle geben vor dir, auf Einem Wege werden ſie wider dich kommen, und auf ſieben Wegen werden ſie vor dir fliehen. Segen wird der Herr über deine Kornböden ſenden und über alle Werke deiner Hände, und er wird dich ſegnen im Lande, das du bekommſt. Der Herr wird dich zum heiligen Volke für ſich erwecken, wie er dir geſchworen; wenn du die

Gebote des Herrn, deines Gottes, hältst und in seinen Wegen wandelst. Und alle Völker der Erde werden sehen, daß der Name des Herrn über dich angerufen worden und werden dich fürchten. Überfluß wird der Herr geben an allen Gütern, an der Frucht deines Mutterleibes und an der Frucht deines Viehes, an der Frucht deines Landes, welches der Herr deinen Vätern geschworen, dir zu geben. Seinen besten Schatz wird der Herr aufthun, den Himmel, daß er deinem Lande Regen gebe zu seiner Zeit und wird segnen alle Werke deiner Hände." (V. Mos. 28.) Also spricht Gott zum Volke Israel. Nun frage ich, ist das nicht der Himmel auf der Erde? Wäre etwa Bayern, wäre Deutschland nicht glücklich, wenn es ihm so gut ginge, wie hier versprochen wird? Aber um welchen Preis bekommen denn die Völker diesen Himmel? Etwa durch Verfassungen und Gesetze? Nein, durch Rechtschaffenheit und Gottesfurcht. Lasset euch daher nicht täuschen, Geliebte! alle Freiheiten, alle, auch die vollkommensten Verfassungen machen uns nicht glücklich, wenn wir keine guten Christen sind. Wie steht's aber in Deutschland, in Bayern gegenwärtig mit dem Christenthum? Nicht am besten, meine Lieben! Darum kann ich von unsern Verbesserungen in der Verfassung und Gesetzgebung mir nicht den Himmel versprechen, den Andere sich künstlich erträumen, noch weniger aber gar von dem Ablösungsgesetz, dessen Seligkeiten ich erörtern werde im

zweiten Theile.

Es ist wohl Niemand hier, der nicht schon von dem berühmten Ablösungsgesetze gehört hätte und von den Wohlthaten und der Seligkeit, die dem Bauernstande dadurch zu Theil werden solle. Den Bauern werden goldene Berge versprochen, wenn sie ablösen, kein Schweißtropfen bleibt mehr unbelohnt, heißt es, denn Grund und Boden wird frei und sie dürfen keinen Zehenten und keine Gilt mehr geben. Wirklich ist das Köder recht schön; aber wehe dem Bauern, der dumm genug

iſt, da anzubeißen, er wird nur zu bald das verſteckte Angeleiſen ſpüren; ſchnell wird er loskommen wollen; allein er hängt bereits; es geht nicht mehr. Da werdet ihr nun fragen: Wie geht das zu? Nun, merket auf, ſo geht es zu. Der Staat braucht jetzt Geld, weil keins in der Kaſſe und der Kredit auch nicht viel iſt. Was thut er nun da? Er läßt ſich ſelber und den Stiftungen und Kirchen und Gutsherrn ablöſen, d. h. die Unterthanen müſſen eine beſtimmte Summe entweder ganz oder nach und nach zahlen, und dann iſt der Boden frei. Dadurch bekommt nun der Staat allerdings eine ungeheure Summe Geldes in ſeine Ablöſungskaſſe zuſammen; allein das Geld, das da eingeht, wird bald wieder hin ſein, es darf nur ein Krieg kommen. Nun büßt aber der Staat durch dieſe Ablöſung ſeiner eigenen Zehenten und Gilten alle Jahre 4 Millionen ein und dieſe müſſen die Bauern zahlen. Ferner nach 34 Jahren, wenn abgelöst iſt, fallen alle Jahre wieder 7½ Millionen Einnahmen weg. Da aber die Ausgaben nicht weniger werden, ſo müſſen dieſe 7½ Millionen wieder durch neue Steuern gedeckt werden und natürlich ſind es die Bauern, die da wieder zahlen müſſen. Daß ich's kurz ſage, wenn abgelöst iſt, zahlt ihr nochmal ſo viel Steuern ganz gewiß, als ihr jetzt habt; das iſt Eines. Ihr ſehet hieraus ſchon, daß man euch doppelt und dreifach nimmt, was man euch auf einer Seite zu geben ſcheint.

Aber ich will euch die Seligkeit dieſes Ablöſungsgeſetzes noch beſſer zu ſchmecken geben. Sobald ihr erklärt, daß ihr ablöſen wollt, bekommt ihr keinen Heller Nachlaß mehr, und was noch ärger iſt, in Zeiten des Mißwachſes und der Theuerung kann euch der Staat kein Körnlein Speis- und Saamgetreide mehr geben, weil ihm ſelber nichts mehr eingedient wird; denn das müßt ihr wohl merken: wenn abgelöst wird, dann hat die Regierung kein Getreide und auch die Stiftungen und Pfarrer und Gutsherrn haben keines. Es kann alſo der Unterthan auch keine Hilfe mehr von dorther bekommen. Was ſaget ihr dazu? Ihr ſeht daraus ſchon,

daß da die kleinen Bauern alle zu Grunde gehen müssen. Also Steuern genug und kein Brod mehr, das sind zwei gewisse Seligkeiten, die euch in Aussicht stehen. Aber wir sind noch nicht fertig. Es geht noch viel weiter. Wenn abgelöst wird und die kleinen Bauern auf diese Weise ganz erdrückt werden, dann werden sich christliche und unchristliche Juden zusammenthun und den kleinen Bauern, die die Noth zwingt, um ein elendes Geld abkaufen; auf diese Weise bringen sie große Güterkomplexe zusammen, und die früheren Eigenthümer, die kleinen Bauern und Söldner werden nun froh sein müssen, wenn sie Pächter sein können auf ihrem ehemaligen Eigenthum, und sie, denen früher der Zehent zu viel war, müssen dann die Hälfte ihres Einkommens dem Herrn übergeben. Daß da die Güterzertrümmerer den meisten Nutzen haben werden, ist gewiß. Seht da, eine neue Seligkeit, die euch in Aussicht steht. Also Pächter, und zuletzt Bettler werdet ihr, wenn ihr ablöset. Endlich noch eins. Durch die Ablösung gehen eine Menge Pfarreien und Benefizien ein. Dadurch kommen viele Gemeinden um ihre Seelsorger und viele Kirchen werden leer stehen. Entweder müßt ihr nun Heiden werden, oder ihr müßt den Geistlichen, den ihr euch nehmt, auf eure Kosten unterhalten, habt also wieder eine neue Auslage. Nun seht ihr, um welchen Preis euer Grund und Boden frei wird. Ihr werdet durch Steuern erdrückt, ihr werdet, wenn's gut geht, Pächter, wahrscheinlicher aber noch Bettler, und endlich habt ihr nicht einmal mehr einen Geistlichen. Seht da, das ist die Seligkeit, die euch durch das Ablösungsgesetz in Aussicht gestellt ist. Verlanget ihr nach dieser Seligkeit? Und doch habe ich da nur von euch, vom Bauernstande geredet, die Nachtheile, die sämmtliche bayerische Unterthanen, Advokaten, Güterzertrümmerer und Wucherer ausgenommen, haben werden, habe ich gar nicht einmal berührt. Mir, eurem Pfarrherrn, der keinen Zehenten hat und überhaupt keinen Halm einschneidet, mir dürft ihr um so sicherer glauben, was ich euch soeben von diesem neuen Himmel, den man euch bereiten will, gesagt habe. Darum lasset euch nicht

einfädeln! Unsere Regierung wird selber noch die Hände zusammenschlagen ob den Folgen, die dieses schreckliche Gesetz haben wird. Ich denke da immer an die drohenden Worte des Propheten Isaias: „Der Herr wird in's Gericht gehen mit den Ältesten seines Volkes und mit seinen Fürsten, denn ihr habt den Weinberg abgeweidet und der Raub der Armen ist in euren Häusern. Warum zertretet ihr mein Volk und zerschlaget das Angesicht der Armen? spricht der Herr, der Gott der Heerschaaren." (Isai. 3, 14. 15.) Und wiederum ruft der nämliche Prophet: „Wehe denen, die Gesetze des Unrechts geben, die Beschlüsse fassen und Ungerechtigkeit vorschreiben, so daß sie im Gerichte die Armen unterdrücken und der Sache der Kleinen in meinem Volke Gewalt anthun, die Wittwen zu ihrer Beute machen und die Waisen berauben! Was wollt ihr thun am Tage der Heimsuchung und des Unglücks, das von ferne kommt?" (Ebend. 10, 1—3.)

Ja, gewiß, statt Glück, statt Segen wird dieses Gesetz Unglück und Unsegen über unser Bayern bringen. Überhaupt, glaube ich, hat es mit der irdischen Glückseligkeit in unsern Tagen so ziemlich ein Ende, bekommen wir auch eine Verfassung, welche es nur immer sein möge. Um so mehr, Geliebte! ist dieß eine Mahnung, ernsten und sehnsüchtigen Blicks zum Himmel emporzuschauen, wo allein eine wahre, reine und ungestörte Seligkeit reist. Ja, dorthin lasset uns unsern Blick richten, wohin uns unser Herr und Bruder, Jesus Christus, heute vorangegangen ist. Bei ihm allein ist Freude, ist Seligkeit. Dort wird jede Thräne vom Auge getrocknet, der Tod wird nicht mehr sein, noch Trauer, noch Klage, noch Schmerz. Jetzt haben wir zwar Trauer, aber wir werden dort den Herrn sehen, wenn wir hier auf seinen Wegen wandeln und dann wird sich unser Herz freuen und unsere Freude wird Niemand mehr von uns nehmen. Amen.

Predigt

auf

das Feſt Mariä Lichtmeß.

Text: „Es war auch eine Prophetin Anna, eine Tochter Phanuels, aus dem Stamme Aſer; dieſe war vorgerückt zu hohen Jahren, hatte nach ihrer Jungfrauſchaft ſieben Jahre mit ihrem Manne gelebt und war nun eine Wittwe von vierundachtzig Jahren. Sie kam nimmer vom Tempel und diente Gott mit Faſten und Beten Tag und Nacht.“ Luk. 2, 36. 37.

Geliebte Pfarrkinder!

Wir ſind mit dem heutigen Feſttage am Schluſſe der Weihnachtsfeiertage. Das Chriſtkindlein wird heute von unſern Altären genommen. Bevor wir uns von ihm ſcheiden, iſt noch eine große Prozeſſion, die Lichterprozeſſion. Durch dieſe Prozeſſion geben wir den Glauben zu erkennen, daß wir in Jeſu das wahre Licht der Welt erkennen und auch in ſeinem Lichte wandeln wollen. Dieſe Prozeſſion iſt auch ein Sinn- und Nachbild jenes Ganges, den heute die reinſte Jungfrau nach Jeruſalem machte, ſie iſt ein Sinnbild des Einzuges Jeſu

in den Tempel am heutigen Tage, wie auch eine Erinnerung an das Entgegenkommen des Simeon und der Anna, die auf Antrieb des heiligen Geistes in den Tempel hinaufgingen und so mit Jesus und Maria zusammentrafen, daher die Griechen das heutige Fest auch Hypante, das Fest des Zusammentreffens nennen.

Wir sind, Geliebte! seit dem heiligen Weihnachtsfeste schon mit allerhand Leuten zusammengetroffen, die dem neugebornen Heiland ihre Aufwartung machten, mit den Hirten z. B., mit den drei Weisen aus dem Morgenlande, und heute treffen wir auch noch mit Simeon und Anna zusammen. Ihr wisset, Geliebte! wenn man mit Leuten zusammenkommt, so lernt man von ihnen Gutes oder Böses, je nachdem die Leute sind, mit denen man zusammentrifft. Auch wir haben bereits gelernt, von den Hirten, von den drei Weisen. Nun heute wollen wir neuerdings lernen von der neuen Gesellschaft, die wir treffen, und zwar nur von einer einzigen Person, von der ehrwürdigen Anna nämlich. — Wie? was? von einem alten Weibe sollen wir noch lernen? Wer wird auf ein altes Weib mehr aufmerken? — Leider ist das die Sprache so vieler naseweiser Buben und Mädchen unserer Tage, die nicht bedenken, daß die Alten auch einst jung gewesen sind. Ja, Geliebte! von den alten Leuten kann man viel lernen, und darum stelle ich heute die alte vierundachtzigjährige Anna Alt und Jung als Muster vor. Zu diesem Ende wollen wir sie betrachten

in ihrem ledigen Stande, I. Theil;
in ihrem Ehestande, II. Theil;
in ihrem Wittwenstande, III. Theil.

Ich beginne ꝛc.

Erster Theil.

Was führt denn ein großer Theil unserer ledigen Leute für ein Leben? Nun, die Antwort auf diese Frage geben Jedem seine eigenen Augen. Bis zum zwölften Jahre wird

in die Werktagsschule gegangen und dann sechs Jahre in die Feiertagsschule. Nach dem alten Sprichworte: Wenn die Brennnessel brennt, dann brennt sie bei Zeiten, kann man bereits in der Feiertagsschule so ziemlich beurtheilen, was einst aus dem Buben oder dem Mädchen werden wird. Schon in der Feiertagsschule gehen gar Manche auf Schleichwegen und denken auf Mittel und Wege, wie sie dem Verbote der geistlichen und weltlichen Obrigkeit zum Trotz Wirthshäuser und Tanzböden besuchen können. Sie haben bereits ihre Freude an groben Reden, die sie von Knechten und Mägden hören, wissen selber eine Menge grober Lieder bereits auswendig und singen sie auch bei Gelegenheit. Ja, oft ist es schon weiter gekommen; sie wissen um die heimlichen Zusammenkünfte der Dienstboten bei Tag und Nacht; allein sie schweigen dazu stille und machen den Hausleuten keine Anzeige davon. Sie gehen wohl in die Feiertagsschule; allein man sieht es ihnen über's Gesicht an, wie sehr sie dieß Schulgehen freut; im Grunde des Herzens haben sie keinen andern Gedanken, als daß bald die liebe Stunde schlagen möchte, die ihnen den Austritt aus der Feiertagsschule verkündet. Nun hat der Vogel Federn bekommen, und das erste ist, daß er auf den Tanzböden herumfliegt. Das Andere knüpft sich natürlich leicht daran; es vergeht ein halbes Jahr und die Bekanntschaft ist fertig. Bisher war die Unschuld, die jungfräuliche Reinigkeit doch wenigstens in der That noch unversehrt, wenn auch in Gedanken, Worten und Begierden längst nicht mehr; allein die Bekanntschaft und das damit verbundene Zusammenkriechen, das Herumziehen und Herumschwärmen wird auch den letzten Rest der Unschuld vertilgen und von Jungfrauschaft ist weiter keine Rede mehr. So lebt man dahin oft zehn und zwölf Jahre und dann heirathet man. Sind die Folgen des unehrbaren Standes nicht vor der Welt bekannt geworden, so trägt man den Jungfernkranz auf dem Kopfe und man wird verkündet als tugendreiche Jungfrau — wie es aber mit dem Jungherrn und der Jungfrau aussieht, das wissen die wohl selber am besten, die es angeht.

Man darf bald ſagen, daß junge Leute, die als reine Jünglinge und reine Jungfrauen in den Eheſtand kommen, in unſern Tagen bald ſo ſelten ſind, wie ein weißer Rabe. Diejenigen, die Bekanntſchaft haben und zuſammenheirathen können, denken ſich gar häufig: Wir kommen ohnehin zuſammen, und erlauben ſich daher Alles, was nur das Band der Ehe billigt und außer der Ehe lauter Todſünde iſt, und diejenigen, die bei ihren Bekanntſchaften keine Ausſicht haben, führen ein fortwährendes Hurenleben. Mag nun aber dem ſo oder ſo ſein, ſo viel iſt gewiß, daß es eine wahre Seltenheit iſt, daß zwei Brautleute ganz rein zuſammenkommen. Wie kommt denn das? Daher kommt es, weil man von der Würde und Erhabenheit der jungfräulichen Unſchuld gar keine Vorſtellung hat oder haben will. Und doch iſt dieſe jungfräuliche Würde des Jünglings und des Mädchens die eigentliche Blüthe und Weihe des menſchlichen Lebens, beſonders der weiblichen Würde. Wer betrachtet nicht im ſchönſten Monate des Jahres, im Mai, die Blüthe der Bäume und Geſträuche, den herrlichen Flor der Gärten und Wieſen? Wie duftet nicht die ganze Natur in reinſtem Wohlgeruche und wie freut ſich nicht jedes Menſchenherz, wie fühlt es ſich nicht gehoben beim Anblicke der Jungfräulichkeit der Natur, die da in ihrem herrlichſten Schmucke prangt! Heißt ja deßwegen der Mai der Wonnemonat und iſt er ja wegen ſeiner jungfräulichen Beziehung auch der Königin der Jungfrauen, der reinſten Jungfrau, dem unerreichbaren Vorbilde jungfräulicher Würde gewidmet!

Und ſieh nun, Jüngling, ſieh, Jungfrau! ein ſolcher Wonnemonat, ein ſolch blüthenreicher, duftender und entzückender Mai iſt deine jungfräuliche Lebenszeit. Ach, warum ehrſt, warum ſchätzeſt, warum liebſt du dieſe holden Maientage der Unſchuld nicht beſſer, warum ſuchſt du ihre Farbenfriſche, ihren Wohlgeruch, ihren Blüthenduft nicht ſchön und unverſehrt zu erhalten, warum laſſeſt du deinen jungfräulichen Schmuck vom Sturmwinde wilder Leidenſchaft zerreißen, von giftigen Inſekten roher Lüſternheit zerwühlen, warum bewahrſt du nicht

den Frühlingsschmuck dem Bräutigam, den dein eignes Herz erkoren und überlieferst ihm zuletzt nur traurige, abgewelkte Überreste früherer Blüthezeit? Schau hin heute, auf Anna, die vierundachtzigjährige Wittwe, wie sie den Frühling ihres Lebens hingebracht hat. Nur ein paar Worte sagt die heilige Schrift von den Jugendjahren der Greisin, aber aus diesen paar Worten wissen wir genug. Die Schrift sagt nämlich: Sie hatte nach ihrer Jungfrauschaft mit ihrem Manne gelebt; sie kam also als Jungfrau, als Unbefleckte in den Ehestand. Und so soll es sein.

Jünglinge! Jungfrauen! merket euch das! als Jungfrau kam sie in den Ehestand, nach ihrer Jungfrauschaft, heißt es, lebte sie mit ihrem Manne. Wie muß man aber bei so vielen unserer Braut- und Eheleute unserer Tage sagen, wenn sie heirathen? Darf man da auch sagen: Sie heirathen als Jungfrauen? Nein, da müßte man bei gar Vielen sagen: Sie heirathen jetzt zusammen, nachdem sie Jahre lang Bekanntschaft miteinander gehabt und gewiß kein jungfräuliches Leben geführt haben, — nachdem sie eins oder mehrere Kinder vor der Ehe schon miteinander erzeugt, — nachdem sie zuvor eine, zwei, drei oder noch mehrere andere Bekanntschaften gehabt und Jahre lang ein wüstes Leben, wie alle Welt weiß, geführt haben, kurz, statt zu sagen: sie heirathen als reine jungfräuliche Brautleute, müßte man sagen: sie heirathen jetzt, können sich aber kaum mehr dunkel erinnern, wann sie ihre Jungfrauschaft eingebüßt haben, so oft und seit so langer Zeit schon führen sie ein schändliches Leben.

O geliebte Jünglinge und Jungfrauen! schauet an die ehrwürdige Anna als Greisin! Sie ist euch als Jungfrau heute ein helles Licht, folget ihrem Beispiele! Haltet euren ledigen Stand rein und schön, damit ihr jungfräulich einst in den Ehestand treten möget, wenn ihr anders je heirathet. Bedenket, was die heilige Schrift sagt: „Alles, was man schätzt, ist mit einer enthaltsamen Seele nicht zu vergleichen“ (Sir. 26, 20.); und wiederum heißt es im Buche der

Weisheit (4, 1.): „O wie ſchön iſt ein keuſches Geſchlecht im Tugendglanze! Unſterblich iſt ſein Andenken, bei Gott und Menſchen iſt es beliebt.“

Habt nun ihr ledigen Leute an dem Lichte des guten Beiſpiels der gottesfürchtigen Greiſin Anna den Weg gefunden, den ihr wandeln ſollt, ſo kommt nun auch ihr, ihr Verheirathete, herbei, und lernet im Lichte ihres Beiſpiels auch euren Weg gehen!

Zweiter Theil.

Im Ganzen iſt es der Beruf des weiblichen Geſchlechtes, daß es ſich in den Eheſtand begibt, es iſt dieß auch für das weibliche Geſchlecht der ordentliche Weg zu einem ehrwürdigen Alter. Die Gattin nimmt an der Hand ihres Gatten und unter dem Einfluſſe der mannigfachen häuslichen Leiden und Freuden zu an frommem, freudigem Hinſchauen auf Gott, an innigem Gebet, an Unterwürfigkeit und Demuth, an Dankbarkeit gegen Gott und Menſchen, an ſtiller Hingebung und Duldſamkeit, an Sanftmuth und Milde, an Mitgefühl und Schonung, an umſichtigem, alle Bedürfniſſe um ſich her ſchnell gewahrendem, vorſorgendem, vielthätigem und vieldienendem Weſen. Das iſt der ächten Gattin Würde und Werth, und wer die höhere Gabe nicht in ſich fühlt, um Gottes willen ſein ganzes Leben hindurch ein reines, jungfräuliches Leben zu führen, der ſoll kein Bedenken tragen, in den Eheſtand zu treten; denn wer nicht heirathet, der thut allerdings beſſer, wer aber heirathet, thut dennoch auch gut, nur geſchehe es im Herrn. —

Auch Anna, die wir heute im Tempel des Herrn vor dem neugebornen Heilande erblicken, hatte den Eheſtand gewählt, und die Schrift ſagt ausdrücklich, daß ſie ſeit ihrer Jungfrauſchaft ſieben Jahre mit ihrem Manne gelebt hat. Sie heirathete alſo als Jungfrau und war ſieben Jahre lang verheirathet. Merkwürdig iſt, daß die Schrift ſagt: Mit ihrem Manne lebte ſie. Das verſteht ſich ja von ſelbſt,

sollte man meinen, daß sie mit ihrem Manne lebte, wenn sie verheirathet war? Allein leider versteht sich das nicht immer von selbst, was sich wohl von selbst verstehen sollte; denn gar Viele leben nach ihrer Jungfrauschaft zwar mit einem Mann, aber er ist nicht ihr Ehemann. Ein solches Leben führte z. B. jene Samariterin, mit der unser Herr am Jakobsbrunnen redete. Jesus, der Allwissende, that nämlich, als wüßte er nichts von ihrem Lebenswandel und sprach: Geh hin und rufe deinen Mann. Sie aber sagte: Ich habe keinen Mann. Da sprach Jesus zu ihr: Du hast recht gesagt: Ich habe keinen Mann; denn fünf Männer hast du gehabt, und der, den du jetzt hast, der ist nicht dein Mann. Es war also die sechste Bekanntschaft, die die Samariterin hatte; sie führte demnach ein sehr ausschweifendes Leben, sie lebte vielleicht in einer wilden Ehe, wie man es heut zu Tage nennt.

Ach, wie viele solcher wilden Ehen gibt es nicht heut zu Tage? Wie viele solche findet man nicht selbst auf dem Lande! Auch da schon geschieht es gar häufig, daß zwei ledige Personen in einem Hause zusammenleben wie Mann und Weib, und sie würden sich nicht scheuen, so zu leben, wenn nicht geistliche und weltliche Obrigkeit sie auseinander treiben würde. Aber statt das Sündhafte und Verdammliche eines solchen Lebens einzusehen, grollen solche verblendete Menschen dem Pfarrer, der nur seine Schuldigkeit thut, und meinen, man wolle sie nicht aufkommen lassen. Wo denken denn solche Menschen hin! Nur der Ehestand ist ein heiliger und ehrwürdiger Stand, alle wilden Ehen aber, oder Concubinate, wie man sie nennt, sind Erfindungen der Hölle und führen zur Hölle. —

Anna lebte also mit ihrem Ehegatten und nicht in einem zügellosen ledigen Stande. Das wollen die Worte: sie lebte sieben Jahre mit ihrem Manne, vor Allem sagen. Aber sie wollen auch noch das sagen, daß sie auch eine treue Ehegattin war und in ihrem Ehestande nur mit ihrem Manne und mit keinem andern lebte. Anna ist also auch für

die Eheleute ein hellleuchtendes Beiſpiel. Die eheliche Treue ſoll ihnen über Alles gehen. Recht ſchön iſt in dieſer Beziehung das unter dem Volke gewöhnliche Sprichwort: Er hat mit ſeinem Weibe ſo und ſo viele Jahre gehaust. — Aber auch in dieſer Beziehung, Geliebte! wird es in unſern Tagen immer ſchlechter und trauriger. Der Ehebruch iſt in unſern Tagen ein Laſter geworden, das frei, offen und ungeſtraft ſich zeigen darf. Das verderbliche Beiſpiel, das in den höheren Ständen in dieſer Beziehung gegeben wird, theilt ſich auch dem Volke immer mehr mit und ſo finden ſich denn die Ehebrecher jetzt nicht bloß mehr an den Höfen der Könige, ſondern auch in den Hütten der Bettler.

Statt wie man früher geſagt hat: Er hauste mit ſeiner Bäuerin u. ſ. w. zwanzig Jahre, muß man noch dazu ſetzen: In dieſem Jahre hat er dieſes Weibsbild, in jenem jenes u. ſ. w. gehabt. Das iſt kein Eheſtand mehr, ſondern ein — Viehſtand. Solche Leute ſind wie die Thiere im Walde und auf dem Felde draußen. — Ihr Ehemänner und Eheweiber meiner Pfarrei! ich bitte euch, kehret euch nicht an die herrſchenden Laſter, kümmert euch nicht darum, was die Großen, die Reichen, die Mächtigen dieſer Welt thun, die da meinen, wegen ihres Geldes oder ihrer Macht dürfen ſie alle Gebote Gottes mit Füßen treten. Nein, ſo geht es nicht. Ehebruch iſt Ehebruch, und wenn ſich die ganze Welt desſelben nimmer ſchämen ſollte. O ich fürchte immer, Geliebte! es geht auch an unſerm ehebrecheriſchen Geſchlechte das Wort des Propheten Oſeas in Erfüllung, wenn er ſagt: „Fluchen, Lügen, Morden, Stehlen, Ehebrechen hat überhand genommen, und eine Blutſchuld reicht an die andere. Darum wird trauern das Land, dahinſchmachten jeder Bewohner.“ (Oſeas 4, 2. 3.)

Haltet euch an das Beiſpiel ſo vieler gottesfürchtigen und heiligen Eheleute, insbeſondere auch der frommen Anna, die uns als Muſter einer tugendhaften Gattin vom heiligen Geiſte ſelbſt, freilich nur in wenig Worten geſchildert wird.

Und endlich kommt auch ihr noch herbei, ihr Wittwen! und lernet von der Wittwe Anna; ſie iſt ja dem ganzen weiblichen Geſchlechte Vorbild, Jungfrauen und Frauen, aber ganz insbeſondere den Wittwen; aber hievon im

dritten Theil.

Anna war nur ſieben Jahre verheirathet, und als ihr Mann ſtarb, heirathete ſie nicht mehr, ſondern blieb Wittwe bis in ihr vierundachtzigſtes Jahr. Wenn man bedenkt, daß die hebräiſchen Jungfrauen ſchon bei Zeiten heiratheten, ſo läßt ſich auch leicht abnehmen, daß Anna noch eine ganz junge Frau war, als ſie ihren Mann verlor; höchſtens war ſie 30 Jahre alt. Gewiß hätte ſie in dieſem Alter ſich zum zweitenmale verehelichen können; allein ſie that es nicht, ſondern blieb Wittwe.

Dieſer Umſtand iſt von großer Wichtigkeit, Geliebte! Es beweist dieß, daß Anna mit ihrem Manne in einer kindlich frommen, höchſt zarten und innigen Gemeinſchaft gelebt habe. Und als ihr Mann ſtarb, folgte ſie ihm mit ihrem Herzen dahin nach, wohin er ihr vorangegangen war — zu Gott. Sie ſchälte ſich von nun an los von der Welt und wollte nur allein dem Dienſte Gottes angehören. So wurde ihr Wittwenſtand der Antrieb und Weg zu jener hohen Ehrwürdigkeit, in welcher ſie uns als vierundachtzigjährige Matrone begegnet. Und ſo verhält es ſich überhaupt. Im Allgemeinen iſt der Wittwenſtand der geradeſte Weg zur höchſten Ehrwürdigkeit der Frauen und Weiber und zum Himmel. Zwar können nicht Alle Wittwen bleiben. Sie haben oft kleine, noch unerzogene Kinder, ein großes Gewerbe, oder ſie würden, wenn ſie Wittwen blieben, ſich ohne Aufſicht, ohne Zügel, ohne Gottesfurcht, ohne Geſchäft und Beruf ſinnlich, leichtfertig, plauderhaft, müßig und vorwitzig herumtreiben, und ſo, wie der Apoſtel ſagt, in des Teufels Dienſte treten. Solche ſollen ſich wieder verehelichen.

Aber jene Wittwen, die auf ſolche Weiſe nicht zum

Heirathen gezwungen ſind, ſollen Wittwen bleiben, ſie können Gott mehr dienen und mehr ihrem Seelenheile abwarten. Schon das, daß ſie ſich nimmer verheirathen wollen, zeigt, daß ihr Sinn nimmer auf die Welt und ſinnliche Liebe geht, ſondern daß ſich ihr Blick mehr himmelwärts wendet. Dazu kommt dann noch allerhand, was der Wittwenſtand mit ſich bringt und was die Wittwen immer mehr und mehr von der Welt losſchält und zu Gott führt. Es geſchieht nämlich, daß gar Viele, die aus Reſpekt vor dem Manne auch das Weib ſchätzten und zuvorkommend gegen dasſelbe waren, die Wittwe gar nimmer anſchauen. Und wo bisher Brod im Überfluſſe war, da treten nach dem Tode des Mannes vielleicht kümmerliche Umſtände und Nahrungsſorgen ein. Ferner: So lange der Mann lebte, war ſie geſchützt und kein Verfolger konnte ihr was anhaben. Kaum aber iſt der Mann geſtorben, da kommen Heuchler und Betrüger und falſche Freunde und Alles ſucht die Wittwe zu betrügen und zu beſchädigen. Was kann ſie dagegen thun? Wenig. Aber das ſind bittere Erfahrungen, die ſie macht, und dieſe tilgen die Reſte der Eitelkeit, des Hochmuthes, des Leichtſinnes, der Rückſichtsloſigkeit und des Kaltſinns gegen Andere, löſen ihr Herz von der falſchen Welt ab, leiten ſie zur Liebe von Gütern hin, die einen unanfechtbaren Reichthum bilden, und nöthigen, was eine Hauptſache, zum Gebete und Vertrauen auf Gott. So iſt es durchweg. Der Wittwenſtand iſt ein harter Stand, aber ein Stand der Läuterung und Veredlung. Er iſt der unfehlbarſte Weg zu jener hohen Ehrwürdigkeit, in welcher wir heute die vierundachtzigjährige Greiſin Anna erblicken. Sie war auf dieſem Wege vierundachtzig Jahre alt geworden. Sie kam nicht mehr aus dem Tempel und diente Gott mit Faſten und Beten Tag und Nacht, ſagt die Schrift. Alſo im Tempel Gottes zu ſein, war ihre einzige Luſt. Kein anderer Ort der Welt zog ſie weiter an. Welt und Fleiſch haben keinen Antheil mehr an ihr, ſie iſt frei und rein. Kein Menſch kümmerte ſich vielleicht mehr um die vierundachtzigjährige Anna,

aber Gott blieb ſie nicht verborgen. Und ſo mag manche alte Wittwe arm und ungekannt in einem armſeligen Dachſtübchen wohnen, kein Menſch mag ſich um das alte Weib, wie es gewöhnlich heißt, kümmern; aber in den Augen Gottes kann ſie ganz anders daſtehen. Überhaupt iſt auf das Urtheil der Welt, wie überall in höheren Dingen, durchaus nicht zu gehen. Die Welt will überhaupt vom Gebet und Faſten und von einem in die Mauern des Tempels zurückgezogenen und daſelbſt Tag und Nacht mit Gebet und Faſten beſchäftigten Leben nichts wiſſen. Sobald ſie daher von einem Kloſter hört, wo fromme Jungfrauen bei einander ſind, bloß um zu beten, ſo ſchreit ſie Zeter und Mordio und ruft: Wozu dieſe Müßiggänger? Was können ſolche Leute der Menſchheit für einen Nutzen bringen? O genug Nutzen bringen ſie der Menſchheit und insbeſondere der gottloſen Welt, die ſich ſo entſetzt darüber! Der letztern namentlich erflehen ſie von Gott die Gnade, daß die Hölle ſie nicht ſo früh verſchlingt, als ſie es verdiente. Es gibt dann in der Welt gar viele Ameiſenmenſchen, die in einem ungeheuren geſchäftigen Müßiggange leben, und vor lauter Nichtsthun keine Zeit finden, ein aufrichtiges Vaterunſer zu beten. Da haben ſich nun fromme Männer und Frauen zwiſchen vier Wände zurückgezogen und beten und faſten da für ſolche Leute, die nicht beten und faſten mögen. Aber wie Undank überhaupt und allemal der Weltlohn iſt, ſo auch hier.

Hätte Anna gar nichts anders gethan, als was die Schrift von ihr berichtet, als daß ſie Gott Tag und Nacht gedient hätte mit Beten und Faſten, ſo hätte ſie genug gethan, ſie wäre nicht bloß eine für ſich fromme und hochſtehende Perſon, ſondern auch eine für die Welt ſehr wohlthätige und einflußreiche Matrone geweſen.

„Ich kann um mein Geld leben, wie ich will!“ hört man die Weltmenſchen oft großſprecheriſch herumwerfen. Ganz recht, gerade ſo ſagen, und gewiß auch mit dem nämlichen Rechte, Jünglinge und Jungfrauen, die ihr Geld unter die Armen austheilen oder einem Kloſter vermachen und ſich dann von der Welt zurück-

ziehen, um inner vier Mauern zu beten und zu faſten. Wenn die reichen Engländer, Ruſſen und Franzoſen ihre Millionen in Bädern verſpielen, verpraſſen und noch liederlicher durchbringen dürfen und die Welt nicht das Mindeſte dagegen einzuwenden hat: ſo dürfen wohl auch andere mit ihren Tauſenden nach Gutdünken verfügen und ſich mit ihrem Gelde in ein Kloſter zurückziehen, um zu beten und zu faſten. So billig ſollte wohl die Welt ſein, daß ſie das zugeben ſollte; allein das thut ſie nicht. Sie hat wohl nichts einzuwenden gegen das Beſtehen gewiſſer anderer Klöſter, wo von den darin befindlichen Fräulein eben nicht gebetet und gefaſtet wird; allein ein wahres Kloſter, wo wahrhaft gebetet und gefaſtet wird, will ſie nicht beſtehen laſſen.

Darum, Geliebte! achten wir nicht auf das Urtheil der Welt! Und ihr insbeſondere, die ihr wie Anna ein Leben führen wollt, losgeſchält von der Welt, die ihr eure Freude mit Gebet und Zurückgezogenheit habt, laſſet euch durch die Welt nicht irre machen. Die Welt haßt den jungfräulichen Sinn und Hurerei iſt ihr dagegen ein erlaubtes, naturgemäßes Vergnügen; die Welt ſpottet und lacht über eheliche Treue, und Ehebruch iſt ihr dagegen ein galantes Abentheuer; die Welt will nichts wiſſen von Gebet und Faſten, ſondern nur von Üppigkeit und Gottvergeſſenheit, was ſie „leben" heißt. Dagegen ſei Anna, die der heilige Geiſt uns preist und nicht der Geiſt der Welt, euer Beiſpiel. Sie habe ich euch Ledigen und Verheiratheten heute als Muſter vorgeſtellt, ein anderes Licht, als das ihres Beiſpiels, wollte ich euch heute am Lichtmeßtage nicht in die Hand geben. Dieſes Licht leuchtet euch genug, folget nur ſeinem Glanze.

Ja dieſes Licht leuchte euch, ihr Jünglinge und Jungfrauen! daß ihr euren ledigen Stand ſchön haltet und rein in den Eheſtand tretet; dieſes Licht leuchte euch, ihr Eheleute! daß ihr die geſchworne eheliche Treue einander bewahret; und dieſes Licht leuchte endlich auch euch, ihr Wittwen! daß ihr gottesfürchtig und losgeſchält von der Welt im Dienſte Gottes eure Tage zubringen möget. Amen.

Predigt

auf

den heiligen Pfingſtmontag.

Text: „Das Licht kam in die Welt.“ Joh. 3, 19.

Geliebte Pfarrkinder!

Dieſe heilige Pfingſtfeier hat bei den Vätern und Lehrern der Kirche allerhand Namen. Einige nennen ſie ein Feſt der Heiligung und der Schankung, Andere ein Feſt der Freude und Liebe, wieder Andere ein Feſt des Feuers, der Flammen, des Lichtes. Nicht mit Unrecht wird es ein Feſt der Heiligung genannt, denn an dieſem Feſte hat der himmliſche Vater ſeinen Geiſt, den Geiſt der Heiligung, geſendet, um die Kirche, die der Erlöſer mit ſeinem koſtbaren Blute gereinigt hatte, zu weihen und zu heiligen, wie es in den Pſalmen vorhergeſagt war: „Der Allerhöchſte hat ſein Zelt geheiligt.“ (Pſ. 45.) Ja, an dieſem Tage hat er geheiligt die Kirche, die Königin der Kirche, Maria, die ſeligſte Jungfrau, er hat geheiligt an dieſem Tage die Grundſteine der Kirche, die Apoſtel, er hat geheiligt die erſten Bauſteine dieſes

großen Gebäudes und deßwegen auch iſt das Pfingſtfeſt ein ſo hohes, heiliges Feſt und wird ſo hochfeierlich begangen; denn wenn wir ſchon die Tage der Heiligen feſtlich begehen, ſagt der heilige Bernhard, wie viel mehr erſt die Tage desjenigen, von welchem alle Heiligen ihre Heiligkeit haben. Ein Feſt der Schankung aber iſt das heilige Pfingſtfeſt, weil der Sohn Gottes an dieſem Tage alle ſeine guten Gaben, ja die beſte Gabe ſelber, der Menſchheit geſchenkt hat. In Folge deſſen heißt es auch ein Feſt des Frohlockens, und die ganze Kirche ſingt in der Präfation der Meſſe: „Der ganze Erdkreis hüpft auf vor Menge der Freuden.“ Das Pfingſtfeſt heißt ferner ein Feſt der Liebe; denn heute iſt auf die Erde jener Geiſt herabgekommen, durch den die Liebe Gottes in unſern Herzen ausgegoſſen iſt. Weil aber dieſe Liebe, womit Gott uns liebt und wir ihn lieben ſollen, nichts anders iſt, als jenes Feuer, von dem Chriſtus ſagt, daß er in die Welt gekommen ſei, es anzuzünden: ſo heißt das Pfingſtfeſt auch das Feſt des Feuers oder des Lichtes. — Wird dieſes Feuer auch an uns ſchon gezündet haben, meine Lieben? Wenn dieß iſt, dann müſſen auch wir bereits brennen, wir müſſen bereits Lichter ſein, und wahrlich das ſollen wir auch ſein; denn Chriſtus ſagt: „Laſſet euer Licht leuchten vor den Menſchen, damit ſie eure guten Werke ſehen und den Vater preiſen, der im Himmel iſt.“ Wie nun, ſind wir ſolche Lichter? Wir werden denken ja, und es mag allerdings viel gutes Beiſpiel unter uns ſein; allein, meine Lieben! ihr wiſſet auch, daß es allerhand Lichter gibt, gute und ſchlechte, blaſſe Lichter, unbeſtändige Lichter, Irrlichter u. dgl. Deßwegen möchte ich euch heute zurufen:

Seid gute Lichter, I. Theil,
und keine ſchlechten, II. Theil.

Ich beginne ꝛc.

Erſter Theil.

Wenn ich das heutige Evangelium leſe, ſo finde ich darin etwas Erfreuliches, aber auch etwas Entſetzliches. Es kam das Licht in die Welt, heißt es, Gott hat ſein in Finſterniß liegendes Volk mit ſeiner Gnadenſonne erleuchtet, wen ſollte dieß nicht freuen? Aber ſieh da, was geſchah? Dennoch haben die Menſchen die Finſterniß mehr geliebt, als das Licht; denn, die als Sonnen leuchten ſollten, waren von der Nacht ihrer Bosheit und Laſter verfinſtert. Die Hohen und Großen ſollten leuchten als die Sonnen, denn ſie ſollten leuchten als das Licht der Welt, von Gott ſelbſt dazu verordnet, die Untergebenen ſollten als die Sterne von ihnen das Licht entlehnen; allein ihre Werke waren böſe, ſagt die Schrift und ſomit war an ein Licht nicht zu denken.

Wir nun, Geliebte! wir als Abkömmlinge unſerer Voreltern, wir ſollten unſere Pflicht beſſer erfüllen, denn wir ſind Chriſten, während jene Heiden waren. Wir haben auch die ausdrücklichſten Vorſchriften und Ermahnungen dazu. An die Römer ſchreibt er: „Ein Jeglicher von euch ſei gefällig dem Nächſten zum Guten, zur Erbauung.“ (Röm. 15, 2.) Dem Titus und Timotheus gibt er ausführliche Weiſungen, wie er ſein Licht leuchten laſſen müſſe; damit man aber nicht glaube, das gute Beiſpiel ſei nur den Kirchenvorſtehern anbefohlen, ſo ermahnt der heilige Petrus ausdrücklich die Chriſten insgeſammt: „Führet einen guten Wandel unter den Heiden, damit die, welche Arges von euch als Übelthätern reden, eure guten Werke ſehen.“ (I. Petr. 2, 12.) — Somit ſollen alſo die Chriſten alle Lichter ſein, und wie die Gerechten einſt glänzen werden wie die Sonne, ſo ſollen ſie hier ſchon durch ihr Beiſpiel leuchten, wie die Sonne. An der Sonne aber iſt Unterſchiedliches zu bemerken. Gleich wie ſie aufgeht, hat Alles ſeine Freude mit ihr und das Licht fängt an zu leuchten. So iſt auch der Chriſt, der im Lichte des wahren Glaubens geboren

meine Kinder und mein Geſinde müſſen ein rechtſchaffenes Leben führen, die ganze Nachbarſchaft muß es ſagen können von mir, daß ich ein rechtſchaffenes katholiſches Haus halte. So redet gar Mancher mitten im Schooße ſeines Glückes, noch mehr aber Solche, die etwas zu werden oder um eine Stufe höher zu ſteigen wünſchen. Haben wir ja in Bayern vor nicht gar langer Zeit einen Miniſter gehabt, der gut katholiſch war und auch etwas auf die Geiſtlichkeit hielt. O wie haben ſich viele Herren und Leute da geſtellt, um etwas zu bekommen, oder um befördert zu werden! Sie haben zum Beichten und Beten, ſogar zum Roſenkranz und zum „Gelobt ſei Jeſus Chriſtus“ ihre Zuflucht genommen, ſie gingen alle Sonn- und Feiertage, ſogar auch an Werktagen in die Kirche, kurz ſie ſchienen wahre Lichter der Kirche werden zu wollen; allein es waren nur Mondlichter, kaum hat ſich der Wind gedreht, ſo war auch ihre ganze katholiſche Religion weg, das Licht war wie ausgeblaſen und es ſtanden nur mehr die leeren Laternen da.

So gibt es hinwiederum andere Lichter, die man den Wandelſternen vergleichen muß, die nur da und dorten leuchten. In dieſe Klaſſe gehören gar viele Chriſten, die in Gegenwart von Obrigkeit, Eltern, Lehrern und Geiſtlichkeit wie Heilige thun, wenn ſie aber dieſen aus dem Geſichte ſind, ganz anders ſich geberden. Da ſitzt mancher Spitzbube im Gefängniß, der die größte Reue und Zerknirſchung heuchelt und den Beamten auf alle Weiſe zum Mitleiden zu ſtimmen ſucht; allein kaum iſt der weg, ſo ſucht er auszubrechen und ſein Handwerk ärger als je zuvor anzufangen. Da gibt es gar manche ledige und verheirathete Landleute, die in Gegenwart des Geiſtlichen ſich nicht zu ſchelten getrauen und gar eine gottesfürchtige, fromme Miene machen; aber kaum iſt der Geiſtliche aus dem Geſicht, ſo beweiſen ſie, daß ſie auch was anderes verſtehen, daß ſie Zoten und Poſſen reißen, die ärgerlichſten Lieder ſingen und fluchen und ſchelten können. Man darf nur ſein Ohr bisweilen in der Nähe eines Wirthshauſes oder

Tanzbodens haben, man darf nur auf den Feldern und Wieſen, beim Hüten und beim Eſſen unſer Landvolk hören, dann kann man ſich oft genug hören. Ja, diejenigen, die unter der Aufſicht von Eltern und Lehrern kein Wörtlein faſt zu reden ſich getrauen, ſind, wenn dieſe fort ſind, gar oft die muthwilligſten; jene, die in Gegenwart von Eltern und Lehrern eſſen wie Spatzen und trinken wie die Jungfrauen, die zeigen gar oft, wenn die läſtigen Aufſeher weg ſind, daß ſie eine große Fertigkeit im Eſſen und Trinken haben, und jene, die wie eingefleiſchte Engel thun, als hätte es den Anſchein, ſie könnten nicht fünfe zählen, die beweiſen, wenn ſie ſehen, daß ſie ungenirt ſind, daß ſie eine große Zungenfertigkeit beſitzen und ihren Nächſten zu verleumden und zu beſchimpfen verſtehen. Das iſt keine gute Gattung von Lichtern, meine Lieben! denn dieſe leuchten nur hie und da, nicht überall, ſondern nur, wenn es Menſchenlob zu ernten gibt oder wenn es was tragt.

Wieder Andere gleichen jenen närriſchen Lichtern, die oft allerhand vorſtellen, bald einen Thurm, bald eine große Stadt, bald ein Kriegsheer, bald einen feurigen Mann, bald verſchwinden ſie auch in einem Augenblicke. Dieſen Blendfeuern gleichen manche Chriſten, die dem äußern Schein nach lauter große Dinge vorſtellen; ſie reden erhabene Worte von Heiligkeit und Selbſtverläugnung, ſie führen die erbaulichſten Geſpräche, und wenn man ſie ſo reden hört und ihre Mienen dazu ſieht, ſo hat es das Anſehen, als ob man ſie wirklich noch im Leben heilig ſprechen und für große Wundermänner halten ſollte. O, meine Lieben! auf ſolche Leute iſt wenig zu bauen. Dieſe ſchnellen Bekehrungen, dieſe gähen, heldenmüthigen Entſchlüſſe, die ſich gewöhnlich nur auf zeitliches Intereſſe gründen, ſind niemals weit her. An ſolchen Leuten, die ſo äußerlich groß und heilig thun, von denen man aber recht gut weiß, wer und was ſie ſind, kann man ſich nur ärgern und nicht erbauen. Wenn dieſe heilig ſind, dann iſt auch das Laſter heilig, das ſich gar oft mit einem Heiligenſchein umgibt, dann iſt auch der Teufel heilig, wenn

er ſich in einen Engel des Lichts verſtaltet. Aber nein, dieß Alles iſt nur Blendwerk; denn es fehlt die Hauptſache, nämlich die innerliche Andacht und die Liebe zur beſtändigen Tugend.

Wieder Andere gleichen künſtlichen Lichtern, die man Raketten nennt, ſie ſteigen in die Höhe, und je höher ſie ſteigen, deſto ſchöner werden ſie, auf einmal macht es einen Knall und das ganze Licht iſt weg. Wo fehlt's da? Da fehlt's an dem Feuerwerker, der das Licht gemacht, er hat ſeine Kunſtlichter aus Pulver gemacht, und ſie haben daher keinen Nachhalt. So geht's gar manchen ſittlichen Raketten, jenen Meiſterſtücken, zwar nicht der Kunſt, ſondern der Natur, der ſchönen, blühenden Jugend nämlich. Wie ſchön wächst dieſe Jugend empor, bis 12, 13, 16, 18 Jahre ſteigen dieſe Lichter herrlich und ſchön empor, aber ſpäter, da es erſt eine rechte Luſt wäre, dieſe Lichter anzuſchauen, da zerſchellt die Rakette in einem Nu, es fällt zurück, geht zu Grund, verſchwindet. Manchen unſchuldigen Knaben ſtellt man noch andern zum Beiſpiel und Exempel vor, weil der äußere Schein an ihm noch Tugend und Frömmigkeit verräth; aber ſieh da, auf einmal zerplatzt all dieſe lichtvolle Herrlichkeit. So glaubt man noch manches Mädchen eine Jungfrau nennen, ſie als ſolche empfehlen zu dürfen; allein bald zeigt ſich, daß das ſchöne Licht längſt verpufft iſt. Wo fehlt's? Wohl auch am Lichte ſelbſt; allein gar häufig und am meiſten am Feuerwerker, an den Eltern und Erziehern nämlich, die in's Herz des Kindes nur Pulver, d. h. eine gähe, augenblickliche Hitze zum Guten pflanzten, nur auf äußerlichen Schliff und Anſtand beſorgt waren, die ihm eine weltkluge Erziehung, aber keineswegs eine innere Veredlung und Gottesfurcht haben zu Theil werden laſſen. O das ſind lauter ſchlechte Lichter, die zwar auf kurze Zeit einen angenehmen Schein geben, dann aber plötzlich verſchwinden. O wie viele Chriſten werden ſich da ſelbſt betrügen und meinen, ſie ſeien Lichter in und

außer der Kirche, gute Lichter, während ſie doch nichts ſind als eitel Mondlichter, Irrlichter und augenblickliche Kunſtlichter! Wie ſteht's denn da mit uns, meine Lieben! Was für Lichter waren denn wir bisher? Ach, ich fürchte, es geht uns nur zu ſehr auch wie jenen Lichtern. Gar Viele ſind in der Kirche nur Wandellichter, die man zum Sanktus anzündet und bei der letzten Einſchenkung wieder auslöſcht, d. h. ſie meinen, wenn ſie nur beim Läuten zur Wandlung und bis zur Communion ein paarmal an die Bruſt klopfen und etwas aus einem Gebetbuche herausleſen, dann habe es ſeine Richtigkeit und ſie haben ihre Schuldigkeit gethan, zuvor und hernach plaudern ſie und thun in der Kirche, was ihnen beliebt, ja ſie können kaum das Ende der Meſſe abwarten, ſondern laufen gleich nach der Einſchenkung ſchon davon, gerade als wenn ſie im Wirthshaus wären, wo man auch ſo lange ſitzen bleibt, als noch etwas in der Schüſſel und im Kruge iſt und hernach ſich auf die Füße macht. Andere leuchten gar wie die Windkerzen in der Kirche, namentlich wie ſolche, unter die die Lichtzieher mehr Pech als Wachs thun; dieſe geben zwar Licht, aber der Rauch davon hängt ſich an den Ornat an und ſchadet ihm. Dieſen Pechkerzen gleichen jene, die zwar in der Kirche äußerlich ſich ſo ziemlich auferbaulich betragen, aber nur hineingehen aus Neugierde, um den Prediger zu hören, zu kritiſiren und ſich doch nicht zu beſſern. Dieß iſt der Rauch, der Dunſt der Hoffart, der im Gehirn aufſteigt, und dieſer Rauch ſchadet dem Ornat, der Zierde des Tempels des heiligen Geiſtes, der unſterblichen Seele.

O Geliebte! befleißen wir uns, Lichter beſſerer Art zu ſein! Reine Lichter ſollen wir ſein, gute Lichter! Wer aber wird uns dieſe Gnade gewähren können? Wer anders als der Vater der Lichter, von dem jede gute Gabe, jedes vollkommene Geſchenk kommt. Ja, himmliſcher Vater! ſchicke uns dieſes reine Licht, ſchicke uns deinen heiligen Geiſt, der

ja „das Licht der Herzen“ iſt! Wenn dieſer Geiſt in uns betet, dann brennen wir als reine Lichter, wenn durch dieſen Geiſt wir handeln, dann brennen wir nicht als eitle, vergängliche, wandelbare, Blendlichter, ſondern als reine, ewige Lichter, und ſind ſo dem Nächſten ein hellleuchtendes, anziehendes Licht des guten Beiſpieles. Amen.

Predigt

auf

das Feſt Johannes des Täufers.

Text: „Das Kind aber wuchs und ward ſtark am Geiſte und war in der Wüſte bis auf den Tag, wo er vor dem Volke Iſrael ſich zeigen ſollte.“ Luk. 1, 80.

Geliebte Pfarrkinder!

Wer ſollte ſich nicht wundern über das Wunderkind Johannes, von dem uns das Evangelium heute erzählt? Wunderbar iſt ſchon die Ankündigung ſeiner Geburt durch einen Engel, wunderbar ſeine Geburt von zwei alten Eltern, wunderbar ſind die Umſtände bei ſeiner Geburt, wunderbar iſt das Heranwachſen dieſes Kindes in der Wüſte, wunderbar die Nahrung und Kleidung des Johannes, wunderbar das ganze Leben und Wirken dieſes außerordentlichen Mannes. Aber wiſſet ihr, Geliebte! worüber ich mich noch beſonders wundere? Darüber wundere ich mich, daß die jüdiſche Polizei den Johannes in ſeiner Wüſte draußen ſo ungeſchoren ließ. Johannes zog ſich ſchon in ſeinen jungen

ja „das Licht der Herzen“ iſt! Wenn dieſer Geiſt in uns betet, dann brennen wir als reine Lichter, wenn durch dieſen Geiſt wir handeln, dann brennen wir nicht als eitle, vergängliche, wandelbare, Blendlichter, ſondern als reine, ewige Lichter, und ſind ſo dem Nächſten ein hellleuchtendes, anziehendes Licht des guten Beiſpieles. Amen.

Predigt

auf

das Feſt Johannes des Täufers.

Text: „Das Kind aber wuchs und ward ſtark am Geiſte und war in der Wüſte bis auf den Tag, wo er vor dem Volke Iſrael ſich zeigen ſollte.“ Luk. 1, 80.

Geliebte Pfarrkinder!

Wer ſollte ſich nicht wundern über das Wunderkind Johannes, von dem uns das Evangelium heute erzählt? Wunderbar iſt ſchon die Ankündigung ſeiner Geburt durch einen Engel, wunderbar ſeine Geburt von zwei alten Eltern, wunderbar ſind die Umſtände bei ſeiner Geburt, wunderbar iſt das Heranwachſen dieſes Kindes in der Wüſte, wunderbar die Nahrung und Kleidung des Johannes, wunderbar das ganze Leben und Wirken dieſes außerordentlichen Mannes. Aber wiſſet ihr, Geliebte! worüber ich mich noch beſonders wundere? Darüber wundere ich mich, daß die jüdiſche Polizei den Johannes in ſeiner Wüſte draußen ſo ungeſchoren ließ. Johannes zog ſich ſchon in ſeinen jungen

Jahren in die Einſamkeit der Wüſte zurück und führte dort ein ungemein ſtrenges Leben. Und die Polizei hat dieſen jungen Einſiedler, dieſen Sonderling, dieſen Trappiſten-Mönch ganz und gar nicht geſtört, ſie hat ihm ſeinen Lebenswandel nicht verboten, ſie hat ihm nicht geſagt, daß er zu jung ſei für ſo ein Leben, ſie hat auch nicht geſagt, daß ſo ein Leben überhaupt nicht tauge, ſie hat ihm nicht zugemuthet, daß er in die Welt zurückgehen und dort ein Leben führen ſollte, wie die Weltleute führen, nein, um das Alles kümmerte ſich die jüdiſche Regierung nicht, ſondern ſie ließ ihn nur fragen, für wen er ſich denn ausgebe, und warum er denn taufe, wenn er nicht Chriſtus ſei. Das war das Ganze. In allen übrigen Dingen ließ ihn die Polizei in Ruhe. Wahrhaftig, das war doch eine duldſame Regierung, an der ſich unſere chriſtlich ſein wollenden und ſein ſollenden Regierungen ſpiegeln könnten! O ſchämen müſſen ſich unſere Polizeibehörden, wenn ſie ihre mißtrauiſche und knechtiſche Handlungsweiſe gegen diejenigen, die ſich von der Welt zurückziehen, gegen die Kloſterleute nämlich und gegen die ganze Kirche überhaupt mit der freiſinnigen und duldſamen Behandlung eines Johannes und anderer Einſiedler und Kloſterleute damaliger Zeit, die man Eſſener nannte, zuſammenſtellen.

Die jüdiſche Regierung hat ſich gar nicht in die Lebensweiſe dieſer Menſchen eingemiſcht, ſondern ſie leben laſſen, wie ſie eben wollten. Aber unſere Polizei muß ihre Spürnaſe überall darin haben, und das bloß um die Klöſter und die Kirche, aus der dieſe Anſtalten hervorgehen, zu necken und zu knechten. Daher in unſern Tagen ein allgemeiner Schrei nach Freiheit auch in religiöſer Beziehung. Freiheit für Alle, Freiheit auch für uns! ſo rufen die Katholiken.

Freiheit für die Klöſter, I. Theil;
Freiheit für die Kirche ſelber, II. Theil.

Dieſe beiden Punkte ſind es nun, Geliebte! die ich heute näher auseinanderſetzen werde, damit ihr begreifet, was man

damit meine und wie billig dieſe Anſprüche ſind, die die Kirche an den Staat macht.

Ich beginne ꝛc.

Erſter Theil.

Ihr wiſſet Alle recht gut, meine Lieben! was ſich mit den Redemtoriſten und ihren Miſſionen zugetragen hat. Ein Miniſter, der es mit dem katholiſchen Glauben gut gemeint hat, hat dieſe Ordensleute, die dem berühmten Heiligen Alfons Liguori ihre Entſtehung verdanken, nach Bayern berufen, und da haben ſie nun an vielen Orten des Bayerlandes ihre Miſſionen abgehalten, d. h. ſie haben die Leute eindringlich ermahnt, ſich zu bekehren und ihnen zu dieſem Ende die Schwere und Bosheit der Todſünde, die ewigen Strafen der Hölle einerſeits, und die Liebe und Erbarmung Gottes, der den Sünder wieder in Gnaden aufnimmt, andrerſeits zu Herzen geführt. Das war nun einigen großen Herrn nicht recht, weil ſie meinten, die Leute könnten zuletzt gar zu chriſtlich werden und zu dieſem Ende ſtellten ſie auf dem Landtag den Antrag, die Redemtoriſten ſollten aus dem Lande geſchafft und überhaupt kein Orden in Bayern eingeführt und geduldet werden, der den Frieden in Bayern ſtören könnte. Daß natürlich da die Miniſter das Heft in Händen haben und je nachdem einer geſinnt iſt, ſagen können: Es taugen die Klöſter überhaupt nichts für Bayern, wie denn auch ſchon einzelne Stimmen ſich in dieſer Weiſe haben vernehmen laſſen, das iſt klar. Durch dieſen Antrag wird der katholiſchen Kirche der Vorwurf gemacht, daß in ihrem Schooße wirklich gewiſſe Klöſter und Kloſterleute ſeien, die durch ihre Grundſätze den Frieden eines Staates ſtören könnten, und der Kirche wird zur Laſt gelegt, daß ſie dieſe Orden ſogar gutheiße.

Der ganze liſtige Antrag war den Jeſuiten und Redemtoriſten gemünzt, ſie ſollten dadurch auf immer von Bayern entfernt bleiben. Aber nicht nur in Bayern macht man es ſo, ſondern allerwärts. Freiheit! Freiheit! ſchreit man, Freiheit

für alle Geſellſchaften und Zuſammenkünfte, aber die Klöſter ſollen aufgehoben werden! Seht, ſo verſtehen dieſe Schreier die Freiheit. So hat in Frankfurt unten Einer gerufen: Allgemeine Religionsfreiheit! und gleich darauf: Aufhebung der Klöſter! So preist man in der Schweiz die Religionsfreiheit, hebt aber dafür ein Kloſter um's andere auf.

So will man es auch in Öſterreich machen, ſo in ganz Deutſchland, und das Alles im Namen der Freiheit. Saget mir, iſt das eine wahre Freiheit? Nein, werdet ihr ſagen, was dem Einen recht iſt, iſt dem Andern billig. Wenn einmal alle andern Geſellſchaften und Zuſammenkünfte exiſtiren dürfen, wenn man zuſammenkommen darf und beiſammen bleiben darf, um ſich zu unterhalten, oder um die Angelegenheiten des Staates zu beſprechen, wenn es Geſellſchaften und Vereine für alle möglichen Sachen geben darf, warum ſoll es bloß ſolche Geſellſchaften nicht geben dürfen, deren Mitglieder miteinander beten und ſtudiren oder den Kranken auswarten oder die Jugend unterrichten oder predigen und beichtſitzen wollen? Ich weiß wohl, was da Einige entgegnen. In den Klöſtern, ſagen ſie, wird auch nicht immer die Frömmigkeit geübt, ſondern öfter recht ſchlecht gelebt; alſo weg mit den Klöſtern! Allein darauf erwidere ich: Gibt es nicht überall Schlechte und Gute? Hat nicht jede Geſellſchaft ihre Auswürflinge? Wächst nicht unter jedem Waizen Unkraut? Oder man nenne uns eine Geſellſchaft, die nicht ſchlechte, unwürdige Mitglieder hätte? Müßte man da nicht die ganze menſchliche Geſellſchaft aufheben, darum, weil es ſchlechte Menſchen gibt? Man beſſere die Schlechten oder ſtoße ſie aus, wenn ſie unverbeſſerlich ſind, das iſt der rechte Weg; dadurch aber, daß man dem Patienten den Kopf abſchneidet, wird er nicht geſund. — Wieder Andere ſagen: Die Leute können heraußen mehr nützen, ſie ſollen für die Geſellſchaft thätig ſein, aber dieſes müßige Zuſammenſitzen in den Klöſtern taugt nichts; darum weg mit den Klöſtern! Auch dieſe Leute wiſſen nicht, was ſie ſagen. Mit welchem Rechte kann man behaupten,

daß die Ordensleute müßig ſind? Freilich, wenn nur das eine Arbeit iſt, daß man den ganzen Tag in der Kanzlei in den Akten herumwühlt, oder daß man in den Fabriken arbeitet, oder eine körperliche Arbeit treibt, wenn nur dergleichen, ſage ich, Arbeit iſt und der Menſchheit Nutzen bringt: da ſind freilich die Handwerksleute und Bauernleute die fleißigſten und nützlichſten Menſchen, die es geben kann. Allein es hat einmal Einer geſagt: Weder der iſt etwas, der pflanzt, noch der, welcher begießt, ſondern der allein, der das Gedeihen gibt. Und ſo iſt es auch. Gewiß iſt noch zu keiner Zeit ſo viel gearbeitet worden wie jetzt. Man hat keinen Sonntag und keinen Feſttag mehr ausgehalten, ſondern immerfort gearbeitet und arbeiten laſſen und gemeint, es könne nun nicht mehr fehlen. Allein in unſern Tagen ſieht man's ſchon, was das Arbeiten allein hilft. Nichts hilft's, denn es iſt kein Segen dabei, und daher jetzt dieſe Arbeiterunruhen, dieſes Zerſtören der Fabriken und Maſchinen; jetzt muß ausgehalten werden, der Herr hat die Räder zerbrechen laſſen und Stillſtand geboten, damit ſo ſeine geſchändeten Sabbathe wieder herein und zu Ehren kommen. Es muß alſo zur Arbeit noch etwas anders hinzukommen, wenn ſie Nutzen geben ſoll, und das iſt das — Gebet. Freilich, mit dem Beten hat's unſere Zeit nicht; über das Gebet iſt ſie hinaus; allein darum iſt es auch eine Zeit des Unſegens. Statt nun Gott tauſendmal zu danken, daß es noch Leute gibt, die ſich recht eifrig auf's Beten verlegen wollen, die beten wollen für Solche, die nicht beten mögen, die beten wollen, daß die ſchlechte Welt nicht gähling zu Grunde gehe: ſtatt deſſen, ſage ich, ſchimpft man über Klöſter und Gebetvereine und will ſie auseinanderſprengen, weil ſie angeblich der Menſchheit keinen Nutzen bringen. O ihr Thoren und dreifach Geblendeten ihr! Entzieht euch doch die letzten Stützen nicht! Werfet nicht das letzte Bret weg, das euch vom Schiffbruche noch retten könnte! O es thut noth in unſerer Zeit, zu beten, und wenn ſich der Himmel durch Gebet nimmer erſtürmen läßt, dann iſt es ohnehin aus! Wir

wenigſtens, Geliebte! wollen uns die Gebetvereine, die Klöſter, wo Tag und Nacht der Weihrauch des Gebetes zum Himmel emporſteigt, nicht nehmen laſſen! Wir wollen Freiheit für dieſe frommen, gottgeweihten Zufluchtsſtätten, wohin ſich das von der Welt vernachläßigte, verhöhnte und verhaßte Gebet noch flüchten kann, und darum rufen wir Freiheit für alle Vereine, ſo lange ſie die öffentliche Sittlichkeit nicht ſtören, Freiheit aber auch für die Klöſter und wenn deren Bewohner ſonſt gar nichts als beten würden. Nutzen genug! Und was müßte denn das für eine elende Freiheit ſein, wenn es dem Jüngling und der Jungfrau und dem, der an der Welt ſatt hat und nichts mehr von ihr wiſſen will, nicht einmal frei ſtünde, ſich in ein Kloſter zurückzuziehen und da in Buße, Gebet und Betrachtung ſich ſeinem Seelenheile zu widmen? Man laſſe eben Jeden nach ſeiner Façon ſelig werden, das iſt die wahre Freiheit, und mehr als dieſe wollen wir nicht. — Aber eben darum, weil wir dieß wollen, wollen wir auch volle Freiheit für die Kirche ſelber; hievon aber im

zweiten Theile.

Ihr wiſſet, meine Lieben! daß die katholiſche Kirche Bayerns und anderwärts bisher unter dem ſogenannten Schutze des Staates geſtanden hat und von dieſem Schutze nun, ſo iſt der Wunſch der Katholiken, ſoll die Kirche frei werden. Dieſe Stimmen hört man in Frankreich, dieſe Stimmen laſſen ſich am Rhein vernehmen, ſie ertönen zu uns herüber aus Preußen und auch in Bayern hat ſich vor dem ganzen verſammelten Landtag eine kräftige Stimme vernehmen laſſen, daß in Zukunft auf Trennung der Kirche vom Staate auch in Bayern würde hingearbeitet werden. Aber warum denn das, meine Lieben? Wäre es denn für die Kirche nicht beſſer, wenn ſie am Staate einen ſtarken Schutzherrn hätte? Wäre es denn überhaupt nicht ſchön, wenn Kirche und Staat einträchtig, wie zwei Eheleute, in Liebe und Frieden Hand in Hand miteinander wandelten? Könnte es denn etwas Schöneres geben?

O gewiß nicht; das ist ja die eigentliche Bestimmung, daß die weltliche Obrigkeit die Kirche schütze und diese ihre Gesetzgebung ganz und gar durchdringe und ihr hinwiederum als der von Gott gesetzten Gewalt stützend zur Seite stehe. So soll es allerdings sein, und es hat auch eine Zeit gegeben, wo es so war. Allein, Geliebte! seit der französischen Revolution hat sich Vieles geändert. Die schlechten Grundsätze, die durch sie verbreitet wurden, haben die großen Herrn, die Fürsten und ihre ersten Beamten am ersten angesteckt. Das Christenthum, namentlich das katholische Christenthum, ist seit dieser Zeit so ziemlich aus dem Herzen und dem Rathe der Großen verschwunden. Das Vertrauen, das man bisher der Kirche schenkte, hat einem förmlichen Mißtrauen weichen müssen; man hat es nie mehr gut mit ihr gemeint. Ich will von andern Ländern schweigen und nur auf unser Bayern hinweisen. Als im Jahre 1818 jener Vertrag zwischen König Max und dem päbstlichen Stuhle abgeschlossen wurde, den man Konkordat nennt und durch den die katholische Kirche Bayerns unter den Schutz des Staates gestellt wurde: da hätte man meinen sollen, wäre das Alles mit größter Aufrichtigkeit gegen die Kirche geschehen. Allein dem ist nicht so. Die großen Herrn haben gemeint, der katholischen Kirche sei da zu viel eingeräumt worden, und deßhalb sind sie schnell bei der Hand gewesen und haben ein sogenanntes Religionsedikt aufgesetzt, wo heimtückischer Weise mit der andern Hand wieder genommen wurde, was man im Konkordate mit der einen gegeben hatte. Und seit dieser Zeit hörten die Neckereien und Plackereien nimmer auf; denn jeder böswillige Minister kann vom Religionsedikte zur Bedrückung der Kirche beliebigen Gebrauch machen und dabei immerhin sagen, er habe nur verfassungsmäßig gehandelt. Am schreiendsten hat sich dieß bei dem Ablösungsgesetz gezeigt. Während Konkordat und Verfassung der Kirche ihren Pfründebesitzern und Stiftungen ihr Eigenthum in seinem ganzen Umfange sichern, hatten doch die Minister die Stirne, jenes Ablösungsgesetz vorzulegen, wodurch der Kirche Millionen an

ihrem Eigenthume entzogen werden und doch ſagen die Herrn Miniſter und der größte Theil der Abgeordneten und Reichsräthe: die Verfaſſung und das Konkordat werden nicht verletzt. Und das Alles, dieſe ganze Plünderung des Kirchengutes verübt der Staat als Schutzherr und Obervormünder der Kirche. Was ſagt ihr zu einem ſolchen Schutze, zu einer ſolchen Vormundſchaft? Was iſt das für ein Vormünder, der den ihm anvertrauten Mündeln ihr Geld nimmt, um es für ſich ſelber zu behalten, oder Andern zu ſchenken? Würdet ihr euch vor einem ſolchen Vormund nicht feierlich verwahren? Gewiß. Nun ſeht, das thun wir Katholiken auch; denn wir ſehen, daß es ſo nicht gut thut länger und darum tragen wir nun an auf Trennung der Kirche vom Staate. Wie wird's aber dann werden, wenn das durchgeht, wenn die Kirche vom Staate nicht mehr beſchützt wird? Antwort: Beſſer wird's; denn die katholiſche Kirche braucht den weltlichen Schutz nicht, einen ſolchen zweideutigen, verderblichen Schutz ſchon gar nicht, ſie braucht aber überhaupt keinen Schutz und buhlt nicht darum. Schützt ſie der Staat aufrichtig, ſo iſt ſie ihm dankbar dafür, verfolgt er ſie, ſo leidet ſie es, allein ſie bleibt allemal Siegerin. Wenn demnach die Kirche in Bayern vom Staate getrennt wird, ſo wird wohl das Konkordat wegfallen, allein dann hat auch das Religionsedikt ein Ende und wir werden zwar nicht mehr geſchützt, aber auch nicht mehr gedrückt. Vor Allem wird das Vermögen der Kirchen und frommer Stiftungen nicht mehr den räuberiſchen Klauen des bevormundenden Geiers ausgeſetzt ſein, ſondern es werden die Biſchöfe mit ihren Organen es verwalten, wie dieß auch früher geſchah. So werden auch die oberhirtlichen Erlaſſe und Faſtenpatente nicht mehr zuvor der Cenſur des Staates unterliegen, ſondern frei in die Welt hinausgehen dürfen, wie dieß ja auch das Konkordat feſtgeſtellt hat. Damit ihr mich ganz verſteht, will ich euch das durch ein Beiſpiel erläutern. So oft am Faſchingſonntage das Faſtenpatent verleſen wird, ſo heißt es gleich Anfangs: Mit allerhöchſt landesherrlicher Publikations-

Genehmigung, das will ſagen: den Leuten wird verkündet, daß ſie mit Erlaubniß Seiner Majeſtät des Königs faſten dürfen. Das iſt nun gewiß ſchmählich, daß ſogar Faſtendiſpenſen nicht einmal ohne Erlaubniß der Regierung verkündet werden dürfen. Und während in unſern Tagen die Preßfreiheit zur vollſten Geltung gelangt iſt, die biſchöflichen Erlaſſe ſollen deßungeachtet nicht frei gehen dürfen. Iſt das nicht die gemeinſte Knechtung? So haben die Miniſter die beſten katholiſchen Profeſſoren, an denen die Studenten mit Leib und Seele hingen, fortgeſchickt, weil ſie der ſpaniſchen Tänzerin im Wege ſtanden. Und das Alles erlaubt man ſich und dennoch will man verfaſſungsmäßig handeln und ein Beſchützer der Kirche ſein. So iſt alſo die Kirche in der letzten Zeit förmlich geplagt, gedrückt und geplündert von der Regierung und wahrlich, wenn das Ablöſungsgeſetz nicht ſo ſchlimm ausgeht für die Kirche, als es den Anſchein hat, den Miniſtern ſind wir dafür keinen Dank ſchuldig. Und Beſſeres darf ſich die Kirche in dieſen Tagen nimmer vom Staate hoffen; denn dieſer hat ſeinen chriſtlichen Standpunkt längſt aufgegeben und ſich der Kirche nur noch als eines Werkzeuges bedient, um die Maſſen dadurch in Schranken zu halten. Von einer Aufrichtigkeit gegen die Kirche war ſchon längſt keine Rede mehr. Darum iſt unſer Looſungswort: Freiheit auch für die Kirche! Die Kirche braucht den Staat und ſeinen Schutz nicht. Sie iſt 300 Jahre lang von ihm gleich in ihren erſten Lebzeiten verfolgt worden; ſie iſt ſiegreich aus dieſem Kampfe hervorgegangen, und ſo wird ſie auch jetzt ohne Staat beſtehen und beſſer beſtehen können, als mit ihm. Ja, Freiheit für die Kirche, Freiheit für ihre Einrichtungen, für ihre Klöſter und Vereine. Dahin wollen wir mit den beſſern Katholiken unſers Vaterlandes ſtreben, dahin auch bei der künftigen Wahl zum bayeriſchen Landtage wirken, und als freie Katholiken dann die errungene Freiheit zum Heile unſerer Seelen benützen, damit wir nicht bloß frei von äußerer Knechtſchaft, ſondern auch frei von Knechtſchaft der Sünde ſein mögen; denn das letztere iſt die

nämlichen Tag? Kommt es da nicht heraus, als wenn die Kirche ſelber der Meinung wäre, daß Einer vor dem Andern keinen Vorzug hätte? — Nein, Geliebte! das iſt der Grund nicht, warum das Feſt der beiden Apoſtel an Einem Tage gefeiert wird; die Urſache hievon iſt eine andere. Die Kirche feiert nämlich das Feſt der beiden Apoſtel deßhalb gemeinſchaftlich, weil ſie beide gleich groß und ausgezeichnet in Tugenden daſtehen, weil ſie beide die innigſten Freunde zuſammen waren, miteinander zum Tode geführt wurden und auch nebeneinander begraben liegen. Der Heiland ſelber hat deßhalb Beide gleich ſelig geprieſen, indem er zu Petrus ſagte: „Selig biſt du Simon, Jonas Sohn," zu Paulus aber: „Er iſt mir ein auserleſenes Gefäß, daß er meinen Namen unter die Heiden trage." Und wenn wir ihre gegenſeitigen Vorzüge abwägen wollten, ſo würden wir in Beiden ſie dermaßen vereint finden, daß wir nicht entſcheiden könnten, wer von Beiden größer daſtehe. So wenigſtens ging es den heiligen Vätern, von denen z. B. der heilige Auguſtin ſagt: „Petrus und Paulus ragen über alle übrigen Apoſtel hervor und zeichnen ſich vor ihnen durch beſondere Vorzüge aus. Aber welcher von Beiden dem Andern vorgezogen werden müſſe, das kann man nicht ſagen; ich für meine Perſon glaube, daß ſie gleich ſind an Verdienſten; denn ſie ſind ſich gleich im Leiden, gleich im frommen Glauben und beide haben auch das Martyrerkränzlein erlangt." So weit der heilige Auguſtin. Wir aber, Geliebte! wollen die herrlichen Vorzüge, die die beiden Apoſtelfürſten miteinander gemein haben, heute näher betrachten, um daraus zu erſehen, wie billig die Kirche gehandelt hat, Beide an Einem Tage zu verherrlichen. Wir wollen dieſe Tugenden betrachten

am heiligen Petrus, I. Theil,
am heiligen Paulus, II. Theil.

Ich beginne ꝛc.

Erster Theil.

Glaubensstärke, meine Lieben! war eine der Haupttugenden des heiligen Petrus. Das hat er bewiesen damals, als der Herr seine Jünger fragte, für wen denn sie ihn hielten? Da war es Petrus, der im Namen Aller das Wort nahm und feierlich bekannte: „Du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes.“ Wegen dieses heldenmüthigen Bekenntnisses übergab ihm Jesus auch sogleich die Schlüssel des Himmelreiches und die Obergewalt über die Kirche.

Diesen seinen heldenmüthigen Glauben bewies der heilige Petrus zweitens auch damals, als der Herr den Juden erklärte, er werde ihnen sein Fleisch und Blut zu essen geben. Damals stießen sich Viele an dieser Rede, selbst mehrere Jünger gingen davon, und als der Herr zu den noch übrigen sagte: Wollt auch ihr von mir gehen? da war es wieder Petrus, der feierlich erklärte: „Herr, zu wem sollen wir gehen? Du hast ja Worte des ewigen Lebens, und wir glauben, daß du Christus, der Sohn Gottes bist.“

Und wiederum als Jesus auf dem Wasser einherging, da war es Petrus, der im Vertrauen auf Jesu Macht gleichfalls in's Wasser sprang und auf demselben einherging. Allerwärts zeigte sich Petri Glaube am feurigsten, bemerkt bei dieser Stelle der heilige Hieronymus.

Endlich war es Petrus, der, obwohl er schon die ganze Nacht umsonst gefischt hatte, auf Christi Wort hin nochmal das Netz auswarf, und er war es auch, der nach der Auferstehung, als er gerade wieder mit dem Fischfange beschäftigt war, auf die Rede Johannes, daß der Herr am Ufer stehe, sich in's Meer stürzte und an's Ufer schwamm. Seht da, Geliebte! den glaubensfeurigen Petrus! Wie liebenswürdig erscheint uns nicht diese Entschiedenheit, dieser Muth, diese Glaubensfrische, die wir so oft an ihm wahrnehmen! Aber auch die Liebe des heiligen Petrus zu seinem Herrn und Heilande ist rührend. Wie er hörte, daß Jesus

getödtet werden sollte, da sprach er: „Da wird nichts daraus, das soll dir nicht geschehen.“ Und wie der Herr ihm die Füße waschen und er aus Demuth sich weigern wollte, Jesus ihm aber bedeutete, er könne sonst keinen Theil an ihm haben, da schnitt es ihm durch's Herz, wie sollte er sich von seinem Herrn trennen können, und darum rief er voll treuer Liebe aus: „Herr, wenn's so ist, dann wasche mir nicht nur die Füße, sondern auch Hände und Haupt.“ Diese seine Liebe war es auch, die ihn sprechen ließ: „Herr, ich gebe mein Leben für dich hin, warum soll ich dir nicht folgen können?“ Und wiederum: als es Ernst wurde und dort im Garten die Knechte Hand an Jesu legten, da konnte sich Petrus nicht enthalten, er wollte seinen Herrn vertheidigen und schlug mit dem Schwerte darein. Und wenn er auch gleich nachher einen großen Fehltritt machte und seinen Herrn verläugnete, so gab ihm doch die Liebe einen Thränenstrom, um seine Sünde auf's Bitterste zu beweinen. Und als nach der Auferstehung Jesus ihn drei Mal fragte: „Petrus, liebst du mich?“ da antwortete Petrus drei Mal: „Herr, du weißt es, daß ich dich liebe,“ und schier wäre er noch traurig geworden, daß ihn Jesus so oft fragte, gleich als setzte er Zweifel in seine innige Liebe. — Seht da die Liebe des heiligen Petrus zu seinem Herrn und Meister!

Eine dritte Haupttugend des heiligen Petrus war ferner sein großer Seeleneifer. Gleich am ersten Pfingsttage bekehrte er 3000 Seelen; er war auch der erste, der den Heiden die Pforten des Christenthums öffnete, indem er den Kornelius unterrichtete und taufte. Auch reiste er von Syrien aus eigens nach Rom, um den Zauberer Simon, der das Volk durch seine Zaubereien verführte, zu Schanden zu machen. Und obwohl er nach der Martyrerkrone sehnliches Verlangen trug, so entfloh er dennoch auf den Rath der Christen, daß er sich noch länger der christlichen Heerde erhalten möchte, aus dem Gefängnisse.

Bemerkenswerth ist ferner der Bußgeist und in Folge

dessen die Demuth des heiligen Petrus. Denn kaum hatte er das Wunder mit dem reichen Fischfange wahrgenommen, da sprach er zu Jesu: „Herr, gehe hinweg von mir; denn ich bin ein sündiger Mensch.“ Und wie der Herr ihm die Füße waschen wollte, da wollte er sich durchaus nicht dazu verstehen. „Wie, du Herr,“ schrie er, „sollst mir die Füße waschen? Nimmermehr.“ Und ach! mit wie vielen tausend Thränen beweinte er es sein Leben lang, daß er seinen Herrn und Meister verläugnet hatte! So oft er in der Nacht den Hahn krähen hörte, fiel er auf seine Kniee nieder, seine Augen wurden ganz blutroth vom Weinen, und auf seinen Wangen gruben die häufigen Thränen Furchen ein, wie der heilige Clemens von ihm schreibt. Er wollte nicht einmal in der Stellung gekreuzigt werden, wie sein Herr und Heiland, so groß war seine Demuth.

Betrachten wir endlich auch noch seinen Muth und seine hochherzige Unerschrockenheit. Er sagte es den Juden und Hohenpriestern geradezu in's Gesicht, daß sie Jesum unschuldig um's Leben gebracht hätten. „Ihr habt den Heiligen und Gerechten verläugnet und verlangt, daß man euch einen Mörder schenke; den Urheber des Lebens hingegen habt ihr getödtet, Gott aber hat ihn wieder auferweckt, davon sind wir Zeugen.“ Und als die Obrigkeit sie fragte: in welchem Namen oder in welcher Macht sie den Lahmen gesund gemacht hätten, da sprach Petrus voll Muth und Unerschrockenheit: „Ihr Vorsteher des Volkes und Ältesten, höret mich! Wenn wir heute wegen der Wohlthat an einem kranken Manne vor Gericht gefordert und befragt werden, wodurch dieser gesund gemacht worden sei, so sei euch Allen und dem ganzen Volke Israel bekannt, daß im Namen unseres Herrn Jesu Christi, den ihr gekreuzigt habt, den aber Gott wieder von Todten auferweckt hat, dieser Mann da gesund vor euch steht.“ Und als ihnen der hohe Rath auftrug, sie sollten

im Namen Jesu nicht mehr reden, da sprach Petrus wiederum: „Ob es im Angesichte Gottes billig sei, daß wir euch mehr als Gott gehorchen, möget ihr selbst urtheilen; denn wir können nicht unterlassen, das zu sagen, was wir gesehen und gehört haben.“

Nun habe ich an eurem Blicke, meine Lieben! die herrlichen Tugenden des heiligen Petrus vorübergehen lassen; ihr sahet seinen felsenfesten Glauben, seine feurige Liebe, seinen brennenden Eifer in Gewinnung unsterblicher Seelen, seine Buße und Demuth und seine freimüthige Unerschrockenheit. Da aber der heilige Paulus ihm gleich ist, so muß auch er die genannten Tugenden in gleicher Weise besessen haben, und das wollen wir sehen im

zweiten Theile.

So komm denn auch du herbei, großer Heidenapostel! und zeige auch du uns jene herrlichen Tugenden, die du mit deinem Leidensgefährten Petrus gemein hattest. Zeige uns vor Allem deinen heldenmüthigen Glauben!

Um von diesem einen Begriff zu bekommen, Geliebte! dürfen wir nur bedenken, was Paulus zuvor war, nämlich ein erklärter und ergrimmter Feind des Christenthums, der bei der Steinigung des heiligen Stephanus die Kleider der Steiniger hütete und sich selbst Vollmachten gegen die Christen verschaffte. Und dieser Saulus nun predigt auf einmal in den Synagogen Jesum, den Sohn Gottes. Er stritt mit den Juden in Damaskus und überwies sie und behauptete, daß dieser Christus sei. Er schämte sich nicht dieser seiner Überzeugungsänderung, sagt der heilige Chrysostomus, auch nahm er keinen Anstand, das einzureißen, worin man ihn früher so bewundert hatte.

Und wie stark war sein Glaube an die Gegenwart Christi im heiligsten Altarssakramente! „Ist der Kelch der Segnung, den wir segnen, nicht die Mittheilung des Blutes Christi, und das Brod, das wir brechen, ist es nicht die

Mittheilung des Leibes Christi?“ so fragt Paulus, als wollte er sagen: Kann da Jemand noch im Geringsten zweifeln, daß dem so sei?

Von diesem felsenfesten Glauben beseelt, unterzog sich Paulus allen nur erdenklichen Mühseligkeiten, machte er die beschwerlichsten Reisen und ertrug Alles mit einer unüberwindlichen Geduld. Dieses sein unerschütterliches Vertrauen bewies er namentlich bei einem Schiffbruche, den ihm ein Engel des Herrn vorausgesagt hatte. Er wußte, daß zwar das Schiff, aber nicht die Mannschaft zu Grunde gehen würde, und so tröstete er die auf dem Schiffe waren und sagte ihnen, daß ihnen kein Haar gekrümmt werden solle. „Männer! seid gutes Muthes,“ rief er ihnen zu, „ich habe das Vertrauen, daß es so geschehen werde, wie mir gesagt worden ist.“ (Apostelgesch. 27.) Seht da diesen Glauben, dieses Vertrauen des heiligen Paulus!

Betrachten wir nun auch seine Liebe zu Jesu. — Wovon das Herz voll ist, geht der Mund über, heißt es, und da muß denn dem heiligen Paulus das Herz von Jesus recht voll gewesen sein, sonst wäre ihm der Mund nicht so oft davon übergegangen; denn in seinen Briefen hat er den Namen Jesu nicht weniger als 219mal und den Namen Christus 401mal; ja er fordert alle Mächte der Hölle, alle Wetter und Teufel, alle Plagen, die es nur gibt, zu einem Zweikampfe mit ihm heraus, ob sie im Stande seien, ihn von der Liebe Jesu abwendig zu machen. „Wer wird uns scheiden von der Liebe Christi?“ ruft er aus, „Trübsal? oder Angst? oder Hunger? oder Blöße oder Gefahr? oder Verfolgung? oder Schwert? Ich bin versichert, daß weder Tod noch Leben, weder Engel, noch Mächte noch Gewalten, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges, weder Stärke, weder Höhe noch Tiefe, noch ein anderes Geschöpf es vermag, uns zu scheiden von der Liebe Gottes, die da ist in Christo Jesu, unserm Herrn.“ Darum

glühte er auch von Sehnsucht, mit seinem Herrn Jesu auf immer vereinigt zu werden, und von dieser Sehnsucht begeistert, rief er aus: „Ich verlange aufgelöst zu werden und mit Christus zu sein. O ich unglückseliger Mensch, wer wird mich von diesem Leibe der Sünde erlösen? Ich bin nicht bloß bereit, mich binden zu lassen, sondern auch um des Namens Jesu willen zu sterben.“ (Apostelgesch. 21.)

Der Apostel aber, der so von Liebe zu Jesu glühte, wurde gewiß auch von reinstem Seeleneifer geleitet. Daher die vielen Reisen, denen sich Paulus unterzog, daher die vielen Briefe, die er an die christlichen Gemeinden schrieb, sogar in seiner Gefangenschaft, die ganze Welt umfing er mit Liebe, Allen wollte er Alles werden, um Alle Christo zu gewinnen, er hätte sogar zu diesem Ende auf seine eigene Seligkeit verzichtet. O wie viele Tausende hat dieser Seeleneifer des heiligen Paulus dem Christenthum zugeführt! Was hat dieser große Apostel nicht Alles gethan, er hat mehr gearbeitet als alle Andern, und dennoch diese Demuth, dieser Bußgeist! Er nennt sich den mindesten unter den Aposteln, nicht werth, so zu heißen; denn er sei ja ein Verfolger der Kirche gewesen. An einem andern Orte sagt er: „Christus ist in diese Welt gekommen, die Sünder selig zu machen, von denen ich der erste bin.“ Einmal nennt er sich gar eine unzeitige Geburt. Er bekennt seine Fehltritte offen und sagt: „Ich war ein Lästerer, Verfolger und Schmäher.“ Von seiner Bußstrenge zeugen die Worte: „Ich züchtige meinen Leib und unterwerfe ihn. Immer tragen wir die Abtödtung Jesu an unserm Körper umher.“

Um nun endlich auch noch seinen Muth, seine Freimüthigkeit und Unerschrockenheit bewundern zu können, dürfen wir nur daran denken, was Paulus für Zuhörer aus allen Ständen und Meinungen hatte, und wie er mit ihnen disputirte. Er predigte Allen, Philosophen, Tyrannen und Richtern. Vor dem Landpfleger Felix redete er von der Gerechtigkeit, Keuschheit und dem künftigen Gerichte und erschütterte

und zermalmte ihn durch seine Rede. In der Gefangenschaft predigte er Christum dem Richter Felix; den Zauberer Elymas machte er zu Schanden und blind, und vor dem Richterstuhle des Nero, wo ihn Alle verließen, vertheidigte er sich allein und verachtete die Drohungen des Tyrannen; in seiner ersten Gefangenschaft bekehrte er Viele vom Hofe des Kaisers, in seiner zweiten sogar eine Maitresse von Nero. Paulus achtete nichts und fürchtete nichts. „Der heilige Geist," heißt es in der Apostelgeschichte, „bezeugt es mir von Stadt zu Stadt, und spricht, daß Bande und Trübsal zu Jerusalem meiner warten, aber nichts von diesem fürchte ich, noch achte ich mein Leben höher, als das Heil meiner Seele."

Hieraus seht ihr, Geliebte! wie die zwei Apostelfürsten in den herrlichsten Tugenden dermaßen miteinander wetteiferten, so daß sich gar nicht bestimmen läßt, auf welcher Seite ein größeres Maaß vorhanden war. Wie, meine Lieben! ist unter uns auch so ein rühmlicher Wetteifer? Ach! Schande, daß man es sagen muß! Gar viele Christen wetteifern miteinander nicht in Tugenden, sondern in Lastern. Einer sucht es dem Andern zuvorzuthun in Betrügereien, Ränken und Schwänken aller Art, und Einer versteht sich besser als der Andere, auf diese sauberen Künste, so daß sie zuletzt gleichen Lohn dafür bekommen, aber nicht wie die Apostelfürsten im Himmel, sondern in der Hölle. O möchten wir doch von den Apostelfürsten am heutigen Tage lernen, und den festen Vorsatz machen, nur einigermaßen ihrem erhabenen Beispiele nachzufolgen! Der Glaube an Jesus Christus, den Sohn des lebendigen Gottes, den Erlöser der Welt, ist heut zu Tage aus den Herzen der meisten Christen verschwunden. O lassen doch wir diesen Glauben nicht verkommen; denn es ist uns kein anderer Name gegeben, in dem wir selig werden könnten, als der Name Jesus. Ebenso ist auch in diesen Tagen die Liebe zu Jesu bei den Meisten erkaltet, es ist keine Sache zu schlecht, für welche sie nicht Jesum verkauften und verriethen. O ihr

heißliebenden Apoſtelfürſten, zerſchmelzet die Eisklumpen dieſer Zeit, hauchet ſie an mit dem warmen Liebeshauche eurer Seelen, auf daß die Liebe zu Jeſu wieder in Flor kommen möchte. Zwar ſeid ihr nicht mehr auf Erden, um durch Predigt und Beiſpiel Seelen gewinnen zu können; allein ihr kümmert euch jenſeits noch um die chriſtliche Welt, deren Fundament ihr ſeid, o dieſe Fundamente, ſie wanken und ſchwanken in Deutſchland, das Reich Gottes ſcheint bei uns einem neuen Heidenthume weichen zu müſſen, o fleht zum Herrn der Kirche, daß unſer Vaterland das Chriſtenthum nicht einbüßen möge! Vereinigen wir unſer unwürdiges Gebet, Geliebte! mit der Fürbitte der Apoſtelfürſten, ahmen wir nach ihren Bußeifer und ihre Demuth, ſchämen wir uns des Chriſtenthums nicht, ſondern bekennen wir dasſelbe unerſchrocken wie ſie mit dem Munde und durch die That und wenn wir auch deßwegen leiden und ſterben ſollten wie ſie, freuen wir uns und frohlocken wir, denn wir werden einſt nach den kurzen Leiden der Zeit uns ewig mit ihnen erfreuen. Amen.

Predigt 7

auf

das Feſt Mariä Himmelfahrt.

Text: „Maria hat den beſten Theil erwählt.“ Luk. 10, 42.

Geliebte Pfarrkinder!

Im heutigen Evangelium iſt die Rede von den zwei Schweſtern Martha und Maria und ihrem Verhältniſſe zu Jeſus. Es iſt dieſe Maria eine ganz andere, als die ſeligſte Jungfrau, und es frägt ſich daher: Wie paßt denn der Evangelienabſchnitt, der heute gewählt iſt, auf das heutige Feſt? Es fehlt nicht an Solchen, die es unſerer heiligen katholiſchen Kirche zum Vorwurfe machen, daß ſie dieſes Evangelium vorleſen läßt, in welchem zwar von einer Maria, aber von einer ganz andern Maria die Rede iſt, als von Maria, der Mutter Jeſu. Allein dieſen Neuerern können wir entgegnen, was ſchon der heilige Hilarius den Gegnern der Kirche zu ſeiner Zeit geſagt hat: „Ihr ſeid zu ſpät gekommen; allzu langſam ſeid ihr aufgeſtanden. Schon lange wiſſen wir, was wir von Chriſto, ſeiner Kirche und den Sakramenten zu glauben haben.

Es iſt kein gutes Zeichen für euch, daß ihr jetzt erſt daher kommt; denn auch der Waizen kommt nicht erſt nach dem Unkraut, ſondern vor demſelben.“ Was der heilige Hilarius zu ſeiner Zeit ſagte, das können wir auch jetzt noch ſagen in Bezug auf das heutige Evangelium. Wir können ſagen: Wir haben von der Kirche und den heiligen Vätern gelernt und ſind zur Einſicht gekommen, daß das heutige Evangelium, ſo wenig als es auf den erſten Blick zu dem Feſte zu paſſen ſcheint, dennoch ganz und gar am rechten Platze ſei und zu dem heutigen Feſte vollkommen paſſe; und wenn auch von Maria, der Mutter Jeſu, im heutigen Evangelium nicht die Rede iſt, ſo gilt doch das, was in demſelben von Martha und Maria geſagt wird, ihr und zwar in einem noch höheren Grade und mit Auszeichnung; denn wenn Martha Jeſum aufgenommen hat, wie das heutige Evangelium ſagt, ſo hat dieß auch die Mutter Jeſu gethan; wenn Maria zu Jeſu Füßen ſaß und ſein Wort hörte, ſo muß dieß um ſo mehr von Maria, der Mutter Jeſu, geſagt werden; wenn es ferner heißt, Martha machte ſich viel zu ſchaffen, den Herrn zu bedienen, ſo gilt auch dieß wieder mit Auszeichnung von Maria, der Mutter Jeſu, und wenn dann endlich geſagt wird, daß Maria, die Schweſter der Martha, den beſten Theil erwählt hat, ſo paßt dieß Urtheil Jeſu noch mehr auf ſeine eigene Mutter. Mit einem Worte: die Kirche will mit dem heutigen Evangelium ſagen: Wenn es je eine Martha gegeben hat, die Jeſum aufnahm, wenn es je eine Maria gab, die aufmerkſam zu ſeinen Füßen ſaß und auf ſeine Reden hörte, wenn es je eine Martha gab, die ihren Gaſt mit größter Geſchäftigkeit bewirthete, und ſich viel zu ſchaffen machte, und wenn es je eine Maria gegeben hat, die den beſten Theil ſich auserkoren: ſo war dieß mit Vorzug Maria, die Mutter Jeſu. Das iſt es nun auch, Geliebte! was ich euch jetzt näher zeigen will. Ich beantworte demnach folgende zwei Fragen:

Wie gleicht die Mutter Jesu der Martha? I. Theil.
Wie gleicht die Mutter Jesu der Maria? II. Theil.

Ich beginne ꝛc.

Erster Theil.

Martha, heißt es, nahm Jesum in ihr Haus auf. Jesus war also ihr Gast. Allein, meine Lieben! was soll diese Aufnahme gewesen sein, im Vergleiche zu dem, wie Maria Jesum aufgenommen hat? Oder war es nicht ihr jungfräulicher Leib, in welchem sie den Sohn des Allerhöchsten aufgenommen hat, als sie mit Ergebung die Worte sprach: Mir geschehe nach deinem Worte? Diese Wohnung, in welche die reinste Jungfrau den Reinsten aufnahm, war sie nicht eine über allen Vergleich vortrefflichere, als das Haus der Martha? Ja, es war ein kostbarer Pallast dieser jungfräuliche Schooß, der einzige und herrlichste auf der ganzen weiten Welt; denn eine Jungfrau, die für ihr ganzes Leben Keuschheit gelobt hätte, sogar eine jungfräuliche Ehe gelobt hätte, war damals nirgends zu finden; der Ehestand war damals das gewöhnliche Ziel des männlichen wie weiblichen Geschlechtes, und eine kinderlose Ehe galt als Schande. Nur ein Kleinod war damals auf der Welt, das erste dieser Art, Maria, die verlobte Braut des heiligen Joseph, die einen jungfräulichen Ehestand zu halten gelobt hatte. Wäre das ihr Sinn nicht gewesen, so hätte sie, als der Engel ihr sagte, daß sie einen Sohn gebären würde, nicht fragen können: Wie kann das geschehen, da ich keinen Mann erkenne? Sie war ja bereits Braut, und wußte ja, daß sie bald heirathen würde, also auch auf gewöhnlichem Wege einen Sohn bekommen könnte. Wenn, sagt der heilige Anselm, einer andern verlobten Jungfrau, die im Sinne hat, zu heirathen, gesagt würde, daß sie einen Sohn bekommen würde: so würde sich eine solche nicht darüber wundern und auch nicht fragen, wie dieß geschehen könnte, sie wäßte ja, daß dieß der Ehestand mit sich bringe; allein

Maria wundert ſich, obwohl ſchon verlobt, über dieſe Rede, und fragt, wie das geſchehen würde, eben weil ſie geſonnen war, nie mit einem Manne einen ehelichen Umgang zu haben. Sie war alſo eine Jungfrau, die, obwohl bereits einem Manne angetraut, dennoch ewige Jungfrauſchaft gelobt hatte, und deßwegen war ſie allein es, die den Sohn des Allerhöchſten in ihrem Schooße aufnehmen ſollte. Wenn alſo Martha ſchon Lob verdient, daß ſie Jeſum in ihr Haus aufnahm, um wie viel mehr verdient dieſes Lob Maria, die Jeſum in ihrem jungfräulichen Leibe beherbergte! Indeß nicht bloß auf dieſe Weiſe hat Maria Jeſum aufgenommen, ſondern ſie hat ihn wirklich auch in ihrer Wohnung zu Nazareth dreißig Jahre lang erzogen, gehegt und gepflegt, alſo gewiß noch mehr wie als einen Gaſt bewirthet. Es war zwar dieſes Haus ein kleines und ärmliches Haus, gewiß nicht ſo vornehm, als das der Martha, aber deßwegen doch als die Wohnung des Allerhöchſten ein in den Augen Gottes herrliches Haus. Deßhalb mußten auch die Engel dieſes Haus, wo Maria ihren göttlichen Sohn auferzogen hatte, wunderbarer Weiſe von Nazareth nach Loretto in Italien bringen, woſelbſt es auf ausgezeichnete Weiſe vom frommen Chriſtenvolke bis auf den heutigen Tag verehrt wird. Wie einſt Joſua das Haus der Rahab ſchonte, während alle andern Gebäude in Jericho zu Grunde gerichtet wurden; ſo wollte Gott, daß auch das Haus, wo ſein eingeborner Sohn ſo viele Jahre zugebracht hatte, unverſehrt und wunderbar erhalten werden ſollte.

So ſehen wir alſo, wie Maria in einem weit höheren Sinne, wie Martha, die Gaſtwirthin Jeſu war und ihr alſo das Lob dafür in weit höherem Grade zukommt.

Und wenn ferner das Evangelium von der Martha ſagt, daß ſie den Herrn bedient und äußerſt geſchäftig und bekümmert war: wie wird erſt die ſeligſte Jungfrau ihren göttlichen Sohn mit aller Aufmerkſamkeit und Sorgfalt, mit aller Zärtlichkeit und Bekümmerniß eines mütterlichen Herzens bedient, gepflegt und erzogen haben! Was thut denn nicht eine Mutter

für ihr Kind! Ach, mit welcher Liebe mag ſie das göttliche Kind an ihr Herz gedrückt, mit welch zärtlichen Küſſen es bedeckt, mit welch ſüßen Thränen es benetzt, mit welcher Sorgfalt ſeine Bedürfniſſe befriedigt haben! Und wer beſchreibt und ſchildert uns die Beſorgniſſe und Kümmerniſſe der liebenden Gottesmutter um ihren Sohn? Ach, wie bekümmert wird ſie geweſen ſein, als ſie in einem Stalle denſelben zur Welt gebar, als Herodes dem kaum Gebornen nach dem Leben ſtrebte, als ſie mit ihm durch die große Wüſte nach Ägypten flüchten und unter den Heiden leben mußte! Ach, wie bekümmert war ſie nicht, als ſie das göttliche Kind drei Tage lang verloren hatte! Welche Sorge mußte ihr Herz erfüllen, als ſie von Simeon hörte, wie es ihrem Sohne einſt ergehen würde, und wie mag ihr zu Muthe geweſen ſein, als ſie hörte, wie die Juden ihm nach dem Leben ſtrebten, und ach, welche Feder iſt im Stande, den Zuſtand des Mutterherzens zu ſchildern, als ſie ihren Sohn mit Stricken binden, geiſeln, verſpotten und kreuzigen ſah! Und ſo ſtand ſie mit dem ſiebenfachen Schwerte des Kummers, der ſchrecklichſten Trauer und des fürchterlichſten Schmerzens durchbohrt unter dem Kreuze! Und nun frage ich: Wer war ſorgſamer, geſchäftiger, bekümmerter, Martha oder die Mutter Jeſu? Und wenn nun dieſe unvergleichlich ſorgſamer und bekümmerter war, paßt dann das heutige Evangelium nicht auf das heutige Feſt, und verdient Maria nicht noch größeres Lob wegen ihrer Sorgfalt als Martha?

O hätten wir nur, Geliebte! einen geringen Theil jener gaſtlichen Sorgfalt, jener Aufmerkſamkeit und Zuvorkommenheit, mit der Martha, noch mehr aber Maria, Jeſum bewirtheten! O wie oft kommt Jeſus als Gaſt zu uns und wir treffen weder Anſtalt zu ſeiner Vorbereitung, noch ſchenken wir ihm unſere Aufmerkſamkeit, wenn er bei uns iſt! Wie oft geſchieht es vielmehr, daß wir die Heiligkeit des Gaſtrechtes auf's Ärgſte verletzen und Jeſum, nachdem er in der heiligen Kommunion zu uns gekommen iſt, ſtatt ihn vor dem Schwerte des Herodes, d. h. vor der Sünde und der

böſen Gelegenheit, zu flüchten, demſelben an's Meſſer liefern! Weh uns, ſogar die Wilden halten das Gaſtrecht in Ehren, und wir Chriſten, o der Schande und Schmach! wir liefern Jeſum, unſern Gaſt, den Räubern und Mördern aus. Wann werden wir es einmal begreifen, was es um eine unwürdige Kommunion für ein ſchauderhaftes Verbrechen iſt?

Kehren wir wieder zum Evangelium zurück! Wir haben bisher geſehen, wie Maria, die ſeligſte Jungfrau, in Bezug auf die gaſtliche Aufnahme und Pflege, ſowie auch in Bezug auf Sorgſamkeit und rühriges Weſen gar wohl der emſigen Martha an die Seite geſtellt werden darf, ja ſie noch weit übertrifft. Jetzt wollen wir noch ſehen, wie die heilige Jungfrau auch der Maria, der Schweſter der Martha, gleicht; hievon aber im

zweiten Theile.

Von dieſer Maria Magdalena, der Schweſter Martha's, wird im Evangelium gerühmt, daß ſie die Worte Jeſu aufmerkſam anhörte und lern- und hörbegierig zu ſeinen Füßen ſaß. Wir glauben aber, daß dieß von Maria, der Mutter Jeſu, in weit höherem Grade angenommen werden müſſe. Denn ſie wußte weit beſſer, daß Jeſus der Sohn Gottes ſei, als es die Schweſter der Martha nur glauben konnte. Sie wußte ja, daß ſeine Empfängniß ihr vom Engel verkündet war, ſie wußte ja, daß ſie ihn auf übernatürliche Weiſe vom heiligen Geiſte empfangen hatte, ſie wußte ja, daß in ihrem Leibe das ewige Wort Gottes Fleiſch angenommen hatte; ſomit brachte es ſchon die Natur der Sache mit ſich, daß Maria jedes Wort ihres göttlichen Sohnes, auch da er noch ein Kind war, mit der größten Aufmerkſamkeit anhörte. Ja es iſt außer allem Zweifel, daß kein Heiliger, der je auf Erden gelebt hat, mit ſolcher Aufmerkſamkeit und Sehnſucht je das Wort Gottes vernahm, wie Maria. Jeſus war ſchon als Kind ſich ſeiner göttlichen Abkunft, ſeiner Würde und Sendung vollkommen bewußt; daher heißt es von ſeiner

Mutter, daß sie jedes Wort, das er als zwölfjähriger Knabe zu ihnen dort im Tempel gesprochen, behielt, und es wohl in ihrem Herzen erwog.

Allein nicht bloß hierin hat Maria, die Mutter Jesu den Vorzug vor der Maria im heutigen Evangelium, sondern auch darin, daß sie viel häufiger das Wort Jesu hören konnte, als sie. Maria Magdalena hatte vielleicht einige Male in zwei Jahren hindurch Jesum gehört; aber Maria, die Mutter Jesu, ging 33 Jahre lang mit ihrem göttlichen Sohne um, redete mit ihm und hörte jedes Wort von ihm. O wer kann es fassen, wie erhaben und anziehend Jesus geredet, wie aufmerksam und begierig Maria zugehört haben mag! Die heilige Jungfrau hat äußerst wenig geredet, etwa viermal redet sie im ganzen Evangelium, aber desto fleißiger, desto mehr hat sie gehört. Ganz natürlich. Wenn wir einen Mann von seltener Erfahrung und Einsicht, der aus weiter Ferne kommt, reden hören, dann bescheiden wir uns gerne, zuzuhören und zu schweigen, und so hat auch Maria es vorgezogen, wenig zu reden, desto mehr aber zu hören, da es der Mund der ewigen Wahrheit selber war, der zu ihr redete. Wenn Maria sich von den Füßen Jesu nicht trennen konnte wegen der Lieblichkeit seiner Rede, wenn Petrus sich nicht entschließen konnte, von Jesu wegzugehen, weil er Worte des ewigen Lebens von ihm vernahm, wenn dann unzählige Volksschaaren sich von Jesus angezogen fühlten, ganze Tage ihm nachgingen, sogar in die Wüste hinaus und auf Berge hinauf: müssen wir da nicht annehmen, daß die Worte Jesu für seine Mutter eine noch größere Lieblichkeit gehabt haben? Ja, gewiß war die Mutter Jesu die aufmerksamste und fleißigste Zuhörerin der Reden ihres göttlichen Sohnes und ihr also gebührt im höchsten Grade der Vorzug, der von Maria, der Schwester Martha's, im heutigen Evangelium erwähnt wird.

Ich kann bei dieser Gelegenheit, meine Lieben! nicht umhin, die Frage zu stellen, wie denn wir Gottes Wort anhören. Auch von uns soll gesagt werden können, daß

wir Jeſu Wort gerne und fleißig und gläubig anhören; d. h. wir ſollen gerne der Predigt des göttlichen Wortes beiwohnen und aufmerkſam dasſelbe anhören. Ihr ſitzet da in der Kirche auch gleichſam zu den Füßen eures Pfarrers, der im Namen Jeſu die Worte Jeſu euch verkündet. Wie hört ihr aber dieſe Worte? Hört ihr ſie aufmerkſam? Seid ihr ſo aufmerkſam wie Maria, die ſeligſte Jungfrau, nein, ich will nur ſagen, wie Maria im heutigen Evangelium? O es iſt eine Schande, daß man es ſagen muß! Ihr ſitzet wohl da zu meinen Füßen, aber ihr merkt nicht auf, ſondern ſchlaft, oder wenn ihr auch nicht ſchlaft, ſo ſitzt ihr doch da voller Zerſtreuung, und es geht zum andern Ohre ſogleich wieder hinaus, was zu einem Ohre hineingeht. Viele gehen ſchon gar nicht herein mit Freude, mit Begierde, das Wort Gottes anzuhören, ſondern nur, weil ſie eben müſſen, weil's ſo gebräuchlich iſt, alle Sonn- und Feiertage in Amt und Predigt zu gehen. Wann werdet ihr einmal lernen von Maria, der Mutter Jeſu, nein, ich will nicht einmal ſagen von dieſer, ſondern nur von Maria, der Schweſter Martha's, wie man dem Worte Gottes beiwohnen muß?

Endlich wollen wir auch noch zuſehen, ob auf Maria, die ſeligſte Jungfrau, auch das anwendbar iſt, was der Herr zum Lobe der Maria mit den Worten ſprach: „Maria hat den beſten Theil erwählt, der ihr nicht ſoll genommen werden.“ Ob wir etwa je einen Augenblick daran zweifeln können? Die ſeligſte Jungfrau hat allerdings das thätige Leben, wie wir aus den bisherigen Vergleichen ſahen, mit dem beſchaulichen, mit dem innern Leben verbunden, ſie war eine Martha und eine Maria; aber dennoch war ſie die Maria in vorzüglichem Grade; d. h. ihr Erſtes und Angelegentlichſtes war die innere Vereinigung mit Gott in Gebet und Betrachtung und Ergebung in ſeinen heiligſten Willen. Sie hatte ja die göttliche Weisheit ſelber 30 Jahre lang als Lehrmeiſter im Hauſe, und ſie verſäumte nicht, die Ausſprüche derſelben auf's Sorgfältigſte in ihrem Herzen zu bewahren. Und als ihr

göttlicher Sohn in den Himmel aufgenommen ward und sie Johannes auf des Herrn Geheiß zu sich nahm: da war sie aller irdischen Sorgen überhoben, da konnte sie nur allein Gott und der Betrachtung seiner erbarmenden Liebe leben. Obwohl im Fleische lebte sie dennoch, als wäre sie schon in des Himmels Höhen entrückt, frei von jeder Makel der Sünde, und ihr war nichts leichter, als sich in beständige, lebendige Verbindung mit Gott zu setzen und in dieser Vereinigung einen Vorgeschmack des Himmels zu genießen; denn je reiner der Spiegel ist, desto schöner und ungetrübter spiegeln sich in ihm die Bilder ab. In dieser Innigkeit der Betrachtung war es auch, in welcher die seligste Jungfrau nach der Offenbarung, die der heiligen Brigitta darüber zu Theil geworden war, entschlief und wo sich die Seele von ihrem Leibe löste. In dieser Offenbarung sagt die seligste Jungfrau zur heiligen Brigitta: „Ich bereitete mich zum Tode, indem ich nach meiner Weise an allen Orten herumging, an denen mein Sohn gelitten hatte, und wie denn eines Tages mein Geist ganz vertieft war in Betrachtung der göttlichen Liebe, da ward meine Seele von namenlosem Jubel erfüllt, und in diesem Zustande trennte sich die Seele von dem Leibe." — Seht, so paßt das heutige Evangelium gar wohl auf das heutige Fest. Maria hat die Eigenschaften der Martha und der Maria in sich vereinigt, und zwar in einem weit höheren Grade, als diese; Maria, die seligste Jungfrau, ist ein Muster des thätigen und beschaulichen Lebens zugleich. Darum freue dich, du Gebenedeite, denn von nun an, von heute an hast du recht eigentlich erst den besten Theil erwählt! Jetzt nimmst nicht mehr du ihn auf, sondern jetzt bist du bereits von ihm aufgenommen; jetzt sitzest du nicht mehr horchend zu seinen Füßen, sondern jetzt sitzest du zu seiner Rechten, um ewig die himmlischen Lobgesänge zu vernehmen; jetzt kümmert dich seine Bedienung nicht mehr, sondern jetzt siehst du vielmehr, wie die himmlischen Heerschaaren dir selber zu Gebote stehen; jetzt hast du keine Sorge mehr für deinen göttlichen Sohn, sondern siehst ihn

zur Rechten des Vaters. Alle Sorge, aller Kummer hat ein Ende, von nun an wirst du den besten Theil genießen in alle Ewigkeit.

O möchte auch uns, deinen Verehrern, dieser beste Theil einst zukommen! Erflehe uns diese Gnade, seligste Jungfrau! Erflehe uns, daß wir einst, nachdem wir wie du auf dieser Erde Arbeit und Gebet miteinander vereinigt und so das äußere und innere Leben wie Martha und Maria gepflegt haben, einst auch wie du in die Herrlichkeit des Himmels möchten aufgenommen werden. Amen.

Predigt

auf

das Feſt Mariä Geburt.

Text: „Lobet den Herrn in ſeinen Heiligen.“ Pſ. 150, 1.

Geliebte Pfarrkinder!

Wir haben wieder einen großen Frauentag, wie man die Feſttage der Mutter unſers Herrn und Heilandes zu nennen pflegt, und dieſe Frauentage ſind von der katholiſchen Kirche eingeführt, damit wir der ſeligſten Jungfrau Lob und Preis bringen und ſie auf alle Weiſe verehren. Wir preiſen mit dieſer Verehrung nur Gott; denn die Ehre, die wir den Heiligen erweiſen, geht auf Gott zurück, und deßwegen werden wir in der heiligen Schrift aufgefordert, die Heiligen zu loben und zu preiſen, weil wir dadurch Gott ſelber loben und preiſen. So lauten wenigſtens die Worte meines Vorſpruchs, mit denen uns zugerufen wird: Lobet den Herrn in ſeinen Heiligen! Die heiligſte Perſon aber aus dem Menſchengeſchlechte, die es im Himmel gibt, iſt Maria, die ſeligſte Jungfrau, und ſie verehren wir deßhalb auch mehr, als alle übrigen Heiligen.

Sie hat deßhalb auch beſonders feierliche Feſttage, und die Kirche iſt auf alle Weiſe bemüht, ihre Verehrung zu pflegen und zu befördern, weil ſie von dem Grundſatze ausgeht, daß man die heilige Jungfrau nicht hoch genug in Ehren halten könne. Das gläubige Chriſtenvolk iſt auch ganz beſonders empfänglich für die Verehrung Mariens, und man muß geſtehen, daß unſere liebe Frau vom katholiſchen Volk ſehr verehrt wird — ja ich fürchte, faſt zu ſehr. Nicht als wollte ich damit der würdigen und rechtmäßigen Verehrung Mariens eine Schranke ſetzen; denn ich theile ganz die Anſicht des frommen und gelehrten Gerſon, der geſagt hat, Maria könne durch kein menſchliches Lob hinlänglich geprieſen werden; ſondern weil die Verehrung Mariens, die hie und da unter dem Landvolke herrſcht, keine rechte und würdige Verehrung mehr iſt und deßhalb von einem vernünftigen Seelſorger unmöglich gebilligt werden kann. Auch kann eine ſolche verkehrte Verehrung unmöglich einen Nutzen für das Seelenheil haben, ſondern ſchlägt nur zu häufig in's Gegentheil um.

Damit ihr nun wiſſet, wie ich das meine, ſo will ich euch heute die Sache näher auseinander ſetzen, und zu dieſem Ende beantworte ich folgende zwei Fragen:

Wie darf man die Mutter Gottes verehren? I. Theil.
Wie darf man die Mutter Gottes nicht verehren? II. Theil.

Ich beginne ꝛc.

Erſter Theil.

Wie verehrt denn das katholiſche Volk unſere liebe Frau? Antwort: Es läßt zu Ehren U. L. Frau Meſſen leſen. Iſt das recht? Ja, das iſt recht, und Maria wird dadurch auf eine würdige Weiſe verehrt. Durch die heilige Meſſe wird zwar urſprünglich Gott ſelber geehrt; weil das Opfer die höchſte Gottesverehrung iſt, die es geben kann; allein das heilige Opfer kann auch zu Ehren der Heiligen Gottes und für

Lebendige und Gestorbene dargebracht werden. — Das katholische Volk betet ferner den englischen Gruß zu Ehren der seligsten Jungfrau. Ist das recht? Ja, auch das ist eine würdige Verehrung Mariens; denn so wie der Erzengel Gabriel, wie die heilige Elisabeth und wie die katholische Kirche Maria ehrt, darf jeder katholische Christ sie ehren. Der englische Gruß enthält gewiß nichts, was bei einer nüchternen Beurtheilung getadelt werden könnte. Zudem ist er schon uralt. Schon in den Schriften der ältesten Kirchenväter findet man wenigstens das Wesentliche vom englischen Gruße, nur mit andern Worten. Schon Origenes fleht zu Maria: „Gebenedeite unter den Weibern! zu dir nehmen wir nach Gott unsere Zuflucht!“ Der heilige Athanasius flehte also zu ihr: „Gebieterin des Himmels und der Erde, ach, bitte für uns!“ und der heilige Chrysostomus betet: „Sei gegrüßt, o Mutter und Jungfrau, bitt' ohne Unterlaß um Verzeihung für uns deinen Sohn Jesus, unsern Herrn, damit wir durch dich am Tage des Gerichtes Barmherzigkeit finden und die ewigen Güter erlangen mögen.“ Und wenn auch die ersten Christen den englischen Gruß noch nicht gehabt und gebetet haben, wie wir, so hatten sie dafür andere Gebete zur seligsten Jungfrau, wenigstens ähnliche. Maria ist zu allen Zeiten von den Christen verehrt worden. Also auch das Abbeten des englischen Grußes ist recht und eine würdige Verehrung der seligsten Jungfrau.

Wenn man sich dann weiter umsieht, wie das katholische Volk Maria verehrt, so sieht man, daß es häufig den Rosenkranz ihr zu Ehren betet. Ist das recht? Ja, auch das ist recht; denn der Rosenkranz hat die Verehrung der fünfzehn vornehmsten Geheimnisse des Lebens unsers Heilandes und seiner seligsten Mutter zum Endzweck, deren sich der Christ stets mit Dankbarkeit und Liebe erinnern soll, um sich die Früchte der Erlösung zuzueignen und sich nach dem öfters vergegenwärtigten Vorbilde zu richten. Die Kirche befiehlt es Niemanden, den Rosenkranz zu beten; allein es ist eine

lobwürdige und nützliche Weise, ihn zu beten, namentlich für gemeine Leute, die nicht lesen können, und diejenigen, die das Rosenkranzgebet lächerlich machen, unter dem Vorwande, die Leute vom Aberglauben zu befreien, haben sich wahrlich ein schlechtes Verdienst um die Christenheit erworben; denn Viele, die früher den Rosenkranz beteten, beten jetzt gar nichts mehr, und so hat man die Leute zur Gottesvergessenheit verführt, unter dem Vorwande, sie aufzuklären. Nein, das Rosenkranzgebet ist ein recht gutes und nützliches Gebet, wodurch Maria auf eine würdige Weise verehrt wird. Aber da gibt es Leute, selber unter den Katholischen, die recht gescheid sein wollen und sagen: Wenn nur der englische Gruß nicht gar so oft wiederholt würde im Rosenkranz, fünfzigmal muß man ihn beten, sagen sie. Das ist gerade, sagen sie, als wenn man einem vernünftigen Menschen auf der Gasse begegnen und ihm fünfzigmal hintereinander einen guten Morgen wünschen würde. Davon müßten Einem die Ohren wehe thun und eben so müssen Maria die Ohren weh thun durch das fünfzigmalige Herbeten des englischen Grußes. So sagen diese Spottvögel; allein was ist das für ein Unsinn von solchen Leuten, die körperliche Menschen, deren Geduld man ermüden kann, mit himmlischen Geistern vergleichen, die keine Schwachheit mehr an sich haben! Wenn man das Gebet nicht wiederholen dürfte, dann hätte auch Christus am Ölberge nicht dreimal beten dürfen, dann dürfte man auch das Vaterunser nur einmal beten, weil man sonst den lieben Herr Gott in seiner Bequemlichkeit belästigen könnte. Da stellen die guten Katholiken sich ihren Gott ganz anders vor. Uns ist Gott ein liebreicher Vater, der nicht müde wird, wenn wir tausendmal des Tages zu ihm rufen. Unserm guten Heilande thaten die Ohren nicht wehe, und seine Geduld wurde nicht ermüdet, als die hebräischen Knaben bei seinem Triumphzuge am Palmsonntag die langen Straßen der Stadt Jerusalem hindurch Hosanna dem Sohne Davids riefen, nur die boshaften Pharisäer, welche diese Ehre dem Heilande mißgönnten, wurden ärgerlich darüber. Der Blinde

am Wege wiederholte in Einem Athem die nämlichen Worte: Jesu, du Sohn Davids, erbarme dich meiner! ohne daß der Heiland darüber verdrießlich wurde. So wird wahrscheinlich auch die Geduld Gottes nicht ermüdet werden, wenn im 135. Psalm die Worte: „Seine Barmherzigkeit währet ewiglich!“ siebenundzwanzigmal wiederholt werden. Ja, diejenigen, welche die Wiederholung des englischen Grußes lächerlich finden, müssen auch mit der Andacht der himmlischen Geister unzufrieden sein, da diese ohne Aufhören den Lobgesang: Heilig, heilig, heilig! wiederholen. So wenig aber dieses unaufhörliche Lob der Engel Gott beschwerlich ist: so wenig wird auch der öfters wiederholte englische Gruß der Königin der Engel mißfallen, wenn wir ihr denselben mit reinem Herzen vortragen, wie der Engel, der ihr zum ersten Male diesen schönen Gruß vom Himmel brachte. Also auch die Rosenkranzandacht ist eine würdige Verehrung Mariens.

Nun, was thut denn das katholische Volk noch, um Maria zu verehren? Antwort: Es kniet sich vor die Bildnisse Mariens hin, betet dort, zündet Lichter an, und besonders gerne besucht es die Wallfahrtskirchen, wo Maria vorzüglich verehrt wird. Ist das recht? Ja, auch das ist eine würdige Verehrung Mariens. Aber wozu denn die Wallfahrtskirchen? Kann man denn unsere liebe Frau nicht in jeder Kirche verehren? Ja gewiß, und darum ist es lächerlich, wenn man das Volk so häufig reden hört: Unsere liebe Frau von Altötting, unsere liebe Frau von Bogenberg, von Laaberberg u. s. w. Da kommt es heraus, als ob es allerhand „Liebfrauen“ gebe, hier diese, dort eine andere. Es gibt nur Eine Mutter Gottes und die ist im Himmel und sonst nirgends. Verschiedene Bilder von U. L. Frau werden allerdings verehrt; auch ist es gewiß, daß Gott auf die Fürbitte der seligsten Jungfrau im Himmel an einem Orte sich gnadenreicher erweisen könne, als an einem andern, gleichwie es wohl überall Wasser, aber nicht überall Heilquellen gibt, und daß Gott sogar sich der Bildnisse seiner Mutter hiezu bedienen kann: das Alles ist gewiß und für

den katholischen Christen außer Zweifel, daher auch die Benennungen: Gnadenort und Gnadenbild. Rechnet man also obige lächerliche Redensarten des Volkes weg, so ist auch dieß eine würdige Verehrung Mariens und ihr und Gott angenehm und wohlgefällig.

Also man darf Messen lesen lassen zu Ehren Unser Lieben Frau, man darf den englischen Gruß und Rosenkranz beten ihr zu Ehren, man darf vor ihren Bildern knieen, sie küssen, Lichter davor anzünden, man darf ihre Wallfahrtskirchen besuchen — durch all dieses verehren wir Maria auf rechte und würdige Weise, und laßt euch nur durch Spötter in dieser eurer Andacht nicht irre machen. Diese Verehrung ist euch nützlich für Leib und Seele, besonders für die Seele; denn es ist noch nie erhört worden, sagt der heilige Bernhard, daß Jemand, der Maria recht verehrt hat, ewig zu Grunde gegangen wäre.

Allein, meine Lieben! in diese an sich rechte Verehrung Mariens schleicht sich oft allerhand ein, und sieh da, es ist keine rechte Verehrung mehr. Es fragt sich nun: Wie dürfen wir Maria nicht verehren? und hievon im

zweiten Theile.

Wir haben Jesum Christum im heiligen Altarssakrament gegenwärtig. Unser Gott und Herr ist also wahrhaft und wesentlich in unsern Kirchen zugegen, ihm gebührt daher die erste und größte Aufmerksamkeit, er ist der erste Gegenstand unserer Verehrung. Allein was geschieht? Es gibt nicht wenige, und namentlich unter den alten Weibern, die Alles eher verehren als Christum im heiligen Sakramente. Wo sie ein Täfelchen oder Bildchen sehen in einer Kirche, da knieen sie sich hin und verrichten ihre Andacht, nur Jesum im Tabernakel scheinen sie nicht zu kennen. Ihr Glaube geht so weit, daß sie von allen Heiligen eher Hilfe erwarten, als von Gott, daß sie auf jede Reliquie eher denken, als auf Gott. So ist besonders ihre Verehrung der seligsten Jungfrau eine übertriebene

und darum abergläubische. Man hört nie aus dem Munde solcher Leute: Unser lieber Herr Gott hilf! oder: Unser lieber Herr Gott hat geholfen! sondern: Unsere Frau von Altötting, oder: Unsere liebe Frau von Laaberberg hilf! oder: Unsere liebe Frau von Laaberberg hat geholfen! Wir wissen recht gut, daß man im gewissen Sinne so sagen kann, nämlich daß unsere liebe Frau helfen kann durch Gott, weil Gott ihr diese Gnade verleiht; allein wer abergläubisch ist, der denkt an das nicht, sondern meint, die Heiligen und ihre Gebeine und Bilder können aus sich selber und durch sich Hilfe bringen, sie meinen, das Bild habe eine Kraft, das doch aus Holz oder Stein ist oder von Farbe, und somit legen sie einem Dinge eine Kraft bei, die es nicht hat. Ja, gar manche einfältige Christen meinen, nur gewisse Heilige können in gewissen Fällen helfen, und Gott nicht. Dieser dumme Aberglaube spricht sich oft deutlich genug aus, und bekannt ist die dießfallsige Äußerung eines solchen abergläubischen Weibes, das einst ausrief: Ach, du lieber Herr Gott, wenn nur du der heilige Leonhard wärest, daß du auch dem Viehe helfen könntest! Man möchte lachen über derlei dummes Gerede; allein es kommt vor und beweist, daß hie und da der Aberglaube noch stark herrscht. So ist es namentlich mit der Mutter Gottes. Vielen Bauernleuten ist die Mutter Gottes Alles, zuerst kommt sie und dann erst unser Herr Gott selber; zuerst soll die Mutter Gottes helfen und dann erst unser Herr Gott. Das ist Aberglaube, meine Lieben! und Maria wird dadurch nicht geehrt. So dürfen wir unsere liebe Frau nicht ehren. Wahr ist es, Maria kann helfen durch Gott, und darum rufen wir: Maria hilf! darum gibt es auch Kirchen zur Maria hilf! aber wir dürfen nicht vergessen, daß Maria ein Geschöpf ist, wie alle Menschen, und nur helfen kann, weil Gott ihr diese Gnade und Kraft verleiht. Aus sich und durch sich kann nur Gott der Allmächtige selber helfen, die Heiligen und Maria aber nicht aus sich, sondern nur durch Gott.

Wiederum gibt es Leute, welche Maria nur mit den

Lippen verehren. Namentlich geſchieht dieß beim Beten des Roſenkranzes. Ein ſo ſchönes Gebet als der Roſenkranz an ſich iſt, ſo läßt ſich doch nicht läugnen, daß bei Vielen die Abbetung des Roſenkranzes, ſowie jedes andere Gebet Lippengebet iſt, wobei der Geiſt nichts denkt und das Herz nichts empfindet, wobei die Betenden nur die Lippen bewegen, während ihr Herz mit etwas Anderm beſchäftigt iſt. Ein ſolcher Roſenkranz gleicht freilich eher einer Roſenſtaude, die keine Roſen, ſondern Blätter und Dornen an ſich hat. Die irdiſchen Gedanken und Sorgen ſind die Dornen, und die bloß mit den Lippen daher geplauderten Gebete ſind die Blätter, an denen Gott und die ſeligſte Jungfrau kein Wohlgefallen hat. Gleichwie Gott im Geiſte und in der Wahrheit angebetet werden will, ſo will auch Maria im Geiſte und in der Wahrheit verehrt werden. Alſo bloß mit den Lippen dürfen wir Maria nicht verehren. So iſt auch eine bloß äußerliche Verehrung Mariens keine rechte Verehrung; dieſe äußerliche Verehrung aber, glaube ich, iſt nur zu häufig. Was hilft denn das Beten zu Maria, was hilft denn das Hinknieen vor ihre Bildniſſe, das Anzünden von Kerzen bei denſelben, was helfen alle Roſenkränze und alle äußeren Andachten und Bruderſchaften, wenn das Beiſpiel der ſeligſten Jungfrau nicht nachgeahmt wird? Habt ihr das gehört, ihr ledigen Leute, ihr Jünglinge und Jungfrauen? Ihr ſagt, daß ihr Maria verehret, daß ihr keinen Tag vorübergehen laſſet, ohne ein Ave Maria ihr zu Ehren zu beten, ihr ſchämt euch nicht eures Roſenkranzes, ihr ſeid vielleicht in die Herz-Maria-Bruderſchaft eingeſchrieben, und wenn das Fronleichnamsfeſt kommt, da ziert ihr die Figuren und Bilder Mariens auf's Schönſte. Das Alles iſt recht und gut und ſchön und lobenswerth; aber ich frage euch nun: Ehret ihr Maria auch innerlich? Habt ihr ihren jungfräulichen Sinn? Suchet ihr Maria nachzuahmen in ihrer Zurückgezogenheit, in ihrer Schüchternheit, in ihrer Behutſamkeit, mit einem Worte: in ihrer Reinheit? Wie paßt denn zu dieſer eurer äußern

Verehrung Mariens eure Begierde nach lärmenden Luſtbarkeiten, eure Ausgelaſſenheit in Blicken, Geberden und Reden? Wie reimen ſich denn zu dieſer äußern Verehrung eure unkeuſchen Lieder, die ihr ſingt, eure groben Reden, die ihr führt, eure Bekanntſchaften, die ihr habt, eure unkeuſchen Handlungen, die ihr euch erlaubt? Sagt, was ſoll unter ſolchen Umſtänden euer Roſenkranz- und Ave-Mariabeten für einen Sinn haben? Und das ſoll eine rechte Verehrung Mariens ſein? Nimmermehr.

Und ihr, ihr Verheiratheten! ihr Männer und Weiber! auch ihr ſprecht von Mariens Verehrung, ja, ihr geht alle Jahre 30 und 40 Stunden weit in eine Frauenkirche wallfahrten, ihr gehet bis nach Altötting hinüber, die heilige Jungfrau zu ehren; aber wenn ihr wieder nach Hauſe kommt, und ich euer häusliches Leben betrachte, ſo finde ich nicht, daß ihr euch das Leben Mariens ſonderlich zu Herzen genommen hättet. Ich ſehe eure Uneinigkeit, eure ewigen Zänkereien, euren Eigenſinn, euer feindſeliges Weſen und noch weit ſchlimmere Dinge. Wie, iſt das eure Verehrung Mariens? Haben Maria und Joſeph ſo zuſammen gelebt? Waren ſie in Kreuz und Leiden auch ſo ungeduldig, wie ihr?

Und ihr Alle, die ihr heute und an den andern großen Frauentagen an den Beichtſtühlen ſtehet, die ihr beichtet, aber nachher euch nicht beſſert, vielleicht keine Eigenſchaft von Maria an euch habt, nicht ihre Reinheit und Unſchuld, nicht ihre Demuth und Sanftmuth, nicht ihre Ergebung und Standhaftigkeit, ſagt mir, ſoll ein ſolcher Empfang der heiligen Sakramente etwa eine Verehrung Mariens ſein? Glaubt ihr, ſie *alſo* verehren zu können?

Nein, Geliebte! Maria will nicht bloß äußerlich durch Gebet, Wallfahrten und Beichten verehrt ſein, ſondern auch innerlich, wahrhaft durch *Nachfolge*. Ihr ſehet aber, daß man gar leicht der Meinung ſein kann, Maria *recht* zu verehren, und ſieh da, man verehrt ſie nur mit den Lippen, nur zum Scheine, oder gar auf abergläubiſche Weiſe. Darum bedenket es wohl, meine Lieben! alle unſere äußern Andachten

zu Maria haben nur dann einen Werth, wenn wir ihre Nachahmer ſind, und an ihren Tugenden uns ſpiegeln. So verehren wir denn Maria, wie wir ſie verehren ſollen, und dann hat die Feier ihrer Feſttage und überhaupt unſere Andacht zu ihr einen Nutzen; dann können wir auch mit der Kirche am heutigen Tage rufen: Deine Geburt, o heilige Jungfrau! hat der ganzen Welt Freude gebracht, und ich ſetze hinzu: Auch uns! Amen.

Predigt

auf

das Feſt Allerheiligen.

Text: „Mein Joch iſt ſanft und meine Bürde iſt leicht.“ Matth. 11, 30.

Geliebte Pfarrkinder!

Heute iſt es uns vergönnt, einen Blick in die himmliſchen Scheuern zu werfen und die unzähligen Waizengarben zu betrachten, die dort aufgehäuft ſind. Dieſe Waizengarben ſind die Heiligen Gottes, die den Himmel füllen, Menſchen aus allen Nationen und Zungen und Geſchlechtern der Erde. Und wer meint ihr wohl wird die Mehrzahl ausmachen von dieſen Himmelsbewohnern? Vielleicht ſind es meiſtens Päbſte und Kardinäle, Biſchöfe und Geiſtliche, die im Himmel ſind, oder meiſtens Kaiſer und Könige, Fürſten und Grafen, Mächtige und Reiche dieſer Erde? Meine Lieben! es läßt ſich nicht läugnen, daß von allen dieſen Ständen Viele im Himmel ſind, aber die Mehrzahl, glaube ich, machen im Himmel die gemeinen Leute aus. Ich ſchließe das ſchon daraus, daß es überhaupt die

gemeinen Leute mehr mit Jesus halten, daß es solche Leute waren, die am ersten von seiner Geburt wußten, daß unser Herr unter den gemeinen Leuten aufwuchs, sich aus dieser Volksklasse seine Apostel und Jünger nahm und am liebsten mit den gemeinen Leuten umging. Überhaupt werden die „Armen im Geiste" größtentheils unter der einfachen, schlichten Volksklasse zu suchen und zu finden sein. Die Reichen und Mächtigen sind zu stark in ihre Liebhabereien vergafft, als daß sie auf Jesu besondere Rücksicht zu nehmen sich je Zeit genommen hätten; überhaupt hat es die noble Welt nie sonderlich stark mit Jesus gehalten, und wie er sie einstens zur Mahlzeit lud, kam auch nicht ein Einziger, so zwar, daß er die Blinden und Lahmen, überhaupt die ganz gemeine und verachtete Volksklasse auf den Straßen und an den Zäunen zusammensuchen und sie zu seinem Gastmahle laden ließ. Überhaupt wenn einmal die Hölle sich aufthun und ihre Verdammten ausspeien wird, so wird man sehen, daß, das liederliche Gesindel in den großen Städten, diesen Sammelplätzen aller Gemeinheit, abgerechnet, die gemeinen Leute die wenigsten unter den Verdammten sein werden. Insbesondere dürften die Landleute, die vom Verderben der Städte nichts wissen, am allerbesten daran sein. Ja, nochmal sage ich es, ihr Bauernleute da herausen habt es so gut, daß ihr es selber nicht wisset; denn ich behaupte keck:

Leicht ist es für das Landvolk, in den Himmel zu kommen, I. Theil;

Schwer ist es für das Landvolk, in die Hölle zu kommen, II. Theil;

und was ich da behaupte, das will ich euch jetzt beweisen. Merket also recht auf!

Ich beginne ꝛc.

Erster Theil.

Nun werdet ihr sagen, meine Lieben! das ist auch was Neues, das haben wir auch noch nicht gehört, daß es leicht

sei, in den Himmel zu kommen. Sagt ja doch die heilige Schrift selber: Eng ist die Pforte und schmal der Weg, der zum Leben führt, und nur Wenige finden ihn. Heißt es ja: Das Himmelreich leidet Gewalt, und nur die Gewalt brauchen, reißen es an sich. Heißt es ja, daß man mit Furcht und Zittern sein Heil wirken müsse, daß bei dem reinsten Gewissen, das Einer zu haben meint, er dennoch nicht wisse, ob er des göttlichen Wohlgefallens oder Hasses würdig sei: das und noch vieles Andere steht in der heiligen Schrift, woraus man deutlich ersieht, daß es ungemein schwer ist, in den Himmel zu kommen, daß man oft schier verzagen möchte, und doch sagt heute unser Pfarrer, es sei namentlich für uns Landleute so leicht, in den Himmel zu kommen? Ja, Geliebte! das sage ich und behaupte ich, und will euch nun zeigen, wie ich das verstehe. Daß es im Allgemeinen schwer ist, in den Himmel zu kommen, das ist wahr; die Stellen der heiligen Schrift, die darauf Bezug haben, gelten auch dem Landvolke, weil sie eben allen Menschen gelten; auch das Landvolk hat, wie jeder andere Mensch, zu kämpfen und zu streiten mit den drei Hauptfeinden des Menschengeschlechtes, mit der Welt, dem Teufel und dem Fleische; allein, meine Lieben! und das müßt ihr mir recht im Auge behalten, euer Kampf ist bei weitem nicht so schwer und euch um gar Vieles erleichtert; denn für's erste habt ihr die schweren Berufspflichten nicht, wie andere Leute; zweitens habt ihr die Gelegenheit zum Sündigen nicht so wie die Stadtleute, und drittens habt ihr weit mehr Gelegenheit zum Guten.

Also einmal habt ihr keine so schwere Berufspflichten; denn ihr seid keine Geistlichen, ihr seid keine Obrigkeiten, habt also nicht für Hunderte und Tausende Rechenschaft zu geben, wie diese, sondern höchstens habt ihr eine Familie und dann ist's gar. Wenn's recht hoch geht, so sind es höchstens zwanzig Personen, über die ihr die Aufsicht zu führen habt. Bei den ledigen Leuten, euern Kindern und Dienstboten ist auch das nicht. Und nun sagt mir, was habt ihr

da für schwere Pflichten? Also entweder seid ihr Hausleute, und dann habt ihr euren Ehestand schön zu halten, eure Kinder christlich zu erziehen, über eure Dienstboten eine gute Aufsicht zu führen und mit der Nachbarschaft in Friede und Einigkeit zu leben; und seid ihr Dienstboten, nun so habt ihr zu arbeiten und zu beten und eine rechtschaffene Aufführung zu pflegen — das ist Alles. Euer Tagwerk ist das nämliche Tag für Tag, Woche für Woche — die Handarbeit und an Sonn- und Feiertagen der Gottesdienst. Ihr müßt nun selber sagen, daß dieß im Vergleich zu andern Ständen und Berufspflichten nur Kleinigkeiten sind. Zwar könntet ihr mir sagen, daß der Handwerksmann in den Städten dann eben so leicht in den Himmel kommen könne, wie ihr; denn auch er hätte so ziemlich den kleinen Wirkungskreis wie ihr; allein ihr müßt annehmen, meine Lieben! daß ihr vor dem Bürger in den Städten und Märkten weitaus im Vortheile seid; denn einmal wird bei uns heraußen der Sonntag noch weit besser gehalten, als in den Städten, und dann ist der Handwerksmann an seine Werkstatt gebunden, ihr aber habt fast ¾ Jahre in der freien Gottesnatur eure Arbeit zu verrichten, und dieß trägt nicht wenig bei, euch zum Himmel emporzuziehen. Es müßte das wahrhaftig ein schon ganz verkommener Mensch sein, der draußen in der freien Natur keinen guten Gedanken in sich verspürte und sich nicht zum Lob und Preis seines Herrn und Gottes aufgefordert fühlte. Seht, das Alles hat der Handwerksmann in der Stadt nicht, diese Gnade, diese Gelegenheit zum Guten fehlt ihm; denn er ist immer an seine Arbeitsstube gebunden; desto mehr hat er aber Gelegenheit zum Bösen. Wie häufig werden nicht die Sonntage entheiligt! Wie viele Handwerksleute gibt es nicht, die an Sonn- und Festtagen morgens arbeiten, statt in die Kirche zu gehen, Nachmittags aber ihren sauer verdienten Wochenlohn durchbringen! Da gibt es tausend Gelegenheiten zur Verschwendung, zur Unzucht, zur Liederlichkeit, überhaupt zum Verderben der Seele — von allem dem aber wisset ihr

nichts. Freilich, wenn die Wirthsleute auf dem Lande faſt alle acht Tage Tanzmuſik haben, dann iſt es auf dem Lande um kein Haar beſſer als in den Städten, ja noch ſchlechter; denn durch dieſe Tanzmuſiken iſt allen Laſtern, namentlich dem Morde, der Völlerei und der Unzucht Thür und Thor geöffnet. Allein dieſe Gelegenheiten ſind bei uns nicht, oder nur äußerſt ſelten, und darum ſeid ihr auch da wieder recht gut daran. Nun ſagt mir, iſt es nicht ſo? Müßt ihr das nicht recht dankbar anerkennen? Müßt ihr da nicht geſtehen, euch Landleuten iſt es wahrhaftig im Vergleiche zu andern Leuten, die in den Städten und Märkten leben, ein Leichtes, euer Seelenheil zu wirken? Ihr habt nur geringe Berufspflichten, ihr habt alle Gelegenheit zum Guten und ſehr wenig Gelegenheit zum Schlechten, ſagt mir, wer hat's wieder ſo gut, wo ſind gleich wieder Solche, die ſo leicht ihr Seelenheil wirken können? So iſt es demnach wahr, daß zwar auch ihr den ſchmalen Weg zum Himmel zu gehen habt; allein ſo viele Prügel und Steine und Dornen ſind euch nicht in den Weg geworfen, wie andern Leuten; ſo müßt zwar auch ihr euch bemühen, durch die enge Pforte einzugehen; allein ihr könnt weit leichter durchſchlüpfen, weil der Plunder dieſer Welt, der ſo viele Andere feiſt macht, daß ſie nicht durchkönnen, euch nicht ſo bekannt iſt, folglich ſich auch nicht ſo leicht an euch anhängen kann. So iſt es alſo wahr und ausgemacht, daß ihr Landleute leichter als andere Leute in den Himmel kommen könnt, wenn ihr nur ein wenig wollt.

O ſo benützet denn, Geliebte! dieſe eure günſtige Lage, dieſe Vortheile, die euch das Landleben an die Hand gibt, zum Nutzen eurer unſterblichen Seelen! Erfüllet die wenigen Berufspflichten, die ihr habt, genau und gerne, ſeid brave chriſtliche Ehe- und Hausleute, ziehet eure Kinder chriſtlich heran, haltet euch rechtſchaffene Dienſtboten, und ihr Söhne und Töchter, ihr Dienſtboten, bedenkt, wie leicht es euch iſt, euer Seelenheil zu wirken, ihr dürft nur gerne beten und arbeiten und keine Bekanntſchaften anfangen. Sagt mir, wer

hat's wieder ſo leicht, wie ihr? Nun denn, ſo danket Gott und trachtet eifrig nach dem Himmelreiche; euch iſt's ja leicht, es an euch zu reißen.

Würdet ihr aber deßungeachtet nicht zur ewigen Seligkeit kommen, ſondern verdammt werden, ſo müßte ich wahrhaftig ſagen, daß man ſich auf dem Lande herauſſen plagen muß, um in die Hölle zu kommen. Ja, wahrhaftig, ſchwer iſt's dem Landvolke, in die Hölle zu kommen. Die Hölle leidet Gewalt bei ihm und nur die Gewaltthätigen können es ſo weit bringen, daß ſie verdammt werden; hievon aber im

zweiten Theile.

Man darf ſagen, daß es ſchon im Allgemeinen hart iſt, in die Hölle zu kommen; denn umſonſt hat der Herr gewiß nicht geſagt: „Mein Joch iſt ſanft und meine Bürde iſt leicht.“ Iſt alſo des Herrn Joch ſanft, ſo muß des Teufels Joch ſchwer und drückend ſein. Und ſo iſt es auch, Geliebte! Bedenkt nur, wie viele Gnaden der Menſch mit Füßen treten, wie ſehr er gegen ſein gutes Gewiſſen, gegen die Mahnungen ſeines heiligen Schutzengels ankämpfen, wie viele marternde Vorwürfe ſeines ſchlechten Gewiſſens er aushalten muß, um endlich für die Hölle reif zu werden! Was für Schande und Spott muß ſich nicht der Gottloſe gefallen laſſen, durch welche Kothlachen muß er nicht waten, welche finſtere Gänge und Schleichwege muß er nicht einſchlagen, wie muß er ſich nicht mühen und plagen, um ein Kind der ewigen Verdammniß zu werden! Sie ſelber geſtehen ja: „Wir ſind müde geworden auf dem Wege der Bosheit.“ (Weish. 4.)

Wenn es nun im Allgemeinen in gewiſſer Beziehung ſchon ſchwer iſt, in die Hölle zu kommen, wie ſchwer iſt es insbeſondere für Landleute! Wahrlich, recht grobe, vierſchrötige Sünden müſſen die Bauernleute begehen, ſchier alle Gewalt müſſen ſie anwenden, um in die Hölle zu kommen. Sie haben ſo wenig Gelegenheit zum Sündigen, und ſo viele Gelegenheit zum Guten, wahrlich, ſie müſſen ſich ganz eigens

anstellen, um ihre ewige Seligkeit zu verscherzen. Schaue ich mir z. B. die ledigen Leute an, so muß ich wahrhaftig sagen, daß sie die Sünde suchen müssen, sonst finden sie dieselbe nicht. Ihr ganzes Tagwerk Jahr aus und Jahr ein ist: Arbeiten und Beten. Zur Sünde haben sie nicht Gelegenheit, sie müssen dieselbe auf den Tanzplätzen aufsuchen, sonst finden sie sie nicht leicht. Oder es müßte sich Einer das Sakramentiren angewöhnen, oder eine Ehre darein legen, zu Hause grobe Reden zu führen, oder ein Dieb am Eigenthum zu werden. Es gibt wohl auch solche ledige Landleute, die Alles an die Hoffart hängen oder das Geld den Musikanten hinwerfen oder es verspielen und vertrinken, allein auch das geht nicht auf einmal, sondern es gehört schon viel dazu, wenn man es so weit gebracht hat, man muß da schon viele Mahnungen und Warnungen der Eltern und Hausleute verachtet und in den Wind geschlagen und viele Gnaden Gottes, viele heilige Sakramente schon mit Füßen getreten haben. Überhaupt wenn eine ledige Mannsperson vom Lande nach dem Spruch lebte: Sei kein Trinker und kein Spieler und habe mit den Weibsbildern nichts Unrechtes, und eine ledige Weibsperson nach dem Spruche: Sei ehrbar, treu und demüthig! so würde es ihnen nicht leicht fehlen können; denn wo diese Tugenden sind, da wohnt nicht leicht ein Laster daneben. Und wie leicht ist dem ledigen Landvolke, diese Tugenden zu üben, wie schwer hingegen zu Dieben und Unkeuschen und zu Gewohnheitssündern überhaupt zu werden!

Und wie es bei den ledigen Landleuten ist, so ist es auch bei den verheiratheten. Auch diese müssen wahrhaftig darauf studiren, wenn sie in die Hölle kommen wollen. Am gefährlichsten ist jedenfalls für den Bauersmann sein eigener Grund und Boden. Mit dem hat er Jahr aus Jahr ein zu thun, und da wäre es denn kein Wunder, wenn ihm zuletzt unvermerkt das Herz anwachsen würde und er vor lauter Erde auf den Himmel vergäße. Allein gegen diese Versuchung hat er auch wieder tausend Mittel und zwar alle

Augenblicke. Er darf nur das Wetter anſchauen und dann muß ihm jeden Augenblick in den Sinn kommen, daß Regen und Sonnenſchein von Gott komme, und daß nichts wachſen würde, wenn der Herr nichts wachſen ließe. Das und ſo vieles Andere ſind lauter Hebel, die ſein Herz von der Erde himmelwärts ziehen und ſo verhindern, daß er Gott vergeſſe. Wird nun ein Landmann deßungeachtet ſo gottvergeſſen, daß er in ſeinem Reichthume und Übermuthe glaubt, er ſelber ſei der Herr groß genug und er brauche keinen Gott, dann muß er ſich wirklich ſchon recht Mühe gegeben haben, und alle Warnungen und Fingerzeige in die Luft blaſen, die er alle Augenblicke von Gott bekommt. Ein Solcher muß ſich alſo wahrhaftig plagen, daß er in die Hölle kommt. So iſt es auch mit andern Laſtern, die den Bauersmann in die Hölle bringen, z. B. wenn er ein ſchlechter Wirthſchafter iſt. Da gehört einmal dazu, daß Einer nicht gern arbeitet und zu Hauſe Alles liegen und ſtehen läßt, daß er alle Sonn- und Feiertage das wieder durchbringt, was er ſich unter der Woche verdient hat, oder daß Einer ſcharf in die Lotterie ſetzt, das Güterzertrümmern anfängt, oder andere Spekulationen macht, die ihm keinen Nutzen bringen. Hiezu gehört auch das leichtſinnige Schuldenmachen auf Nimmerzahlen, Spielen und Trinken, Zwietracht mit dem Eheweib, das natürlich zu ſolchen Dingen nicht gleichgültig zuſchauen kann. Und ſo lebt ein Solcher dahin und geht ſeinem ewigen Verderben entgegen. Nun aber ſagt mir, meine Lieben! was gehört nicht dazu, um es ſo weit zu bringen! Wie muß Einer da nicht alles Schamgefühl ablegen, um es aushalten zu können, als ſchlechter Wirthſchafter, als ein Säufer und Spieler, als ſchlechter Hausvater in der ganzen Gegend verrufen zu ſein! Und gehört ſchon hiezu ſo viel, wie ſchwer iſt es erſt, auf dieſem Wege zur Hölle zu gelangen, da, wo ein bekümmertes Weib und trauernde Kinder ihre Thränen miteinander vereinigen, um den verirrten Vater auf den Weg der Beſſerung zurückzubringen, wo gute Freunde und Nachbarn Alles aufbieten,

einen Solchen zur Besinnung zu bringen. Und wenn nun doch dieß Alles nichts hilft, wenn auch Predigt und Beicht umsonst sind, sagt einmal: Wie muß sich nicht ein solcher Mensch plagen, bis er das Alles hintansetzt und so endlich doch zur Hölle kommt! — Gerade so ist es auch mit dem Wucher, zu dem der Landmann gar häufig versucht wird. Wie muß Einer da nicht zuvor alles Ehrgefühl mit Füßen treten, wie steinhart muß er nicht gegen die Thränen der Armen bleiben können, wenn er ein Wucherer sein will! Welche Mühe muß er sich also geben, um ein Unmensch und so für die Hölle reif werden zu können! Und so ist es noch mit gar vielen andern Sünden, wodurch verheirathete Landleute sich ewiges Verderben bereiten. Bei allen muß man sagen: Erst nach vielen Mühen und Anstrengungen und nachdem sie ihr Gewissen ganz zum Schweigen gebracht haben, sind sie so schlecht geworden, sie müssen sich also wahrhaft plagen, um verdammt zu werden.

Geliebteste! wenn sich die Sache nun also verhält, wenn es namentlich euch Landleuten verhältnißmäßig so leicht ist, in den Himmel zu kommen, aber wahrhaftig Gewalt kostet, um verdammt zu werden, ja, wenn ihr nur durch tollkühne Sprünge euch in's ewige Feuer stürzen könnet: sagt mir, was zieht ihr jetzt vor? Ich meine, das Leichte werdet ihr vorziehen, ihr werdet trachten, in den Himmel zu kommen. So nehmet denn das sanfte Joch des Herrn auf euch und traget es gerne; denn es ist ja eine süße Bürde. Vielleicht habt ihr nicht einmal noch darüber nachgedacht, wie leicht für euch der Himmel zu gewinnen ist, vielleicht habt ihr gemeint, andere Leute, die Stadtleute, oder doch die, die alle Tage in die Kirche gehen können, können am leichtesten in den Himmel kommen; aber heute habt ihr gesehen, daß ihr es am leichtesten habt; denn ihr habt die wenigsten Berufspflichten, ihr habt viel Gelegenheit zum Guten und wenig Gelegenheit zum Bösen, im Gegentheil, ihr müßt die Sünde

aufſuchen, um die ewige Seligkeit verſcherzen zu können, ihr müßtet euch Gewalt anthun, um dieß thun zu können. Darum, Geliebte! wählet, wählet das Leichtere! Des Teufels Joch iſt ja ein hartes, ein grauſames Joch; aber das Joch Chriſti iſt ſanft, ſeine Bürde iſt leicht. Weh euch, wenn ihr eure ewige Seligkeit verſcherzen würdet, wo ihr ſie ſo leicht gewinnen könnet! Das verhüte Gott! Amen.

Predigt

am

Allerſeelentage.

Text: „Ich denke der alten Tage und nehme zu Herzen die ewigen Jahre.“ Pſ. 76, 6.

Geliebte Pfarrkinder!

Nicht vergebens ſollen in dieſer unfreundlich werdenden Jahreszeit die Blumen und Gräſer der Erde für uns dahinwelken, nicht vergebens ſollen ſich für uns jetzt die Bäume in Gärten und Wäldern entlauben, nicht vergebens ſollen vor unſern Augen alle Reize und Kräfte zu erſterben ſcheinen, unſer Geiſt wecke dabei den ernſten, wichtigen Gedanken in ſich auf: Sieh hier, o Menſch! an der veränderten Geſtalt der Natur ein lebhaftes Bild jener ſchaudervollen Veränderung, die über lang oder kurz auch deinem Leben bevorſteht.

Nicht vergebens ſoll für uns die Feierlichkeit ſein, welche die Kirche am heutigen Tage zum Heile der Lebenden und zum Troſte für die Verſtorbenen angeordnet hat, und die uns dringend auffordert, unſerer entſchlafenen Brüder und Schweſtern, die vor dem Auge des heiligſten Gottes nicht ganz rein

befunden worden, und im Fegfeuer ihre Sünden und die Überbleibſel der Sünden abbüßen müſſen, aus Antrieb chriſtlicher Liebe in unſerm Gebete und in dem heiligen Opfer Jeſu Chriſti eingedenk zu ſein, um dadurch zur Linderung ihrer Peinen, zur Beſchleunigung ihres Eintrittes in den Himmel ihnen verhilflich zu ſein.

Die erſterbende Natur und die kirchliche Feierlichkeit macht den heutigen Tag zu einem ernſten Feſte, das uns Alle mächtig an unſere eigne Hinfälligkeit mahnt, ſo daß wir uns kaum des Gedankens werden erwehren können, daß auch wir, und vielleicht recht bald, unſern vorangegangenen Brüdern und Schweſtern nachfolgen werden in die Ewigkeit.

Für ein ſo ernſtes Feſt ziemt ſich wohl auch ein ernſtes Wort, das da ſcharf iſt, wie ein zweiſchneidig Schwert, und geeignet, jegliches Menſchen Herz zu durchdringen. Ich habe es bereits ausgeſprochen dieſes Wort, das wir in dieſer Stunde miteinander betrachten wollen; es heißt: Ewigkeit. Denn was könnte uns mehr aufmuntern, alle Hinderniſſe des Heiles aus dem Wege zu räumen, und unſern Pflichten und Beſtimmungen auf's getreueſte nachzukommen, als der Gedanke an die Ewigkeit? Wenn wir's recht überlegen, was das kurze Wort ewig ſagen will, wenn wir bedenken, daß uns die Ewigkeit gewiß iſt, und daß ſie uns vielleicht bald in ihren Schooß aufnehmen wird, wenn wir überdieß an dieſe Wahrheit ſo oft und ſo nachdrücklich erinnert werden: wie könnten wir da noch länger auf dem Markte der Welt müßig ſtehen, und die Arbeit im Weinberge, d. h. das Heil unſerer Seele verabſäumen? Die ernſtliche Betrachtung der Ewigkeit war es ja, welche ſo viele Sünder bekehrt, und für den Himmel gewonnen hat, und dieſe Betrachtung wird auch uns von der Sünde zurückſchrecken und uns aufmuntern, durch wahre Buße und durch treue Beobachtung der göttlichen Gebote das Himmelreich zu gewinnen.

Ich werde deßwegen nachfolgende drei Fragen beantworten, und hiebei zu eurer Belehrung und Erbauung unter

dem Beistande der Gnade Gottes das Nöthige in Erinnerung bringen.

Was ist die Ewigkeit? I. Theil.
Was überzeugt uns von der Ewigkeit? II. Theil.
Was erinnert uns an die Ewigkeit? III. Theil.

Ich beginne ꝛc.

Erster Theil.

Der heilige König David spricht im 76. Psalm: „Ich denke an die alten Tage, und nehme die ewigen Jahre zu Herzen." Vergangenheit und Zukunft waren also die Gegenstände, welche der heilige bußfertige König oft in nächtlicher Stille und Einsamkeit vor Gott überdachte. Er sah zurück auf seine durchlebten Jahre, die wie der gestrige Tag schnell dahin flossen; er sah vorwärts in die Zukunft, die seiner noch wartete, in eine Zukunft, die nicht mehr vorübergeht oder ein Ende nimmt, sondern welche ewig dauert.

Vergangenheit und Zukunft! O wie viel liegt für uns Alle in diesen zwei Worten! Was die Vergangenheit sei, werden wir wohl begreifen, wenn wir einmal am Ziele unsers Lebens stehen. Sie schließt in sich Alles, was wir gewesen sind, und dann nicht mehr sind; was wir gehabt haben, und dann nicht mehr haben, was ehedem war und nun nicht mehr ist. Sie liegt hinter uns die Vergangenheit, und wir kennen sie, wie ein Wanderer die Wege kennt, die er durchzogen hat.

Nicht so ist es mit der Zukunft! Wir gehen ihr entgegen, wie einem unbekannten Lande, von welchem wir nicht viel mehr als den Namen wissen. Aber schon der Name jener Zukunft, die unser noch wartet, ist so bedeutungsvoll, daß wir ihn nicht oft genug denken, aussprechen und betrachten können; er lautet: „Ewigkeit."

Was bedeutet dieses Wort? so fragt die Seele bei dem Gedanken an die Ewigkeit; aber sie findet keine Worte, die

das vollſtändig ausdrücken, was unter Ewigkeit zu verſtehen ſei. Was man auch darüber ſagen mag, nichts reicht hin, von der Ewigkeit ein vollſtändiges Bild zu entwerfen. Nach allen Betrachtungen über die Ewigkeit kann ich nichts anders ſagen, als daß Ewigkeit eben ſo viel ſei, als etwas, das kein Ende nimmt, das keinem Wechſel mehr unterworfen iſt, und das mit Zahlen nicht abgemeſſen und mit Worten nicht beſchrieben werden kann.

Die Ewigkeit nimmt kein Ende; ſie iſt unendlich. Alles Irdiſche ſchwindet dahin, und nimmt ein Ende, wie die Frühlingsblume, die heute blüht und morgen verwelkt. Betrachtet Schlöſſer, Paläſte, Kirchen und andere feſte Gebäude; ſie ſcheinen für die Ewigkeit errichtet zu ſein, aber im Verlaufe der Zeit werden ſie zuſammenſtürzen, und ihr Daſein wird in Vergeſſenheit kommen. Fürſten und Könige haben auf Erden geherrſcht, welche durch Macht, Anſehen und Reichthum die Bewunderung ihrer Zeitgenoſſen ſich erworben haben. Sie ſind aber vorübergegangen, wie zur Sommerszeit der Schatten einer Wolke über die Saatfelder hinzieht, und mit ihnen ſank ihre Macht und ihr Ruhm in das Grab der Vergangenheit. Betrachtet die ganze Welt, das Firmament des Himmels mit den unzähligen Geſtirnen und die Erde mit Allem, was ſich darauf befindet. Nichts davon wird ewig dauern; denn auch Himmel und Erde werden vergehen, ſpricht unſer Heiland. Nur was ewig, iſt auch ohne Ende. Sind wir einmal eingegangen in das Haus der Ewigkeit, ſo iſt kein Ende, kein Aufhören mehr. Ohne Aufhören dauert fort die Freude der Seligen im Himmel, ohne Aufhören dauert fort die Qual der Verdammten in der Hölle. Jene gleicht einem Tage, dem keine Nacht mehr folgt, dieſe aber gleicht einer Nacht, auf welche kein Tag mehr kommt; denn

die Ewigkeit iſt dem Wechſel der Zeit nicht unterworfen. In dieſem zeitlichen Leben iſt ein beſtändiger Wechſel „Nichts bleibt in demſelben Stande.“ (Job 14, 2.) — Ein Jahr folgt dem andern, Jahreszeiten kommen auf Jahreszeiten, die Tage

wechſeln mit den Nächten; der Jugend folgt das Alter. Wir rechnen zurück und ſagen: Vor 2, 3, 400 Jahren iſt dieſes oder jenes geſchehen; wir zählen die Jahre, die wir bereits auf Erden verlebt haben; wir ſehen, daß mit uns eine Veränderung vorgegangen iſt, und daß wir in vieler Hinſicht nicht mehr ſind, was wir in unſerer Jugend waren. Anders iſt es in der Ewigkeit. Dort hat Alles Beſtand. Dort gibt es keinen Wechſel, keine Veränderung mehr. Dort zählt man nicht mehr nach Tagen und Jahren, denn es iſt dort eine immerwährende Gegenwart, ohne Vergangenheit und Zukunft, ohne Geſtern und Morgen, ohne Abnahme und Zunahme.

Der Menſch, der vorher nicht da geweſen iſt, erblickt auf dieſer Erde das Tageslicht, er lebt einige Jahre, dann kommt der Tod und ſtürzt ihn in das Grab. In der Ewigkeit aber gibt es kein Ändern, kein Altwerden und kein Sterben. Jene, welche ſchon vor Jahrtauſenden in die Ewigkeit eingegangen ſind, haben immer noch dasſelbe Loos, welches ihnen gleich am Anfange zugetheilt worden iſt. Ihre Seligkeit oder ihre Qual iſt immer noch dieſelbe; ſie nehmen nicht zu an Jahren und ſie hören nimmer auf, zu ſein. Ohne Veränderung iſt das Loos der Seligen, ohne Veränderung das Loos der Verdammten. Jene genießen eine Freude, welche nicht durch den mindeſten Schmerz unterbrochen wird, dieſe leiden eine Pein, welche nicht durch die mindeſte Freude gelindert wird.

Da nun in der Ewigkeit kein Wechſel der Zeit mehr ſtattfindet, ſo kann ſie auch mit Zahlen nicht abgemeſſen und mit Worten nicht beſchrieben werden. Denken wir uns: Alle Menſchen, die ſeit Erſchaffung der Welt auf Erden gelebt haben, hätten ſchon in ihrer früheſten Kindheit zu zählen angefangen, und hätten fortgezählt bis an das Ende ihres Lebens, und man würde alle dieſe Zahlen zuſammenrechnen und jede davon für ein ganzes Jahr annehmen, welch eine unausſprechliche Zahl müßte ſich daraus nicht ergeben? Und doch wäre dieſe Zahl, wollte man ſie auch millionenmal vergrößern, noch immer kein Bild der Ewigkeit.

Oder wer kann zählen alle Sandkörner der ganzen Erde, oder alle Tropfen des unermeßlichen Weltmeeres? Und doch würde die Zahl aller Sandkörner der Erde und alle Wassertropfen des Weltmeeres nichts sein im Vergleiche mit der Ewigkeit. Gesetzt, ein Verdammter in der Hölle würde alle hundert Jahre nur eine einzige Thräne vergießen können, und diese Thränen würden durch die Allmacht Gottes so lange gesammelt und aufbewahrt, bis damit die ganze Erde überschwemmt werden könnte, wie viele Millionen Jahre müßten nicht vorübergehen! Und doch wäre dieß noch immer nicht die Ewigkeit. Wären auch alle Jahre vorübergegangen — die Ewigkeit würde dennoch bestehen, da von ihr kein Aufhören gedacht werden kann.

Durch keine Zahl kann man ihre Dauer ausdrücken. „Immer und Immer", nur dieses Wort paßt für die Ewigkeit. Sie gleicht einem Ringe, der keinen Anfang und kein Ende hat; einem Wasserstrome, der in einem Kreise herumfließt, und nie zu fließen aufhört; einem Rade, das ohne Stillstand sich dreht. O die Ewigkeit, je länger man sie betrachtet, desto weniger kann man ihr Wesen begreifen und aussprechen. Aber so unbegreiflich sie uns ist, so gewiß ist sie uns.

Zweiter Theil.

Als der heilige König David die alten Tage betrachtet und die ewigen Jahre zu Herzen genommen hatte, so seufzte er und rief: „Wird denn Gott ewig verwerfen und sich ferner nicht noch versöhnen lassen?" So seufzt auch mancher Christ, wenn er an die alten Tage, an die Tage seiner Sünden und Verschuldungen zurückdenkt, und dann vorwärts schaut auf die Ewigkeit, die seiner noch wartet. „Wie," ruft er, „ewig, ewig? Ewig wird Gott den unbußfertigen Sünder verwerfen? Nie mehr soll er Gnade und Barmherzigkeit erlangen? Durch eine ganze Ewigkeit soll er leiden und büßen?" Ja, Geliebteste! ewig wird es dauern. Eine Ewigkeit der Freude wartet auf die Gerechten, eine Ewigkeit der Qual wartet auf die

Gottloſen. „Die Gerechten werden eingehen zum ewigen Leben“ (Matth. 25, 46.), ſo ſpricht Jeſus ſelbſt. O ſüßes Troſtwort für Alle, die jetzt nach der Gerechtigkeit Hunger und Durſt haben, ſie werden dann geſättigt werden mit einer Freude, die nie mehr ein Ende nimmt, und nie durch den geringſten Schmerz geſtört und gemindert wird. Wieder ſpricht unſer göttlicher Heiland: „Jeder, der verläßt Haus oder Brüder oder Schweſtern, oder Vater und Mutter, oder Weib oder Kinder oder Äcker um meines Namens willen, der wird hundertfältig wieder bekommen, und das ewige Leben beſitzen.“ (Matth. 19, 29.) Was heißt das? Nichts anders als: Wer um ſeinen Glauben, um die Gnade und Freundſchaft Jeſu, um die Tugend und Unſchuld zu bewahren, Allem entſagt, was ihm daran hinderlich iſt, wer ſich losſagt von jenen Gütern, die ihm den Weg zum Himmel verſperren, wer ſich losſagt von jenen Menſchen, die ihn von Erlangung der Gnade Gottes zurückhalten und ſeinem Seelenheile gefährlich ſind; — wer das thut, der wird es hundertfältig wieder bekommen und das ewige Leben beſitzen, d. h. er wird einen Lohn einernten, deſſen Seligkeit nie mehr ein Ende nehmen wird. — Auch der heilige Apoſtel Paulus verkündiget uns dieſe Wahrheit. „Wir wiſſen,“ ſchreibt er, „wenn das irdiſche Gebäude unſerer jetzigen Hütte, d. i. unſers Leibes, aufgelöst wird, daß wir dann ein Gebäude von Gott erhalten, eine Wohnung, die nicht von Menſchenhänden erbaut iſt, ſondern ewig dauert im Himmel.“ (II. Kor. 5, 1.) Die irdiſche Hütte des Leibes, welche jetzt die Seele bewohnt, wird mit der Zeit zerfallen, wird wieder zu Staub und Aſche werden; allein für dieſes vergängliche, hinfällige Haus wird uns Gott eine andere Wohnung anweiſen, welche ewig dauert im Himmel. Von der Betrachtung dieſer künftigen ſeligen Ewigkeit ganz entzückt, ruft der heilige Auguſtin aus: „O ſelige Wonne, o wonnevolle Seligkeit, die Heiligen ſehen, bei den Heiligen wohnen, und ſelbſt ein Heiliger ſein, Gott anſchauen und Gott beſitzen in Ewigkeit!“

Es gibt alſo eine Ewigkeit für die Gerechten, es gibt aber

auch eine Ewigkeit für die Gottloſen. Dieſes ſagt Jeſus Chriſtus oftmals mit ſo deutlichen Worten, daß Niemand, der nicht ganz ungläubig, verblendet und verſtockt iſt, daran zweifeln kann. Dort, wo unſer Heiland das letzte Gericht beſchreibt, und ſagt, daß die Gerechten von den Gottloſen getrennt, und jene zur Rechten, dieſe aber zur Linken werden geſtellt werden, gleichwie ein Hirt die Schafe von den Böcken abſondert, ſetzt er am Schluſſe ſeiner Schilderung die merkwürdigen Worte hinzu: „Die Gottloſen werden eingehen zur ewigen Strafe, die Gerechten aber in das ewige Leben.“ (Matth. 25, 46.) Verſteht man nun unter dem ewigen Leben die himmliſche Freude, welche nie mehr ſich endet, ſo iſt die ewige Strafe gleichfalls nichts anders, als eine Pein, eine Qual, die immer fort dauert.

Ein anderes Mal ſpricht Jeſus vom Ärgerniſſe, und ſetzt dann bei: „Wenn dich deine Hand oder dein Fuß ärgert, d. h. dir Anlaß und Gelegenheit zur Sünde gibt, ſo haue ſie ab, und wirf ſie von dir; es iſt dir beſſer, daß du verſtümmelt und lahm zum ewigen Leben eingeheſt, als daß du mit zwei Händen und zwei Füßen in's ewige Feuer geworfen werdeſt.“ — Es iſt alſo da die Rede von einem ewigen Feuer, und damit ja Niemand zweifeln möchte, daß dieſes Feuer ewig, ohne Aufhören brenne, ſo erklärt Jeſus ſelbſt dieſes Wort ewiges Feuer, und ſagt dreimal: „Es iſt ein unauslöſchliches Feuer, ein Feuer, das nie erliſcht“ (Mark. 9.), ein unauslöſchliches Feuer iſt aber, wie jeder geſunde Menſchenverſtand einſehen muß, eine Qual, eine Pein, die zwar einen Anfang, aber kein Ende mehr hat. Um die unglückſelige Ewigkeit zu bezeichnen, braucht unſer Heiland bei der nämlichen Gelegenheit noch einen andern Ausdruck, er nennt ſie nämlich einen Wurm, der nicht ſtirbt. Die heiligen Väter verſtehen unter dieſem Wurme die nagenden Gewiſſensbiſſe, von denen die Verdammten gequält werden. Wenn nun dieſer Wurm niemals ſtirbt, d. h. wenn die Verdammten von den Gewiſſensbiſſen, wie von einem nagenden Wurme nie verſchont werden, ſo geht daraus

deutlich hervor, daß ihre Leiden ohne Wechſel, ohne Linderung und ohne Ende ſein werden. O welch eine ſchreckliche Wahrheit! Was ſind doch alle, ſelbſt die größten Leiden dieſer Zeit im Vergleiche mit der Ewigkeit! Der heilige Auguſtin ſagt: „Was auch Jemand auf dieſer Erde Hartes erdulden mag, ſo iſt es doch im Vergleiche mit dem ewigen Feuer unbedeutend und nichts.“

Da gibt es aber manche Chriſten, heut zu Tage auch ſchon im gemeinen Stande, die ſich unter die aufgeklärten Köpfe rechnen wollen, und deßwegen auch die deutlichſten Ausſprüche der heiligen Schrift in Zweifel ziehen, beſonders aber gerne die Ewigkeit der Hölle wegläugnen möchten, wahrſcheinlich weil ſie ſich gewiſſer Sünden wegen vor der Hölle zu fürchten haben; dieſe ſagen: Gott iſt ja barmherzig, wie kann er alſo einen Sünder ewig ſtrafen? Kann denn der Menſch während einer ſo kurzen Lebenszeit ſo viele Sünden begehen, daß er in alle Ewigkeit fort geſtraft zu werden verdient?

Ich antworte: Allerdings iſt Gott barmherzig, aber er iſt auch gerecht. Vermöge ſeiner Barmherzigkeit iſt er langmüthig, er wartet gleichſam auf die Bekehrung des Sünders, und nimmt ihn auf, wenn er ſich wirklich bekehrt und Buße gethan hat; vermöge ſeiner Gerechtigkeit ſtraft er aber den Sünder, welcher ſeiner Langmuth geſpottet, ſich nicht bekehrt, und ein unbußfertiges Ende genommen hat. Er ſtraft den Sünder ewig, weil der unbußfertige Sünder, der in ſeinen Sünden und in der Feindſchaft Gottes geſtorben iſt, ſich ewig nicht mehr bekehrt, und nie mehr aufhört, Gott zu haſſen. Und eben dieſes macht eigentlich die Hölle zur Hölle, daß dort keine Gnade, keine Liebe, keine Buße, keine Bekehrung, folglich auch keine Hoffnung und kein Ende mehr iſt. O möchten wir doch oft dieſe Wahrheit betrachten! Wie heilſam wäre uns dieſes! Wie ſorgfältig würden wir jede Sünde meiden, wenn wir jederzeit bedächten: Iſt es denn der Mühe werth, daß ich dieſer augenblicklichen Luſt, dieſer Leidenſchaft, dieſes ſündhaften Gewinnes wegen mir eine ewige Qual bereite? Kurz iſt die

Luſt, aber ewig iſt die Qual. — So ſollten wir bei jeder Verſuchung denken, und gewiß, die Luſt zum Sündigen würde einem Jeden vergehen, Liebloſigkeit und Ungerechtigkeit würde ein Ende nehmen, Zank und Streit, Rauf- und Mordluſt, Schwelgerei und Unmäßigkeit, Unzucht und Verführung würden aufhören; die Jünglinge würden nicht mehr ſo ausgelaſſen, muthwillig und gottvergeſſen ſein, die Jungfrauen würden züchtiger, ehrbarer und zurückgezogener leben, und das Koſtbarſte, was ſie haben, ihre Unſchuld, ſorgfältiger bewahren. Allein eben deßwegen leben wir ſo unbeſorgt, ſo leichtſinnig dahin, weil wir die ewigen Jahre nicht zu Herzen nehmen. Vielen fällt es gemeiniglich erſt auf dem Todbette ein, daß es eine Ewigkeit gibt, und ſie denken nicht eher an ſie, als bis ſie vor ihrem Thore ſtehen. Niemand iſt aber deßwegen zu entſchuldigen; denn jeder aus uns wird auf verſchiedene Weiſe ernſtlich und oft während ſeines Lebens an die Ewigkeit erinnert; hievon aber im

dritten Theile.

Wer eine weite Reiſe macht, der bleibt gerne auf den Landſtraſſen ſtehen und lieſt die öffentlich aufgeſtellten Wegtafeln, an denen geſchrieben ſteht: Dieſer Weg zur Rechten führt in dieſe, der Weg zur Linken in jene Stadt. Unſer ganzes irdiſches Leben iſt nichts anderes, als ein Weg, den wir zu durchwandern haben, und von dem wir täglich einen guten Theil zurücklegen, und damit wir ja nicht gedankenlos und leichtſinnig auf dieſem Wege fortſchlendern, ſondern wohl bedenken möchten, wohin dieſer Weg eigentlich führe, ſo begegnet uns oft und oft eine vor aller Augen aufgeſtellte Tafel mit der Aufſchrift: Dieſer Weg führt in die Ewigkeit. Aber auch zwei Arme hat dieſe Tafel, der eine weist rechts, der andere links; auf jenem ſteht geſchrieben: Der Weg zur Rechten führt in die glückſelige, auf dieſer ſteht geſchrieben: Der Weg zur Linken führt in die unglückſelige Ewigkeit.

Wollt ihr nun, Geliebteſte! jene Tafel mit dieſer ſo bedeut-

ſamen Aufſchrift näher kennen lernen, ſo betrachtet das Kreuz Jeſu Chriſti. Überall ſehen wir's vor Augen, in den Kirchen, in unſern Wohnungen, in den Gottesäckern, und auf den Wegen und Landſtraſſen. Zwei Arme hat es, und weist alſo hin in das Land der glückſeligen und unglückſeligen Ewigkeit. Wienach zeigen uns aber die beiden Kreuzesarme in die zweifache Ewigkeit? Weil Jeſus Chriſtus am Kreuze geſtorben iſt, um uns von der ewigen Verdammniß zu befreien, und uns den Eingang in's ewige Leben wieder zu verſchaffen. Alſo der Ewigkeit wegen iſt das Kreuz aufgepflanzt; damit wir nicht ewig unglücklich, ſondern ewig ſelig werden möchten, hat Jeſus am Kreuze ſein Leben hingegeben, und ſich zum Opfer dargebracht. Wer kann alſo das Kreuz anſehen, und dabei die Ewigkeit vergeſſen?

Gleichwie aber das Kreuz uns Allen eine oftmalige Ermahnung an die Ewigkeit darbietet, ſo iſt es auch das Wort vom Kreuze, welches uns oft und ernſtlich die Ewigkeit in's Andenken ruft. Das Wort vom Kreuze iſt aber die Lehre Jeſu Chriſti, welche uns durch die Prediger des Evangeliums allenthalben verkündet wird. Denn die ganze Lehre des Evangeliums iſt nichts anders, als eine Hinweiſung auf die Ewigkeit. Sie zeigt uns deutlich den Weg zur Seligkeit, und ſucht uns von dem Wege zur unglückſeligen Ewigkeit zurückzuhalten. Was wir thun ſollen, um ewig ſelig zu werden, was wir meiden ſollen, um nicht ewig unglückſelig zu werden, dieß iſt der Hauptinhalt der Lehren Jeſu, welche uns immerdar verkündigt werden. Wie wäre es nun möglich, daß wir die Ewigkeit vergeſſen könnten, da wir ſo oft daran erinnert werden? Allein auf dieſe Erinnerungen merkt man nicht viel; das Wort vom Kreuze, Predigt und Chriſtenlehre wird oft abſichtlich verſäumt, und wenn man auch in der Kirche ſein muß, ſo hat man keine Aufmerkſamkeit, ſchläft oder denkt doch an etwas anderes, und iſt es leicht möglich, ſo geht man gar aus der Kirche, und bringt die Zeit der Predigt im Freien zu. O ihr Leichtſinnigen, die ihr nicht von der Ewigkeit

reden hören wollet, damit ihr nicht an sie denken müßt, mahnt euch nicht eure eigne Natur alle Tage daran? Bemerken wir es denn nicht, wie alle Tage unser Körper von seiner früheren Jugendkraft und Stärke etwas verliert, und immer mehr die Schwächen des kommenden Alters annimmt? Bemerken wir es nicht, wie nach und nach die Schärfe des Gesichtes und Gehöres abnimmt, wie die Haare sich bleichen, und Hände und Füße nach kurzer Arbeit ermatten? Bemerken wir es nicht, wie die Jahre heranrücken, von denen man sagt, sie gefallen mir nicht, und wie wir immer näher jener Stunde kommen, in welcher man uns zurufen wird: Bestelle dein Haus, denn sterben wirst du, und nicht mehr wirst du leben. Sehen wir nicht, wie der Tod bald diesen, bald jenen unserer Nachbarn, Freunde und Bekannten von unserer Seite reißt, bis wir zuletzt allein noch übrig sind, und sagen müssen: Nun sind sie alle weggestorben, die mit mir aufgewachsen sind, bald wird auch an mich die Reihe kommen, einzugehen in das große Haus der Ewigkeit. Und bei so vielen und kräftigen Erinnerungen sollen wir nicht täglich, ja stündlich an die Ewigkeit denken?

Möchten wir doch von nun an derselben immerfort eingedenk sein, so daß die Worte des Psalmisten auf ein jedes von uns angewendet werden können: „Ich denke der alten Tage, und nehme die ewigen Jahre zu Herzen.“ Ja oft, wenigstens bei unserm Nachtgebete wollen wir täglich die ewigen Jahre zu Herzen nehmen. Immer dauern sie, nimmer nehmen sie ein Ende. Wirst du einst selig, o Christ! so wirst du's ewig sein und bleiben, wirst du aber verdammt, so wirst du's gleichfalls ewig sein und bleiben. Unveränderlich wird sein deine Freude im Himmel, unveränderlich dein Leiden in der Hölle. So lehrt Jesus Christus, unser Herr. Er lehrt es als eine heilige, unumstößliche Wahrheit unseres Glaubens, und bald, bald werden wir uns selbst davon überzeugen.

Im verflossenen Jahre hat der Herr so manche unserer Mitbrüder und Mitschwestern in die Ewigkeit abgerufen.

Ihrer gedenken wir heute im frommen Gebete, und ihre Namen werden öffentlich herabgeleſen. Vielleicht ſtehen im nächſten Jahre unſere Namen auch im Gedenkbuche. Was iſt alſo vernünftiger, was klüger und weiſer, als daß wir jetzt mit allem Ernſte an die Ewigkeit denken, und ſo leben, daß wir hoffen können, der barmherzige Gott werde uns beim Gerichte gnädig ſein, und uns Theil nehmen laſſen an jener Seligkeit, deren ſich alle ſeine Heiligen und Auserwählten in Ewigkeit erfreuen?

Denk alſo der alten Tage, o Menſch! und die ewigen Jahre nimm zu Herzen; denk an die Ewigkeit, o Menſch! an die ewigen Strafen und ewigen Freuden denke, und ermuntere dich dadurch, für den Himmel zu arbeiten und zu leiden und im Guten ſtandhaft auszuharren.

Zeuris, einer der berühmteſten Maler des Alterthums, pflegte an ſeinen Gemälden immer ſehr lange zu arbeiten und Alles auf das Genaueſte zu machen. Als man ihn einſtens fragte, warum er dieß thue, antwortete er: Weil ich für die Ewigkeit male. — O meine Chriſten! auch wir arbeiten für die Ewigkeit, ſo daß ein jeder aus uns mit Recht ſagen kann: Ich denke, — ich arbeite für die Ewigkeit. Laſſet uns daher ſtets mit Bedachtſamkeit handeln, und allen Leichtſinn von uns ferne halten, damit unſre Werke würdig ſeien, in die Ewigkeit hinüber zu gehen.

Was man hier ausſäet, wird man dort ärnten. O des gefahrvollen Unſinnes ſo vieler Menſchenkinder! Zum Beſitze ewiger und unermeßlicher Güter ſind wir beſtimmt, und wir werfen uns ſo ganz hinein in das irdiſche und eitle Getriebe des Lebens. Erben des Himmels ſollen wir ſein, warum ſeufzen wir ſo gierig nach den vergänglichen Dingen dieſer Welt? So laßt uns denn, ſo lange es noch möglich iſt, weiſe werden, und für die Ewigkeit leben, zu der wir mit ſtarken Schritten täglich näher hinzukommen. Wir alle wünſchen glücklich zu ſein, doch erwarten wir Glückſeligkeit nicht hier im irdiſchen Lande, ſondern ſuchen wir ſie anderwärts,

ſuchen wir ſie in der ſtandhaften Ausdauer im Guten zum Tode, und wir werden ſie finden. Wer ausharrt bis an's Ende, wird ſelig ſein. Die Ausſicht auf eine ſelige Ewigkeit hat jenen edlen chriſtlichen Jüngling Symphorianus emporgerichtet und ſtandhaft erhalten, als er nach mannigfaltigen Martern zum Tode verurtheilt wurde. Auf ſeinem Todesgange begegnete ihm ſeine ehrwürdige Mutter und rief ihm zu: Sohn, mein Sohn! behalte den lebendigen Gott in deinem Herzen! Sohn, ermanne dich zur Standhaftigkeit! Denk an das ewige Leben, richte deinen Blick aufwärts, und ſieh auf den, der im Himmel herrſcht. Das Leben wird dir nicht genommen, ſondern nur in ein beſſeres verwandelt! Und mit dieſem mütterlichen Zuruf kräftigte ſie den Jüngling, daß er ſtandhaft ſeinen Nacken dem Henker bot.

O meine Chriſten! auch wir werden ſchon zum Tode geführt. Ja zum Tode, zum letzten Gerichte gehen wir ſämmtlich allbereits, nur mit langſamen Schritten. Alle Bewohner des Himmels rufen uns einmüthig zu: Gedenket des ewigen Lebens, richtet eure Blicke aufwärts, und ſehet auf den, der im Himmel herrſcht! — Benimm dich wie Symphorianus, o Chriſt! wer du immer biſt. Entzieh dich nicht der Arbeit und dem Streite, und wenn es nöthig iſt, dulde für Jeſus, deinen Heiland, ſelbſt den Tod. Hier ſei herzhaft, hienieden zeige deinen Muth, und wenn du verſucht wirſt, wenn du Schmerzen leideſt, wenn du traurig biſt, wenn du geängſtet, verachtet, verhöhnt und verſpottet wirſt, wenn man dich beraubt und peinigt, mehr als den geduldigen Job: ahme jenen Symphorianus und tauſend andere Chriſten nach, und wiederhole dir oft und mit ſtandhaftem Muthe das große Wort: Alles, was hienieden iſt, iſt gering, iſt kurz, weg darum von mir mit Allem: nur du entſchwinde meinem Blicke nicht, o Ewigkeit!

Doch was helfen all unſere Vorſätze, und die heiligſten Entſchließungen, wenn von oben nicht der Segen kommt? Erheben wir darum, geliebte Chriſten! erheben wir Herz und

Hände zu Gott, und werfen wir uns nieder vor dem Angeſichte des Herrn, und weinen wir vor ihm und ſeufzen wir um Gnade und beten wir.

Allmächtiger, ewiger Gott, öffne unſre Augen, damit wir erkennen, was es iſt, was es unermeßliches, was es glückliches oder unglückliches um die Ewigkeit iſt. Du haſt uns ja für dich geſchaffen, haſt uns zur Ewigkeit geſchaffen, du, der du ſelbſt die Ewigkeit biſt; gib, daß wir den flüchtigen Augenblick dieſer Zeit heilig und gewiſſenhaft benutzen, auf daß uns eine glückſelige Ewigkeit zu Theil werde. Ja, göttlicher Jeſus, ſchenke uns dazu deine kräftige Gnade! Stärke unſern Glauben, damit wir nicht wanken! Belebe unſere Hoffnung, damit wir nicht verzagen! Erfülle unſere Herzen mit dem Feuer deiner Liebe, damit wir nichts anders mehr wünſchen, ſuchen und lieben, als dich allein, o Herr! Du haſt dein Blut und dein Leben für uns dahingegeben! Laß alſo dein Leiden und dein Sterben an uns ewig nicht verloren gehen! Amen.

Predigt

auf

das Kirchweihfeſt.

Text: „Heute muß ich in deinem Hauſe Einkehr nehmen.“ Luk. 19, 5.

Geliebte Pfarrkinder!

Wer ſich immer von dem edlen Herzen unſers göttlichen Erlöſers Jeſu Chriſti recht überzeugen will, der leſe das ſo eben vorgeleſene hochfeſttägliche Evangelium noch einmal und betrachte es von Wort zu Wort und er wird finden, daß er, der eingeborne Sohn Gottes, in der That nur deßwegen vom Himmel auf die Erde herabgekommen iſt, um alle Menſchen ſelig zu machen, daß er dieſe ſeine Abſicht insbeſondere heute öffentlich kund gibt, indem er einem verrufenen öffentlichen Sünder nachgeht, ſich bei ihm zu Tiſche ladet, durch die Stärke ſeiner Gnade aus dem Publikan einen Büßer, aus einem Kinde des Satans ein Kind Abrahams, ein Kind Gottes macht. Jeſus, der Sohn des Vaters, der im Himmel iſt, zeigt uns heute durch Wort und Beiſpiele, daß ſein Herz ein Herz voll Liebe, voll der Sanftmuth und der Erbarmungen ſei, indem er durch

ſeine liebreiche und gnadenvolle Einkehr des Zachäus ein Feſt der Buße und Bekehrung feiert, ein Feſt, das allen Sündern Troſt, allen Büßern Ermunterung, den Gerechten Erſtaunen, den Engeln Gottes im Himmel Freude bringt.

Nicht umſonſt läßt daher unſere heilige chriſtkatholiſche Kirche an allen Kirchweihfeſten, und alſo auch heute, das Evangelium von der Einkehr Jeſu im Hauſe des Zachäus vorleſen, nicht umſonſt, ſage ich, hat Jeſus durch ſeine Einkehr bei Zachäus die irdiſche Wohnung eines Menſchen geheiligt und geſprochen: „Zachäus, heute will ich, heute muß ich in deinem Hauſe Einkehr nehmen;“ denn auch in dieſem herrlichen gottgeweihten Tempel hat Jeſus bei der Einweihung ſeine Einkehr genommen, und geſprochen: Dieß iſt meine Wohnung! hier will ich meine Hütte unter Menſchen bauen, hier will ich Einkehr nehmen! Zachäus hat durch die Einkehr Jeſu in ſeinem Hauſe die Gnade, die Bekehrung, Troſt und Segen gefunden, Alles gefunden, was er zu ſeinem Heile bedurfte; und auch du, mein Chriſt! kannſt in deinem Pfarrgotteshauſe, wo Jeſus Chriſtus unter uns Menſchen wohnt, bei ſeinen Füßen Alles finden, was dir zur Erlangung der Seligkeit einzig und allein nothwendig iſt. Heil iſt dieſem Hauſe widerfahren, ſo ſprach der erbarmende Erlöſer von der Wohnung, vielmehr von dem Herzen des Zachäus, und auch über dieſen heiligen Tempel kann ich mit Jeſus ſagen: Heil iſt dieſem Hauſe widerfahren, Heil denjenigen, die als Pfarrkinder ſich da zur Andacht verſammeln! Heil uns und Allen von Jeſus Chriſtus!

Und eben darum, weil Heil und Segen uns widerfährt durch jedes Gotteshaus, kann ich zur Feier des Einweihungsfeſtes dieſer unſerer Pfarrkirche euch Allen nichts Anderes, nichts Wichtigeres an das Herz legen, als die Aufforderung: Heilig, lieb und werth ſei dir dein Pfarrgotteshaus! denn in ihm findeſt du Alles, was du hier auf Erden zu ſuchen haſt, in ihm findeſt du das Eine Nothwendige, das du zu deinem Heile und deiner Seligkeit bedarfſt.

Du findeſt da einen Prieſter, deine Seelſorger, welche dich — am Altare, auf der Kanzel — und im Beichtſtuhle — zu deinem Jeſus führen. Noch mehr, du findeſt da Jeſum ſelbſt im Tabernakel unter den geheiligten Brodsgeſtalten, der dich als Speiſe im Leben, und als Wegzehrung im Tode gleichſam an der Hand zu Gott und in den Himmel leitet. Darum

du findeſt da Prieſter, die dich zu Jeſus, I. Theil, und du findeſt da Jeſum, der dich zu Gott und in den Himmel führt, II. Theil.

Seht da die zwei Theile meiner heutigen Predigt. Was uns zu Jeſus hier auf Erden und durch ihn einſt in den Himmel führt, das iſt gewiß für uns das Erſte, das Einzige Nothwendige, und dieſes finden wir nur da im Hauſe des Herrn, darum ſei dreimal heilig, lieb und werth uns unſer Pfarrgotteshaus.

Möchte Jeſus in dieſer Betrachtungsſtunde auch in unſern Herzen, wie einſt im Herzen des Zachäus, ſanft und liebevoll ſeine Einkehr nehmen, möchte ſeine Gnade uns Licht in den Verſtand, und ſein Geiſt uns Feuer in das Herz legen! Um dieſes bitte ich Gott, den Vater der Lichter, von dem jede gute Gabe kommt, im allerheiligſten Namen Jeſus!

Erſter Theil.

Heilig, lieb und werth muß dir Gottes Haus ſein; denn in ihm findeſt du Prieſter, die dich ſowohl am Altare, als auf der Kanzel und im Beichtſtuhle zu Jeſus führen. Erinnern wir uns an Alles, was von dem Hohenprieſterthume des alten Bundes und ſeinem Tempel nur immer Großes und Erhabenes geſagt werden kann, und es kann in keinen Vergleich kommen mit den Tempeln und dem Prieſterthume des neuen Bundes. Was that der Hoheprieſter des alten Bundes am Altare? Er opferte Stiere und Lämmer, ſang mit dem Volke die Lieder Davids ab, ging einmal im Jahre in das

Heiligthum, und ſprach unter Zittern und Schrecken den Namen Gottes Jehova aus. Was that er zur Verzeihung der Sünden? Er beſprengte mit dem Blute der geſchlachteten Thiere das Volk, und ſang mit ihm unter Thränen und Seufzern die Bußpſalmen ab. Lämmer und Böcke mußten die Sünden des Volkes tragen. Endlich was that er als Verkündiger des göttlichen Wortes? Er verkündigte das Geſetz der Furcht und des Schreckens, von Gott ſelbſt auf ſteinernen Tafeln geſchrieben, unter Blitz und Donner auf dem Berge dem Volke bekannt gemacht, das Geſetz, welches nur die Vorbereitung war von dem Geſetze der Gnade im neuen Bunde.

Werfen wir dagegen unſern Blick auf die Prieſter des neuen Bundes, und wir finden ſie am Altare, wo ſie im Namen der Kirche die feurigſten öffentlichen Gebete entrichten und von Jeſus Chriſtus den Segen des Himmels herabflehen über das Volk und die ganze Kirche Gottes; ſie ſind da die Abgeſandten des Volkes zu Gott, und durch den erlangten Himmelsſegen werden ſie Geſandte Gottes an die Menſchen; die Prieſter des neuen Bundes opfern am Altare dem allmächtigen Gott, der im Himmel iſt, nicht Stiere oder Lämmerblut, ſondern jenes göttliche unbefleckte Lamm, das da hinwegnimmt die Sünden der Welt, ein Opfer nach der Ordnung Melchiſedechs, nach welchem ſich Jahrhunderte geſehnt haben, ein Opfer, von dem alle Opfer des alten Bundes nur Vorbilder waren, Jeſum Chriſtum ſelbſt, den Sohn des lebendigen Gottes, bringt der Prieſter des neuen Bundes am Altare dem Allmächtigen zum Opfer dar, und der himmliſche Vater neigt ſich zum Altare des opfernden Prieſters herab und läßt auch uns, wie einſt am Fluſſe Jordan und am Berge Thabor, ſeine Vaterſtimme hören, und ſpricht: Seht, das iſt mein geliebter Sohn, an dem ich mein innigſtes Wohlgefallen habe. Und ſo wird dieſes Opfer tagtäglich entrichtet für uns Alle, die wir in der Kirche Jeſu das auserwählte Volk ſind, zu unſerm zeitlichen und ewigen Heile, zur Vergebung der Sünden, nicht bloß für die Lebendigen, ſondern auch für die

Abgeſtorbenen. Welche Ehrfurcht biſt du alſo, mein Chriſt! dem Hauſe Gottes ſchuldig, in welchem ſo viele feurige Gebete für dich am Altare zum Himmel emporſteigen, in welchem täglich ſo viele Opfer für uns entrichtet werden, gegen welche die Opfer Abels und Salomons nur ein ſchwacher Schatten waren. — O möchten doch dieſes wohl bedenken und recht zu Herzen faſſen alle diejenigen Chriſten, die das Haus des Herrn durch ungezogenes Lachen, Schwätzen, Drängen und andern Muthwillen entheiligen, oder wohl gar durch ausſchweifende, unreine Gedanken, ſündhafte Begierden und, was leider gar nichts Seltenes iſt, durch vorwitziges Umhergaffen nach dem Gegenſtande ihrer Begierlichkeit das Heiligthum zu einem Ort der Sünde und des Laſters, oder, um mit Jeſus zu reden, zu einer Räuberhöhle und zu einer Mördergrube machen. O möchten doch Alle, die im Hauſe Gottes ſind, es wohl bedenken, wo ſie ſind, und ſich an das erinnern, was der Engel im Dornbuſch einſt zu Moſes ſprach: „Das Land, auf dem du ſteheſt, iſt ein geheiligt Land.“ Wie dürfte Jeſus aus dem geheiligten Tabernakel den Entheiligern ſeines Hauſes zurufen: „Mein Haus iſt ein Bethaus, allein ihr habt es zu einer Mördergrube gemacht, zu einer Grube der ſchändlichſten Gedanken und Begierlichkeiten, welche eure Seele morden!“ Im Vorhofe des ſalomoniſchen Tempels traf Jeſus einſt, wie uns das Evangelium erzählt, Handelsleute, Käufer und Verkäufer an. Ihr Aufenthalt daſelbſt und ihr Geſchäft war eben keine ſo gar große Sünde, und doch band ſich Jeſus eine Geiſel aus Stricken, kam, und jagte ſie alle miteinander zum Tempel hinaus. Das hat Jeſus bei dem Tempel der Juden gethan, was meinſt du, würde der Sohn Gottes heut zu Tage mit ſo vielen Entheiligern ſeines Hauſes thun, die da vor dem Angeſichte des lebendigen Gottes ſich ungebührlich aufführen, ſchwätzen, lachen, Weltdinge untereinander ausmachen, und Andern, die im Dienſte Gottes eifrig ſein wollen, zum Ärgerniß werden. Die blinden Heiden haben Götter, die nach den Worten der heiligen Schrift die Werke ihrer eigenen

Hände ſind, dieſe elenden Götter haben Augen und ſehen nicht, haben Ohren und hören nicht, haben Hände und Füße und fühlen und gehen nicht, haben Donnerkeile und treffen nicht. Und doch vor ſolchen ohnmächtigen Göttern fallen die Heiden auf ihre Kniee, auf ihr Angeſicht nieder, in ihren Götzentempeln herrſcht eine majeſtätvolle Ehrfurcht, Schrecken und Zittern. Chriſten! das thun die Heiden, was ſollten alſo Chriſten thun im Hauſe des lebendigen Gottes?

Heilig, lieb und werth muß uns das Gotteshaus ſein, denn wir finden da die Prieſter im Beichtſtuhle, welche, wie am Altare, auch da uns zu Jeſus führen. Was thut denn der Prieſter im Beichtſtuhle, den du ſiehſt im Hauſe des Herrn? Er vertritt die Stelle Jeſu, und löſet und bindet als der Geſalbte Gottes die Sünden der Menſchen, und was da im Beichtſtuhle gelöst und gebunden iſt, iſt auch im Himmel vor Gottes Thron gelöst und gebunden; denn alſo ſprach der Heiland zu ſeinen Apoſteln, als er das heilige Sakrament der Buße einſetzte: Wem ihr die Sünden vergebet, dem ſind ſie vergeben, und denen ihr ſie behaltet, denen ſind ſie behalten. Da im Beichtſtuhle wird der Prieſter des neuen Bundes jedem reumüthigen Publikan, jeder reumüthigen Magdalena, allen wahren Büßern und Büßerinnen auf Erden, Freund, Rathgeber, Hirt, Vater, Sündenvergeber, Allen Alles, um Alle ſelig zu machen. Wohlan, Sünder! Sünderin! was zauderſt du noch, hier bei den Füßen Jeſu wie Magdalena dein Heil zu ſuchen? Komm, o komm, nicht morgen, heute noch komm, und verhärte dein Herz nicht zu der Stimme, die gerade heute, und morgen vielleicht nicht mehr ſo liebevoll und väterlich zur Buße ruft. Wie lange willſt du noch im Grabe deiner Sünden und deiner Laſterhaftigkeit bleiben? ach, wie lange noch? Wahrlich, es iſt hohe Zeit, daß du von deinem Todesſchlafe aufwacheſt, und zu einem ganz neuen Leben aufſteheſt. Wie kannſt du dich, o Menſch! unterſtehen, in einem Stande dahin zu leben, in dem du dir doch zu ſterben nicht getrauſt, und in welchem, wenn du dahin ſterben ſollteſt, du ewig verloren biſt?

Ach, ſo komm doch, verlorner Sohn! und ſuche deinen Vater, der dir gerne verzeiht, ſieh, dort im Beichtſtuhle wirſt du ihn finden; komm, verlornes Schäflein, und ſuche deinen guten Hirten, dort im Beichtſtuhle wirſt du ihn finden; komm, armer Verwundeter an deiner Seele, durch die Sünde Verunglückter, komm und ſuche den liebenden Samaritan, dort im Beichtſtuhle wirſt du ihn finden. Im Beichtſtuhle redet der Prieſter dem Sünder, der mit reuevollem und zerknirſchtem Herzen zu ihm kommt, und mit dem feſten Entſchluß, beſſer zu werden, alſo zu: Sei getroſt, lieber Bruder! unſer Herr Jeſus Chriſtus ſieht dein reuevolles Herz. Er iſt auch für dich am Kreuze geſtorben, und hat auch dich durch ſein Blut von deinen Sünden erlöst. Er iſt auch für dich der gute Hirt, der das verirrte Schaf über Berg und Thal aufſucht, und wenn er es gefunden hat, auf ſeine Schultern nimmt, und mit Freude zur Heerde heimträgt. Sei getroſt, unſer Herr Jeſus ſpricht dich von deinen Sünden los, gehe hin im Frieden, und ſündige fortan nimmermehr. — Dem Unbußfertigen dagegen, der nur beichtet, um losgeſprochen zu werden, und nach wie vor der Beicht der alte ſündhafte Menſch bleibt, dieſem ruft der Prieſter im Beichtſtuhl das Schreckenswort in's Herz: Unglücklicher, verirrter Bruder! beſſere dich, ſonſt biſt du verloren. Kehre um, ſonſt ergreift dich der Tod und verſchlingt dich die Hölle. Laß dich retten, da du zu retten biſt, und verſchiebe die Buße nicht, bis keine mehr möglich iſt. Alſo ſpricht der Prieſter im Beichtſtuhle zum Sünder, und legt ihm die Verſicherung Jeſu ſo warm an's Herz: Es wird eine größere Freude vor den Engeln Gottes im Himmel über einen Sünder ſein, der Buße thut, als über neunundneunzig Gerechte, die der Buße nicht bedürfen. Kannſt du, Sünder! Sünderin! alſo vergeblich vom Prieſter dich zur Beſſerung ermahnen laſſen? kannſt du dieſe Freude den Engeln Gottes im Himmel, deinem heiligen Schutzengel auf Erden, deinem Erlöſer Jeſus Chriſtus am Kreuze nicht machen? Wirſt du warten, bis durch Unbußfertigkeit oder ſchnelle Überraſchung vom Tode beim Aushauchen

deiner boshaften Seele jener ſchreckliche Ausſpruch des Herrn an dir erfüllt werde: „Darum, weil ich rief, und ihr nicht wolltet, ich meine Hand ausſtreckte, und Keiner darauf achtete, weil ihr verachtetet all meinen Rath, und meine Strafreden in den Wind ſchluget, ſo will ich auch bei eurem Untergange lachen und ſpotten, wenn euch begegnet, was ihr fürchtet?“ Alſo, Sünder! ſo lange willſt du warten, bis dieß an dir erfüllt werde? Ich ſchweige, dein eignes Herz mag dir auf alle dieſe Fragen Antwort geben.

Heilig, lieb und werth muß uns ferner das Gotteshaus ſein, denn in ihm finden wir nicht bloß Prieſter im Beichtſtuhle, die uns zu Jeſus führen, wir finden auch Prieſter auf der Kanzel, welche durch die Verkündung der reinen Lehre des Evangeliums uns zu Jeſus zu bringen fort und fort ſich beſtreben. Wir finden im Hauſe Gottes auf der geheiligten Stätte in dem Prieſter den Abgeſandten Gottes an die Menſchen, der Gottes Willen uns verkündet, den Geſalbten des Herrn, der uns das Evangelium Jeſu des Gekreuzigten predigt, den evangeliſchen Sämann, der auf das Erdreich unſerer Herzen den beſten Samen des göttlichen Wortes ausſtreut, wir finden den Apoſtel Jeſu Chriſti, der von der Lehre, die er verkündet, ſagen kann: „Meine Lehre iſt nicht meine Lehre, ſondern die Lehre deſſen, der mich geſandt hat;“ der mit Johannes, dem Vorläufer Jeſu, ausrufen kann: „Ich bin die Stimme des Rufenden in der Wüſte.“ Und wie lautet dieſe Stimme? Sie ſpricht zuerſt von Gott dem Vater, der Himmel und Erde und Alles, was darinnen iſt, erſchaffen hat, erhält und regiert; dann von dem ewigen Sohne, der in der Zeit erſchienen iſt, und die Liebe des Vaters gegen die Menſchheit durch ſeinen Tod am Kreuze, wie in einem Bilde, ſchön und lebendig dargeſtellt hat; endlich von dem Tröſter, dem heiligen Geiſte, der das Menſchenherz in jeder Ohnmacht ſtärken, in jedem Leiden tröſten, der jede Wunde heilen kann. Die Stimme auf der Kanzel predigt den Glauben der Chriſten: Glaubet, meine Brüder, denn ohne Glauben keine Seligkeit.

iſt, iſt unſer Herr und Gott Jeſus Chriſtus, der eingeborne Sohn des ewigen Vaters!

Und warum wohnt er unter uns Menſchen, der Gottmenſch Jeſus Chriſtus? Uns im Leben zur Speiſe und im Tode zur Wegzehrung zu werden. — Jeſus unſere Speiſe im Leben, Jeſus Ein Herz und Eine Seele ganz Eines mit uns, kann es wohl ein größeres Glück, eine tröſtlichere Wahrheit für uns geben, als es dieſe iſt? Und zu dieſer Engelswürde, zu dieſer Vereinigung mit ſich, zur Theilnahme an dieſer himmliſchen Erquickung ladet ja er ſelbſt ſo liebevoll und väterlich ein, da er ſpricht: „Kommet zu mir Alle, die ihr mühſelig und beladen ſeid, ich will euch erquicken!“ Er ſelbſt fordert uns mit Zuſicherung des ewigen Lebens und Androhung ewiger Strafe auf, uns mit ſeinem Fleiſch und Blute zu nähren und zu ſtärken. „Wer mein Fleiſch ißt,“ ſagt er, „und mein Blut trinkt, der hat das ewige Leben, und ich werde ihn auferwecken am jüngſten Tage.“ Weiter ſagt er: „Wenn ihr das Fleiſch des Menſchenſohnes nicht eſſen und ſein Blut nicht trinken werdet, ſo werdet ihr das Leben nicht in euch haben.“ Alſo Jeſus will Einkehr nehmen in unſern Herzen, unſere Seele zu ſpeiſen und ganz Eins mit uns ſein. Könnteſt du, mein lieber Chriſt! dir etwas Beſſeres wünſchen, als dieſes? Du findeſt da im Hauſe des Herrn Jeſum, der ſich dir zur Speiſe gibt, mit dieſer Speiſung zugleich ein Unterpfand des ewigen Lebens verſchafft, Ströme von Gnaden und himmliſchen Segnungen über dich ausgießt, damit du um ſo gewiſſer dahingelangeſt, wohin er nur vorangegangen iſt, dir einen Platz zuzubereiten im großen Vaterhauſe im Himmel. Und doch gehſt du aus Lauigkeit, aus Trägheit, vielleicht gar aus Liebe zu deinen laſterhaften Gewohnheiten und aus Verſtockung im Böſen ſo ſelten zum Tiſche des Herrn, vernachläſſigſt freiwillig das einzig wahre Glück auf Erden, das uns nur in der heiligen Communion zu Theil wird, da Gott ſelbſt ſich uns zur Speiſe gibt, achteſt du gering alle die troſtvollen Verheißungen, die Jeſus damit verbunden hat. Der du Jeſum

in dem heiligen Geheimniß zu empfangen dich weigerſt, du biſt nicht minder ſtrafbar, als derjenige, der ſich getraut, ohne hochzeitliches Kleid zum Tiſche Jeſu zu gehen, und an der Tafel des unbefleckten Lammes zum Verräther Judas zu werden. Ach, ſoll denn Jeſus, die Speiſe des Lebens, dir zur Speiſe des Todes werden? Willſt du denn da, wo Jeſus den Seinigen Gnade und ewiges Leben reicht, Tod, Gericht und Verdammniß hineineſſen? Wenn du, mein Chriſt! nicht das hochzeitliche Kleid der Unſchuld oder der Buße haſt, ſo gehe im Hauſe des Herrn nicht zum vermeſſentlichen Genuſſe desjenigen, der da will, daß man durch ihn das Leben und nicht den Tod und das Verderben finde.

Allein nicht nur unſere Speiſe im Leben, ſondern unſere Wegzehrung im Tode für unſere Seele finden wir durch Jeſus im Hauſe Gottes. Elias aß auf Befehl Gottes das Brod, das unter der Aſche gelegen war, und ging mit dieſem Brode geſtärkt bis zum Berge Gottes, der Horeb heißt. Und Jeſus läßt ſich da im Tabernakel zur Wegzehrung für Sterbende aufbewahren, läßt ſich in die ſchlechteſte Hütte des ärmſten Taglöhners wie in die Palläſte der Könige tragen, und wird dem ſterbenden Bettler wie dem ſterbenden Fürſten die letzte Speiſe zur Reiſe in die Ewigkeit. Kommt alſo, lieber Chriſt! die Zeit, wo deine Krankheit dir in's Ohr ſagt: Mach Richtigkeit mit deinem Hauſe, denn du wirſt ſterben und nicht länger mehr auf Erden leben: o ſo warte da nicht, bis es zu ſpät iſt, verſäume nicht, deine ſchmachtende Seele mit dem Brode der Engel auf den Weg in die Ewigkeit laben, ſtärken und erquicken zu laſſen! Fürchte dich nicht, denn Jeſus bringt dir ſtatt des zeitlichen das ewige Leben. Jeſus iſt der Troſt der Sterbenden, ſeufze zu ihm, ſage mit dem königlichen Beamten zu Kapharnaum: „Herr, komm doch, ehe mein Sohn ſtirbt!“ Herr, komm doch in mein Haus, auf mein Sterbebett, in mein Herz, bevor meine einzige, unſterbliche, mit deinem koſtbaren Blute ſo theuer erkaufte Seele aus der zerbrechlichen Hülle des Körpers zu dir in die Ewigkeit hinübergeht. Und

iſt er gekommen, haſt du ihn geſehen, den Heiland der Welt, hat dein Herz ihn empfangen, dann kannſt auch du auf deinem Sterbebette getroſt und freudig mit dem alten Simeon ausrufen: „O Herr, nun laß deinen Diener im Frieden dahin fahren, denn meine Augen haben noch dein Heil geſehen.“ Freudig kannſt dann auch du wie er am Kreuze rufen: „Vater, in deine Hände empfehle ich meinen Geiſt.“ So ſeufze auf deinem Todbette, ſterbender Chriſt! nach der göttlichen Wegzehrung, die Jeſus Chriſtus iſt; und damit dir dieſe große Gnade in der größten Noth einſt zu Theil werde, ſo höre nicht auf, einen chriſtlichen Wandel mit dem täglichen Gebete um eine glückſelige Sterbſtunde zu verbinden.

Heilig, lieb und werth ſei uns demnach das Gotteshaus, unſere Pfarrkirche; denn in ihm finden wir das Beſte, das Einzige, das Nothwendigſte für Zeit und Ewigkeit, wir finden da denjenigen, der uns in den Himmel führt, unſern Jeſus als Speiſe im Leben, und als Wegzehrung im Tode.

Nun, geliebte Brüder und Schweſtern in Jeſu Chriſto! nun wiſſen wir den Ort, wo wir Zuflucht ſuchen müſſen und unſer wahres Glück finden, nun wiſſen wir, wo wir den Himmel ſchon in dieſer Welt finden können. Dieſer Ort iſt das Gotteshaus, die Pfarrkirche. Hieher laßt uns kommen, wann und ſo oft immer ein Unglück unſern Nacken beugt, oder eine Trübſal unſer Herz beſchwert! Hieher laßt uns kommen und vor den Füßen Jeſu, der nicht im geſchnitzten Bilde, ſondern in den heiligen Brodsgeſtalten verborgen am Altare unter uns zu wohnen ſich würdigt, unſer Innerſtes in glühender Andacht ausſchütten, ihm, dem einzigen wahren Helfer, unſern Jammer, unſer Elend und unſere Noth klagen! Hieher laßt uns kommen, hier finden wir Troſt im größten Jammer, Rettung und Hilfe aus Elend und Noth durch Jeſus Chriſtus, der da iſt unſer Gott und unſer Alles!

Heilig, lieb und werth ſei uns das Gotteshaus, die Pfarrkirche; darum laßt uns auch heute den feſtlichen Gedächtnißtag ſeiner Einweihung heilig begehen; halten wir beim

heutigen Kirchweihfeſte auch eine geiſtliche Kirchweihe, Kirchweihe in unſerm Herzen; denn wir ſind ja mehr denn dieſer Tempel aus Stein gebaut, wir ſind durch die heilige Taufe zu lebendigen Tempeln Gottes eingeweiht. Schändet doch dieſen Tempel am heutigen Tage durch keine verbotene Freude, beflecket ihn nicht durch Wolluſt und Unmäßigkeit, wodurch ihr euer Koſtbarſtes, eure unſterbliche, von Jeſus ſo theuer erkaufte Seele verliert. Machet das heutige Freudenfeſt zu keinem Freudenfeſte für die Hölle, ſondern durch Sittſamkeit und Fröhlichkeit im Herrn zu einem Feſte, worüber ſich auch die Himmel erfreuen, und ihr werdet euch würdig machen, zum Genuſſe jener Freuden, jener Herrlichkeit, die kein Auge geſehen, kein Ohr gehört, und die noch in keines Menſchen Herz gekommen, im Himmel zu gelangen. Amen.

Eine andere Predigt

am

heiligen Charfreitag.

Text: „Und das Volk ſtand auf dem Schädelberg und ſah zu.“ Luk. 23, 35.

Geliebte Pfarrkinder!

Jeſus Chriſtus ſchwebt am Kreuze. Der zärtlichſte, der liebreichſte Wohlthäter und Menſchenfreund, der eingeborne Sohn Gottes, Jeſus Chriſtus leidet, was noch kein Menſch gelitten; er ſtirbt am Kreuze: ſeine Schmach, ſeine Schmerzen ſind ſo außerordentlich, daß die Felſen ſelbſt darüber ächzen und zerſpalten. O Tag der Sünde! Hat wohl von Anbeginn der Welt die Sonne einen Tag beleuchtet, an welchem ein ſo großer Gräuel begangen worden? Es iſt heute Blut vergoſſen worden: unſchuldiges, heiliges Blut; aber nicht das Blut Abels, welches die Erde eingeſchluckt, und gen Himmel um Rache gerufen, es iſt nicht das Blut ſo vieler unmündigen Kinder, denen die Eiferſucht des Herodes das Mordmeſſer in ihre weichen Herzen ſtieß. Nein, alle dieſe himmelſchreienden

Unthaten ſind nicht zu vergleichen mit der Sünde des heutigen Tages. Entſetzlich lautet ihr Name — Gottesmord! Himmel und Erde ſind beſtürzt; die Sonne hüllt ſich in Wolken und entzieht der Welt ihr Licht. Die dickſten Finſterniſſe der Nacht bedecken die ganze Erde, den Gräuel des Gottesmordes zu verbergen; die Erde wankt, zittert und bebt; die Felſen zerſpalten, die Gräber öffnen ſich, das Leben ſtirbt, die Todten erwachen zum Leben. Die ganze Natur zerſtört, will ſich in ihr voriges Nichts verſenken. Der Tag verfinſtert ſich, weil die Macht der Finſterniß die Oberhand hat, die Erde erſchüttert ſich, weil ſie ſich weigern ſoll, die Gottesmörder zu tragen, die lebloſen Steine zerſpringen, weil die vernünftigen Menſchen unempfindlich ſind, die Todten ſtehen auf, weil der ſterbende Sohn Gottes Allen das Leben erwirbt. Ja wahrhaftig, heute iſt der Tag der Erlöſung! Heute iſt der Schuldenbrief zerriſſen, an das Kreuz angeſchlagen worden, heute iſt der Werth erlegt worden, ohne welchen Niemand gereinigt wird; heute iſt der Tag, an welchem, wie der Apoſtel ſpricht, Chriſtus durch ſein Opfer auf ewig die Geheiligten vollkommen gemacht.

Unter den vielen unbeſchreiblichen Geheimniſſen, die am heutigen Tage vollbracht worden, iſt aber wahrhaftig das unbegreiflichſte die Grauſamkeit und Bosheit, die Hartnäckigkeit der Menſchen bei der Marter, bei dem Tode Jeſu. Der Menſch, der von Natur ein ſo weiches, ſo mitleidiges Herz hat, zeigte ſich bei dem Tode Jeſu härter als die Felſen, gefühlloſer als Erz, und was mich faſt untröſtlich darnieder ſchlägt, iſt, daß wir heut zu Tage, wir Chriſten, wir Gläubige, bei eben dieſem Tode nicht empfindlicher ſind, als die Juden. Das Volk ſtand auf dem Kalvarienberge und ſchaute zu.

Wir ſind in ſtiller Traurigkeit hier verſammelt, den Tod Jeſu zu betrachten. Wir haben zu unſerer Andacht eben die nämliche Stunde gewählt, in welcher Jeſus auf dem Golgatha am Kreuze hing; wir ſtehen da in dieſem Gotteshauſe ſchaarenweiſe beieinander, zu hören, wie Jeſus geſtorben, gleichwie

das Volk haufenweiſe auf die Schädelſtätte geeilt, zu ſehen, wie Chriſtus gekreuzigt worden. Aber, o daß ich es doch vor Unmuth ſagen könnte! wir ſtehen da vielleicht mit den nämlichen Geſinnungen, wie die Einwohner von Jeruſalem, welche bei der Kreuzigung zugegen waren. Dieß ſoll der Inhalt meiner Predigt ſein: Das Volk ſtand auf dem Schädelberg und ſchaute zu. Eine unzählige Menſchenmenge war zugegen, als der Erlöſer gekreuzigt ward.

Einige waren da, Jeſum zu martern und zu peinigen. I. Theil.

Die Meiſten waren gegenwärtig, Jeſum zu ſpotten und zu ſchmähen. II. Theil.

Wenige fanden ſich bei dem Kreuze ein, Jeſum zu betrauern und zu lieben. III. Theil.

Einige der Anweſenden auf dem Kalvarienberge peinigen den Sohn Gottes, und er leidet mit Geduld; andere ſchmähen und läſtern ihn, und er ſchweigt mit Demuth; etliche wenige beweiſen ihm Liebe und Mitleiden, und er erwiedert die zärtlichſte Gegenliebe. Meine lieben Chriſten! aus welcher Zahl ſeid ihr? Geſellt ihr euch zu den Peinigern oder zu den Schmähern oder zu den Liebhabern des am Kreuze ſterbenden Jeſus? Wichtige Frage! Höret, was ihr euch darauf ſelbſt zu antworten habet.

Schenke mir und meinen Zuhörern deine Gnade und deinen Beiſtand, du unſere leidende und gekreuzigte Liebe, Gott und Heiland Jeſus Chriſtus!

Erſter Theil.

Der Sohn Gottes ſteht auf der Richtſtätte ganz geduldig und ſanftmüthig, wie ein zartes Lämmlein, welches gebunden auf der Schlachtbank liegt, das Wetzen des Meſſers hört und weder ſchreit noch zuckt. Er iſt umgeben von einer unüberſehbaren Menge von Zuſchauern, denn ganz Jeruſalem war bei ſeiner Ausführung zur Richtſtätte in Bewegung gerathen.

Zunächſt um ihn ſind ſeine Peiniger, die Kriegsknechte und die unmenſchlichen Schergen. Dieſe werfen das Kreuz auf die Erde, ſie bereiten Nägel, Hammer und alle peinlichen Werkzeuge. Jeſus ſteht Alles und öffnet den Mund nicht, er opfert in der Stille ſeinem himmliſchen Vater die bevorſtehende Marter auf. Die Kriegsknechte fallen ihn an, ſie reißen ihm ſeinen Oberrock ab, der matte Leib Jeſu wird erſchüttert, wo man ihn anrührt, empfindet er Schmerzen, weil er überall wund iſt. Und ſo ſteht er entblößt vor aller Menſchen Augen; er empfindet in dieſem Augenblicke auf ein Neues alle Schmerzen ſeiner Geiſelung, weil alle Wunden friſch aufgeriſſen werden; die Haut wird gleichſam mit dem Gewande hinweggezogen. Einige Augenblicke noch und ſchon liegt Jeſus auf dem Kreuze. Seine Glieder werden gewaltthätig auseinander geſtreckt, mit Stricken feſt gemacht, die Arme ſind ausgeſpannt, die Füße ausgedehnt, alle Nerven angezogen, alle Gelenke verrückt. Der Stärkſte unter den Schergen ergreift Nägel und Hammer, er führt den Streich, er ... Ach, Andächtige! es iſt mir unmöglich, dieſe Qual zu beſchreiben, ſtellet es euch im Geiſte vor. Jeſus iſt an das Kreuz angenagelt, ſeine Hände und Füße ſind durchbohrt, man kann alle ſeine Gebeine zählen, durchlöcherte Hände, durchgrabene Füße, o was für Wunden, was für Schmerzen! Jeſus iſt gekreuzigt, und noch iſt die Marter nicht zu Ende. Auf dem ſchmählichen Holze angeheftet auf der Erde liegend, hätte ja ſein theures Blut ebenfalls bis auf den letzten Tropfen können vergoſſen werden, aber nein, ſeine Schmerzen ſollen auf's äußerſte getrieben werden. Das Kreuz wird aufgerichtet und in der Erde befeſtigt. Ein jeder Streich, der am Stamme des Kreuzes geſchlagen wird, wird von dem Gekreuzigten empfunden, das Gewicht des Leibes zieht die Arme herunter, ſpannt alle Nerven an, das Haupt hängt hervor, und hat kein Plätzlein mehr, wo es ruhen konnte, o unausſprechliche Qual, o unſägliche Pein! Nachdem dieß geſchehen war, heißt es in der Leidensgeſchichte, ſaßen ſeine Peiniger nieder und hüteten ihn, daß ſie bei ſich ereig-

nender Gelegenheit ihn noch mehr peinigen könnten, was ſie auch gethan. Jeſus ſprach mit wehmüthiger Stimme: „Mich dürſtet;“ und alſogleich ſind ſchon Alle bereit, ihn auf ein Neues zu plagen. Man hält ihm ein bitterſaures, beißendes Getränk in einem Schwamme an den Mund. Iſt dieß wohl die Labung eines Sterbenden? Warum aber haben ſie Jeſum ſo getränkt? Sie wollten ihn zugleich quälen, und noch einige Zeit ſtärken, ſie wünſchten ihm das Leben bis über die Abendſtunde zu erhalten, um ihn vor ſeinem letzten Athem noch auf das ſchmerzlichſte zu martern; ſie ſind entſchloſſen, ehe er ſtirbt, ihm am Kreuze noch alle Gebeine zu zerſchlagen und zu zerbrechen. O unmenſchliche Grauſamkeit! o eine Grauſamkeit, die ſelbſt den wildeſten Thieren unbekannt iſt! Nein, nein, kein Schmerz iſt zu vergleichen mit dem Schmerze, den Jeſus von Jenen gelitten, welche auf den Kalvarienberg gekommen waren, ihn zu peinigen.

O Sünder, Sünderinnen! ungerechte, unmäßige, unkeuſche und zornmüthige Sünder! ihr höret die Erzählung der Kreuzigung unſers Heilandes, wie iſt euch? Was ſagt euch euer verworfener Geiſt? Was ſchreit euch euer böſes Gewiſſen zu? Wirft euch nicht euer laſterhaftes Herz vor, daß ihr ſeine Peiniger ſeid? Sind eure Ungerechtigkeiten, eure Unmäßigkeiten, eure Unlauterkeiten, eure Feindſeligkeiten nicht eurem Erlöſer empfindlicher, als die Wunden, die Nägel, die Myrrhe, die Galle und der Eſſig? Ungerechter! Geiziger! die Kriegsknechte reißen unbarmherzig Jeſu die Kleider ab: ach, und du! wie gehſt du mit Jeſus um? Wie verfährſt du mit den Bedürftigen, mit den Armen? Auf was iſt deine Habſucht bedacht, als deinen Nächſten auszuziehen, ihn von Allem zu entblößen und zu ſchinden? Sind keine zugegen ſolche Wucherer, ſolche Blutigel? Ihr, die ihr die Armen preßt und peinigt, ihr ſeid die Peiniger Jeſu Chriſti, er iſt es, der in der Perſon der Armen von euch gepreßt und ausgeſaugt wird. Unmäßige Trunkenbolde, deren Gott der Bauch iſt, ihr ſahet mit Unwillen die Peiniger, die dem Sohne Gottes

den Myrrhentrank dargeboten. Was ist eure Unmäßigkeit anders als eine Qual, die ihr dem Heiland anthut? Ihr, die ihr den Krug immer in der Hand und das Brandweinglas am Munde habt und euch berauscht, und dadurch euer Hab und Gut verschwendet, Andere durch euer Beispiel verführt, ihr seid die Peiniger Jesu Christi. Ach! Myrrhen und Galle wären dem Heilande nicht so schmerzlich, als es ihm eure Unmäßigkeit ist. Unlautere! Unkeusche! wie könnt ihr hier stehen und der Kreuzigung Jesu zuschauen? Ihr, ihr seid ja die Peiniger Jesu. Die Kriegsknechte lassen ihre Raserei an dem Heilande aus; sie sind wie wüthende Thiere, die nicht wissen, was sie thun. Thust du, unkeuscher Sünder! nicht das Nämliche? Wie grausam gehst du mit denjenigen um, die der Wuth deiner Leidenschaft in die Hände gerathen! Du bist ärger, denn ein wildes Thier. Nichts ist dir heilig, nicht Ehre, nicht Unschuld, nicht Reinheit des Herzens, du schändest frech die Glieder, den Leib Jesu, da du dich und Andere durch Unlauterkeit schändest. Weißt du nicht, daß der Apostel sagt, daß ihr Glieder Christi seid, und euer Leib ein Tempel des heiligen Geistes ist? Das hat Jesus Christus von seinen Peinigern nicht erfahren. Unkeusche Verführerin! du Schande deines Geschlechts, du bist grausamer, als alle Kreuziger Christi; sie haben das Blut des Heilandes vergossen, welches Alle erlöst hat, du aber hast das für die Erlösung der Welt vergossene Blut geschändet. Feindselige! Zornmüthige! wie ist euch zu Muthe, da ihr die Kreuzigung Christi betrachtet? Euer Mund ist, wie David sagt, voll des Fluches und der bittersten Schmähworte, Jammer und Unheil folgen euch überall nach, denn die Bahn des Friedens ist euch unbekannt. Unglückseliger, zornmüthiger Mensch! wen verfolgst, wen verleumdest du, wen fällst du an, wen zernagst du, wen willst du verderben, vertilgen? Deine Feindschaft, deine Wuth, dein Zorn fallen auf Jesum, was du deinem Nächsten thust, thust du deinem Erlöser. Wie Viele sind unter euch, meine lieben Zuhörer! die hart, ungerecht, unmäßig, unkeusch und rachgierig

ſind? Alle vergreifen ſich an Jeſus, wie die Peiniger — ihre Sünden ſind die Erneuerung des Todes Jeſu. Paulus verſichert es: „Sie kreuzigen in ſich, in ihrem böſen Willen auf ein Neues den Sohn Gottes.“ O Sünder! Sünderinnen! überleget dieſes: eure Sünden erneuern den Kreuzestod Jeſu Chriſti! Gerechter Himmel! wirſt du deine Donnerkeile nicht fallen laſſen auf die gottloſen Häupter der Peiniger, der Sünder! Erde! wirſt du deine Abgründe nicht öffnen, dieſelben zu verſchlingen? Hölle! wirſt du deinen feuerſpeienden Rachen nicht aufſperren, dieſelben in die unausſprechlichen Flammen zu ſtürzen? Ach nein, o Sünder und Sünderinnen! die Stunde der Kreuzigung iſt die Stunde der Erlöſung, nicht der Rache und Strafe; wie Jeſus gegen ſeine Peiniger geſinnt war, ſo will er es auch für euch ſein. In ſeinem größten Schmerzen, da die Erde von ſeinem Blut noch dampfte, betete er — o unendliche Barmherzigkeit! — betete er für ſeine Kreuziger und entſchuldigte ſie. „Vater!“ ruft er mit lauter Stimme, „Vater! verzeih ihnen, ſie wiſſen nicht, was ſie thun.“ So ruft er ja auch für dich, Ungerechter, Unmäßiger, Unkeuſcher, Zornmüthiger! Ihr habet es leider niemals erkannt, niemals bedacht, daß eure Ungerechtigkeiten und Schandthaten Jeſum Chriſtum neuerdings kreuzigen; o für euch Alle ruft er zu ſeinem Vater um Gnade und Barmherzigkeit! O verhärtet eure Herzen nicht, verſtopfet eure Ohren nicht, verwerfet nicht die angebotene Gnade und Verzeihung! Höret auf, wider Jeſum zu raſen, höret auf, ſeine Peiniger zu ſein! Werfet euch zu den Füßen des Kreuzes und bereuet eure Mißhandlung, die ihr euerm Erlöſer angethan. Gekreuzigt habt ihr Jeſum, werdet doch Jenen nicht ähnlich, die ihn bei der Kreuzigung auch noch verſpottet haben, und davon im

zweiten Theile.

Man leidet mit einigem Troſt, meine lieben Chriſten! wenn man in ſeinem Leiden ſieht, daß man das Mitleiden bei Andern erweckt; man läßt ſich durch den Zuſpruch einer

Freundes trösten; die Thränen, die über uns vergossen werden, stillen oft die, welche wir vergießen. Aber unschuldig leiden, und Niemanden finden, der diese Unschuld erkennt, alle Menschen wider sich aufgebracht sehen, leiden, unschuldig, öffentlich leiden, und wahrnehmen, daß die Menschen sich darüber erfreuen, daß sie uns im größten Schmerzen verspotten und verhöhnen, o Vielgeliebte! das heißt ein unerträgliches Leiden, und so litt Jesus am Kreuz. Das Volk stand da und schaute zu, und von dem größten Theile desselben wurde Jesus am Kreuze gehöhnt und gelästert. O hätten wir doch Thränen genug, eine solche Unempfindlichkeit gehörig zu beweinen! aber was wir mit Blut beweinen sollten, ist, daß der Tod Christi bei uns Christen mit Hohn und Spott betrachtet wird.

Tausend und abermal tausend Menschen, ja ganz Jerusalem stand da auf dem Kalvarienberg, um Jesum den Gekreuzigten zu schmähen. Die heiligen Evangelisten haben diese Hohnsprüche, diese Vorwürfe, diese Gotteslästerungen von Wort zu Wort aufgezeichnet und genau die vielen Arten derselben unterschieden. Einige von den Zuschauern trieben mit Jesu dem Gekreuzigten Scherz, und lachten ihn aus. Andere verwiesen ihm mit bittern Worten seine Schwachheit, und boten ihm Trotz. Sehr Viele endlich, tobend und rasend, fluchten über ihn und lästerten ihn auf das gräulichste.

Muß nicht, meine Lieben! in einem Herzen alles menschliche Gefühl aufhören, wenn man mit einem Menschen, der in den entsetzlichsten Schmerzen seufzt, der mit dem Tode ringt, Scherz und Hohn treibt? Und das thaten die Juden dem leidenden Heilande. Sie spotteten seiner Schmerzen. „Steig herab vom Kreuze," riefen sie untereinander mit einem himmelschreienden Muthwillen, „steig herab, mache deine Hände los, zieh die Nägel aus den angehefteten Füßen, laß dich herab zu uns, du bist ja allmächtig. Du bist ja König in Israel, gebiete deinen Unterthanen, daß sie dich befreien." Sie spotteten seiner Wunderzeichen: „Du hast Andere gesund gemacht, Aussätzige gereinigt, Todte wieder zum Leben erweckt, hilf

dir nun ſelbſt. Steig herab vom Kreuze, und wir wollen dich erkennen als den Meſſias, und an dich glauben.“ O verfluchter Scherz! ſie führen ein Gelächter über ſeine Leiden und Schmerzen, ſie ſpotten ſeiner Seufzer, ſeiner Klagen, ſeiner Geduld und ſeiner Gelaſſenheit. Und Jeſus, der leidende Sohn Gottes, wendet ſich in kindlicher Zuverſicht zu ſeinem himmliſchen Vater und ſpricht: „Mein Gott, mein Gott, warum haſt du mich verlaſſen?“ Dieſer Seufzer, dieſe herzbrechenden Worte wurden mit lautem Gelächter ausgeziſcht, die zunächſt bei dem Kreuze ſtanden, riefen: „Höret, höret, er ruft dem Elias!“ Alle höhnen und ſpotten, Alle ſchauen gen Himmel, auf alle Seiten hin, ob nicht dieſer Prophet in ſeinem Feuerwirbel herbeiführe. „Halt, halt,“ riefen ſie, „laß uns ſehen, ob nicht Elias kommt, ihn vom Kreuze zu erretten!“ Wer iſt wohl von euch, meine Lieben! im Stande, einen ſo grauſamen Muthwillen zu begreifen? Andere ließen es bei dem Scherze nicht bewenden, ſie machten ihm die bitterſten Vorwürfe. Man wirft ihm vor, daß er ein Verächter des Geſetzes und des Tempels ſei: „Schäme dich, daß du haſt wollen in drei Tagen den Tempel niederreißen und in eben ſo kurzer Zeit denſelben wieder aufbauen, hilf dir ſelbſt.“ Sie werfen ihm vor, daß er ein Heuchler ſei: „Er hat ſich gerühmt,“ ſagten ſie, „daß er ſein Vertrauen einzig auf Gott ſetze, jetzt ſieht man, wie falſch es iſt; wenn er Gott ſo angenehm iſt, wenn er ſich auf den Herrn ſo feſt verläßt, ſo rette ihn denn der Herr.“ Sie beſchuldigten ihn, daß er hochmüthig und herrſchſüchtig geweſen, und den Thron Davids habe beſteigen wollen; ſie werfen ihm vor, daß er ſich in ſeinem gottesräuberiſchen Hochmuthe für den Sohn Gottes ausgegeben habe. Verachtung des Geſetzes, Heuchelei, Hochmuth, Gottesraub, ſind das nicht die gräulichſten Laſter? und alle dieſe werden unſerm gekreuzigten Heilande vorgeworfen! Ja, ſie gingen noch weiter, ſie läſterten und verfluchten ihn. Jeſus am Kreuze rief für die Menſchen um Gnade, und die Menſchen ſchreien über ihn: Fluch! Fluch!

Erwartet nicht, daß ich euch die Läſterungen ſage, mit

welchen die Umſtehenden dem Heiland geflucht haben. Die Zunge würde mir erſtarren, und die Ohren euch gellen. — Genug, genug haben wir betrachtet, daß die meiſten Zuſchauer gegenwärtig waren, auf den Gekreuzigten zu ſchmähen. O meine lieben Chriſten! wie Viele unter euch, o daß ich es ſagen muß! wie Viele unter euch, die ihr mich anhöret, ſind Schmäher des Kreuzes und des Gekreuzigten. Ihr erſchrecket, ihr meinet, ich ſage zu viel. Nein, nein, unter euch Chriſten, unter euch ſind Viele, ich darf faſt ſagen, die Meiſten, welche des Sohnes Gottes gleichſam ſpotten, ihn beſchuldigen, läſtern.

Sünder, frevelhafter Sünder! nun ſage mir: Was iſt in der Religion Heiliges, Göttliches, Ehrwürdiges, das du nicht mit Spott und Hohn verlacheſt? Kann man dir wohl etwas vorſtellen, um dich von deiner Sünde abzuhalten, das du nicht mit deinem gottesvergeſſenen Scherz verwirfſt? Redet man dir von deiner Seele und ihrer Unſterblichkeit, ſo antworteſt du mit Lachen: Keiner iſt nach dem Tode noch zurückgekommen. Droht man dir mit der Gerechtigkeit des ewigen, ſtrengen Richters, ſo ſagſt du ſcherzweiſe: So droht man den Kindern. Erinnert man dich an die Pflichten der Religion, an eine ewige Belohnung und Beſtrafung, ſo nennſt du es Erdichtung. Stellt man dir vor Augen die Liebe eines Gottes, beſchwört man dich durch das Kreuz, durch den Tod des Sohnes Gottes, ſo iſt dir dieſes ein Ärgerniß, wie den Juden, ein Geſpött, wie den Heiden. Mit einem Worte, wie Viele gibt es nicht, welche heut zu Tage über Alles ſpotten, von Gott, von ſeiner Liebe, von ſeinem Kreuze und den heiligen Sakramenten, von Allem auf eine ärgerliche Weiſe zweifelhaft, ſpöttiſch reden! Sind die Juden, welche bei der Kreuzigung Jeſum verhöhnt, wohl ſträflicher, als ſolche Sünder? So vermeſſen ſind wir nicht, ſagen Viele unter euch, wir glauben, wir bekennen, wir ehren dieſe Geheimniſſe. Aber was nützt dieſer Glaube, dieſes Bekenntniß, dieſe Ehre, wenn ihr in der That Gott verſpottet und verhöhnt?

Sünder! Sünderinnen! ſeid ihr nicht die Spötter der

Langmuth und der Liebe Gottes? Was hat Jesus für euch gethan, um euch von der Sünde zur Frömmigkeit zu bekehren? Wie lange wartet er schon auf euch! Er hat euch gerufen durch eure innere Stimme, er hat euch mit Elend heimgesucht, um euch zu bessern. Da faßt ihr den Entschluß, euch zu bekehren, aber kaum ist die Trübsal vorüber, so gedenkt man an keine Besserung mehr.

Kommen die Tage des Heils und der Aussöhnung, kommt das Gebot der österlichen Beicht und Communion, da besinnt man sich bloß dem Scheine nach, man beichtet ohne Reue, und nahet sich zu Gott ohne Andacht, ohne Erneuerung des Herzens. So verwerfet ihr die Stimme, die Gnade, die Milde, das Blut und den Tod Jesu Christi. Heißt das nicht den Allerhöchsten spotten und seine Langmuth verachten?

Noch mehr: Wie Viele sind unter euch, wollüstige, sinnliche, fleischliche Sünder! welche wie die Juden auf dem Kalvarienberg rufen: Ist er Gottes Sohn, so steig er herab vom Kreuz, alsdann wollen wir ihn anerkennen, und an ihn glauben. — So lang Jesus gekreuzigt ist, so lang er Geduld, Sanftmuth, Abtödtung und Verläugnung seiner selbst, Kreuzigung aller Begierden fordert, so lange kennen wir ihn nicht. Will er uns zu Jüngern haben, so steig er vom Kreuze herab. Erlaubt er Freuden, Wollüste, Ergötzlichkeiten und Alles, was uns vergnügen kann, alsdann fallen wir ihm zu, alsdann bekennen wir ihn und gehorchen ihm. Man will schon Jesum, aber nicht den büßenden, leidenden, sterbenden, nicht den gekreuzigten Jesum... Man will Jesum ohne Kreuz, ohne Wunden, ohne Schmerz; Jesum, der Alles erlaube, Alles übersehe, nichts strafe, der den Weg bahne zur zügellosen Freiheit, zur unbezähmten Wollust, zu Allem, was der verdorbenen Natur gefällt, alsdann will man glauben und ihm anhangen. Sind das nicht die Gesinnungen der meisten Sünder, sind es aber auch nicht eben so viele Gotteslästerungen, die der Sohn Gottes von uns zu dulden hat? Jesus schwieg zu allen Schmähungen, die er am Kreuze zu dulden hatte. Für seine Peiniger hat er

gebetet, weil ſie nicht gewußt haben, was ſie thun. Aber ſeine Schmäher und Verächter kannten ihn und kennen ihn noch, und ſpotten doch. Und Jeſus ſchweigt; er redet nicht mehr zu uns, weil er unſre verſtockten Herzen verſtößt. O Jeſu! liebreichſter Jeſu! laß ein ſolches Unglück nicht über uns fallen! Die meiſten deiner Zuſchauer haben dich am Kreuze verachtet, die meiſten meiner Zuhörer haben durch ihren Unglauben, durch ihre Unbußfertigkeit und ihre Hartherzigkeit dich in deiner Gnade verſchmäht; nur wenige Menſchen haben dich am Kreuze betrauert und geliebt, und mit dieſen Wenigen wollen wir uns mit Reue und Liebe zu dir wenden im

dritten Theile.

O wie klein iſt die Anzahl derer, welche auf dem Kalvarienberg dem leidenden Heilande Mitleiden und Liebe bezeigt haben! ſie ſind an der Zahl ſo gering, daß das Evangelium ſie Alle mit Namen nennt. Der erſte, der unter ſo vielen tauſend gegenwärtigen Zuſchauern dem am Kreuze hängenden Sohn Gottes Mitleiden und Liebe erweist, iſt ein Sünder, ein großer Sünder, ein öffentlicher Übelthäter, ein bis an ſein Ende verſtockter Sünder, ein Mörder, er hängt auch am Kreuz, er hängt zur Seite Jeſu, er hört das Läſtern aller Menſchen, ſogar ſeines mit ihm noch gekreuzigten Gefährten. O Wunder der Barmherzigkeit! die Gnade hat ſein Herz erleuchtet und gerührt. Er vertheidigt öffentlich Jeſum, und verweiſet dem andern Schächer ſeine ruchloſe Bosheit. Er bekennt öffentlich ſeine Sünde und die Unſchuld Jeſu. Und in dieſer Reumüthigkeit, in dieſem Glauben wendet er ſich zu Jeſus und betet ihn an. „Herr!“ ſprach er, „gedenke meiner, wenn du in dein Reich kommſt.“ O welch ein Glaube, welch eine Zuverſicht liegt in dieſen Worten! Und Jeſus antwortet ihm mit gnädigſter Liebe. Er ſieht ihn mit Milde an, er iſt der erſte, den er mit ſeinem theuren Blute beſprengt, er verſichert ihn ſeines Heils und der ewigen Seligkeit mit einem Eide. „Wahrlich, wahrlich, ich ſage dir, heute noch wirſt du bei mir ſein im

Paradieſe.“ O Jeſu! gekreuzigter Jeſu! wie reichlich belohnſt du die Liebe! Der Schächer liebt, und alle ſeine Sünden ſind ihm verziehen. Ich ſag es noch einmal, ein Mörder iſt der erſte, der dem Heilande Mitleiden und Liebe bezeigt, ein Mörder iſt der erſte, dem Jeſus die Wirkungen ſeines Blutes und ſeiner Liebe beilegt. O Sünder! o verſtockte Sünder! alte Böſewichte! die ihr ſchon ſo viele Jahre Buße verſprechet, und nach dem Verſprechen wieder ſündiget, ihr lebt kleinmüthig, ihr verzweifelt. O verzaget nicht! liebet mit dem Schächer Jeſum, den Gekreuzigten, bereuet mit dem Mörder die Menge eurer Sünden, rufet zu Jeſus, und wahrlich, wahrlich, ſage ich euch, heute noch werden euch alle Sünden verziehen, heute noch werdet ihr Gnade und Barmherzigkeit erlangen. Ach, laſſet euch erweichen! Ein Weib ſehe ich noch unter dem Kreuze; ſie ſchreit und jammert überlaut, ihr Angeſicht iſt mit Thränen überronnen, ihre Haare fliegen zerſtreut. Wer iſt ſie denn? O liebe Chriſten! eine Sünderin, eine öffentliche und ſchon längſt bekehrte Sünderin, Maria Magdalena. Alle Jünger ſind geflohen, ſie nicht; ſie folgt ihrem geliebten Meiſter nach bis unter das Kreuz, und läßt nicht nach, zu lieben, ſie umfaßt den Stamm, ſie drückt ihn an ihr Herz, ſie küßt ihn, ſie wird mit dem Blute Jeſu begoſſen, ſie weint, ſie vermiſcht ihre Thränen mit dem Blute, ſie wendet kein Auge von dem leidenden Heiland, ihre Seufzer und ihr klopfendes Herz betheuern tauſendmal: O Jeſu, ich liebe dich, der Tod ſcheidet meine Liebe nicht! O büßende Seelen, werdet ihr denn Magdalena allein laſſen? O kommt unter das Kreuz, ſehet, wie euch euer Erlöſer geliebt! umfaſſet, küſſet das Kreuz Jeſu Chriſti.

Nahe bei dem Kreuze Jeſu ſtand noch Maria, ſeine Mutter, und Johannes, ſein geliebter Jünger, ſammt etlichen andern frommen Weibern, welche ihm von Galiläa aus gefolgt waren und ſich zu ſeinem Dienſt gewidmet hatten. Der Sohn am Kreuze, die Mutter unter dem Kreuze! O Mutter der Schmerzen! du biſt allein noch übrig, die Jeſum liebt, deine Seele

iſt durch das Schwert des Leidens durchbohrt, die Liebe, die ſchmerzlichſte Liebe iſt deine Wunde. Jeſus ſieht von der Höhe des Kreuzes ſeine Mutter, ſeinen geliebten Jünger, er ſieht ihre in Trauer verſenkten Herzen, er empfiehlt den Jünger ſeiner Mutter, und ſchenkt die Mutter ſeinem Jünger.

Das ſind nun Alle, welche dem Erlöſer auf dem Schädelberge Liebe bezeigt haben. Unter ſo vielen Tauſenden kaum zehn, die dem Tode Jeſu mit Liebe beiwohnen! Dem ſterbenden Sohne Gottes huldigt die ganze Natur, Himmel, Geſtirne, Erde, Felſen, der Tod ſelbſt, Alles trauert, zittert, bebt und wird rege; dem ſterbenden Erlöſer verſagt der vernünftige Menſch ſogar eine Thräne. O mit Recht ſtoßeſt du, gekreuzigter Erlöſer! aus der Tiefe deines Herzens den wehklagenden Seufzer: „O mein Gott, mein Gott, warum haſt du mich verlaſſen!“ Jeſus hat nun das Amt eines Mittlers erfüllt, das Erlöſungswerk iſt vollbracht, er wendet ſich zu ſeinem Vater und ruft: „Vater, in deine Hände empfehle ich meinen Geiſt!“ ſein Haupt ſinkt, Jeſus ſtirbt — — und ſtirbt von den Menſchen gekreuzigt, von Vielen verſpottet, von Wenigen geliebt. Aber kaum iſt er geſtorben, ſo hört man nichts als klagen, ſeufzen und ſchreien. Die Peiniger, die Schmäher, Alle rufen wie Liebhaber Jeſu: „Wahrlich, wahrlich, dieſer war Gottes Sohn!“ den ſie lebendig nicht erkannt, den erkennen ſie todt. „Alles Volk,“ ſagt Lukas, „welches da zuſammengelaufen war, dieſer erbärmlichen Hinrichtung zuzuſchauen, kehrte zurück; Alle ſchlugen auf ihre Bruſt, Alle erkannten, daß der Gekreuzigte Gottes Sohn war...“ O könnte der Anblick des Bildniſſes des Gekreuzigten eben das in euch bewirken! Dort zeige ich euch dieß Trauerbild. So hing Jeſus am Kreuze, ſo war ſein Haupt mit Dornen gekrönt, ſo waren ſeine Augen geſchloſſen, ſo war ſein Mund halb offen, ſo waren ſeine Augen ausgeſtreckt, ſo waren ſeine Gliedmaſſen zerfleiſcht, zerriſſen, ſo war ſein Leib mit Blut übergoſſen, ſo waren ſeine Füße angenagelt, ſo iſt er todt am Kreuze gehangen. Laß dich, o Sünder! erweichen durch die

Betrachtung des am Kreuze geſtorbenen Heilandes. Er iſt ja um unſerer Sünden willen geſtorben. Er hat unſre Sünden getragen, er iſt wegen unſern Miſſethaten zerſchlagen, zertreten, zerknirſcht worden. Willſt du denn, verſtockter Sünder! daß er ohne Wirkung geſtorben ſei? Jeſus, dein Heiland, bietet dir an Leben und Tod, Gnade und Verwerfung, Seligkeit und Verdammniß, Himmel und Hölle. Du darfſt nur wählen. Willſt denn du im Sündigen fortfahren? Willſt du die Wunden Jeſu erneuern, willſt du ſein Blut mit Füßen treten, ſeine Gnade verachten, ſeinen Tod vernichten? Willſt du denn ewig verloren ſein? Willſt du ewig, ewig mit den hölliſchen Geiſtern im Abgrunde ihm fluchen? Du erblaſſeſt, du zitterſt! O ſo wähle denn Gnade und Leben! Kehre zurück, unglückſeliger Sünder! unglückſelige Sünderin! wirf von dir das drückende Joch deiner böſen Gewohnheiten und Schandthaten, denn heute iſt der Tag der Verſöhnung und der Erkenntniß. Tretet hin an das Kreuz des Heilandes. Hochmüthige! erniedriget euch unter dem Kreuz. Geizige! entlediget euch eures ungerechten Gutes unter dem Kreuze. Rachgierige! verſöhnet euch unter dem Kreuze. Kommet, Unkeuſche! reiniget euch im Blute Jeſu unter dem Kreuze. Kommet, kommet, Sünder! alle zu Jeſu, dem Gekreuzigten! Sollten eure Sünden wie Scharlach ſein, werden ſie wie Schnee werden; ſollten eure Sünden unzählig ſein, ſollten eure Laſterthaten ſo gräulich ſein, daß der Satan ſelbſt darob ſich entſetzte, kommet, kommet! das Blut Jeſu Chriſti, des Sohnes Gottes, wäſcht uns von allen Sünden. Wohlan denn, von dieſem Augenblicke an ſoll unſere Bekehrung beſchloſſen ſein. Wir wollen heute mit den Zuſchauern auf dem Kalvarienberge reumüthig auf unſer ſündhaftes Herz ſchlagen, und mit wahrer Reue die heutige Betrachtungsſtunde beſchließen, wie Maria Magdalena wollen wir in Liebe und Reue bei den Füßen Jeſu, des Gekreuzigten, unſere Sünden beweinen.

Jeſu, gekreuzigter Jeſu! da lieg ich armer Sünder, arme Sünderin; ich habe dich mit den Peinigern gepeinigt, mit

den Spöttern verſpottet, aber jetzt will ich dich mit den Liebenden lieben. Verzeih mir nach deiner unendlichen Barmherzigkeit, verſchmäh meine Seufzer, meine Thränen nicht! Ach, könnte ich meine Sünde mit meinem Blute waſchen, mit meinem Leben abbüßen! Verwirf meine Reue nicht! Ach, könnte ich durch die Höllenpein meine Sünden austilgen und deine Gunſt gewinnen, wäre mir die Hölle ſelbſt keine Hölle mehr! Gnade, Gnade, Barmherzigkeit, Barmherzigkeit für mich armen Sünder! Gnade, Gnade, Barmherzigkeit für alle Sünder und Sünderinnen! Amen.

Predigt

auf

das Feſt der heiligen Margaretha.

Text: „Das Himmelreich iſt einem Kaufmanne gleich, der gute Perlen ſucht.“ Matth. 13, 45.

Geliebte Pfarrkinder!

Auf eine höchſt ſinnvolle Weiſe erklären die heiligen Väter das Gleichniß vom Himmelreiche mit einem Kaufmanne, der gute Perlen ſucht. Unter den verſchiedenen Deutungen iſt aber beſonders eine für das heutige Feſt in hohem Grade paſſend und anwendbar, nämlich dieſe, daß man unter dem Himmelreiche die heilige Kirche, unter dem Kaufmanne Jeſum Chriſtum, und unter der Perle jede menſchliche Seele verſteht. — Stellet euch nur unter dem evangeliſchen Kaufmanne Chriſtum den Herrn vor, der vom Himmel herabgekommen iſt, um zu ſuchen und ſelig zu machen, was verloren war, ſo wird es euch bald beifallen, daß jede menſchliche Seele ſo eine koſtbare Perle ſei, welche der himmliſche Kaufmann auf dieſer Erde finden möchte. Die guten Perlen, eine ſchätzbare Gattung

von edlen Steinen, sind von einer sehr glänzenden Schönheit und haben einen großen Werth; was kann aber schöner sein, als die Seele des Menschen, die als ein unsterblicher Geist nach Gottes Ebenbild erschaffen ist? Was ist wohl so viel werth, als eine Seele, wovon der göttliche Erlöser selbst gesagt hat: „Was nützt es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewänne und Verlust an seiner Seele litte? Was könnte der Mensch wohl geben, um seine Seele wieder einzutauschen?“ (Matth. 16, 26.) Der Kaufmann muß seine Perlen, damit sie gehörig glänzen, vom Unrath säubern, und Jesus Christus hat die auserwählten Seelen mit seinem Blute gewaschen, damit sie von Sünden gereinigt, den Augen Gottes ganz gefallen können.

Eine solche durch Glauben und Buße gereinigte Seele wird uns heute an der heiligen Margaretha vorgestellt, die in Wahrheit ist, was schon ihr Name sagt. Margarita, d. h. auf deutsch: eine Perle. Sie war eine kostbare Perle, eine Zierde des Christenthums im Leben, und glänzt nun in ihrer Verherrlichung noch als eine kostbare Himmelsperle in der strahlenden Krone der Jungfrauen am Throne Gottes.

Der heilige Lehrer Thomas nebst vielen Andern versteht unter der geheimnißvollen Perle im heutigen Festtagsevangelium Jesum Christum selbst, und zwar wegen der großen Ähnlichkeit der Eigenschaften, welche beide miteinander gemein haben. „Denn,“ spricht er, „Christus ist weiß, wie eine Perle, wegen seiner Reinigkeit; er ist fest, wie eine Perle, wegen seiner Heiligkeit; er ist endlich kostbar, wie eine Perle, wegen seiner Gottheit.“ Nach dem Beispiele des heiligen Thomas werde ich nun den Sinn dieser Worte auf unsere jungfräuliche Kirchenpatronin Margaretha anwenden und euch zeigen, daß sie wahrhaft im Leben und Sterben war, was ihr Name sagt, eine Perle, und indem ich die Kostbarkeit und den hohen Werth der Perlen besonders in's Auge fasse, werde ich euch an's Herz legen, daß jede menschliche Seele eine Perle oder eine Margarita sei. Also:

Die heilige Jungfrau Margaretha eine koſtbare Perle, warum? I. Theil.

Eine Margarita, eine koſtbare Perle die menſchliche Seele, warum? II. Theil.

• Gott und Vater, du, von dem allein Wachsthum und Gedeihen alles Guten kommt, ohne deſſen Gnade alles menſchliche Zureden und die ſtärkſten Beweiſe gleich einem nichtigen Schall verſchwinden, ſegne heute deine Worte an allen denen, die mich hören, durch deinen Sohn, unſern Herrn Jeſum Chriſtum!

Erſter Theil.

Die heilige Jungfrau Margaretha iſt eine koſtbare Perle wegen ihrer Reinigkeit. Zu Antiochia, mitten unter Heiden und Götzendienern geboren, die Tochter eines heidniſchen Vaters, blieb ſie rein und weiß, wie eine Perle, und unbefleckt von den ſchändlichen Gräueln des Heidenthums. Die weiſeſte Vorſicht fügte es ſo, daß ſie als ein kleines Kind nach dem Tode ihrer Mutter von ihrem Vater ſelbſt einer tugendhaften Frauensperſon übergeben wurde, die heimlich eine Chriſtin war, und welche dieſes für den Himmel auserwählte Kind nicht nur mit ihrer Milch, ſondern auch mit dem Brode der Lehre Jeſu nährte, und in aller Tugend und Heiligkeit auferzog. Margaretha nahm ſchon in ihrem zarteſten Alter in der chriſtlichen Vollkommenheit mehr, als an Jahren zu. Und je mehr die Liebe Gottes in ihrem Herzen wuchs, deſto größer wurde ihr Abſcheu vor den Gräueln des Heidenthums, und deſto ſorgfältiger ſuchte ſie ihre Reinigkeit zu bewahren. Gleichwie eine Perle mitten in den Gewäſſern des Meeres von der Bitterkeit derſelben nicht das Geringſte annimmt, ſo blieb Margaretha mitten unter dem Verderben des Heidenthums von demſelben vollkommen rein und unbefleckt.

Das Laſter der fleiſchlichen Wolluſt verunreinigt Leib und Seele auf das ſchändlichſte, es macht den Menſchen dem

unvernünftigen Thiere gleich, und bezeichnet ihn mit einem unauslöschlichen Schandfleck. Nun bewahrte aber unsere heilige Jungfrau den Schatz ihrer englischen Jungfrauschaft so sorgfältig, sie wachte so sehr über ihre Sinne, sie nährte in ihrem Herzen einen solchen Haß gegen Alles, was ihre Unschuld nur im Geringsten verletzen konnte, daß sie in Ansehung ihrer Keuschheit eine eben so große Heldin und ein eben so großes Wunder als in Ansehung des Glaubens war.

O wie sehr soll euch dieß Beispiel beschämen, ihr eitelu Töchter dieser Welt, die ihr euch über euern Stand kleidet und putzet, bloß um zu gefallen, die ihr bei leichtfertigen Geberden und frechen Reden lachet, die ihr sündhafte Zusammenkünfte bei Tag oder Nacht unterhaltet, in Wirthshäusern und auf Tanzplätzen euch eifriger und lieber einfindet, als in der Kirche und beim Gebete; wie ist es da anders möglich, als daß eure Unschuld und Keuschheit zu Grunde gehe, wenn ihr je noch in diesem Stande seid? Margaretha bewahrt ihre Reinigkeit in Mitte der heidnischen Ausschweifungen, und ihr solltet diese Tugend mitten unter einer gläubigen Gemeinde, umgeben von vielen guten Beispielen, bei den beständigen Ermahnungen eurer Eltern, Seelsorger und Beichtväter, mit dem Beistande der göttlichen Gnade nicht bewahren können? Ist das nicht eine Schande für euch, die ihr euch doch Christen nennt?

Eine jede Todsünde verunreinigt die Seele, raubt ihr alle Schönheit, und macht sie in den Augen Gottes verhaßt und mißfällig. „Du bist in deiner Bosheit befleckt vor meinen Augen," spricht der Herr durch den Propheten zu einer jeden sündigen Seele. Das war denn auch die Ursache, warum Margaretha jede Art Sünde und Laster auf das Entschiedenste haßte und verabscheute. Es war dieß auch um so nothwendiger, je mehr Bosheit und Unordnung bei den Menschen, unter denen sie lebte, verübt wurde. Stolz, Ehrgeiz, Unmäßigkeit in Speise und Trank, Betrügerei und Ungerechtigkeit, Lügen und falsche Eidschwüre, Rachsucht und alle Laster

herrſchten allenthalben unter dem heidniſchen Volke. Ja, die ſchändlichſte Unzucht wurde ſogar als etwas Rühmliches angeſehen, ſie machte einen Theil des heidniſchen Gottesdienſtes aus, und wurde ſelbſt durch die Beiſpiele der falſchen Gottheiten gerechtfertigt. Alſo hatte unſere heilige Jungfrau nichts anders vor Augen, als die ſchändlichſten Beiſpiele und die verdorbenſten Sitten. Und doch wurde die Unſchuld ihrer Seele nicht im Geringſten befleckt; je boshafter die Menſchen waren, deſto mehr wuchs ihre Liebe und Treue gegen Gott, deſto reiner und unſchuldiger ſuchte ſie ſich den Augen ihres göttlichen Bräutigams darzuſtellen, der da nach den Worten des Apoſtels „ganz unſchuldig und unbefleckt, und von Sünden abgeſondert iſt". (Hebr. 7, 26.) Wie konnte ſie im Hinblicke auf denjenigen, der ſich bis zum Tode des Kreuzes erniedrigte, noch Gedanken des Stolzes und der Ehrſucht hegen? Wie konnte ſie in den Augen desjenigen, der auf Erden nicht hatte, wo er ſein Haupt hinlegen ſollte, noch lange nach den nichtigen Gütern dieſer Welt verlangen! Wie hätte ſie in ihrem Herzen dem Zorn, der Feindſchaft und der Rache Platz geben können, da ſich ihr Heiland wie ein Lamm, das den Mund nicht öffnet, zur Schlachtbank führen läßt, und ſogar ſelbſt für ſeine Feinde betet! Seht da Margaretha, die koſtbare Perle, weiß, rein und unbefleckt in Mitte der Bosheit. Margaretha iſt eine koſtbare Perle wegen ihrer Feſtigkeit und Standhaftigkeit, womit ſie dem Zorn des Vaters, den Schmeicheleien des Olybrius, ja ſogar dem Grimm des Satans widerſtand.

Kaum war ihr Vater inne geworden, daß ſeine Tochter ſich zum chriſtlichen Glauben bekenne, ſo wurde ſein Herz von der heftigſten Unruhe beſtürmt, ſo daß er alle erdenklichen Mittel anwendete, um ſie zur Verläugnung des chriſtlichen Glaubens zu zwingen. Bald wendete er alle Beweisgründe einer falſchen Weisheit an, um ſie zur Verehrung der Götter zu bewegen; bald ſuchte er ihr Herz durch liebevolle Worte und ſchöne Verheißungen zu rühren; bald ſuchte er ſie durch

Drohungen und Strafen von ihrem Entschlusse abzubringen; er schickte sie in einer verächtlichen Kleidung auf das Land, wo sie die schlechtesten Dienste verrichten mußte, endlich sperrte er sie sogar in einen finstern Kerker ein. Allein sie blieb bei all diesen harten Begegnungen unbeweglich. Sie wußte, daß man einem himmlischen Vater mehr als einem irdischen gehorsamen müsse, und daß, wenn Gott und die Eltern Dinge befehlen, die einander entgegengesetzt sind, man die Befehle Gottes den Befehlen der Menschen unendlich weit vorziehen müsse. Sie erinnerte sich an das Wort des Herrn, daß wir Vater und Mutter hassen, d. i. sie als Feinde unserer Seele fliehen sollen, wenn sie uns Befehle aufdringen, die Gott und unserm Heil zuwider sind. „Man muß die Eltern lieben," sagt der heilige Augustin, „aber den Schöpfer vorziehen." Diese Ordnung der Liebe beobachtete Margaretha auf das heiligste. Sie behielt die kindliche Liebe gegen ihren Vater, aber sie verabscheute sein gottloses Begehren. Sie blieb eine Perle, gleich hart, fest und unbezwinglich.

Wegen ihrer Standhaftigkeit wurde sie von ihrem Vater immer mehr gehaßt und verfolgt, und mußte in Armuth und Verachtung dahin leben. Eine ärmliche Kleidung bedeckte kaum ihre Glieder, und die schlechteste Nahrung schützte sie nur nothdürftig vor dem Hungertode. Aber sie litt alles dieses gerne und freudig um Jesu willen. Als sie vor Olybrius, den Statthalter der Provinz, geführt wurde, machte ihre Schönheit auf denselben einen solchen Eindruck, daß er ihr die eheliche Verbindung antrug, und sich alle erdenkliche Mühegab, ihre Gegenliebe zu gewinnen. Allein alle Bemühungen und Schmeicheleien des Olybrius waren vergebens. Vergebens stellte ihr der Vater alle Vortheile einer so ansehnlichen Heirath vor Augen. Da sie ihre jungfräuliche Liebe bereits ganz und gar ihrem himmlischen Bräutigam gewidmet hatte, so war sie fest entschlossen, niemals mehr ihr Herz durch eine irdische Liebe zu entweihen.

Allein dieß ihr Betragen zog ihr den äußersten Haß des verschmähten Statthalters zu, und verwandelte seine Liebe in

Grausamkeit. Er läßt sie als eine Feindin der Götter vor seinen Richterstuhl führen, und verdammt sie zu Gefängniß, zu Hunger und Durst, zu Geiselstreichen, zu den grausamsten Martern, und endlich zum Tode. Wie leicht hätte sie nicht allen diesen Peinen ausweichen können, wenn sie sich nur mit einem Worte zu Gunsten des Olybrius hätte erklären wollen. Allein ihr edles Herz wollte sich mit den Vorzügen eines Statthalters nicht begnügen, sie verlangte die Braut eines Königs zu sein, „und zwar eines solchen," sagt der heilige Hieronymus, „der ohne Ende herrscht." Seht da Margaretha standhaft und fest und hart, wie eine Perle.

Unerschrocken und unbezwinglich blieb Margaretha sogar gegen die Macht der Hölle. Da Verfolgung und Martern ihre Standhaftigkeit nicht erschüttern konnten, so wagte endlich der Satan selbst unter schrecklicher Gestalt einen Anfall auf sie, und es schien, als wollte er sie wüthend verschlingen. Doch auch diese List der Hölle wurde von der christlichen Heldin zu Schanden gemacht. Sie schlug den Feind in die Flucht durch die bloße Anrufung des heiligen Namens Jesu, ihres göttlichen Bräutigams; und anstatt daß ihr jungfräuliches Herz hier der Furcht hätte unterliegen sollen, so wurde sie, indem sie die Macht ihres Gottes augenscheinlich erblickte, in der Liebe und Treue gegen denselben nur noch mehr gestärkt. So vollkommen besaß demnach Margaretha die Festigkeit einer Perle durch ihre Standhaftigkeit, mit der sie die Verfolgungen ihres Vaters, die Grausamkeit des Statthalters, ja selbst den Ingrimm der Hölle aushielt.

O wie sehr wäre es zu wünschen, meine lieben Christen! daß wir dieser heiligen Jungfrau auch nur in etwas nachfolgen möchten! Wie Viele sind unter uns, die bisher in jeder Versuchung gefallen sind! Wie Wenige haben sich bisher den Anfechtungen des Satans, den Verführungen frecher und wollüstiger Menschen standhaft widersetzt, wie Viele dagegen so Manches geredet und gethan aus Menschenfurcht und menschlichem Respekt, was dem Gesetze Gottes zuwider war! Ach!

die Liebe gegen Gott ist in den Herzen der meisten Menschen erkaltet, dem wir doch Alles zu verdanken haben, der für uns, wie ein Vater für seine Kinder, ohne Aufhören sorgt; die Menschen fürchten wir, und den allmächtigen Gott, der Leib und Seele in die Hölle stürzen kann, fürchten wir nicht; welch' eine Thorheit!

Margaretha, eine kostbare Perle. Wer kann nur den Werth einer einzigen Seele bestimmen, die nach dem Ebenbilde Gottes erschaffen, mit dem Blute Jesu Christi erkauft und mit den Schätzen der göttlichen Gnade erfüllt worden ist? Wenn nun aber eine menschliche Seele von einem so hohen Werthe ist, wie kostbar muß nicht erst die Seele der Margaretha sein, welche Gott vor unzähligen Menschen mit den Schätzen seiner Gnade bereichert hatte! Wer wird den Werth einer Seele begreifen können, die schon auf Erden ein himmlisches Leben führte, mehr mit den Engeln, als mit den Menschen umging, und in einem jungfräulichen Leibe mit Jesus Christus auf das innigste vereinigt war? Wahrhaftig, Gott allein kann sie nach Verdienst schätzen; denn sie ist so kostbar, wie eine Perle von den äußersten Gränzen der Welt.

Man nennt insgemein alles das kostbar, was selten ist. Auch die geringste Sache wird von den Menschen ihrer Seltenheit willen hochgeschätzt. Wenn man nun von allen Heiligen Gottes, die mit außerordentlichen Tugenden geleuchtet haben, sagen kann, sie seien kostbar gewesen in den Augen Gottes, so kann man dieß bei Margaretha ihrer Reinigkeit und Standhaftigkeit wegen besonders sagen. Oder was gibt es Selteneres, als daß die Tochter eines heidnischen Priesters ein Tempel des heiligen Geistes wird und mitten in einer abgöttischen, lasterhaften und unzüchtigen Umgebung gläubig und getreu, keusch und unschuldig verbleibt?

Was ist seltener, als daß eine von Natur aus schwache und furchtsame Jungfrau den heftigsten Verfolgungen eines erzürnten Vaters und den Schmeicheleien sowohl, als der Wuth eines grausamen Tyrannen so standhaft widersteht, daß

die Menschen über ihre Marter erstaunen, und ihr Muth sogar die Hölle in Schrecken setzt?

Nachdem ich euch nun gezeigt habe, daß die heilige Margaretha wahrhaftig das sei, was ihr Name sagt, eine Perle, wegen der Eigenschaften, die wir an ihr bewundern, daß sie wegen ihrer Reinigkeit und Unschuld, wegen ihrer Festigkeit und Standhaftigkeit, wegen ihrer Kostbarkeit und Seltenheit auf's vollkommenste mit einer Perle verglichen werden kann, so ist es nun an der Zeit, die Augen auf uns selbst zu wenden, und zu betrachten, daß wir Alle, wie wir hier versammelt sind, mit Perlen verglichen werden können, daß jede christliche Seele eine Margarita, eine kostbare Perle sei.

Zweiter Theil.

Jede menschliche Seele ist eine Margarita, eine Perle, kostbarer als alle Perlen auf der ganzen Erde. Wir können den Werth einer Seele durch die Engel beurtheilen. Ein Engel ist so vollkommen, daß Alles, was wir auf der Erde und in den Himmeln sehen, im Vergleiche mit einem Engel weit geringer ist, als ein Staubkörnchen im Vergleich mit der Sonne. Nun ist aber unsere Seele beinahe den Engeln gleich, wie David sagt: „Du hast ihn — den Menschen — um ein Kleines geringer gemacht, als die Engel.“ Und im Himmel wird sie gleichsam vergöttlicht, sagt der heilige Johannes: „Wir werden ihm ähnlich sein.“ So vollkommen auch die Engel sind, so ist dennoch unsere Seele Gott so werth, daß er den Engeln befohlen hat, Sorge für sie zu tragen, jede Seele wird von einem Himmelsfürsten bewacht. „Gott hat seinen Engeln deinetwegen befohlen, dich auf den Händen zu tragen,“ d. h. zu bewachen.

Unsere Seele ist eine Perle von hohem Werthe; denn sie ist das Ebenbild Gottes. „Er schuf die Thiere und das Gewürm der Erde, jedes nach seiner Art,“ sagt die heilige Schrift; dann aber sprach er: „Lasset uns einen Menschen machen nach unserm Bild und Gleichniß.“ In Betrachtung dieser

Worte hat der heilige Ambrosius ausgerufen: „Lerne, o Mensch! wie groß und kostbar du seiest!“ Unsere Seele ist von so hohem Werthe, daß der Allmächtige es nicht für zu viel hielt, seinen Sohn auf die Erde zu senden, um sie zu retten. Hierüber schreibt der heilige Eusebius: „Glaubst du vielleicht dem Schöpfer nicht, wie kostbar deine Seele sei, so frage deinen Erlöser, welcher dieselbe erkauft hat. Frage ihn, warum er die Herrlichkeit des Himmels verlassen, in einem Stalle seine erste Wohnung genommen, in der Krippe geweint und überhaupt ein so armseliges Leben geführt habe.“ Auf alles dieses antwortet der heilige Augustin: „Erhebe dich, Seele! so viel bist du werth! Zähle die Stunden, die Jesus gelebt, die Thränen, die er geweint, die Worte, die er geredet, die Geiselstreiche, die er empfangen, die Dornen, die sein heiliges Haupt durchbohrt, zähle die Blutstropfen, die er vergossen, dieß Alles ruft dir zu: O Seele, so viel bist du werth!“ „Wäre auch nur ein einziger Mensch auf der Welt gewesen,“ sagt der heilige Chrysostomus, „so würde um des hohen Werthes dieser einzigen Seele es Gottes nicht unwürdig gewesen sein, Fleisch anzunehmen, und sein Leben für sie hinzugeben. Die Himmel kosteten Gott nur ein Wort, für unsere Seele aber gab Gott seinen Sohn, sie hat dem Sohne Gottes Blut und Leben gekostet, so ist sie also in einem gewissen Sinne so viel werth, als Gott selbst, denn sie ist so viel werth, als sie gekostet hat. Hätte man das Blut des Erlösers, als er am Kreuze starb, in einem Gefäße aufgesammelt, mit welcher ehrfurchtsvollen Sorgfalt würde man dieß anbetungswürdige Blut nicht bewahren! Dürfen wir weniger Sorge tragen, unsere Seele zu bewahren, als das Blut Jesu Christi, da Jesus Christus unsre Seele höher achtete, als sein eignes Blut?“ „Seitdem ich erkannt habe,“ sagt der heilige Augustin, „daß meine Seele durch das Blut Gottes erkauft worden ist, bin ich entschlossen, sie zu bewahren, und sie niemals dem Teufel durch eine Sünde zu verkaufen.“

Unsere Seele ist also eine Perle von hohem Werthe. Der

Unsere Seele ist eine kostbare Perle, aber ach! wie Viele sind, die dieß kostbare Kleinod um einen Spottpreis verkaufen zur ewigen Verdammniß. „Weh mir!“ seufzt der Prophet im Namen der Sünder, „ich habe meine geliebte Seele ausgeliefert in die Hände ihrer Feinde.“ So liefern die Sünder fremde Seelen durch Ärgerniß und Verführung, ihre eigenen durch freiwillige Sünden dem Teufel aus. Um was für einen Preis? Die Seelen haben Christum Blut und Leben gekostet, und die Menschen geben dieselben hin um eine kurze Freude, ein zeitliches Gut, eine augenblickliche Wollust, wie Gott selbst sich bei dem Propheten Ezechiel beklagt: „Sie haben mich entheiligt um eine Hand voll Gerste und ein Stück Brod.“ (Ezech. 13, 19.)

Wenn der göttliche Heiland bei Matth. 7, 6. sagt: „Werfet eure Perlen nicht vor die Schweine hin,“ so kann man unter den Perlen eure unsterblichen Seelen, und unter den Schweinen eure Leidenschaften und bösen Neigungen verstehen; o werfet eure kostbaren Seelen nicht vor die Schweine, nicht vor die Hoffart, nicht vor die Unlauterkeit, nicht vor die Unmäßigkeit und Trunkenheit, nicht vor den Zorn, gebt sie nicht preis einer sündhaften Bekanntschaft und andern lasterhaften Gewohnheiten! Die Perle unserer Seele gehört vielmehr Gott an, als uns selbst. Er gab sie uns zum Unterpfand, wofür wir ihm Rechenschaft ablegen müssen. Werfen wir diese Perle nicht vor die Schweine, sondern bewahren wir sie als den kostbaren Preis des Blutes Jesu Christi. Bewahren wir sie für uns selbst, denn verlieren wir sie, so ist Alles für uns verloren.

Die Jahrbücher der Gesellschaft Jesu erzählen uns von einem Mädchen in Brasilien, das, durch die Predigten der Missionäre zum christlichen Glauben bekehrt, aus inbrünstiger Liebe zu Jesus Christus das Gelübde der Keuschheit abgelegt habe, um ihre Jungfrauschaft desto sorgfältiger zu bewahren. Bald nach ihrer Bekehrung wurde sie als Sklavin an einen Menschen verkauft, der, obschon er ein Christ, ein so entsetzlicher

Wollüstling war, daß er, wie ein Wolf einem armen Schäflein, seiner frommen Sklavin unaufhörlich nachstellte, und sie zur Einwilligung in seine ungebührliche Lust, wo er immer konnte, anreizte. Dieses Mädchen war aber eine wahre Margaretha, ein kostbares Perlein wegen ihrer Standhaftigkeit, mit der sie sich den ungestümmen Versuchungen ihres Herrn widersetzte. Endlich kam sie glücklich auf göttliche Eingebung auf den Gedanken, sich ein Kruzifix an den Hals zu hängen, indem sie dachte: Mein Herr ist ja ein Christ, vielleicht wird er vor dem Anblick seines Erlösers Ehrfurcht haben, und mich in Frieden lassen. Nicht lange hernach suchte der ungezähmte Wüstling auf's neue die keusche Perle zur Sünde zu bewegen, und fing schon an, Gewalt zu brauchen, da warf sich unsere Margarita vor ihm auf die Kniee, ergriff das am Halse hängende Bildniß des Gekreuzigten und sprach: „Bedenke, daß Jesus Christus, dessen Bild ich in Händen habe, sein Blut vergossen, so viel Qualen ausgestanden habe, und am Kreuze gestorben ist, um zu erlösen deine und meine Seele. Ach, ich bitte dich, schände doch nicht die Seelen, die Jesus so theuer erkauft hat! Wirf diese Perlen nicht den Schweinen deiner bösen Begierlichkeiten vor! Wirst du aber fortfahren, mir Gewalt anzuthun, so wisse, dieser Gott, in dessen Augen meine und deine Seele so kostbar ist, wird sich an dir auch rächen." Diese Worte machten auf den Verführer einen solchen Eindruck, daß er die heroische Sklavin um Verzeihung bat, sich fortan besserte und ihr sogar die Freiheit schenkte. Liebe Christen! denket an diese Geschichte in allen Versuchungen zur Sünde. Jesum den Gekreuzigten haltet, wenn nicht in euren Händen, doch in eurem Gedächtniß, und denket euch: Wie, ich soll meine Seele so schmählich hingeben, die den Sohn das Leben gekostet hat? Weh' aber euch, ihr Verführer der Seelen! die ihr so kostbare Perlen mit Gewalt raubet, und durch Schmeicheleien, Anreizungen, schlechte Reden und Unterweisungen, ja öfters sogar durch Gewaltthätigkeit dem Teufel in die Hände liefert.

Was der weise Strach sagt, das rufe ich euch Allen zu:

„Mein Sohn, bewahre deine Seele, und ehre sie, wie sie es verdient.“ Der heilige Faverius pflegte seinen Beichtkindern mit dem Flammeneifer eines apostolischen Geistes diese Worte in die Ohren zu sagen: „Mein Kind! bewahre deine Seele, denn sie kostet über alle Maßen viel.“ Auch ich möchte euch mit gleichem Eifer und gleichem Nachdrucke die Ermahnung in das Herz rufen: Bewahre doch deine Seele, liebe Jugend! Kinder, Jünglinge und Jungfrauen! fliehet behutsam alle Gefahren und Gelegenheiten zur Sünde, damit ihr die kostbare Perle, eure Seele nicht verlieret! Eltern! bewahret mit möglichster Sorgfalt die kostbaren Perlen, die Seelen eurer Kinder! Gott wird dieselben am Tage des Gerichtes von euren Händen fordern, und wehe euch, wenn sie durch Nachläßigkeit und Fahrläßigkeit zu Grunde gegangen sind! Wie eure Kinder gekleidet gehen, wie sie sich in der Welt fortbringen, wie viel Heirathgut ihr ihnen geben werdet, das sei eure geringste Sorge; daß sie fromm leben, von euch zur Andacht, zum Dienst und zur Liebe Gottes angeleitet, von Sünden, von Gefahren und Gelegenheiten der Sünde bewahrt werden, das ist euer einziges Geschäft, das euch unter Strafe der ewigen Verdammniß von Gott aufgetragen ist. Ihr Reichen und Wohlhabenden! bewahret sorgfältig eure kostbaren Perlen, eure Seelen! Das ist euer größtes Kapital; vergesset nie das Wort Jesu Christi: „Was nützet es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnt, aber an seiner Seele Schaden leidet?“ Ihr Armen! müsset ihr gleich an allen zeitlichen Gütern Mangel leiden, eine kostbare Perle habt ihr doch, eure Seele, eben so theuer erkauft, wie die Seelen der Könige und Fürsten dieser Welt. Verwahret nur dieses Kleinod, es ist euer bestes Gut, so seid ihr überschwenglich reich und glücklich. Ihr Frommen und Gerechten! fahret fort, eure Seelen zu bewahren! Ihr Sünder! erbarmet euch über euch selbst, und rettet, entreißet eure Seele durch wahre Buße und Besserung den Klauen des Satans. Wer du immer bist, mein Christ! noch einmal sage ich es dir: Eine Margarita bist du, eine kostbare Perle, bewahre diese Perle, bewahre deine Seele zum ewigen Leben! Amen.

Predigt

auf

das Fest der heiligen Mutter Anna.

Text: „In Allem aber geh du selbst mit deinem Beispiele voraus in guten Werken.“ Tit. 2, 7.

Geliebte Pfarrkinder!

Wenn ich die heilige Gottesmutter Maria ausnehme, so ist vielleicht unter allen Heiligen des weiblichen Geschlechtes nicht eine mehr, welche von dem gläubigen Volke mehr geliebt und verehrt würde, als jene, deren Andenken heute die ganze heilige Kirche begeht, die heilige Mutter der seligsten Gottesmutter Maria, die Großmutter des Allerheiligsten, des allein Heiligen, des Gottmenschen Jesus Christus. — Wenn wir hundert Weibspersonen nehmen, so werden darunter bei weitem die Mehrzahl diejenigen ausmachen, denen bei der heiligen Taufe der Name der heiligen Anna beigelegt worden ist; gewiß ein sprechender Beweis von der Liebe und Verehrung, welche die Gläubigen zu dieser heiligen Großmutter des Herrn tragen.

Es ist nur zu bedauern, daß wir so wenig von ihr wissen, daß die heilige Schrift uns mit keinem Worte von ihr erzählt, ja nicht einmal ihren Namen nennt. Eine ehrwürdige in der Kirche Gottes vom Anfange an aufbewahrte Übergabe sagt uns dieß Wenige, daß Anna eine lange und die schönste Zeit ihres Lebens mit der harten Prüfung der Unfruchtbarkeit von Gott heimgesucht wurde, welche zu jenen Zeiten aus menschlichen Vorurtheilen für die größte Schande, für ein untrügliches Zeichen der Sünde und des göttlichen Fluches gehalten wurde. Diese Prüfung war um so schmerzlicher für sie, da sie vom Stamme Juda, und aus dem Hause Davids war, woher der Messias kommen sollte, mit dem durch die Bande der Blutsverwandtschaft verbunden zu werden, jeder Nachkömmling Davids die süße Hoffnung haben konnte. Nur für Anna schien diese Hoffnung ihrer Unfruchtbarkeit wegen verloren zu sein. Hier zeigt sich uns aber eben ihre hohe Frömmigkeit, daß sie in diesem betrübten Zustande dem Herrn ihr Herz zum Opfer brachte, und ihren ganzen Willen und alle ihre Wünsche seiner heiligen Anordnung unterwarf.

Nach langer Prüfung sah der Herr auf sie herab, nahm die Schmach der Unfruchtbarkeit von ihr, und beschenkte sie mit einer auserlesenen heiligen Tochter — Maria. Wie sie ihre Kinderlosigkeit dem Herrn geopfert hatte, so opferte sie auch dieses ihr Kind, und zwar schon frühzeitig seinem Dienste im Tempel, und beraubte sich aus der reinsten Liebe Gottes dessen, was ihr im sterblichen Leben das Angenehmste und Liebste war, des zärtlichsten Umganges mit ihrer geliebten Tochter. Dieses zweite Opfer ist uns ein neuer Beweis von den gottseligen Gesinnungen der heiligen Anna; dieß ist aber auch Alles, was uns aus der Überlieferung der ersten Jahrhunderte über sie zugekommen ist.

Und wenn wir auch dieß Wenige nicht hätten, so wäre schon ein einziger Umstand hinreichend, uns einen sehr hohen Begriff von der Heiligkeit der auserwählten Mutter Anna

beizubringen. Dieser Umstand ist, daß sie die Mutter der heiligen Jungfrau Maria war. Die Heiligkeit dieser Tochter läßt uns mit Recht auf die Heiligkeit der Mutter schließen; denn Jesus selbst sagt, daß jener Baum, der eine gute Frucht hervorbringt, kein schlechter, sondern ein guter Baum sein müsse. Ich weiß nun wohl, daß es keine nothwendige Folge sei, daß bloß wegen der Geburt aus einer Mutter sich von der Frömmigkeit einer Tochter auch auf die Frömmigkeit der Mutter selbst schließen lasse; aber das ist eine ausgemachte Wahrheit, daß wegen der Erziehung und des guten Beispiels sich von der Tugend der Tochter der Schluß auf die Tugend der Mutter machen lasse. Wenn gleich an Maria in Bezug auf ihre Heiligkeit die Gnade Gottes das Meiste gethan hat, so that auch ihre eigne Mitwirkung sehr Vieles, und daß diese Mitwirkung so ausgezeichnet treu und gut war, liegt die vorzüglichste Ursache in dem guten Beispiele, welches Maria von ihrer Mutter Anna erhalten hat.

Da wir in einer Zeit leben, in welcher so wenige Eltern die Pflicht des guten Beispieles, das sie ihren Kindern schuldig sind, mehr erkennen und noch viel weniger erfüllen, da wir in einer Zeit leben, in der die bösen Beispiele immer mehr sind, als die guten, und das Wort des Herrn: „Lasset euer Licht leuchten ꝛc.“ — so ganz in Vergessenheit gekommen zu sein scheint, so habe ich mir vorgenommen, zur Festfeier der heiligen Anna ein Wort von der Nothwendigkeit und den Wirkungen des guten Beispieles zu reden, indem ja die heilige Anna durch ihre Frömmigkeit und Gottergebenheit ihrer jungfräulichen Tochter Maria nicht allein ein ausgezeichnetes Beispiel gegeben, sondern hiedurch auch bei ihren Zeitgenossen manche segensreiche Wirkung hervorgebracht hat.

Ich eile ohne Verzug zu meinem Vorhaben, und rede

von der Nothwendigkeit des guten Beispieles, I. Theil;
von den Wirkungen des guten Beispieles. II. Theil.

Segne, o Gott und Vater, das Samenkorn, das ich

hoffärtig, träg und faul im Dienste Gottes, lieblos und zanksüchtig, und willst uns lehren, demüthig und eingezogen zu sein, fleißig zu beten, und Gottes Wort gerne anzuhören, verträglich und liebreich mit dem Nebenmenschen zu sein? Seht da, liebe Christen, die Ermahnung und Belehrung ohne das gute Beispiel richtet nichts aus.

Jesus Christus, der Heiligste aller Heiligen, der als oberster Gesetzgeber an kein Gesetz gebunden war, wollte seine heilige Lehre nicht verkünden, ohne sein heiliges Beispiel vorhergehen zu lassen. Als er öffentlich als Lehrer auftrat, erzählt von ihm die Apostelgeschichte, fing er zu thun und zu lehren an. Merkt es wohl: Das Thun geht voran, das Lehren folgt darnach. Soll die Unterweisung bei euern Angehörigen zu ihrem Seelenheile etwas Gutes wirken, so muß das fromme, gute Beispiel dabei sein. So oft es sich von Frömmigkeit, Andacht, Gottesdienst u. dergl. handelt, darf es einem Vater, einer Mutter, einem Hausherrn nicht genug sein zu sagen: Sohn, Tochter, Knecht, Magd, thu' das, sondern es muß heißen: lasset uns thun. Es genügt nicht zu sagen: folget Jesu Christo nach, sondern ihr müsset mit dem heiligen Apostel Paulus sagen: „Seid meine Nachfolger, wie ich mich befleiße, Jesu Christo nachzufolgen." Nicht genug, daß ihr ihnen den Weg zum Himmel mit den Fingern zeiget, und saget: dort mußt du hingehen; denn solches thut auch ein hölzerner Wegweiser auf den Landstraßen, der den Reisenden den Weg zeigt, den sie einschlagen müssen, selbst aber bleibt er stehen. Wenn eine Mutter ihrem kleinen Kinde das Gehen lernt, so läßt sie es nicht dabei bewenden, dem Kinde zu sagen geh nur schön fort, sondern sie nimmt es bei der Hand, und geht mit ihm Schritt für Schritt. So hat es die heilige Monika gemacht, welche ihren Sohn Augustin vom Irrwege ab wieder zur Tugend zurückführte, wie derselbe von ihr schreibt: Sie benetzte ihre Worte mit Thränen, und ernährte dieselben mit gutem Beispiele.

Auch die Wachsamkeit der Eltern und Vorgesetzten für

ihre Untergebenen, wenn sie hundert Augen hätten, sie zu beobachten, wird wenig helfen, wenn nicht das gute Beispiel vorangeht. Verführer der unschuldigen und unerfahrnen Jugend gibt es heut zu Tage an allen Orten so viele, daß man nicht behutsam genug sein kann, und oft in einem Hause eine Mördergrube der Seelen findet, wo man dieselbe am wenigsten gesucht hätte. Allein wenn Eltern und Hausleute kein christlich-frommes Leben führen, ihren Untergebenen mit schlechtem Beispiel vorangehen, was wird die Sorgfalt und Wachsamkeit nützen, die sie anwenden, ihre Kinder und Dienstboten vor Ärgerniß und Verführung außer dem Hause zu bewahren? Was wird es nützen, die Kinder von schlechter Gesellschaft abzuhalten, wenn sie im eigenen Hause, von den eigenen Eltern eine ärgerliche Aufführung und einen schlechten Lebenswandel wahrnehmen?

Auch die Zurechtweisung und Bestrafung der Kinder und Dienstboten hilft wenig ohne das gute Beispiel. Wie werdet ihr es wagen, eure Untergebenen zu strafen wegen eines Lasters, das ihr selbst an euch habt, und worüber ihr selbst strafwürdig seid? Mit Recht sagt darum der heilige Augustin: „Derjenige mag mit Fug und Recht einen Andern strafen und züchtigen, welcher an sich nichts hat, was zu strafen und zu züchtigen ist. Wenigstens muß ein Solcher frei von dem Laster sein, das er bestrafen will, sonst kann man ihm vorwerfen, was Jesus sagte: Arzt, heile dich selbst; — oder was er den Pharisäern und Schriftgelehrten sagte, welche Alles tadelten und bestrafen wollten: Du Gleißner, zieh zuvor den Balken aus deinen eigenen Augen, und alsdann sehe zu, daß du den Splitter aus dem Auge deines Bruders herausziehest; oder was er zu denjenigen sagte, welche ein Weib im Ehebruche ertappt anklagten, um sie steinigen zu können: Wer von euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf sie.“ — Man hört Eltern über ihre Kinder Klage führen und sagen: ich weiß nicht, was ich mit meinem Kinde endlich anfangen soll! Es mag nicht beten, ist voller Muthwille und

Ungehorsam, all mein Predigen ist umsonst; ich habe auch schon zugeschlagen, und dasselbe dergestalt gezüchtigt, daß von einem zum andern Mal die Striemen nicht vergehen, aber Alles ist umsonst, ich kann keine Besserung wahrnehmen. — Also auch deine Bestrafung ist umsonst; kein Wunder; denn sieh', du hast dich ja selbst noch nicht gebessert, bist lau und träg, zornmüthig, geizig, unmäßig ꝛc. So lang du dich nicht selbst besserst, und deinem Kinde in allen Stücken mit gutem Beispiele voranleuchtest, wird all' deine Bestrafung umsonst sein. Nur bußfertige Eltern, sagte der ehrwürdige Bischof Wittmann oft, werden im Stande sein, gute Kinder zu erziehen. Das gute Beispiel der Bußfertigkeit von Seite der Eltern und Vorgesetzten wird auf die Kinder und Untergebenen auch einen guten bleibenden Eindruck machen.

Das Leben der Eltern und Vorgesetzten ist ein Spiegel, in welchem sich das Leben der Kinder und Dienstboten abspiegelt; daher das Sprichwort: Wie die Alten sungen, zwitschern die Jungen; wie der Herr, so der Knecht. Der heilige Bischof Salvianus schreibt hierüber: „Ehe und bevor die Kinder anfangen, das Erbtheil von Vater und Mutter zu besitzen, tragen sie schon in den Sitten und Geberden ihren Vater und ihre Mutter herum.“ Und der heilige Paulus an die Römer: „Waren die Erstlinge der Frucht heilig, so ist es auch die ganze Ärnte, war die Wurzel heilig, so sind es auch die Äste.“ Gleichwie aber eine faulende Wurzel den aufsprossenden Zweig mit Fäulniß ansteckt, also können von lasterhaften Eltern auch nur lasterhafte Kinder kommen. Exempla trahunt, die Beispiele ziehen an, heißt ein alter Spruch. Das, was Andere thun, zieht uns mit einer süßen Gewalt zur Nachfolge, und zwar im Bösen viel eher, als im Guten.

Daraus folgt nun, daß nicht allein Eltern und Vorgesetzte mit gutem Beispiele ihren Untergebenen vorangehen müssen, sondern daß auch sonst ein jeder Mensch verpflichtet ist, ein gutes Beispiel zu geben. Wer du immer bist, jung oder alt, Knecht oder Magd, hast die Pflicht auf dir, ein

gutes Beiſpiel zu geben, weil Jedermann verpflichtet iſt, zum Heile Anderer beizutragen. Schwer iſt es, ſelig zu werden, wenn man nur ſich allein ſelig machen will. „Man kann nichts Nützlicheres für ſich ſelbſt thun," ſagt der heilige Eucherius, „als für das Heil Anderer arbeiten," d. h. durch gutes Beiſpiel den Nebenmenſchen erbauen, und ſein Seelenheil befördern. Gute Beiſpiele unterrichten, ohne zu reden, und ſagen dem, der ſie ſieht: Warum lebſt du nicht, wie dieſer? Biſt du zarter, als ſo viele Jünglinge und Männer, die bußfertig leben, während du deine Tage in Laſtern dahin bringſt? Biſt du anderer Natur, als ſo viele Frauen und Jungfrauen, die ſo eingezogen und fromm ſind, während du ſo zerſtreut und leichtſinnig biſt? — Dieſer Gedanke bekehrte den heiligen Auguſtin. Er ſelbſt bekennt, daß ihn das Beiſpiel ſeines Freundes Simplizianus zur Änderung ſeines Sinnes und Wandels bewogen habe. Dazu kamen ferner das Beiſpiel des Viktorianus, eines großen Redners und Sünders, der allen ſeinen Laſtern entſagt hatte, und ein keuſches, demüthiges Leben führte, die edlen Beiſpiele ſo vieler Andern beiderlei Geſchlechts, und aus den vornehmſten Ständen. „Auguſtin," ſprach er zu ſich ſelber, „ſollſt du nicht auch thun können, was ſo viele durch Verdienſt und Geburt ausgezeichnete Perſonen gethan?"

Jeder Stand muß demnach ein gutes Beiſpiel geben. Lebſt du im Stande der Gerechtigkeit, ſo mußt du gutes Beiſpiel geben nach den Worten des Herrn und der Ermahnung des heiligen Paulus. Gleichwie Chriſtus gewollt hat, daß die Apoſtel die ganze Welt, welche damals durch die Finſterniſſe der Irrthümer und Laſter verdunkelt war, mit dem Beiſpiele ihres Lebens erleuchten ſollen, alſo will Gott ebenfalls, daß alle guten Leute, die in Städten, Dörfern, Häuſern ſich aufhalten unter den Böſen, ihnen durch heilige und fromme Werke eines erbaulichen Lebens voranleuchten ſollen.

Dieſen Willen Gottes kündiget uns der Apoſtel Paulus an, da er an die Philipper ſchreibt: „Thut Alles ohne Murren

und Verzug, damit ihr ohne Tadel und einfältige Kinder Gottes und unsträflich seid, mitten unter dem bösen, verkehrten Geschlecht, unter welchem ihr leuchtet als Lichter der Welt." Und an die Korinthier schreibt er: „Alles soll zur Erbauung geschehen;" an die Epheser: „Alle Rede, die übel ist, soll nicht aus eurem Munde gehen; sondern wenn ihr was Gutes habet, welches tauglich ist, den Glauben zu bestätigen, und den Zuhörenden nützlich, das redet;" an die Römer: „Was zum Frieden und guten Beispiele sein kann, das wollen wir befolgen und bewahren." So müssen die Gerechten sich verhalten, und den Sündern und Bekehrten mit gutem Beispiele voranleuchten.

Warst du ein großer Sünder, so mußt du auch große Beispiele der Tugend und Bußfertigkeit geben. Es ist nicht genug, daß du bußfertig seiest, man muß es auch wissen, daß du es bist, und ohne Eitelkeit deinerseits, ohne daß du die Hochschätzung der Menschen suchest, sehe man deine guten Werke, und wisse darum. Es ist nicht genug für einen Sünder, daß er bekehrt ist, er muß auch vor den Menschen als bekehrt erscheinen, um die Ärgernisse und bösen Beispiele gut zu machen, die er gegeben. Er hat sich des Lasters nicht geschämt; weh ihm, wenn er sich der Buße schämen sollte!

So habe ich denn nun die Nothwendigkeit des guten Beispieles im Allgemeinen für alle Menschen, mögen sie gerecht oder Sünder sein, nachgewiesen, insbesonders aber den Eltern und Vorgesetzten die Nothwendigkeit des guten Beispieles gezeigt, ohne welches alle Belehrung, Aufsicht und Zurechtweisung bei ihren Kindern und Untergebenen fruchtlos bleibt. Nun wollen wir auch noch die Wirkungen des guten Beispieles betrachten, und hievon im

zweiten Theile.

Das gute Beispiel ist von außerordentlichen Wirkungen, und oft sogar wirksamer, als die Reden eines Predigers. „Durch gutes Beispiel," sagt der heilige Chrysostomus, „werden

mehr Seelen bekehrt, als durch Wunder; ohne das Beispiel der Guten würden beinahe alle Sünder zu Grunde gehen."

Es ist gewiß, daß die Beispiele der Frommen auf andere Fromme wohlthätig wirken, daß Einer den Andern erbaue, in der Tugend mehr und mehr stärke und befestige, und zur christlichen Vollkommenheit gleichsam herausfordere. Mehr beherzigt zu werden verdient die Wirkung des guten Beispieles bei denen, welche die heilige Schrift unter dem Namen Welt bezeichnet, den Bösen, den Sündern und Lasterhaften. Lebten diese unter lauter solchen Menschen, welche ihnen an Ausgelassenheit und Bosheit gleich wären, oder sie darin sogar noch übertreffen, so würden sie in ihrem Sündenleben beständig ruhig bleiben, die zum unglücklichen Schweigen gebrachte Stimme des Gewissens würde nicht geweckt werden, und wenn sich diese auch regen wollte, so würden sie sich durch den Gedanken trösten und beruhigen: Ich lebe wie andere Menschen meinesgleichen leben. Vielleicht würden sie ein christlich-frommes Leben für eine Unmöglichkeit halten, wenn sie kein Beispiel davon vor sich sähen. Nun hat es aber Gott im Allgemeinen so gefügt, daß jeder Sünder, er mag sich wo immer befinden, immer solche Menschen antrifft, die besser sind, als er, die nicht nur von jenen Sünden ganz rein sind, mit denen sein Gewissen verunreinigt und gedrückt ist, sondern an denen sogar die entgegengesetzten Tugenden im hellsten Schimmer hervorleuchten, mit einem Worte, welche die Gebote Gottes mit ausgezeichneter Genauigkeit beobachten. Dieses ihr Beispiel ist eine mächtige Stimme, die dem sündigen Weltkinde beschämend zuruft: So bist du nicht! die ihn aber auch zugleich ermuntert: so solltest, so könntest du auch sein, und die zugleich den Wunsch in ihm erregt: Möchte ich doch auch so sein! Dieses Beispiel der Frommen gleicht dem Sauerteige im Evangelium, welcher unter die Kinder der Welt gemischt, sie allmählig durchsäuert, daß sie Geschmack für das Gute erhalten; und ich behaupte aus Überzeugung, nichts kann auf die Bösen kräftiger wirken, als die Beispiele

der Frommen. Es wird in Christenlehren und Predigten den Sündern oft und viel an's Herz geredet, allein die meisten guten Lehren gehen zu einem Ohre ein, und zum andern hinaus, und machen keinen Eindruck auf das Herz. Wenn sie sich dadurch auch getroffen fühlen, so denken und sprechen sie zu ihrer falschen Beruhigung: Prediger und Beichtväter haben gut reden, sie wissen nicht, wie gefährlich in der Welt zu leben ist, und daß man ohne Sünde sein Fortkommen nicht leicht finden kann. Aber wenn solche Menschen Andere ihresgleichen erblicken, die auch in der Welt leben, wie sie, ohne sich von ihr beflecken zu lassen, die gleichen Beruf mit ihnen haben, ihrer Natur nach eben so schwach sind, die mit den nämlichen Gefahren, Gelegenheiten und Beschwerniſſen zu kämpfen haben, und doch einen auffallend rechtschaffenen, christlichen Lebenswandel führen, so können sie nichts dagegen einwenden, und der nämliche Gedanke, der zur Bekehrung des heiligen Augustin viel beitrug, wird auch ihr Herz in die Enge treiben. Kann dieser oder jener mitten in der Welt ein guter Christ sein, warum nicht auch ich? Könnten wir alle diejenigen fragen, welche sich von einem sündhaften Leben zu einem wahrhaft christlichen Wandel bekehrt haben, was sie am meisten zur Buße bewogen habe, so würden uns die meisten derselben antworten: Die Beispiele frommer Christen waren es. Gott hat verschiedene Mittel, um seine verirrten Geschöpfe wieder zurechtzuweisen; aber unter allen diesen ist keines wirksamer, und keines andern bedient er sich öfter als des guten Beispieles seiner Gerechten, die mit den Verirrten gleichen Standes sind.

Um nur ein Beispiel anzuführen: Ein einziger gottesfürchtiger Dienstbote, Knecht oder Magd, wie viel Gutes kann er unter seinesgleichen stiften, wenn er ihnen mit seinem demüthigen Tugendbeispiel voranleuchtet, lieber in's Gotteshaus als in's Wirthshaus geht, lieber bei einer guten, geistlichen Lesung daheimbleibt, als bei öffentlicher Lustbarkeit sich einfindet, lieber fromme, erbauliche Reden führt, als

leichtfertige und unkenſche, wenn er lieber Schaden litte, als daß er ſeiner Herrſchaft einen zufügte, wenn er ein lebendiges Vorbild der Arbeitſamkeit und Dienſtfertigkeit, der Mäßigkeit und Nüchternheit, der Sanftmuth und des Stillſchweigens, kurz ein Beiſpiel aller Tugenden iſt, welche einen Dienſtboten zieren ſollen.

Wahr iſt es, viele ſeiner Mitdienſtboten werden ihn verſpotten, necken, kränken, und werden ſagen: Er iſt ein Betbruder, oder ſie iſt eine Betſchweſter; aber im Herzen werden ſie ſich denn doch durch ihn beſchämt fühlen, und dieſe Beſchämung iſt nicht ſelten der Anfang ihres Heiles. Andere werden ſich ſogleich an ihm erbauen, und ihm nachzuahmen ſuchen. Wenn nun ein guter, frommer Dienſtbote durch ſein Beiſpiel ſchon ſo viel Gutes ſtiften kann, um wie viel größer würde die Wirkſamkeit des guten Beiſpieles von Seite der Eltern, der Hausleute, der Gemeindevorſteher und anderer Vorgeſetzten ſein! Unendlich viel Gutes könnten ſie ſtiften, großen Segen ihrem Hauſe und ihrer Gemeinde bereiten. Gottes Wort, ausgeſprochen durch den Pſalmiſten, würde ſich an ihnen bewähren für Zeit und Ewigkeit: „Das Geſchlecht der Rechtſchaffenen wird geſegnet werden.“

Ein Geſchlecht aber iſt es beſonders, deſſen Beiſpiel ungemein viel Gutes wirken, aber auch entſetzlich viel verderben kann, ich meine das Beiſpiel des weiblichen Geſchlechtes. Das weibliche Geſchlecht kann durch ſein Beiſpiel viel beitragen, daß Religion und gute Sitten unter uns aufrecht ſtehen, aber auch im Gegentheile viel beitragen, daß Religion und gute Sitten verfallen. Es hat im alten und neuen Teſtamente heilige Frauen und Jungfrauen gegeben, deren heiliges Leben und frommes Beiſpiel ungemein viel Segen verbreitet hat, und wie ganz anders ſieht es in einer Familie aus, wo eine brave Hausfrau ſchaltet, wie gut ſteht es mit der Sittlichkeit in einer Gemeinde, wo es recht viel fromme Jungfrauen gibt!

Das gute Beiſpiel einer Mutter, mit dem ſie ihren

Kindern voranleuchtet, prägt in die zarten Herzen derſelben einen unauslöſchlichen Eindruck. Wenn auch, wie es gar häufig geſchieht, ein gut erzogenes Kind in der Folge ausartet, ſo geht es wieder eher in ſich, und beſſert ſich leichter, als ein übel erzogenes. Wenn ihr chriſtlichen Mütter euere Kinder gut erziehet, ſo werdet ihr noch Gutes auf Erden ſtiften, wenn bereits euer Gebein im Grabe modert. Eure Söhne und Töchter werden auch einſt wieder Väter und Mütter, und die gute Erziehung, welche ſie euerm guten Beiſpiele verdanken, werden ſie auch ihren Kindern wieder geben, und ſo werden Kinder und Kindeskinder dem guten Beiſpiele der Eltern und Großeltern nachfolgen, und nach hundert und mehr Jahren werden an euren Nachkommen die Wirkungen eures guten Beiſpieles noch ſichtbar ſein.

Was eine fromme Mutter vermag, ſehen wir ja an der heiligen Monika, deren Thränen und unausgeſetzte Gebete und Ermahnungen ihren Sohn Auguſtin bekehrt haben. Haſt du, chriſtliche Mutter, einen ungerathenen Sohn, der der Strenge des Vaters ausweicht, deine Warnungen verſchmäht, die Ermahnungen der Prieſter verſchmäht, verliere den Muth nicht; deine Thränen, dein Gebet und die Ermahnungen aus deinem kummererfüllten Herzen werden den verlornen Sohn vielleicht noch rühren, er wird der Gnade ſein Herz wieder öffnen, und zur Tugend zurückkehren. Laß es nur an deinem guten Beiſpiele nicht fehlen; die Wirkung desſelben bleibt nicht aus.

Nichts in der Welt iſt ſo vermögend, einen wilden, ſtürmiſchen, ausſchweifenden und böſen Mann zu beſſern, und ſeine zügelloſe Seele zu lenken, als ein frommes, vernünftiges Weib durch ihr gutes Beiſpiel. Dadurch ſind ſchon viele ausgeartete Männer in ſanfte und geſittete Ehemänner umgewandelt worden. Haſt du vielleicht, mein liebes Weib, einen ſchlimmen Mann, verzage nur nicht, und laß es nicht an deinem guten Beiſpiele fehlen. Es kann auch dir zu Theil werden, was ſchon vielen deinesgleichen zu Theil geworden, daß du ihn

erſt an deinem oder ſeinem Sterbebette zur Buße bringeſt, und für das ewige Leben retteſt.

Mit Recht klagt man über die Verdorbenheit unſers Zeitalters, beſonders daß es in der Unzucht ſo weit gekommen iſt, daß es kaum mehr weiter kommen könnte. Allein dieſe Klage würde bald verſchwinden, wenn alle ledigen Weibsperſonen das wären, was ſie ſein ſollten, ehrbare, ſittſame und fromme Jungfrauen, die es nicht mit der Welt hielten, die Wirkungen ihres guten Beiſpieles würden nicht ausbleiben. Woher kommt es denn, daß viele Jünglinge und Mannsperſonen in ihren Ausſchweifungen ſo weit kommen, als weil es ſchlechte, feile Dirnen in Menge gibt, denen nichts willkommner iſt, als ſündhafte Anträge, weil es ſo viele ſchändliche Kreaturen unter dem weiblichen Geſchlechte gibt, die zu den Werken der Finſterniß Reizung und Anlaß geben, wo und wie ſie können? O Ärgerniß, du biſt ein reißendes Thier unter der Heerde Jeſu Chriſti! Du ſtürzeſt unzählige Seelen in die Sünde und in den Abgrund der Hölle. Von wem werden aber mehr Ärgerniſſe gegeben, als eben von dem weiblichen Geſchlechte? Ich will nur eines erwähnen, die leichtfertige Kleidung derſelben, Blicke, Geberden. Zu wie vielen böſen Gedanken, Begierden und ſchändlichen Werken hat ſchon oft ein einziger Blick Anlaß gegeben! Würden alle ledigen Perſonen ſich vereinigen, überall und allezeit in Kleidung und Geberden züchtig und ehrbar zu ſein, jegliches Ärgerniß ſorgfältig zu vermeiden, und dem männlichen Geſchlechte mit gutem Beiſpiele voranzugehen, o wie bald würden Religion und gute Sitten unter uns wieder aufblühen, jungfräulicher Sinn und Keuſchheit würde wieder wie ehedem heimiſch bei uns werden, und die Wirkungen des guten Beiſpieles würden ſegensreich auf die heranwachſende Jugend wirken und auf die ganze Nachkommenſchaft.

Nachdem ich euch nun Allen, jung und alt, ledig und verheirathet, Eltern und Kindern, Vorgeſetzten und Untergebenen, Jünglingen und Jungfrauen die Nothwendigkeit und die

Wirkungen des guten Beispieles an's Herz gelegt habe, so erübriget nur noch, euch zu bitten, ja bei dem Blute Jesu Christi zu beschwören, daß ihr alle Ärgernisse und bösen Beispiele ableget, und was ihr bisher dadurch verschuldet habt, auf alle Weise gut zu machen suchet; daß ihr durch Gebet und gutes Beispiel so viele Seelen zu retten trachtet, als ihr in's Verderben gestürzt, und wo möglich eben so viele Sünden zu verhindern suchet, als ihr veranlaßt habt.

Lasset euch durch die Verachtung schlechter und verdorbener Menschen nicht abhalten, durch gute Beispiele auf eure Nebenmenschen einzuwirken. Vergesset die Ermahnung Jesu Christi nicht: „Lasset euer Licht leuchten ꝛc.“ Groß ist der Lohn des guten Beispieles hier und dort; wer dadurch eine Seele vom Verderben rettet, der hat seine eigne gerettet. Amen.

Predigt

auf

das Erntefeſt.

Text: „Der Herr wird ſegnen die Frucht deines Ackers, dein Getreide und deine Weinleſe.“ V. B. Moſ. 7, 13.

Geliebte Pfarrkinder!

Tauſende ſahen in dieſem Jahre das jugendlich friſche Leben der Natur wiederkehren, und den fruchtbaren Schooß der Erde auf ein neues ſich öffnen. Vor ihren Augen fiel Thau und Regen nieder auf das Pflanzenreich, und die Sonne erquickte Alles mit ihrem erwärmenden Strahle. Sie ſahen der Wieſe ſanftes Grün, der Bäume Blüthenpracht, die Üppigkeit der ſproſſenden Saat, und weiſſagten frohlockend ein fruchtbares Jahr. — Das ſahen ſie Alles, aber darin nicht Gottes allbelebende Kraft, nicht ſeine Alles ordnende Weisheit, nicht ſeine erbarmungsvolle Vatergüte. Daß Gottes Gnadenquellen über Berg und Thal ſich ergießen, und des Vaters ſchönſter Segen in den Gaben der Natur ſich offenbare, das kam ihnen nicht in den Sinn. Dieſe Gleichgiltigkeit, dieſe Fühlloſigkeit mißfiel dem allmächtigen Herrn der Welt, er wollte die

Menſchen liebend darauf aufmerkſam machen, daß jede gute Gabe von ihm, dem Vater der Lichter, komme. In vollkommener Reife ſtanden die Saatfelder, und unter der Sichel des Schnitters fiel der Halm mit der vollen Ähre. Da überzog der Himmel ſich mit dicken ſchwarzen Wolken, die freundliche Sonne, das holde Bild der Milde Gottes, verbarg ſich Wochen lange, und nicht ſelten ergoß ſich in Strömen der heftigſte Regen, die Früchte des Landes waren reif, und konnten nicht eingebracht werden, mit einem Male verſchwand die freudige Hoffnung einer geſegneten Ärnte, denn an den Ähren zeigte ſich das ſproſſende Grün des auswachſenden Kernleins. Da fiel es auf einmal wie Schuppen von unſern Augen, wir erkannten das, was der Apoſtel ſagt, daß weder der etwas iſt, der pflanzt, noch der, welcher begießt, ſondern nur allein Gott, welcher das Gedeihen gibt. Zu ihm alſo, dem Herrn der Schöpfung, von dem alles Gedeihen kommt, wendeten wir uns in öffentlichen allgemeinen Gebeten um Erhaltung der Feldfrüchte und ein günſtiges Ärntewetter. Wo die Gefahr auf's Höchſte ſtieg, fand endlich das beharrliche, vertrauensvolle Gebet Erhörung, der Himmel wurde wieder heiter, und der Landmann brachte den größten Theil desjenigen, was er im Schweiße ſeines Angeſichtes gebaut, glücklich in die Scheuer, und wir müſſen dankend bekennen, daß der Herr das Füllhorn ſeines Segens im reichlichen Maaße über uns ausgegoſſen habe, daß er uns mehr gegeben, als wir um unſerer Sünden wegen verdient haben. Er hat uns Unwürdigen auf ein Neues ſeinen Vaterſegen zu Theil werden laſſen, o danken wir ihm dafür am heutigen Feſte; — ja nicht bloß heute, unſer ganzes Leben ſoll ein Dankfeſt zum Lobe und Preiſe Gottes ſein. Unſer Herz ſei immer ein Altar, von dem das Opfer der Liebe und des Dankes zum Himmel aufflammt.

O möchte es mir in dieſer heiligen Stunde gelingen, durch meinen Vortrag dieſe Gefühle in eure Gemüther zu leiten, die heiligen Gefühle kindlichen Dankes und kindlicher Liebe, der

an Gottes Vaterſegen Alles gelegen iſt. Und gerade von dieſem Vaterſegen Gottes will ich unter dem Beiſtande des heiligen Geiſtes, ohne den wir nichts vermögen, zu euch reden, und zwar:

Was iſt der Vaterſegen Gottes? I. Theil.
Wie gewinnen wir den Vaterſegen Gottes? II. Theil.

Segne uns mit deinem Segen, holdes Licht des Himmels! Entzünde in unſeren Herzen den heißeſten Dank für ſo viele Gaben deiner Huld und Erbarmung!

Erſter Theil.

Wie ein Kind zu ſeinem Vater, eben ſo ſteht der Menſch zu Gott; in dieſes ſchöne, zarte Verhältniß ſtellt das Chriſtenthum unſer ganzes Menſchenleben, und an ihm hängt unſer zeitliches und ewiges Heil, und dieſes, meine Chriſten! iſt etwas unausſprechlich Süßes und Seliges. Betrachtet den Vater im Himmel, wie er mit einem Auge voll Liebe und Erbarmen auf uns herabſieht, und uns ſein Vaterherz aufſchließt, woraus Gnade über Gnade und Segen über Segen ſich ergießt über Alles, was uns umgibt, und woraus wir den zeitlichen Unterhalt hernehmen, und dann auch in unſere Menſchenherzen, daß darin Friede, Zufriedenheit und Seligkeit ſei. Betrachtet alsdann das gute, gefühlvolle Kind, das den Vater liebt, zu ihm aufſchaut mit dem frommen Blicke der herzlichſten Hingebung, und ſein zartes Kindesherz ihm öffnet, daß einſtröme in dasſelbe des Vaters Segen. Das iſt das ſchöne Verhältniß, das unſere heilige Religion in unſern Herzen gründet. Woran iſt einem guten Kinde Alles gelegen? Nicht wahr, an der Liebe und am Segen des Vaters? Mit dieſer Geſinnung ſpricht es flehend: Vater, haſt du für dein Kind keinen Segen? Vater, ruft es bittend, gib mir deinen Segen! Haben wir zu Gott dieſen heiligen Kindesſinn, ſo wird uns auch an des Vaters Liebe und Segen Alles gelegen ſein.

O wie ſelig war das Leben der erſten zwei Menſchen in ihrer paradieſiſchen Unſchuld, als der Menſch zu Gott noch ſtand, wie ein Kind zu ſeinem Vater! Kaum aber hatte die erſte Sünde dieſes ſchöne und zarte Verhältniß zerriſſen, kaum hatte dieſe innige Vereinigung mit Gott aufgehört, ſo kam Jammer und Elend, und die finſtere Wolke der Trennung überzog die Welt. In dieſem Zuſtande erbarmte ſich wiederum die Liebe des Vaters im Himmel, und ſandte ſeinen eingebornen Sohn Jeſus Chriſtus in die Welt, damit er durch ſeinen Verſöhnungstod die Menſchheit mit Gott vereinte, und ſeit dieſer Zeit fließt Gottes Vaterſegen wieder in ſeiner Fülle über die Erde.

Wir können aber nur inne werden, was Gottes Vaterſegen iſt, wenn wir immerhin in der Liebe Gottes verharren, wenn wir immer mit Gott leben, wie ein Kind mit ſeinem Vater, und wenn wir immerhin trachten, durch Befolgung der Lehre Jeſu und ſeines heiligen Beiſpieles Kinder unſers himmliſchen Vaters zu ſein. Gottes Vaterſegen iſt vergleichbar einem Strome, der ſich reichlich ergießt und ausbreitet über die Oberfläche der Erde, aber nicht bloß über das Äußere, ſondern auch eindringt in die innerſten Falten und Gemüther und Herzen der Menſchen, und dieſelben mit unbegreiflicher Seligkeit erfüllet. Und wenn wir uns nun ſagen müſſen, daß darin unſer Heil und Leben, daß darin alle Freude und Hoffnung, alle Segnung und Tröſtung beruhe, ſollten wir nicht Alles entfernen, was uns ſcheidet von der Liebe Gottes, von der Gemeinſchaft mit dem Vater im Himmel, ſollten wir uns nicht ſicher ſtellen gegen die feindſeligen Angriffe unſerer eigenen böſen Begierlichkeit, gegen die feindſeligen Angriffe der verdorbenen Kinder dieſer Welt? Denn unglücklich der Menſch, der, von Gott losgeriſſen, ſein Herz für Gottes Vaterliebe durch ſeine Sünden und Laſter verhärtet hat.

O laſſet uns darum immer rein und unbefleckt vor Gott wandeln, immer zu Gott flehen: Vater, haſt du für dein Kind keinen Segen? Laſſet uns immer beten: Vater, gib

mir deinen Segen; an deinem Vaterſegen iſt mir Alles gelegen.

Schon im alten Bunde war der Vaterſegen von hoher Bedeutung. Jakob rechnete es ſich als das ſchönſte Gut, als das größte Glück des Lebens, für das er bereit war, alles Irdiſche und Zeitliche hinzugeben, daß ihm der Vaterſegen Iſaaks zu Theil wurde. Dieſes Segens wegen mußte er von ſeinem Bruder Eſau manches Ungemach, manche Verfolgung dulden. Er achtete es nicht, weil ihm am Vaterſegen Alles gelegen war. Er gab ſich Gott im Vertrauen hin, ſo hart und kümmerlich es ihm auch ging. Es war Gottes Fügung, daß der Vaterſegen nicht dem rauhen und wilden, eigennützigen und irdiſchgeſinnten Eſau, ſondern dem ſanften, freundlichen, liebevollen und hochherzigen Jakob zukommen ſollte. Eſau hatte für ſich nichts, als das Recht der Erſtgeburt; eben darum nahm ihm Gott den Vaterſegen; denn ein Recht ohne Liebe hat vor Gott kein Gewicht. Gottes Recht iſt ein ganz anderes Recht, als das ſtarre, ſteife, froſtige Menſchenrecht. Iſaak gedachte den Vaterſegen ſeinem Eſau zu, der ihm immer Wildpret brachte. Gott aber gedachte an Jakob. Dem Eſau war es ein Leichtes, das Heilige des Vaterſegens für einen (irdiſchen) zeitlichen Genuß hinzugeben. Er war darum des Segens nicht würdig. Dem Eſau gleichen alle Jene, die das Zeitliche und Irdiſche höher achten, als das Ewige und Göttliche, die aus Liebe zur Welt Jeſum Chriſtum verläugnen, und den Dienſt Gottes aus Leichtſinn vernachläßigen. Mit dem Vaterſegen im alten Bunde war verbunden die innigſte Gemeinſchaft mit dem Vater, der volle Anſpruch auf Alles, was des Vaters Eigenthum war. Wer den Vaterſegen erhielt, der war der freie Herr und Erbe im Hauſe des Vaters, auf den aller Reichthum des Vaters überging. Ihm mußte Alles dienen, gehorchen und ſich unterwerfen. Dieſer hochwichtige Vaterſegen des alten Bundes war nur eine Vorbedeutung des wahren lebendigen Vaterſegens Gottes durch Jeſum Chriſtum. Der Vaterſegen war geſprochen von der Welterſchaffung an. Aber

durch die Sünde ging er verloren, die Finſterniſſe der Laſterhaftigkeit verdunkelten dieſe Liebe des Himmels. In keinem Menſchen ſchlug ein kindlich zartes Herz, wie es der Vater will, verſchloſſen waren die Gemüther für ſeinen Vaterſegen, bis der Sohn Gottes kam, uns zu Kindern Gottes ſchuf und ſeines Vaters Segen uns ertheilte.

Ja, meine Lieben! Jeſus Chriſtus iſt unſer ewiger Vaterſegen, der uns zeitlich und ewig ſegnet. Durch Jeſum Chriſtum ſegnet der Vater unſere Felder und Gärten, unſere Wieſen, die Früchte des Baumes und des Getreides. Durch ihn und in ſeinem Namen ergießt ſich Gottes Vaterſegen in den Obſtbaum, in das Samenkorn, in den Schooß der Erde, in die Wohnung der Menſchen, in die Werkſtätte des Handwerkers, und in Alles, was auf den Leib und die Seele des Menſchen Bezug hat. Durch Jeſum Chriſtum, unſern Vaterſegen, werden wir, als Kinder Gottes geboren, freie Genoſſen im Hauſe Gottes und Erben des Himmels. Durch Jeſum Chriſtum ſchließt der Vater uns auf ſein Vaterherz mit allen ſeinen Seligkeiten, und überſchüttet die Erde mit den Reichthümern ſeiner Gnade ohne Maaß und Zahl. O was kann wünſchenswerther und ſeliger ſein, als ein ſolcher Vaterſegen? Durch ihn werden Arme reich, Unzufriedene zufrieden, Lebensmüde des Lebens froh, Weinende getröſtet, Schwache geſtärkt. Ohne ihn iſt der Reiche arm, der Starke ſchwach, der beneidete Glückliche unſelig, der Alles Genießende unzufrieden, der Alles Wiſſende unwiſſend, der Alles Vermögende nur ein Schatten.

So iſt alſo an Gottes Vaterſegen durch Jeſum Chriſtum Alles gelegen. Dieſen Vaterſegen haben wir auch in dieſem Jahre wieder erhalten. So unwürdig wir uns durch unſere Sündhaftigkeit desſelben gemacht haben, ſo iſt er doch herabgekommen auf unſere Saatfelder, auf unſere Wieſen, in die Gärten, auf Bäume und Gewächſe, und hat uns ſo viel zu Theil werden laſſen, als wir nöthig haben. O laſſet uns am heutigen Tage mit kindlicher Liebe den Vater im Himmel

preiſen und ihm danken für ſeine übergroße Güte! O laſſet uns ihn ehren, loben, preiſen den Heiligen und Gütigen, der unſer Vater iſt! Laſſet uns ihn verherrlichen den Alliebenden, den Sohn Gottes, Jeſus Chriſtus, durch deſſen Verdienſt und Fürſprache der Vater uns geſegnet hat. Ja, wir haben außerdem wohl noch mehr Urſache, Gott für ſeinen Vaterſegen zu danken. Während in andern Ländern kirchliche und politiſche Streitigkeiten die Gemüther entzweien, herrſchte bei uns Friede und Eintracht, und in Ruhe und Sicherheit aßen wir unſer Stücklein Brod. Während die Zeitungen uns von den furchtbaren Überſchwemmungen die traurigſten Schilderungen machten, wie Häuſer und Paläſte krachend einſtürzten, und Menſchen zu Hunderten in den Wellen den Tod fanden, blieben wir von ſolchem Unglück bewahrt. Allgemein hörte man von Feuersbrünſten und anderen Unglücksfällen, welche des Blitzes allgewaltiges Feuer anrichtete; auch vor ſolchem Unglücke hat Gott uns bewahrt. In vielen Orten unſers deutſchen Vaterlandes vernichtete der fürchterlichſte Hagel des Landmanns Hoffnung auf eine geſegnete Ärnte; uns hat Gott vor ſolchem Unglück bewahrt. O wie könnte ich denn fertig werden, aufzuzählen die Arten, wie Gott über uns ſeinen Vaterſegen ausgegoſſen hat! O laſſet uns ihm danken, laſſet uns im namenloſen Wonnegefühl mit der ſeligſten Gottesmutter ausrufen: Der Herr hat große Dinge an uns gethan; er hat gnädig und barmherzig herabgeſehen auf uns, ſeinen Knecht, ſeine Magd, groß iſt ſein Name, heilig iſt ſein Segen. Er werde gelobt und geprieſen ewiglich! Wie iſt es aber, wenn ſo Viele aus euch, wenn Tauſende von Menſchen in dieſe Freude, in dieſe Lobpreiſung nicht einſtimmen? Ach! ſie ſind verhärtet durch Weltſinn und Fleiſchesluſt. Sie wühlen, dem Wurme gleich, in der Erde, kennen aber nicht den Geber alles Guten. Sie haben nicht den heiligen Kindesſinn, denn ſie wollen keine Kinder des himmliſchen Vaters ſein. Sie empfangen und genießen, und keine wahre Freude, keine Ruhe, kein Friede iſt in ihnen. Sie ſind arm, ſo viel ſie auch haben; ſie ſind

unzufrieden, obſchon ihre Kiſten und Käſten angefüllt ſind. Können wir ſagen, ſolche Unſelige haben den Vaterſegen Gottes empfangen? Ach, ſie verdienen nicht, was ſie haben, und Gott hat ihnen nur darum Gutes gethan, um ihre Herzen zu gewinnen. Dieſen möchte ich nur noch ſagen, wie der Vaterſegen Gottes zu gewinnen ſei; und hievon im

zweiten Theile.

Unter Segen Gottes verſtehen wir alles das, was die Liebe, Güte und Barmherzigkeit Gottes, unſers beſten Vaters im Himmel, auf uns, ſeine Kinder, herabkommen läßt. Die Kraft dieſes Segens beſteht aber nicht bloß im Empfange und im Genuſſe der Gaben, ſondern vorzüglich in der innern Zufriedenheit und Seligkeit, womit Gottes Vaterſegen kindlich fromme Herzen ganz erfüllt. Denn was nützt es dem noch ſo reichlich Begabten wenn ihm die innere Zufriedenheit fehlt? Was hilft es dem Beſitzer großer Vorräthe, wenn Alles voll, ſein Herz aber freudeleer, ſein Leben voll Unruhe und Bitterkeit iſt? Es iſt darum nothwendig, daß wir auch lernen, wie wir den Vaterſegen Gottes gewinnen ſollen.

Fragen wir uns nur: Bin ich denn auch würdig des Segens Gottes? Bin ich würdig, mich ein Kind meines himmliſchen Vaters zu nennen? Iſt mein Herz geöffnet für ſeine Liebe, für ſein Wort, für den Strahl ſeiner Gnade? Fragen wir uns, ob wir zeither in Segensjahren an uns dieſe innere Zufriedenheit wahrgenommen haben, und ob wir in Mißjahren durch unſern Unglauben und Undank, durch unſere Sünden und Laſter nicht ſelbſt es verſchuldet haben, daß Gott ſeinen Vaterſegen uns entzogen hat? Wie ſind Menſchen des Segens Gottes würdig, die aus Stolz dem Geſetze Gottes widerſtreben? Wie verdienen Menſchen Gottes Gaben, welche das Wort Jeſu Chriſti verläſtern, verſchmähen, ſeine Diener, die Prieſter, entwürdigen, verachten und verfolgen? Erinnern wir uns nur an die Nothjahre, die wir gehabt haben, waren ſie nicht Strafgerichte Gottes über die ſündige Menſchheit? Durchgehen wir

nur alle Geſchichten von Segens- und Mißjahren, ſo werden wir die Überzeugung gewinnen, daß Gott mit ſeinem Segen immer bei frommen und chriſtlich geſinnten Menſchen war, daß gute Zeiten auch fromme Zeiten waren, und daß Gott allemal ſeinen Segen abgewendet hat, wo die Menſchen in Sünden und Laſtern lebten. Wir haben aus den verhängnißvollen Zeiten, die wir von Anfang dieſes Jahrhunderts an bis auf heute erlebt haben, erſehen, wie der barmherzige Vater im Himmel bald durch Wohlthaten unſere Herzen an ſich zu ziehen, bald durch Noth und Mangel uns zu erweichen und auf die Wege des Heiles zu leiten ſucht. Der Herr bleibt Vater und Liebe, auch wenn er züchtigt. Thut er Gutes, ſo iſt ſeine Güte unendlich größer, als wir verdient haben. — Betrachten wir die Lauigkeit im Chriſtenthume, die Gleichgiltigkeit gegen Gottes Wort und gottesdienſtliche Übung, die verhärteten, gefühlloſen, gottloſen Frevler und Wüſtlinge, die in der Welt herumſchleichen. Betrachten wir, wie man die Gaben Gottes genießt, feindſeligen Gemüthes immer in Streit und Hader lebt, allen Ausſchweifungen ſich ſchamlos hingibt, und ſogar ſich ſchämt, den Geber alles Guten um ſein Erbarmen anzuflehen. Betrachten wir, wie man die Gaben Gottes entheiligt, mißbraucht, verfälſcht, verdirbt, wie man darüber allerlei Dißhelligkeit und Zwiſt anſtiftet, Gottes Segen in Fluch verwandelt, und ſo das Zeitliche zum Schaden ſeines Seelenheiles verwendet. Sehen wir nicht, daß, je gütiger und barmherziger Gott iſt, böſe Menſchen um ſo boshafter und verſtockter werden? Wo Gott ſein Vaterherz voll Liebe und Milde aufſchließt, daß Segen auf Segen auf uns niederträufelt, da verſchließen Tauſende die Herzen nicht nur der Gnade Gottes und Jeſum Chriſtum, deſſen Fürſprache ſie den Segen zu verdanken haben, ſondern auch dem bittenden Armen. Gott iſt gegen ſie ſo barmherzig, und ſie ſind unbarmherzig, hart, geizig, gefühllos gegen ihre Nebenmenſchen. Muß man ſich da nicht wundern über die unüberſchwengliche Güte Gottes, der ſolchen Undankbaren noch immer Gutes thut?

Höret, meine lieben Chriſten! was der fromme Diener Gottes, Moſes, zum Volke Iſrael ſprach; er ſagte: „Liebet den Herrn, euern Gott, und dienet ihm von ganzem Herzen, von ganzer Seele, haltet ſeine Gebote, wandelt auf ſeinen Wegen, verhärtet nicht euern Nacken, ſo wird der Herr euch lieb haben, wird ſegnen die Frucht deines Ackers, dein Getreide und deine Weinleſe. Er wird euern Feldern Früh- und Spätregen geben, daß ihr einſammelt Getreid, Wein und Frucht. Weicht nur nicht ab von dem Herrn, daß er in ſeinem Zorne den Himmel verſchließe, damit kein Regen niederfällt, und die Erde keine Frucht mehr trägt. Leget dieſe meine Worte in eure Herzen, habet ſie immer im Auge, lehret ſie euren Kindern, daß ſie daran gedenken Früh und Abends, wenn ſie aufſtehen und ſich niederlegen, damit eure und eurer Kinder Lebenstage in Freude und Friede ſich vermehren.“ So ſprach Moſes mit väterlichem Herzen zu ſeinen Iſraeliten, ſo legte er Gottesfurcht und Gottesliebe in ihre Herzen. Laſſet uns folgen ſeiner Lehre, und Gott wird gewiß euch und eure Kinder ſegnen mit Glück und Freude. Wir können Gottes Segen nicht anders verdienen, als durch Gottesfurcht und Gottesliebe. Wir können das heutige Dankfeſt nicht beſſer begehen, als wenn wir den ernſten Entſchluß faſſen, von nun an in kindlicher Ehrfurcht vor Gott zu wandeln, und nie etwas zu denken, zu wollen, zu reden, zu thun, was Gott mißfallen könnte.

Schauen wir hin auf das ſchöne Dankfeſt, das der fromme Abel feierte. Voll kindlichen Dankes für Gottes Güte, womit der Allmächtige ſeine Heerde ſegnete, brachte er Gott das Opfer von den ſchönſten Erſtlingen ſeiner Heerde, und eine Flamme der glühendſten Liebe ſtieg aus dem Herzen des Abels mit dem Opfer zum Himmel empor. Schauen wir auf Gottes Vaterſegen, wie er niederfloß auf den glaubensvollen Abraham, auf den frommen Jakob, auf den gottesfürchtigen Joſeph, auf den hartgeprüften Job, auf den barmherzigen Tobias. Lernen wir aus ſolchen Beiſpielen, wie wir Gottes Segen verdienen ſollen. Mit welchen Wohlthaten hat Gott das Volk Iſrael

überhäuft! So lang es fromm und Gott gehorſam war, grünte der Ölzweig, blühte die Rebe, und das Land floß von Milch und Honig über, — Gottes Hand ſchlug ſeine Feinde, die den gottgeweihten Ringmauern Jeruſalems ſich nahten. So oft aber das Volk ſcheu und ſchamlos den Geboten Gottes entgegenhandelte, den Namen Gottes zwar mit dem Munde, nicht aber im Herzen ehrte, da kam Verderben über das Land, der Ölbaum verdorrte, die Weinrebe trauerte, der Fruchtbaum verarmte und der Feind erfüllte Alles mit ſeinen Schrecken.

O uns ſo innig liebendes Gottesherz, du biſt ein Meer unendlicher Segnungen! Du öffneſt dich uns, wenn unſere Herzen, weich und zart, rein, keuſch und fromm dir ſich öffnen und deine Gnade in ſich aufnehmen. Wenn wir uns aber verhärten durch Stolz und Hochmuth, dir unſer Herz verſchließen, es der Welt zuwenden, wenn wir unſern Nacken nicht beugen unter dein ſanftes Joch, dann ſchlägſt du uns mit Jammer und Elend, dann ergießt ſich über Land und Volk die flucherfüllte Schaale deines Zorns.

Wollen wir aber mit dem Vater im Himmel uns kindlich einigen, ſo vermögen wir das nicht aus uns ſelbſt. Wir kennen nur einen Weg zum Vater, und dieſer iſt Jeſus Chriſtus. An ihn müſſen wir uns anſchließen, mit ihm müſſen wir Gemeinſchaft machen, durch ihn kommt zu uns der Segen Gottes. Sein Kreuz iſt der ſegenreiche Baum, der die ganze Erde überſchattet. O könnten wir es recht zu Herzen nehmen, daß wir allen Segen, den Gott uns und den Früchten der Erde gibt, den Verdienſten, der Vermittlung Jeſu Chriſti, der Fürbitte der Engel und Heiligen Gottes zu verdanken haben; o wie würde da unſer Herz in Lob und Dank ſich ergießen, wie würden wir uns alle Mühe geben, das Wohlgefallen des göttlichen Sohnes und der Engel und Heiligen Gottes durch unſern Wandel zu verdienen!

Sehen wir nun einmal hin auf unſer Betragen, das dem Willen Jeſu Chriſti, dem Leben der Heiligen ganz widerſtreitet; müſſen wir uns da nicht des ſchwärzeſten Undankes beſchuldigen,

da ſo viele große und unverdiente Wohlthaten uns zu Theil geworden ſind? O ich bitte euch, erkennet Gottes unendliche Liebe, und wandelt vor ihm in heiliger Ehrfurcht! Seid nicht ſo kalten, harten, feindſeligen Herzens! Seid nicht ſo eigennützig, und auf das Zeitliche nur denkend! So etwas bringt uns um den Vaterſegen Gottes. Viele vergraben ſich in irdiſchen Gütern, verſchwelgen ihr Leben in zeitlichen Genüſſen, und all ihr Sinnen und Mühen geht dahin, in der Erde Schätze zu graben, der Erde ihre Frucht abzugewinnen, das Fett der Erde zu verzehren, und ſich im Wirbel der Weltgeſchäfte, der Spekulationen und Zerſtreuungen herumzutreiben. Ach, das iſt ein elendes Leben, das unſer Herz verhärtet, verwildert und verſchließt. Liebe Chriſten! bringt euch durch ſolchen Weltſinn nicht um den Segen Gottes!

Unglaube, Stolz, Eigennutz, Fleiſchesluſt, Ausſchweifung, Vernachläßigung des Gottesdienſtes, alles das zerſtört das zarte Verhältniß des Kindes zum Vater im Himmel und wendet von uns ab den Segen Gottes. Aber Frömmigkeit, Glaube, Gotteswort, Gottesdienſt, Gebet, Demuth, Liebe, holde Tugend, freundliche Sitte, Zucht und Ehrfurcht, das macht uns gut und Gott wohlgefällig und verſchafft uns ſeinen Vaterſegen.

Darum machet heute den Vorſatz, gegen eure Mitmenſchen, beſonders gegen Arme barmherzig zu ſein, wie euer Vater im Himmel gegen euch barmherzig war. Gebrauchet Gottes Gaben in Frieden und Einigkeit, in beſtändiger Dankſagung. Gebrauchet ſie zur Ehre Gottes. Genießet ſie ſo, daß Gottes Vaterauge gnädig und freundlich auf euch herabſieht. Bleibet immer im ſchönen Verhältniß des Kindes zum Vater! Alsdann wird der Geber alles Guten euch noch viele Segensjahre verleihen, bis er endlich euch zu dem großen Dankfeſte im Himmel berufen wird, wo wir Gottes Liebe und Güte ewig loben und preiſen werden. Amen.

Eine andere Predigt

auf

das Erntefeſt.

Text: „Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen; der Name des Herrn ſei gebenedeit.“ Job 1, 21.

Geliebte Pfarrkinder!

Wenn alle Menſchen in der Welt im Glücke wie im Unglücke ſo dächten, wie der weiſe, fromme Job im Glücke und Unglücke gedacht hat, dann würden wir bald eine andere, eine beſſere Welt um uns haben; Niemand würde ſtolz im Glücke, Niemand im Unglücke traurig, Alles würde immer froh und heiter ſein. Der Nachbar würde ſeinen Nachbar nicht beneiden, der Reiche den Armen nicht verachten, der Ärmere den Reichen nicht beſtehlen; Jedermann würde mit ſeinem Stande zufrieden ſein, und Klagen und Murren und Weinen und Seufzen würden aus der menſchlichen Geſellſchaft auf ewig verbannt ſein, die Laſter, welche Gottes ſchöne Welt verunſtalten, würden verſchwinden, und Tugenden an ihre Stelle treten. Wenn Jeglicher in jedem Zufalle ſeines Lebens den

lieben Gott als den weiſen, mächtigen Lenker der menſchlichen Schickſale anſehen und mit dem frommen Manne ſprechen würde: „Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn ſei gebenedeit," ſo würde die Erde zum Paradieſe und die Menſchen zu Engeln Gottes.

Wir haben uns heute verſammelt, unſer Ärntefeſt zu begehen, Gott, dem allgemeinen Brodvater, für die eingebrachten Feldfrüchte unſern kindlichen Dank zu bezeigen. Wenn wir uns eben nicht in der traurigen Lage jenes frommen Mannes, aus deſſen Munde die Worte meines Vorſpruchs gekommen ſind, befinden, ſo paſſen dieſe Worte denn doch mehr oder weniger auf unſere heurige Ärnte. Ein gemäßigter Winter ſtrich über unſere Fluren hin, der Frühling kam; üppig ſproßte die Saat, lieblich blühten die Felder, und die günſtigſte Witterung ließ uns ein außerordentliches Fruchtjahr erwarten. Und das hat der Herr gegeben. Heißer immer drückte der Sonnenſtrahl auf den Scheitel des Landmanns, ſengender immer fiel er auf die Früchte der Erde, kein erquickender Regen wollte fallen, ſondern rings um uns thürmten ſchwarze Gewitterwolken ſich auf, aber keine kam, ihren Schooß zu entleeren, die Erde zu erquicken. Doch einmal, ihr Alle wißt es, es war der dreißigſte Mai, Abends 5 Uhr, kam von der Mittagsſeite eine Gewitterwolke, ſchwer und dumpfig, angezogen und erweckte in uns bange Beſorgniſſe. Schnell hatte ſie unſere Berge erreicht, furchtbar brüllte der Donner, Schlag auf Schlag, Blitz zuckte auf Blitz, ſchrecklich heulte der Sturmwind, Bäume krachten, Fenſter klirrten, und unter entſetzlichem Geſauſe fielen unzählige Schloſſen, ſchlugen die Früchte ſammt den Äſten von den Bäumen, ſchlugen die herrlich aufblühende Winterſaat zerknickt in die Erde. Liebe Pfarrkinder! es war ein Augenblick des Jammers und des Entſetzens; da erkannten wir unſere Armſeligkeit, und von dieſem Gefühle gebeugt, warfen wir uns auf die Kniee, und flehten vertrauensvoll um Schonung. Und der Herr, in ſeiner Langmuth ſich über uns erbarmend, ſprach zum Sturme ſein allmächtiges Wort: Halt

ein! und ſeltner und kleiner fielen die Schloſſen, ein erquickender Regen ſtrömte herab, und in wenig Minuten ſtrahlte über uns die Sonne, das liebliche Bild des beſänftigten Gottes. Da hätte uns in Anſchauung unſers erlittenen Schadens das Wort des frommen Job einfallen ſollen, und wir wären getröſtet geweſen. Der Herr hat uns ja nichts genommen, ſein Nehmen war ſchon wieder Geben; er hätte uns um unſerer Sünde willen Alles nehmen ſollen; doch nein, er wollte uns in dieſer Züchtigung nur wieder ſeine Liebe zeigen. Was der Hagel verſchonte, ſegnete Gott wieder, und es wuchs und reifte, und wir haben gewiß alle Urſache, Gott hiefür dankbar zu ſein, ein Jeder erhielt wieder zur Nothdurft, wenn auch der Eine mehr, der Andere weniger. Dem Einen ſowohl als dem Andern zur Lehre ſage ich heute: Liebes Pfarrkind! haſt du in der heurigen Ärnte viel oder wenig bekommen, ſo danke dafür dem lieben Gott; erhebe dich bei dem Vielen nicht, und klage nicht bei dem Wenigen. Haſt du viel bekommen, ſo danke Gott und erhebe dich nicht; denn der, der dir Vieles gegeben hat, kann dir, wenn er will, auch wieder Vieles nehmen; denke dir bei deinem Glücke:

Der Herr hat's gegeben. I. Theil.

Haſt du aber wenig bekommen, ſo danke Gott und ſei zufrieden; denn der, der dir wenig gegeben hat, kann dir, wenn er will, auch wieder Vieles geben; denke dir bei deinem Unglücke:

Der Herr hat's genommen. II. Theil.

Du magſt nun viel oder wenig eingeärntet haben, ſo preiſe Gott und ſprich: Der Name des Herrn ſei gebenedeit.

Gott, du Urheber alles Guten, aus deſſen Händen jede gute Gabe kommt, ſei mit uns in dieſer heiligen Betrachtungsſtunde in der Gnade unſers Herrn und Heilandes Jeſu Chriſti!

Erſter Theil.

Danke Gott für Vieles, wenn du in der heurigen Ärnte Vieles bekommen haſt; dieß iſt die erſte Lehre, die mir an alle diejenigen, die in dieſem Jahre mit einem reichen Ärnteſegen von Gott geſegnet worden, das heutige Dankfeſt in den Mund legt; denn dieß iſt eine wahre, eine große Wohlthat Gottes.

Eine gute Ärnte iſt eine wahre Wohlthat Gottes. Denn wenn du, o Menſch! auf deinen Feldern auch noch ſo viel ausſäeſt, dieſelben noch ſo gut düngſt und ackerſt, und endlich deine Fluren noch ſo gut pflegſt, wenn du Alles gethan haſt, was man nur immer für den Ackerbau thun kann, mein Lieber! bei all deiner Erfahrenheit, bei all deinem Fleiße kannſt du noch nicht ſagen: Ich werde eine gute, eine glückliche Ärnte haben. Nur gute Witterung, abwechſelnder Sonnenſchein mit wohlthätigem Regen, Abwendung der Waſſergüſſe, der Sturmwinde, des Froſtes, der Dürre, des Hagels, des Ungeziefers ſind es, welche eine gute, eine glückliche Ärnte machen. Nun aber, in weſſen Macht, in weſſen Händen ſteht wohl dieſes Alles? Wer hat den vier Jahreszeiten ihre Gränzen abgeſteckt? Wer gibt uns lieblichen Sonnenſchein und wohlthätigen Regen? Wer ſtreckt die Hände aus, und befiehlt den Winden und dem Meere? Wer erquickt die Früchte mit dem wohlthätigen Thau? Wer hält von Feldern und Fluren den Froſt, den Hagel, das Ungeziefer zurück? Wer endlich ſtreckt noch heut zu Tage und alle Jahre, ſo wie einſt in der Schöpfung, ſeine Hand über die Erde aus, und ſpricht mit allmächtiger Stimme: Wachſet und vermehret euch? Wer iſt dieſer Allmächtige, dieſer Allweiſe, dieſer Allgütige, der das thun kann und wirklich thut? O der gute, liebe Gott iſt es. Er allein iſt es, der durch ſeinen Segen eine reiche Ärnte beſchert. Dein Fleiß trägt zwar dazu bei, Gott aber thut das Meiſte. Ohne ſeinen Segen würdeſt du bei all deinem Fleiße viel ausgeſät haben, aber wenig einſchneiden. Erkenne es darum, daß eine reiche Ärnte eine wahre Wohlthat

Gottes ſei, und zwar eine groſſe, eine der allergröſsten Wohlthaten, die dir der liebe Gott für dein zeitliches Wohlſein nur immer erweiſen kann. Iſt es nicht nach der Geſundheit und Zufriedenheit die gröſste Wohlthat Gottes, wenn er dir deine Mühe und Arbeit ſegnet, und dir durch eine gute Ärnte den nöthigen Unterhalt, wohl gar oft noch einen Überfluſs beſchert? Sieh, daraus ſollſt du aber auch einſehen lernen, welch einen beſondern, herzinnigen Dank du dem lieben Gott dafür ſchuldig biſt. Haſt du von Gott Vieles empfangen, ſo biſt du auch Gott für Vieles Dank ſchuldig. Groſse Wohlthäter fordern auch groſsen Dank; und wenn das alte Sprichwort wahr iſt: Undank thut Gott und dem Menſchen wehe; ſo denke dir, wie weh dem lieben Gott dein Undank thun müſste, da er dich vor ſo vielen Andern geſegnet und mit einer ergiebigen Ärnte beglückt hat. Vergiſs nicht, daſs du dir durch deinen Undank die Quelle neuer Wohlthaten von Gott verſtopfeſt, und billig befürchten müſſeſt, der Herr könnte dir ein anderes Mal deinen Undank durch ein gänzliches Mißjahr hart und theuer büſsen laſſen. Und wenn du, der Beglückte, Gott nicht danken willſt, wie wird es denn der Unglückliche thun? Wohlan, Vieles haſt du bekommen, mehr als dein Nachbar, darum danke auch für Vieles, danke Gott mit Herz und Mund, danke ihm aber vorzüglich in der That durch getreue Erfüllung ſeiner heiligen Gebote, durch guten Gebrauch ſeiner Gaben, durch thätige Nächſtenliebe, durch Werke der Barmherzigkeit gegen Arme und Nothleidende.

Die zweite Lehre für dich iſt noch weit wichtiger, als die erſte, und aller Beherzigung werth, und zwar deſswegen, weil ſie nur gar zu oft, gar zu ſehr, und zu geſchwind vergeſſen wird. Nämlich: haſt du in der Ärnte Vieles bekommen und Gott dafür gedankt, ſo erhebe dich in deinem Glücke nicht über Andere; denn der, der Vieles gegeben hat, kann dir, wenn er will, auch wieder Vieles nehmen; und ach! wie leicht iſt das dem Allmächtigen, wie leicht iſt es dem groſsen Gott, den Menſchen mit eben jener Hand zu züchtigen, mit der er ihn

ſegnet. Wir Alle wiſſen aus dem Munde des Sohnes Gottes ſelbſt, daß die allwachende, eben ſo weiſe als gerechte Vorſicht des himmliſchen Vaters Alles auf der Erde lenke und leite, daß ohne ſein Wiſſen und Willen kein Sperling vom Dache und kein Haar von unſerm Haupte fällt. Und David ſagt uns, was einem Menſchen in's Herz geſchrieben iſt, daß die Schickſale der Sterblichen in Gottes Händen ſtehen. — Wie leicht iſt es demnach dem allmächtigen Herrn der Welt, daß er dem Menſchen, dem er aus Vaterliebe Vieles gegeben hat, aus gerechter Strafe auch wieder Vieles nehme, wenn ſich nämlich der Menſch des vielen Guten, das ihm der liebe Gott beſchert hat, unwürdig macht. Und dazu braucht der allweiſe Gott eben keine Wunder zu wirken; er darf über den Menſchen nur etwas verhängen und zulaſſen, ſo iſt's ſchon genug, bald kann ſofort in einem Hauſe aus Vielem wenig werden. Wenn die ganze Ärnte glücklich nach Hauſe gebracht iſt, wenn das Haus und die Scheuer von der Menge der Früchte angefüllt iſt, wenn man Alles genug, ſogar noch Vorrath im Hauſe hat, ſo daß man mit dem reichen Manne auf Wohlleben und gute Tage zählen kann, ſo iſt's doch dem lieben Gott leicht, aus dieſer Fülle des Segens Nichts zu machen. Es können aus göttlicher Zulaſſung Diebe kommen und den Vorrath mit ſich wegſchleppen, es können Wolkenbrüche fallen, Waſſergüſſe einherſtrömen, und die geſammelten Früchte verderben und unbrauchbar machen. Es kann eine Feuersbrunſt die ganze eingebrachte Ärnte zum Raube der wilden Flammen machen. Endlich, um tauſend anderer Zufälle nicht zu gedenken, kann ein plötzlicher Unfall und ein ſchneller Tod den durch ſeine Ärnte beglückten Landmann, wie einſt den reichen Mann im Evangelium, ſchnell und unvermuthet hinwegraffen, ſeine Ärnte und ſeine Güter kommen in fremde Hände und werden von liederlichen Menſchen verſchwendet und vergeudet. O! da wird's alsdann bald heißen: Sehet da in kurzer Zeit aus Vielem Wenig, ja aus Vielem Nichts.

Glaube mir ſicherlich, mein lieber Chriſt! wie der liebe Gott tauſend Wege und Gelegenheit hat, dich auf verſchiedene Weiſe zu ſegnen, ſo hat er auch tauſend Wege und Gelegenheiten, dich auf verſchiedene Weiſe zu züchtigen; die Hand, die dich ſegnet, kann dich auch wieder ſtrafen; der, der dir in der Ärnte Vieles gegeben hat, kann dir, wenn er will, im Augenblicke Vieles nehmen; und, weil du nun dieſes weißt, ſo erhebe dich in deinem Glücke nicht. Schreibe das, was du eingebracht haſt, nicht dir, nicht deinen Kräften, nicht deinem Fleiße, nicht deiner Geſchicklichkeit, ſondern vorzüglich der ſegnenden Vaterhand Gottes zu. Dünke dich deiner beſſern Ärnte wegen nicht beſſer als Andere, die weniger erhalten haben. Beurtheile ſie ihrer kleineren Ärnte wegen nicht ſtolz und freventlich in deinem Herzen; denke nicht: was muß der und der verbrochen, vor Gott verbrochen haben, weil ſie Gott nicht ſo wie mich geſegnet hat? O es iſt ja nicht immer ein Zeichen, daß man bei Gott beſſer als Andere daran iſt, wenn man von ihm mehr als Andere geſegnet iſt. Gott, weil er ein Gott der Liebe iſt, und ſeine Feinde in der Ewigkeit nicht belohnen kann, ſegnet gar oft auf dieſer Welt ſelbſt ſeine Feinde. Erhebe dich nicht, und reize durch Stolz und Hoffart deinen Gott; denn Paulus ſpricht: „Den Stolzen widerſteht Gott, dem Demüthigen aber gibt er ſeine Gnade, ſeinen Segen.“ „Wer ſich ſelbſt erhöhet,“ ſpricht Jeſus, „der wird gedemüthigt werden,“ wird fallen, ſo tief fallen, als er geſtiegen iſt; denn Fall kommt ja immer auf Hoffart.

Darum danke Gott für den verliehenen Ärnteſegen, und ſei demüthig, damit der Herr, der dir Vieles gegeben hat, nicht auch wieder Vieles nehme; danke Gott mit Herz und Mund: Das hat mir Gott gegeben, das hat der Herr gethan; ſein Name ſei gebenedeit!

Was ich zum Troſte derjenigen ſage, die nicht ſo viel, wie manche Andere, erhalten haben, vielleicht weit weniger, als ſie glaubten und hofften, das vernehmet noch kurz im

zweiten Theile.

Danket, ſage ich allen dieſen, ja danket auch ihr dem lieben Gott für das Wenige, das er euch in der heurigen Ärnte gegeben hat! Seid mit dem Eurigen zufrieden, und denket: der, der mir wenig gegeben hat, kann mir, wenn er will, auch wieder Vieles geben.

Es heißt zwar im Sprichworte: Wer wenig ausſät, wird wenig einſchneiden. Dieß trifft aber nicht immer ſo ganz ein. In der Regel gibt eine kleine Saat eine kleine Ärnte; allein nicht ſelten ſchneidet der, welcher wenig ausgeſät hat, zur Zeit der Ärnte mehr ein, als er ſelbſt glaubte, oft mehr, als Jener, der Vieles ausgeſät hat. Es kommt da Alles auf den guten Einfluß der göttlichen Vorſehung, oder wie man ihn zu nennen pflegt, auf den Segen Gottes an, und ſelten iſt ein Jahr, wo Alle, der Große, wie der Kleine, der Reiche, wie der Arme mit ihrer ganzen Ärnte gleich zufrieden ſind; der gute liebe Gott, ſo gut er es nach ſeinen weiſeſten Abſichten auch immer macht, ſo macht er es, wie mit dem Wetter, auch mit der Ärnte, ſelten Allen recht; und nun höre, lieber Chriſt! du, der du vielleicht in dieſem Jahre weniger eine gute Ärnte erhalten haſt, als du zu bekommen glaubteſt und hoffteſt, höre, was ich dir jetzt zu deiner Lehre, aber auch zu deinem Troſte ſage.

Haſt du, aus was immer für einer Urſache, entweder, weil du weniger ausgeſät, oder weil über deine Saat und Felder ein großes Unglück gekommen, in der eingebrachten Ärnte wenig erhalten, oder doch ſo viel nicht, als du hoffteſt, ſo danke doch auch du dem lieben Gott dafür. Sei mit dem Wenigen, das dir Gott beſchert hat, zufrieden, und denke dir: der, welcher mir wenig gegeben hat, kann mir, wenn er will, Vieles geben. Danke dem lieben Gott auch für die kleine Ärnte; denn eine kleine Wohlthat aus den Vaterhänden Gottes, eben darum, weil ſie eine Wohlthat, und zwar eine göttliche Wohlthat iſt, fordert Dank von den Menſchen. Sei

ferner mit dem Wenigen, das dir Gott beſchert hat, zufrieden; denn wer mit dem Wenigen nicht zufrieden iſt, verdient ja auch wohl das Mehrere nicht. Wer das Kleinere nicht ehrt, iſt des Mehreren nicht werth, ſagt ein uralter Denkſpruch. Endlich tröſte dich mit dem Gedanken: der, der mir wenig gegeben, kann mir auch wieder Vieles geben. O glaubet es nur ſicherlich, liebe Leute! die Hand des Herrn iſt noch nicht abgekürzt; der Arm des Allmächtigen, der ſich einſt mit der Fülle des Segens über die ganze Schöpfung ausgeſtreckt hat, ſtreckt ſich noch heut zu Tage und alle Jahre über unſere Felder und Fluren aus; und mit einer Stimme, die Alles belebt, ruft der Allmächtige noch heut zu Tage und alle Jahre, wie einſt bei der Schöpfung, über die Früchte der Erde herab: Wachſet und vermehret euch!

Vielleicht, lieber Chriſt! wenn dir der große Gott in der heurigen Ärnte wenig gegeben, gar Vieles genommen hat, vielleicht, ſage ich, hat er dadurch deine Tugend geprüft, und deine Geduld und Standhaftigkeit auf die Probe geſetzt, oder doch wenigſtens deine Fehler und Sünden dadurch geſtraft. Wohlan! wenn du jetzt dieſe Prüfung oder dieſe Strafe mit Geduld und Ergebenheit aus ſeinen Vaterhänden annimmſt, wenn du über das Wenige, das er dir gegeben, nicht klagſt, nicht murrſt, wenn du aus Liebe Gottes ganz mit deinem Schickſale zufrieden biſt, o ſo kann ja der liebe Gott dich ſchnell wieder ſegnen, und zwar ſo, wie er es einſt ſeinem geliebten Job gethan, doppelt ſegnen, er, wenn er will, kann geſchwind bei dir aus dem Wenigen Vieles machen; er kann dich das Bischen, das du aufgeſammelt und nach Hauſe gebracht haſt, in ſolch häuslicher Zufriedenheit genießen laſſen, daß du auch bei dem Wenigen, das du haſt, ſammt den Deinigen geſättigt, zufriedner biſt, als tauſend Andere in Mitte ihrer Reichthümer und Habſeligkeiten. In Gottes Hand iſt Fluch und Segen, er iſt der Herr, er gibt und nimmt, nimmt's und gibt's wieder.

Dem er viel gegeben, dem kann er auch wieder Vieles

nehmen, und wem er wenig gegeben, dem kann er, wenn er will, auch wieder Vieles geben.

Dieß iſt die zweifache Wahrheit, die mir das heutige Dankfeſt in den Mund gelegt hat, um euch, liebe Pfarkinder! dieſelbe heute recht nachdrucksvoll an's Herz zu legen. Laſſet uns dem Herrn danken, opfern wir die Gefühle unſerer Dankbarkeit in dem bevorſtehenden heiligen Meßopfer dem himmliſchen Vater auf in der ſchönſten und lieblichſten Gabe, in dem unblutigen Opfer ſeines eingebornen Sohnes Jeſu Chriſti. Wir werden ja doch nicht zu den neun Undankbaren gehören wollen, über welche ſich der göttliche Heiland im Evangelium ſo bitterlich beklagt hat. Wir wollen gewiß nicht, daß der Vorwurf über uns komme: Keiner, Keiner aus Allen iſt gefunden worden, der zurückgekehrt wäre und Gott die Ehre gegeben hätte. Laſſet uns danken, und nicht murren; doch was ſage ich murren? wir wollen murren, wir Vermeſſene! wir ſind unmuthig, wenn Gott uns nicht nach unſerm Willen thut, bald Sonnenſchein, bald Regen ſendet, ſo wie wir's wünſchen. Gott ſollte uns thun, was wir wünſchen, und wir, wir wollen nicht thun, was Gott will, nicht ſeine heiligen Gebote halten, und mit dem größten Abſcheu gegen alle Sünde ein wahrhaft chriſtliches Leben führen, und dann hadern wir mit Gott, wenn er ſeine Strafruthe drohend am Himmel zeigt. Gott hat im vergangenen Sommer uns, den Einen mehr, den Andern weniger, mit Schauer heimgeſucht. Dieſe Heimſuchung war keine Strafe, ſondern immer nur noch unendliche Wohlthat Gottes. Haben wir's beſſer verdient? Blicken wir auf die Menge unſerer Sünden, ſo werden wir mit David ſagen müſſen: „Der Herr hat uns nicht nach unſern Sünden gethan, noch uns nach unſern Miſſethaten vergolten;“ er hat vielmehr große Erbarmungen über uns gehäuft, und was er uns gethan hat, das hat er nicht allen Völkern gethan. Während hundertfache Unglücksfälle aus andern Ländern und ſogar aus vielen Gegenden unſers lieben Vaterlandes zu unſern Ohren kamen, blieb unſere Gemeinde

von großen Unfällen befreit. Darum laſſet uns dankbar beten: Ewiger, langmüthiger Gott, himmliſcher Vater! du haſt auch heuer wieder über uns, deine ungehorſamen und widerſpenſtigen Kinder, die Fülle deiner Erbarmungen ausgeſtreut, dafür danken wir dir nun heute, und bitten dich, erhalte uns, was du uns beſchert haſt, vor Unglück und Schaden, und laß ja nicht zu, daß wir unſer Herz an dieß Zeitliche hängen und deiner dabei vergeſſen. Nein, deiner, unſers Wohlthäters, von dem jede gute Gabe kommt, wollen wir bei dem Genuſſe derſelben nicht vergeſſen. Vater! bei jeder Mahlzeit wollen wir uns deiner erinnern, dich preiſen und im Herzen ſagen: Vater, der du biſt in dem Himmel, geheiligt und geprieſen werde dein Name, jetzt und in Ewigkeit! Amen.

Predigt

auf

das Feſt der heiligen Schutzengel.

Text: „Ihre Engel ſehen immer das Angeſicht meines Vaters im Himmel.“ Matth. 18, 10.

Geliebte Pfarrkinder!

Es iſt eine der troſtreichſten Wahrheiten unſerer heiligen Religion, die wir im heutigen feſttäglichen Evangelium aus dem Munde Jeſu vernehmen und an vielen Orten der heiligen Schrift beſtätigt finden, daß nämlich der liebe Gott um des Heiles der Menſchen willen für einen Jeden aus uns einen Engel beſtimmt habe, der eine beſtändige Sorge für uns trage, unſere Schritte und Handlungen leite, der unſer Schutzgeiſt auf Erden und unſer Fürſprecher im Himmel ſei. Was kann ein in einem unbekannten, gefahr- und abgründevollen Lande irregegangener Wandersmann mehr wünſchen, als einen treuen Führer zu finden, der des Weges kundig ihn an den Ort begleitet, wohin er reiſen will? Was für ein Glück iſt es alſo für uns Menſchen in dieſem ſterblichen

Leben, auf dem schlüpfrigen und gefahrvollen Wege, wo Tausende täglich mit ihrer Schuld straucheln und fallen, wo dicke Finsternisse uns umhüllen, wo wir an den Spitzen der Abgründe wandern, wo arglistige und boshafte Feinde uns rechts und links umgeben, was für ein Glück, sage ich, ist es, daß wir an den himmlischen Geistern solche Führer, solche Stützen und Beschützer haben?

Selten noch hat es Jemand bezweifelt, daß es Engel gebe. Selbst die Heiden hatten schon den Glauben, daß die Götter dem Menschen einen Genius oder Schutzgeist zum Begleiter an die Seite geben. Und Jesus im Evangelium versichert uns mit deutlichen Worten von dem Dasein der Engel. „Ich sage euch," also spricht er im heutigen Festtagsevangelium, „ihre Engel sehen allezeit das Angesicht meines Vaters, der im Himmel ist." Weil sie das Angesicht Gottes sehen, so müssen sie reine Geister, frei von jeder Sünde sein, weil kein Sünder vor Gott stehen und bleiben darf. Moses erzählt uns zwar in den drei ersten Kapiteln seines ersten Buches die ganze Schöpfungsgeschichte, aber von der Schöpfung der Engel meldet er Nichts. Indessen darf man sich dadurch nicht irre machen lassen, da dieser Geschichtschreiber nur von den sichtbaren Dingen redet, die Gott erschaffen hat, nicht von den unsichtbaren, worunter auch die Engel gehören. Das Wort Jesu im heutigen Evangelium hilft also dem Stillschweigen des Moses ab und überzeugt uns hinlänglich, daß es heilige Engel gebe. Da er selbst vom Himmel herabkam, so mußte er auch am besten wissen, wie es da aussieht. Sehen wir auch gleich die Engel nicht mit leiblichen Augen, was schadet das? Gott sehen wir auch nicht, und doch zweifelt Niemand, daß es einen Gott gibt.

Überzeugt von dieser Wahrheit, und überzeugt von dem treuen Schutze, den die Engel Gottes uns gewähren, hat die katholische Kirche einen eigenen Festtag zu Ehren der heiligen Schutzengel angeordnet und gefeiert. Was könnte ich also heute Geeigneteres zum Gegenstande unserer heutigen Festtags-

betrachtung wählen, als eben dieſe Wahrheit unſerer heiligen Religion, die Lehre von den heiligen Engeln? Mit dem Beiſtande der göttlichen Gnade gedenke ich folgende zwei Fragen zu beantworten:

Was wiſſen wir von den heiligen Engeln? I. Theil.
Was lernen wir von den heiligen Engeln? II. Theil.

Ich beginne ꝛc.

Erſter Theil.

Was wiſſen wir von den heiligen Engeln, und zwar in Bezug auf ihre Erſchaffung, in Anſehung ihrer Treue bei dem Abfalle der böſen Engel, in Bezug auf Unterſchied und Zahl derſelben, und in Anſehung des Verhältniſſes, in welchem ſie zu Gott, unter ſich und zu den Menſchen ſtehen?

Das Erſte, was wir von den heiligen Engeln wiſſen, iſt die Geſchichte ihrer Treue und Anhänglichkeit an Gott bei dem Abfalle der böſen Engel. Es iſt die Meinung vieler heiligen Väter, daß Gott, der allmächtige Schöpfer, die Engel kurz vor Erſchaffung der ſichtbaren Welt in's Daſein gerufen habe. Es läßt ſich zwar dieß nicht mit Beſtimmtheit ſagen, aber darüber ſpricht ſich die heilige Schrift und einſtimmige Lehre der ganzen katholiſchen Kirche klar aus, daß Gott alle Engel gut und ſelig erſchaffen, und ſie mit den herrlichſten Vorzügen ausgerüſtet habe, daß er ihnen Verſtand und freien Willen, und mit der Unſterblichkeit auch das Verlangen nach ewiger Glückſeligkeit gegeben habe. Gott hat keine böſen Geiſter erſchaffen, denn was der gute Gott gemacht hat, das iſt gut; aber viele von den guten Engeln ſind mit einem Anführer, der gemeiniglich Luzifer genannt wird, nicht in der urſprünglichen Ordnung ihrer Erſchaffung geblieben. „Der Teufel," ſagt Jeſus, „iſt in der Wahrheit nicht beſtanden." (Joh. 8, 44.) Die Empörung dieſer Geiſter gegen Gott hat ſich dadurch angefangen, daß ſie ihre Aufmerkſamkeit und ihr Verlangen freiwillig von Gott hinweg auf ſich

wendeten, ſich außer Gott gefielen, folglich Gott nicht die ſchuldige Ehre gaben, ſich ſelbſt ihr Ziel und Ende ſein und Gott nicht mehr gehorſamen wollten, und dadurch ſich ihren Sturz in die Hölle und ihr ewiges Verderben bereiteten. In Bezug auf die gefallenen Engel ſagt auch Sirachs Sohn: „Die Hoffart iſt der Anfang aller Sünde.“ Wer darin verharrt, wird mit Fluch überhäuft und zuletzt geſtürzt.

Indem wir das traurige Loos der verſtoßenen Engel uns zu Gemüthe faſſen, und uns vornehmen, alle Tage unſers Lebens in Demuth zu wandeln, laſſet uns zu den treugebliebenen Geiſtern wenden, und hören, wie Gott ihre Treue belohnt hat. Die heiligen Väter lehren, Gott habe die guten Engel, welche in Demuth ihren Stand behaupteten, als Luzifer und ſein Anhang abfiel, zum Lohn ihrer Treue im Guten, in der Gnade, Wahrheit, Weisheit, heiligen Kraft und Seligkeit ſo befeſtiget, daß ſie in Ewigkeit nicht ſündigen werden.

Von den heiligen Engeln wiſſen wir zweitens, daß ihrer eine große Anzahl iſt. Wir haben hierüber die deutlichſten Ausſprüche der heiligen Schrift. Die Zahl der guten Engel iſt wahrſcheinlicher Weiſe viel größer, als die Zahl der Teufel, weil die heilige Schrift von den erſten eine ſo hohe Zahl gebraucht, als von keinem andern Geſchöpfe geſchieht. „Tauſendmal tauſend,“ ſagt Daniel, „dienten ihm, und zehnmal hunderttauſend ſtehen vor ihm.“ (Dan. 7, 10.) Ja, Paulus nennt ſie eine Menge vieler tauſend Engel; und Jeſus verſichert den Petrus: er könnte ſeinen Vater um mehr als zwölf Legionen Engel bitten. Unter dieſen Engeln gibt es nun eine uns unbekannte Ordnung, ſo daß einer höher ſteht, als der andere. Dieſe verſchiedene Rangordnung erhellt aus den verſchiedenen Namen, mit welchen ſie in der heiligen Schrift benannt werden. Wir leſen in derſelben von neun Chören oder Ordnungen der ſeligen Geiſter; ſie heißen: Engel, Erzengel, Kräfte, Mächte, Fürſtenthümer, Herrſchaften, Throne, Cherubim und Seraphim.

Von den heiligen Engeln wiſſen wir drittens, daß ſie bei all' ihrer Verſchiedenheit unter ſich im höchſten Frieden Gottes ſind. Da freuet ſich immer der Eine über die Heiligkeit und Seligkeit des Andern. Da gibt es keinen Neid, weil keine Hoffart; da weiß man nichts, wie die heiligen Väter ſagen, von dem froſtigen Mein und Dein. Jeder hat ſeine eigne Gabe, ſeine eigne Stufe, ſeinen eignen Dienſt, eine eigne ihm angemeſſene Seligkeit, aber die Liebe in Gott macht Alles unter ihnen gemein. Ein Gleichniß macht euch dieſe Wahrheit anſchaulicher. Die Roſe hat eine eigne Schönheit und einen eignen Wohlgeruch, ſo auch das Veilchen. Die Roſe übertrifft das Veilchen, und das Veilchen, wiewohl es kleiner iſt, hat wieder etwas Eignes, das die Roſe nicht hat, aber friedlich duftet das Veilchen unter dem Roſenſtrauch. So iſt auch unausſprechlicher Friede unter den ſeligen Geiſtern. O wenn es ſo auf Erden wäre, daß Jeder mit ſeinem Stande zufrieden lebte, und in der Liebe ſich über das Gute des Andern freute, dann wäre der Himmel auch auf Erden. Aber Stolz und Neid macht die Erde zum Jammerthal.

Von den heiligen Engeln wiſſen wir viertens, daß ſie Diener Gottes ſind. Jeſus ſagt: „Sie ſehen allezeit das Angeſicht meines Vaters im Himmel.“ Alſo Diener Gottes ſind ſie, die immer um ihn ſind, wie bei einem großen König die vornehmſten Miniſter beſtändig bei ihm ſind und ſein Angeſicht ſehen. In größter Ehrfurcht ſtehen ſie vor Gott, ihrem Herrn, ſo daß ſie mit ihren Flügeln ihr Angeſicht bedecken, wenn er auf dem Throne ſitzt, und ihr liebſtes Geſchäft iſt, die Größe Gottes zu beſingen und ſeine Befehle zu vollziehen. Hören wir nun, was der Prophet Iſaias hierüber ſchreibt: „Ich ſah den Herrn ſitzen auf einem hohen und erhabenen Thron... Seraphim ſtunden darauf; je ſechs Flügel hatte ein jeder, mit zweien bedeckten ſie ihr Angeſicht, mit zweien bedeckten ſie ihre Füße, und mit zweien flogen ſie. Und es rief einer dem andern zu und ſprach: Heilig, heilig, heilig iſt der Herr, Gott der Heerſchaaren, die ganze Erde iſt

voll seiner Herrlichkeit." (Isai. 6, 2.) Das ist der Lobgesang, den die heiligen Engel Gott unaufhörlich darbringen; das dreimal Heilig deutet nach der Auslegung des heiligen Gregorius des Großen auf die drei göttlichen Personen in Einer Wesenheit. Die heiligen Engel sind Diener Gottes, nicht bloß geschaffen, ihm Lob und Preis zu singen, sondern auch seine Befehle auf's Genaueste zu vollziehen. Sie sind seine Boten, das sagt schon ihr Name Angelus, Engel bedeutet so viel als ein Bote. Sie werden gewöhnlich mit Flügeln abgebildet, und diese Flügel sind ein Sinnbild der Schnelligkeit, mit welcher sie die Befehle Gottes vollziehen. Die heilige Schrift enthält eine Menge Beispiele, daß die Engel vom Himmel auf die Erde gesandt wurden, um den Willen Gottes zu verkünden, und seine Aufträge zu vollziehen. Ich will nur die bekannteren erwähnen. Ein Engel verkündete dem Abraham die Geburt eines Sohnes. Ein Engel erschien dem Zacharias, als er im Heiligthume das Rauchwerk anzündete, und verkündete die Geburt des heiligen Johannes. Der Erzengel Gabriel ward von Gott gesandt zu Maria, um ihr, der Auserwählten und Gnadenvollen, zu verkünden, daß sie Mutter des Sohnes Gottes werden sollte. Ein Engel erschien dem Joseph im Schlafe, als er Maria verlassen wollte, und ermahnte ihn im Auftrage Gottes, kein Bedenken zu tragen, und Maria als Ehegattin zu sich zu nehmen. Ein Engel erschien ihm im Traume, und trug ihm auf, mit Maria und ihrem Kinde nach Ägypten zu fliehen, weil Herodes dem Kinde nach dem Leben strebte, und als derselbe gestorben, war es wieder ein Engel, der ihm die Nachricht brachte, daß er ohne Furcht wieder nach Nazareth zurückkehren dürfe. Als der göttliche Erlöser die dreimalige Versuchung des Satans überwunden hatte, kamen Engel und dienten ihm. Als er am Ölberge Blut schwitzte vor Angst und Betrübniß der Seele, kam ein Engel vom Himmel und stärkte ihn. Ein Engel befreite den Petrus aus dem Gefängnisse. Engel sind es, welche Gott zur Vollziehung seiner Strafgerichte braucht.

Ein Engel mit einem flammenden Schwerte verjagte die ersten Menschen nach der Sünde aus dem Paradiese, und verwahrte den Eingang dazu. Engel zerstörten Sodoma und Gomorrha. Ein Engel schlug das Land Israel mit einer tödtlichen Ruthe. Am jüngsten Tage werden sie mit dem Ton der Posaune die Todten aus den Gräbern zum Gericht rufen, ja nicht bloß das, sie werden, wie ausdrücklich von ihnen gesagt wird, die Bösen von den Guten scheiden. Aus diesen kurzen Andeutungen könnet ihr abnehmen, daß die heiligen Engel wirklich das sind, was schon ihr Name sagt, Boten Gottes, allenthalben seine Befehle zu vollziehen und vor seinem Throne ihm Lob und Preis zu singen. Daher sagt David: „Lobet den Herrn, ihr all' seine Engel, die ihr gewaltig an Kraft, vollziehet seinen Willen, die ihr höret auf die Stimme seiner Reden." (Ps. 103, 20.)

Endlich wissen wir auch von den heiligen Engeln, daß sie Diener der Menschen, daß sie unsere Begleiter und Beschützer in diesem armseligen Leben seien, weßwegen wir sie auch unsere heiligen Schutzengel nennen. Sie haben uns Menschen unaussprechlich lieb wegen Gott, und dienen uns mit Freuden als ihren künftigen Mitgenossen, als diejenigen, die da auch mit ihnen zum Genusse der ewigen Seligkeit im Himmel berufen sind. Darum schreibt auch der heilige Paulus in seinem Briefe an die Hebräer: „Sind sie nicht allzumal dienstbare Geister, denen zum Beistande gesandt, welche das Erbgut des Heiles in Besitz nehmen werden?" (Hebr. 1, 14.) Wie nachdrücklich sind diese Worte: Die Engel sind ausgesendet! Es hängt also nicht eigentlich von ihrer Willkühr ab, was sie thun und wen sie beschützen wollen. Nein! Gott befiehlt und sendet sie aus, und die Engel vollziehen seine Befehle. Sie sind ausgesandt, denen zum Beistande, welche das Erbgut des Heiles in Besitz nehmen werden. Wer sind denn diese? Es sind die Frommen und Gottesfürchtigen, welche sie an Leib und Seele beschützen, und sie bis zu ihrem Hinscheiden aus dieser Welt begleiten. „Der

Engel des Herrn wird sich lagern um die, so ihn fürchten." (Ps. 33, 8.) Sie erfüllen an uns schwachen Geschöpfen und elenden Adamskindern das große Gebot Gottes, von dem David in seinem 90. Psalm so erhaben spricht, da er sagt: „Seinen Engeln hat er deinetwegen befohlen, dich zu behüten auf allen deinen Wegen. Auf den Händen werden sie dich tragen, daß nicht etwa dein Fuß an einen Stein stoße. Auf Nattern und Basilisken wirst du wandeln, und treten auf Löwen und Drachen."

Daß sie unsere Beschützer an Leib und Seele seien, kann man durch eine Menge biblischer Beispiele bestätigen. Engel haben der Agar aus ihrer Verzweiflung geholfen. Engel haben den Loth und die Seinigen aus dem Brande von Sodoma errettet. Engel haben die drei babylonischen Knaben im Feuerofen unverletzt erhalten. Ein Engel hat den Daniel aus der Löwengrube errettet. Ein Engel hat die Ketten des heiligen Petrus gebrochen und ihn aus dem Gefängnisse befreit. Wer kennt nicht die rührende Geschichte der Familie Tobias? War es nicht Raphael, einer aus den sieben Geistern, die zunächst am Throne Gottes stehen, der dem jungen Tobias als Geleitsmann auf seiner Reise so viel Wohlthaten erwiesen, daß dieser, als er nach Hause kam, seinem guten alten Vater nicht genug davon erzählen konnte? „Vater," sprach er zu ihm, „welchen Lohn sollen wir ihm geben, oder womit können seine Wohlthaten nach Verdienst vergolten werden? Er hat mich gesund hin und her geführt; er selbst hat das Geld bei Gabelus erhoben; er hat mir ein Weib verschafft, den bösen Geist von ihr vertrieben, und ihren Eltern Freude gemacht; mich selbst hat er vom Verschlingen des Fisches gerettet, und dich hat er des Himmels Licht sehen machen, mit allem Guten sind wir von ihm überhäuft worden. Was werden wir ihm Würdiges dafür geben können?" Seht da, der junge Tobias findet nicht Worte genug, die Wohlthaten zu beschreiben, die ihm durch die Begleitung Raphaels zu Theil wurden; und doch waren dieß nur körperliche

Wohlthaten. Auch in den Gefahren der Seele, in den Versuchungen und Anreizungen zur Sünde stehen Gottes Engel dem Versuchten schützend zur Seite. Vernehmet aus vielen biblischen Beispielen nur eines zur Bestätigung. Judith, eine junge, fromme Wittwe, begab sich aus ihrer hart bedrängten Vaterstadt Bethulia in das Lager des feindlichen Feldherrn Holofernes, voll des Gottvertrauens, daß der Herr durch sie ihrem Volke Rettung verschaffen werde. Sie fand Gnade vor Holofernes, sein Herz ward erschüttert, und er brannte von Begierde zu ihr. In seiner Fröhlichkeit trank er überaus viel Wein, und während er in seiner Trunkenheit lag, schlug ihm die heldenmüthige Judith mit seinem eignen Schwerte den Kopf ab, und eilte zurück in ihre Vaterstadt. „So wahr der Herr lebt," sprach sie zu den Ältesten, die sich um sie versammelt hatten, „so wahr der Herr lebt, sein Engel hat mich beschützet, da ich von hier wegging, und dort weilte, und von da hieher zurückkehrte, und der Herr ließ nicht zu, daß ich, seine Magd, befleckt würde, sondern rief mich ohne Befleckung der Sünde zu euch zurück, in der Freude, daß er gesieget, daß ich entronnen bin, und ihr gerettet seid." Sehet in diesen Worten, wie dankbar Judith den Schutz ihres heiligen Engels erkannte, der sie vor der Befleckung ihrer Seele mit einer Sünde bewahrte.

Wer ist unter uns, der nicht aus vielen Vorfällen seines Lebens in Gefahren des Leibes und der Seele den Schutz seines heiligen Engels erfahren hätte, gerade so erfahren hätte, wie ihn Tobias erfahren hat? Denket nur zurück in die Tage eurer Kindheit, wo eure Unerfahrenheit euch sicherlich oft in die größten Gefahren gebracht hat, euch todt zu fallen, oder zum mindesten Arme und Beine zu brechen, oder im Wasser ein allzu frühes Grab zu finden. Wer hat euch von solchem Unglücke bewahrt? Wer anders, als eure heiligen Schutzengel. Bei vielen unglücklichen Ereignissen hört man sagen: Diesmal ist das Glück größer gewesen, als das Unglück; besser würde man sagen: Der heilige Schutzengel hat es nicht

geschehen lassen; seinem waltenden Beistande hat man die Abwendung eines größeren Unglückes zu danken. Die heiligen Schutzengel tragen bei, daß uns heilsame Gedanken eingegeben, daß wir zum Guten geführt und vom Bösen abgezogen werden. Wer hätte unter uns solche Einsprechungen noch nicht vernommen, wer hätte nicht gekämpft zwischen Gut und Böse? Denn auch der böse Engel geht uns zur Seite, bald sichtbar in der Gestalt böser Menschen, der Verführer, die da seine Gesellen sind, und uns vom Guten weg zum Bösen zu verleiten suchen; bald ist er um uns unsichtbar, und sucht durch böse Vorstellungen und Gedanken uns zu umgarnen, und in sein Netz zu ziehen. Wohl uns, wenn wir seine List erkennen; denn warnend mahnt uns auch der heilige Schutzengel; unglücklich ist, wer seine warnende Stimme verachtet und sich vom Bösen umstricken läßt. Denn traurig weicht Gottes Engel von uns, wenn wir seinen Einsprechungen nicht folgsam sind. Mehrere heilige Väter meinen, daß die Engel die ihnen Anvertrauten bisweilen, wenn sich diese ihres Beistandes nicht bedienen, verlassen, sowie ein Lehrer ein widerspenstiges, unfolgsames Kind verläßt. So sind die Engel aus der Stadt Jerusalem, als sie auf dem Punkte war, von den Römern zerstört zu werden, fortgezogen, und haben, wie Josephus Flavius, der Geschichtschreiber, erzählt, die Worte hören lassen: „Lasset uns von hinnen zieh'n! lasset uns von hinnen zieh'n!“ Der heilige Basilius der Große sagt: „Wie Rauch die Bienen vertreibt, und böser Geruch die Tauben verscheucht, so wendet die beweinenswerthe, scheußliche Sünde den Engel, den Hüter des Lebens, von uns hinweg.“ Das ist wenigstens gewiß, daß die Unfolgsamkeit eines bösen Christen die Kraft des Schirmes seines heiligen Engels um Vieles vermindere. Wenn aber ein Sünder sich bekehrt, dann gibt es ein himmlisches Fest, wie der Heiland bezeugt: „Es wird Freude sein vor den Engeln Gottes über einen Sünder, der Buße thut.“ Die Engel Gottes bitten für uns und bringen unsere Gebete Gott dar. So sagt es der Erz-

engel Raphael zu Tobias: „So oft du mit Thränen betetest, brachte ich dein Gebet vor den Herrn.“ Besonders thätig beweisen sich die heiligen Engel um das Sterbebett des Gerechten, und auch nach dem Tode die Seelen in den Himmel zu führen. Christus sagt von dem armen Lazarus, daß seine Seele von den Engeln in den Schooß Abrahams getragen wurde.

Ich habe euch nun in gedrängtester Kürze Alles erzählt, was wir von den heiligen Engeln wissen, wissen können und wissen sollen, wie es uns die deutlichen Aussprüche der heiligen Schrift, die Lehre der heiligen Väter und unsere eigne Erfahrung bestätigt. Alles, was wir nun hierüber vernommen haben, ist nicht bloß ungemein erbaulich, sondern auch höchst lehrreich. Darum habe ich es mir auch noch zur Aufgabe gemacht, euch zu unterrichten, was wir von den Engeln lernen sollen; hievon aber im

zweiten Theile.

Die heiligen Engel sind die Lehrer aller Tugenden, sie sind uns die schönsten Muster und Vorbilder in allem Guten, die wir nachahmen müssen, wenn wir in ihre Gesellschaft zu den Freuden des Himmels kommen wollen, und leicht nachahmen können. Denn auch unsere Seele ist geistiger Natur, begabt mit Verstand und freiem Willen, mit dem Verlangen nach Glückseligkeit und mit Unsterblichkeit. Wir müssen nach der Vollkommenheit der Engel trachten, wenn wir sie auch nicht erreichen können.

Wie die heiligen Engel eine bewunderungswürdige Reinigkeit auszeichnet, die sie allein würdig macht, das Angesicht Gottes zu schauen, so muß es unsere erste Sorge sein, die Reinigkeit der Seele und des Leibes auf das Vollkommenste zu bewahren, weil wir ohne sie unmöglich unser Ziel und Ende erreichen können, was wir aus den Worten Jesu abnehmen können. „Selig,“ sagt er, „sind nur diejenigen, die ein reines Herz haben.“ Unter denjenigen, die ein reines

Herz haben, verſteht man nicht nur die Keuſchen, die ſich mit Wolluſt nicht beflecken, ſondern man verſteht darunter jene edlen Seelen, die ihr Herz von jeder Makel der Sünde unbefleckt zu bewahren trachten. Rein iſt unſer Herz erſt alsdann, wenn es nicht nur allein von allen ſchändlichen Begierden und Werken der Wolluſt, ſondern auch von jedem Peſthauche des Stolzes, des Neides, der Falſchheit, der Feindſchaft und von jeder böſen Neigung frei und lauter iſt. Rein iſt unſer Herz, wenn wir Himmel und Erde, alle guten Menſchen und guten Geiſter dürften hineinblicken laſſen, ohne daß wir darüber erröthen müßten, ja, wenn wir uns ſelbſt vor dem allſehenden Auge nicht zu fürchten haben. Sehet, ſo viel gehört zu einem reinen Herzen. Nur eine reine Seele wird einſt im Himmel Gott von Angeſicht zu Angeſicht anſchauen. O Chriſten, fliehet die Welt und ihre Luſt, und lernet demüthig ſein; ſeid rein, wie Gottes Engel ſind, wenn ihr zu Gott, der lauterſten Reinheit, kommen wollet.

Lernet von den heiligen Engeln demüthig ſein. Gleichwie Luzifer und ſein Anhang durch Stolz und hoffärtiges Selbſtvertrauen ſich um die Seligkeit des Himmels brachte und ewiges Verderben bereitete, ſo hat die Demuth die guten Engel in ihrer Treue gegen Gott erhalten und vor dem Falle bewahrt. „Die Stolzen und Hoffärtigen," ſagt die heilige Schrift, „verwirft Gott, und nur den Demüthigen gibt er ſeine Gnade." Nur in der Demuth wirſt du, mein Chriſt, ein gottgefälliges Leben führen können. Wo aber Stolz und Hoffart, Verachtung und Geringſchätzung des Nebenmenſchen, Eitelkeit in Mienen, Worten und Kleidung, Gefallſucht und Prahlerei herrſcht, da iſt das Herz verkehrt, da herrſcht der Satan, die Augenluſt, die Fleiſchesluſt ꝛc., da kann Gott mit ſeiner Gnade nicht wohnen, und ein ſolcher Menſch bereitet ſich früher oder ſpäter ſeinen Fall und beſchleunigt dadurch ſein zeitliches und vielleicht auch ſein ewiges Verderben. Denn Hoffart kommt vor dem Fall. Die Hoffart iſt der Anfang aller Sünde. Sei nicht dem Satan gleich im Stolze, ſondern

lerne an Demuth den Engeln gleich zu sein, mein Christ; du hast es ja versprochen in der heiligen Taufe, zu widersagen dem bösen Feinde und allen seinen Werken und aller seiner Hoffart.

Wie die Engel Gottes untereinander im höchsten Frieden leben, so lernet von ihnen, unter einander friedfertig zu leben. „Selig sind die Friedfertigen," sagt Jesus, „denn sie werden Kinder Gottes genannt werden." Friedfertig, friedsam sein, heißt nichts anders, als Eines sein mit sich selbst, mit allen seinen Nebenmenschen umher und mit Gott, und das ist wohl das Beste, das höchste Gut auf Erden. Wer nun diesen Frieden in sich hat, und wer ihn auch Andern zu verschaffen und zu erhalten sucht, oder ihn wieder herstellt, der ist ein Engel Gottes auf Erden, ein wahres Kind Gottes, der da ist ein Gott des Friedens, dessen Eingeborner ja dazu auf die Welt gekommen ist, um Gott in der Höhe Ehre und den Menschen auf Erden diesen Frieden zu bringen. Der Teufel hat den ersten Unfrieden in der Welt angestellt, und die nichts als Streit und Unfrieden suchen, werden wohl seine Kinder sein. Solche streitsüchtige Satanskinder, die von Friede und Verträglichkeit nichts wissen wollen, sind wohl unter euch. Liebe Christen, wollet ihr denn lieber Satanskinder, als Kinder Gottes sein? Wollet ihr Kinder Gottes werden im Himmel, so müsset ihr von den heiligen Engeln lernen, friedsam und verträglich sein.

Von den heiligen Engeln wissen wir, daß unter ihnen nicht die geringste Spur von Neid zu finden ist, daß einer sich freut über die Heiligkeit und Seligkeit des andern, daß lauter Liebe unter ihnen herrscht. So soll es auch unter uns sein; das ist ja das große Gebot, das der göttliche Erlöser uns gegeben hat: „Liebet einander, wie ich euch geliebt habe. Daran wird Jedermann erkennen, daß ihr meine Jünger seid, so ihr Liebe gegen einander traget." Ferne sei von euch aller Neid und jede Unzufriedenheit, die da zu Ungerechtigkeiten, Diebstählen, Betrügereien verleitet. Hast du viel, mein Christ,

ſo ſei zufrieden, und danke Gott dafür, und haſt du wenig, mein Chriſt! ſo ſei auch mit dem Wenigen zufrieden und ſieh nicht mit ſcheelen Augen nach deinem reicheren Nachbar. Vergiß nicht, daß Genügſamkeit, wie der Apoſtel ſagt, verbunden mit Gottſeligkeit der größte Gewinn iſt. Fern ſei von dir jede liebloſe Schadenfreude bei dem Unglücke deines Nebenmenſchen. Mach es, wie Gottes Engel, freue dich mit den Freuenden, und weine mit den Weinenden.

Gottes Engel umſtehen den Thron ſeiner Herrlichkeit, und unaufhörlich tönet ihr Lob- und Preisgeſang: Heilig! heilig! heilig! ꝛc. Lernet von ihnen, meine Chriſten! Gebetseifer. „Ohne Unterlaß betet," ſagt der Erlöſer; euer ganzes Leben ſei ein lauteres Gebet, eine beſtändige Vergegenwärtigung Gottes, eine fortwährende Erhebung unſeres Gemüthes zu Gott, bei Allem, was wir thun. „Ihr möget eſſen oder trinken, oder etwas anderes thun, ſo thuet Alles zur Ehre Gottes." Ein alter Spruch ſagt: Mit Gott fang' an, mit Gott hör' auf, dieß iſt der ſchönſte Lebenslauf. Könnt ihr auch nicht ohne Aufhören heilig, heilig! ſingen, ſo fanget keinen Tag an ohne andächtiges Morgengebet, leget euch nie zur Ruhe, ohne mit Gott euer Herz vereinigt zu haben; gehet nie zur Arbeit ohne gute Meinung, und vergeſſet nach verrichtetem Geſchäfte nie des dankbaren Aufblickes zu Gott. Nie unterbleibe das Gebet vor und nach dem Eſſen, damit ihr nicht unvernünftigen Thieren gleich ſeid, ſondern wie Gottes Engel im Himmel, ſo müſſet ihr auf Erden den Herrn unſern Gott für ſeine väterliche Fürſorge dankbar preiſen.

Mit verhüllten Angeſichtern umſtehen die Engel Gottes den Thron ſeiner Herrlichkeit; möchten wir ihnen doch in dieſem Stücke gleich werden; möchten wir von ihnen lernen, dem lieben Gott die ihm ſchuldige Ehrfurcht in ſeinem Hauſe, in der Kirche, zu erzeigen, wo er ſo liebevoll den Thron ſeiner Erbarmung aufgeſchlagen hat. Wenn wir bedenken, daß die Engel des Herrn frei von aller Sünde ſind, und ihren Gott nie beleidigt haben, und doch eine ſo große

Ehrfurcht und tiefe Demuth vor ihm beweisen, soll uns das nicht antreiben, uns undankbare, sündhafte Kreaturen doch wenigstens in seinem heiligen Tempel vor dem gegenwärtigen Gott niederzuwerfen und voll Reue an unsere Brust zu schlagen und auszurufen: Gott sei uns Sündern gnädig?

Gottes Engel werden gewöhnlich mit Flügeln abgebildet, wie wir gehört haben, und diese Flügel bedeuten ihre Bereitwilligkeit und Schnelligkeit, mit der sie den Willen Gottes erfüllen. So bereit und fertig wie sie, den Willen Gottes in Allem, auch im Kleinsten zu vollziehen, sollten auch wir sein. Wir sprechen es wohl alle Tage aus, wenn wir das Vaterunser beten: „Dein Wille geschehe wie im Himmel von den Engeln, also auch auf Erden von uns Menschen.“ Sind wir denn nicht täglich Lügner vor Gott, wenn wir also beten, und doch seine heiligen Gebote leichtsinnig übertreten, und mit seinen Anordnungen unzufrieden, bei Leiden und Trübsalen, bei diesen für uns heilsamen Heimsuchungen klagen und wider ihn murren? Lernet also von den heiligen Engeln, bereitwillig und mit Freuden Gottes Willen nicht nur zu vollziehen, sondern in Allem euch demselben demüthig zu unterwerfen.

Auf diese Art könnet ihr Alle Engel Gottes, Kinder Gottes schon auf Erden sein. Indeß müßt ihr auch dann sichtbare Schutzengel eures Nebenmenschen sein.

Sichtbare Schutzengel müssen sein Eltern, Vorgesetzte und Hausväter für ihre Untergebenen, für ihr leibliches und geistliches Wohl. O wie Vieles hätte ich euch in dieser Beziehung zu sagen! Ich muß mich nun kurz fassen, denn die Stunde der Betrachtung ist bereits verronnen. Ich kann euch nur in das Gedächtniß zurückrufen, was euch gewiß schon oft und nachdrücklich zu Gemüthe geführt worden ist. Seid, ich bitte euch um des Blutes Jesu willen, seid sichtbare Schutzengel eurer Untergebenen, dadurch, daß ihr dasselbe thut, was die guten Engel an uns thun. Suchet sie zu bewahren vor allen Gefahren des Leibes und der Seele, besonders der Seele; denn unendlich kostbar ist eine Menschenseele, weil sie erlöst ist durch das theure rosenfarbne

Blut Jeſu Chriſti. Haltet ſie, koſte es was es wolle, zurück von Spiel, Trunk, Tanz und ſündhafter Bekanntſchaft und von dem Verderben dieſer Welt; haltet ſie an zum Gebete, zum Beſuche des pfarrlichen Gottesdienſtes, zur Anhörung des göttlichen Wortes, zum öfteren Empfang der heiligen Sakramente, und, was die Hauptſache iſt, gehet ihnen mit einem guten Beiſpiele voran. Mahnet, warnet, ſtrafet wie und wo es noth thut; denn ihr werdet dem Herrn einſt für die euch anvertrauten Seelen ſtrenge Rechenſchaft geben. Ach, wenn doch alle Obrigkeiten, Eltern, Vorgeſetzte und Hausväter das wären, was ſie ſein ſollten, ſichtbare Schutzengel für ihre Untergebenen in Wort und That, bald würden wir beſſere Menſchen haben und beſſere Zeiten, und verſtummen würde die faſt allgemeine Klage über ungerathene Söhne und Töchter, über liederliche Knechte und ausgelaſſene Dirnen. Denn die meiſte Schuld des Verfalles von Zucht und Sittſamkeit liegt unſtreitig in der Sorgloſigkeit und Gleichgiltigkeit ſchlechter Eltern und ſaumſeliger Vorgeſetzten, die, ſtatt dem Übel abzuhelfen, es durch ihr eignes ſchlechtes Beiſpiel noch ärger machen.

Ein Schutzengel, ein ſichtbarer Schutzengel für deinen Nebenmenſchen mußt du ſein, wer du immer biſt, jung oder alt, reich oder arm, ledig oder verheirathet, daß du ihn vor allen Gefahren des Leibes und der Seele zurückhalteſt, und ihn zum Guten ermunterſt, wo und wie du kannſt, durch Wort und That, durch Ermahnung und Zurechtweiſung, und beſonders durch ein gutes Beiſpiel. Denn jede Unterlaſſung des Guten, das du hätteſt an Andern befördern können, und jede Schlechtigkeit, die du hätteſt verhindern können, und haſt ſie nicht verhindert, machſt dich fremder Sünde ſchuldig und vor Gott verantwortlich. Ferne ſei von uns jedes Ärgerniß. Ach, wie ſehr hat in unſern Tagen die Verführung der Unſchuld überhand genommen! Es gibt eine Menge lediger Leute beiderlei Geſchlechtes, die, nicht damit zufrieden, daß ſie ſelbſt verſunken ſind in Laſter und Verderben, als Werkleute des Satans auch andere Unerfahrne zu gleicher Ungebundenheit, zu

Verachtung von Gottesdienst und Gotteswort, zum Ungehorsam gegen Eltern und Vorgesetzte zu verlocken bemüht sind. Ja, so verlassen und verdorben sind Manche, daß sie selbst vor kleinen Kindern schlechte Reden führen, die ausgelassensten Gesänge singen, und die schändlichsten Possen treiben. Weh ihnen, um solches Ärgernisses willen! „Weh dem," sagt Jesus im heutigen festtäglichen Evangelium, „durch welchen Ärgerniß kommt. Es wäre ihm besser, man hinge ihm einen Mühlstein an den Hals, und versenkte ihn in die Tiefe des Meeres." „Hütet euch," heißt es weiter, „daß ihr Keines von diesen Kleinen verachtet, denn ihre Engel sehen allzeit das Angesicht meines Vaters, der im Himmel ist." O könnten sie weinen, die guten Engel der verführten, geärgerten Jugend, sie würden bittere Thränen weinen über den Verlust der Seelen, die durch Ärgerniß und Verführung so frühzeitig schon dem Verderben anheimfallen!

Sei also, mein lieber Christ! ein sichtbarer Schutzengel für deinen Nebenmenschen in Wort und That, durch Ermahnung und gutes Beispiel; sei für dich selbst ein Engel, indem du deine Schutzengel nachahmst in allen Tugenden, wozu ich dir heute kurze Anleitung gegeben habe. Seid an Unschuld den Engeln, den Kindern gleich; denn der Heiland selbst macht uns die Bedingung: „Wenn ihr nicht werdet, wie die Kindlein, so könnt ihr nicht in Gottes Reich eingehen;" so unschuldig, rein, genügsam, demüthig, geduldig, fromm wie Kinder müsset ihr sein, wenn ihr euch mit den Engeln im Himmel erfreuen wollet. Das lernen wir von den heiligen Engeln.

Wir feiern heute ein recht schönes Fest auf Erden, schöner und erfreulicher noch würde dieses Fest, wenn so viele Sünder, die bisher die Stimme ihres guten Engels verachtet und auf die Stimme des Satans gehört haben, heute anfangen würden, Buße zu thun, und wieder auf die Stimme ihres guten Engels zu hören, o dann würde der heutige Festtag ein Festtag der Freude für den ganzen Himmel! Denn Jesus selbst ver-

ſichert uns: „Es iſt eine größere Freude bei den Engeln über einen Sünder, der Buße thut, als über neunundneunzig Gerechte, die der Buße nicht bedürfen.“

O Sünder! wer du immer biſt, mache am heutigen Tage deinem heiligen Schutzengel, dem ganzen Himmel dieſe Freude, kehre um, überlaß dich wieder dem Schutze deines Engels und du biſt gerettet; es liegt nur an dir ſelber, ſtreite gegen die Verſuchungen und Anreizungen, denn dein Schutzengel iſt bei dir. Achte ſeine Gegenwart, und rufe ihn an um ſeine Fürſprache bei Gott im Leben und im Sterben. Wir Alle wollen uns auf ein Neues dem Schutze unſers heiligen Engels empfehlen, ihm empfehlen unſer Leben und Sterben. Subvenite Angeli Dei, wollen wir denn heute für unſere Sterbeſtunde rufen mit den Worten der Kirche Gottes: Kommet, ihr Engel Gottes, nehmet einſt unſere Seelen in eure Arme auf, und traget ſie hin, bringet ſie hin zu dem Angeſichte unſers Gottes. In eure Hände, o ihr heiligen Schutzengel! empfehlen wir unſern Leib und unſere Seele jetzt und in der Stunde unſeres Abſterbens. Amen.

Eine andere Predigt

am

Allerſeelentage.

Text: „Gedenke an mein Urtheil, denn das deine wird ihm gleich ſein: geſtern mir, heute dir.“ Ekkli. 38, 22.

Geliebte Pfarrkinder!

Es gibt Wahrheiten in unſrer heiligen Religion, an die man nicht oft genug denken, die man nicht oft genug beherzigen kann, weil ſie wie eine Stimme aus der andern Welt heilſam erſchütternd auf das Gemüth der Menſchen einwirken. Solch eine Wahrheit iſt die Lehre von der Fortdauer des Menſchen nach dem Tode. Hievon gilt, was der heilige Auguſtin ſagt, nämlich: „Wer an den Tod und die Ewigkeit denkt, und dennoch ſorglos dahinlebt, hat entweder keinen Glauben, oder keinen Verſtand.“ Gewiß, — iſt je etwas geeignet, den Sünder zu ſchrecken, den Lauen aus dem Schlummer ſeiner Trägheit aufzurütteln, den Frommen in ſeinem Tugendwandel zu beſtärken, ſo iſt es die Betrachtung der Ewigkeit, das Andenken an den Tod und an unſern künftigen Zuſtand nach demſelben: „Gedenke an mein Urtheil, denn das deine wird ihm gleich ſein:

geſtern mir, heute dir.“ Dieſe drohende Stimme hören wir aus den Gräbern unſerer Mitmenſchen, wenn wir vorbeigehen, ertönen. Dieſe donnernde Warnung leſen wir auf jedem Gottesacker, den wir betreten, geſchrieben. Dieſes furchtbare Urtheil finden wir auf jedem Todtenkreuze, das wir betrachten, auch für uns eingegraben. „Gedenke,“ ſagt uns Alles, „gedenke an mein Urtheil, denn das deine wird auch ſo ſein: geſtern mir, heute dir.“

Ich will demnach heute von dem großen Nutzen des öfteren Andenkens an den Tod nach den Ausſprüchen der heiligen Schrift ſowohl, als der Erfahrung, euch ſo viel als möglich zu überzeugen ſuchen.

Gedenket, Sterbliche! an den Tod, denn er kommt, wenn ihr auch nicht an ihn denket; er kann kommen, wo ihr es am wenigſten denket; alles Denken iſt alsdann umſonſt, wenn er euch übereilt. Darum ſage ich:

Oft an den Tod denken, iſt das leichteſte Mittel, fromm zu leben. I. Theil.

Oft an den Tod gedacht zu haben, iſt der beſte Grund der Hoffnung, gut zu ſterben. II. Theil.

Möchte dieſe ernſte Betrachtung uns die Augen öffnen, uns rühren und ermuntern, Alles zu thun, um unſere unſterbliche, koſtbare Seele zu retten. Es verhelfe uns hiezu, wie zu allen guten Entſchließungen die Gnade unſers Herrn und Heilandes Jeſu Chriſti!

Erſter Theil.

Oft an den Tod zu denken, iſt das leichteſte Mittel, fromm zu leben.

Das Andenken an den Tod muß uns von der Pflicht überzeugen, uns vor Gott zu verdemüthigen, denn er überzeugt uns, daß wir aus uns Nichts ſind. Es muß uns antreiben, das Fleiſch und ſeine Lüſte zu bezähmen, denn er beweiſt uns, wie bald verwelklich wir ſind. Es muß uns endlich ermuntern,

unser Herz und unsere Neigung von allem Irdischen loszuschälen, weil wir aus Erfahrung einsehen, wie vergänglich Alles ist.

1) Es ist unmöglich, daß der Mensch an den Tod denken kann, ohne zugleich an sein Nichts zu denken. Aus Staub gemacht, im Staube eine Zeit lang kriechend, kehrt endlich der stolze und einbilderische Mensch wieder in seinen ehemaligen Staub zurück. Das Sinnbild, das die Kirche Gottes bei Ausstreuung der Asche am Aschermittwoch gebraucht, die Worte, die sie ihm zuruft, überzeugen uns, daß sie selbst die Erinnerung des Todes als das dienlichste Mittel betrachte, den Menschen zur Demuth zu weihen. **Memento homo**... Gedenke, o Mensch! daß du Staub und Asche bist, und daß du wieder dahin zurückkehren wirst.

Betrachten wir den Tod nun als Strafe für die erste Sünde, so haben wir Ursache genug, uns vor Gott zu verdemüthigen. Aber die Möglichkeit, als Sünder zu sterben, die Ungewißheit, in der Sünde selbst zu sterben, und den Untergang des Leibes auch vom Untergange der Seele begleitet zu sehen, meine lieben Christen! welch ein neuer und noch mehr schreckender Beweggrund, uns vor dem Allerhöchsten zu erniedrigen! Wir können nicht an den zeitlichen Tod denken, ohne auch den ewigen, der ihn leicht begleiten kann, zu überdenken, und wie können wir bei solcher Betrachtung noch hochmüthig sein, noch großthun und in eitler Einbildung verharren?

2) Das Andenken an den Tod muß uns das Fleisch bezähmen helfen. — Wir lieben unser Fleisch als einen Theil unser selbst; aber diese sinnliche Liebe ist ungerecht, weil sie den Leib, der sterben muß, der Seele, die unsterblich ist, vorziehen. Sie ist thöricht, weil wir oft durch Verzärtlung oder Mißbrauch des Fleisches unsern Tod beschleunigen. Ja, sie ist grausam, weil sie oft am meisten beiträgt, den Leib und die Seele in die ewigen Peinen zu stürzen. „Gedenke an mein Urtheil" — schreien uns Viele, wo nicht die Meisten, aus der

Todten zu — „gedenke an mein Urtheil, denn das deine wird eben so sein.“ Durch die Wollüste des Fleisches haben wir unsere Tage abgekürzt, ihretwegen leiden wir in den Flammen der Ewigkeit, wo es keine Abwechslung von Tagen oder Jahren mehr gibt. Das Fleisch war unser Abgott auf Erden, es war der Gegenstand unserer Liebe und Sorgfalt, es nahm an allen Freuden Theil; so wurde es die Ursache unsers Sturzes, und jetzt muß es an unserer Qual Theil nehmen. Wir brachten ihm Opfer, so lange wir konnten; wir wurden nicht müde, ihm die Gunst auch von Andern zu erkaufen; wir schmückten es mit Rosen, und pflegten es mit Zärtlichkeit. Aber „gedenke an mein Urtheil, denn das deine wird eben so sein“. So rufen uns die Todten zu, und der Prophet Isaias bestätigt es: „Alles Fleisch ist Heu, und alle seine Herrlichkeit ist wie eine Feldblume. Das Heu ist verdorrt, und die Blume ist abgefallen, denn der Geist des Herrn hat darein geblasen.“ (Isai. 40, 6.)

Dieser Geist fährt noch täglich fort, die Luftgebäude der Menschen zu zerblasen, sie mögen ihnen so fest wie die Zedern Libanons, oder wie die Spitzen der Berge zu sein scheinen. Auch den stolzesten und trotzigsten Sterblichen schlägt er darnieder, indem er Schritt für Schritt das nahe Grab zeigt. „Er straft ihn mit Schmerzen auf seinem Lager, daß alle seine Gebeine verdorren.“ (Job 33, 19.) Feuer und Würmer sind, wie die Schrift sagt, die großen Antriebe, die uns zur Demuth führen sollen. Das Feuer, das eure Seele martern, die Würmer, die euer Fleisch verzehren werden. „Demüthige dich sehr in deinem Gemüthe,“ lesen wir im Ekklesiastikus (7, 19.), „denn die Strafe der Gottlosen ist Feuer und Würmer.“

Die Betrachtung des Todes, meine Christen! hat den Büßern die Geiseln in die Hände gegeben, den Bußsack um ihren Leib gezogen, und selbe in die verborgensten Wüsteneien, mitten unter die wilden Thiere geführt. Sie hat ihnen einen beständigen Krieg wider ihr Fleisch und wider seine erlaubten, wie unerlaubten Freuden verursacht, das ewige Stillschweigen

auferlegt, die Fasten geboten, und sie zu heiligen Selbstfeinden gemacht.

Die Betrachtung des Todes erhält noch die wenigen Auserwählten in der Welt bei ihrer alten Treue, macht sie gleichgiltig zu sinnlichen Lustbarkeiten, unerschrocken in Gefahren, behutsam wider die Gelegenheiten und unbezwingbar bei den Anfechtungen.

Die Betrachtung des Todes muß also auch die allgemeinste Betrachtung aller Menschen sein, die sich vor Sünden hüten wollen, und warum? Weil sie die deutlichste ist, die Jeder faßt, die unentbehrlichste, die Jeden angeht, und die empfindlichste, die Jeden rührt. Darum sagt uns der heilige Geist: „In allen deinen Werken ꝛc."

3) Das Andenken an den Tod muß uns von allem Zeitlichen losreißen. Der Tod zeigt uns am kräftigsten die Vergänglichkeit der Dinge, die wir verlieren müssen.

Ihr zwingt euch vielleicht unglücklicher Weise, diesen Gedanken, auf den euch Alles hinleitet, auszuschlagen, weil er euch beschwerlich ist, da ihr euch vielmehr öfters zwingen sollt, ihn niemals, auch mitten im Getümmel der Welt nicht außer Acht zu lassen, weil er euch heilsam ist.

Betrachtet die Eitelkeiten der Welt und die Eiteln in der Welt; die Fackel gibt noch in dem Augenblicke, da sie erlöschen will, die klarsten Funken von sich, und oft erkennt der Mensch erst beim Untergange derselben ihre wohlthätigen Strahlen. Wenn der Rauch der Ehren sich zerstreut, der Glanz des Goldes sich verdunkelt, die Freuden in Schmerzen übergehen, der Mensch auf seinem Sterbebette geängstet wird: alsdann erscheint alles Irdische in seiner natürlichen Gestalt, das Thal der Zähren, das verschwunden zu sein scheint, läßt sich vollkommen sehen, und der sinnliche Israelit, der sich im gelobten Lande zu sein träumte, kommt wieder in seine Wüste zurück. Die Richtigkeit der zeitlichen Dinge liegt da vor Augen, man wird durch die Erfahrung davon genugsam belehrt und vollkommen überzeugt. Gedenke, o Mensch! daß du Staub bist,

und daß alles Andere, was außer dir iſt, noch mehr als du Staub iſt. Du beweinſt einen Todten, und erinnerſt dich nicht, daß du eben ſo beweinenswürdig biſt. Heute geht er dir voraus, und morgen wird er dich im Lande der Finſterniß bewillkommnen. Betrachte einen Leichenzug, der dir begegnet; merke auf den traurigen Geſang, der um die Bahre herum ertönt; ſieh an die Thränen der Kinder, den Jammer der Wittwe, die Trauer der Freunde und Geſchwiſterte, die einem todten Vater, Bruder oder Freunde, einer verblichenen Mutter, Schweſter oder Wohlthäterin folgen. Es iſt dein eigenes Bild, das du jetzt noch ſelbſt erblickſt, aber in kurzer Zeit Andern vorſtellen mußt, und das dir zuruft: Geſtern mir, heute dir.

Zweiter Theil.

Oft an den Tod gedacht zu haben, iſt der beſte Grund der Hoffnung, gut zu ſterben. Warum denn? Weil derjenige, der oft an den Tod denkt, ſich gewiß zum Voraus auch gegen ihn rüſten wird. Sich zum Tode rüſten, heißt nichts anderes, als oft denken, was geſchehen wird, dasjenige mit Eifer thun, was wir dort wünſchen, gethan zu haben.

Ihr alſo, die ihr von der Erinnerung des Todes nichts hören und denken wollet, ihr ſcheint euer Schickſal mit dem der Thiere zu vermengen, und eure Vernunft dazu anzuwenden, ihnen ähnlich zu werden, oder doch zu denken, wie im Buche der Sprichwörter zu leſen iſt: „Die böſen Leute denken nicht an das Gericht, die aber den Herrn ſuchen, merken auf Alles.“ (Sprichw. 28, 5.)

Wer alſo nicht an das Gericht denken will, der zeigt, daß er bös iſt, und nicht gut werden will. Die beſtändige Erinnerung an die ſchreckliche Ewigkeit würde ihm ſeine ſinnlichen Freuden verbittern, ſeine Zufriedenheit mit ſich ſelbſt ſtören, und ihn in die Nothwendigkeit verſetzen, entweder offenbar mit den Ungläubigen über Alles als Hirngeſpinnſt zu lachen, oder mit den Büßern über ſeine Verirrungen zu weinen.

Immer an den Tod denken, ſagt man, macht das Leben

traurig. Man will alſo ein freudiges Leben auf der Welt, während die Jünger Jeſu trauern und weinen; man gibt zu verſtehen, man könne nur traurige Tage durchleben, wenn man in der Furcht Gottes und in der Unſchuld leben muß; man will ſagen, es ſei beſſer, auf eine kurze Zeit die Welt und ihre Ergötzlichkeiten genießen, als auf den Lohn und die verheißenen Freuden des künftigen Lebens warten. Kurz, es heißt die Sprache jener Gottloſen führen, die uns das Buch der Weisheit beſchreibt: „Unſere Zeit iſt," ſo ſagen ſie, „wie ein vorübergehender Schatten, und aus unſerm Grabe iſt kein Wiederkehren mehr, denn es iſt verſiegelt, und Niemand kommt wieder zurück. Darum kommt und laſſet uns die gegenwärtigen Güter genießen, und eilends des Geſchaffenen uns bedienen, ſo lange wir jung ſind." (Weish. 2, 5 f.)

Die Gottloſen ſelbſt erkennen alſo die Kürze des Lebens und die Ungewißheit des Todes. Und daraus folgt, daß der, welcher ſelig werden will, auf alles dieſes wohl Acht haben und ſich ganz anders benehmen müſſe. Die aber den Herrn ſuchen, merken auf Alles. — Selig ſind die Trauernden, denn ſie werden getröſtet werden. — Sie werden frohlocken, wo Andere heulen und zähneklappern, ſie werden Zufriedenheit finden, wo Andere beben und ihre Blindheit mit ewig unnützen Thränen im Lande des Todes beweinen müſſen. Es iſt alſo beſſer, in ein Haus zu gehen, wo man trauert, als in ein Haus, wo man Gaſtmahl hält; denn in jenem wird man des Endes aller Menſchen erinnert, und der noch lebt, gedenkt an das, was hernach ſein wird. (Ekkli. 7, 3.)

Immer an den Tod denken, ſagt man ferner, macht nur ängſtig im Gewiſſen. Man will alſo nicht ſo gewiſſenhaft werden, wie jene frommen Seelen, welche ſich durch dieſes Mittel von Sünden bewahrten; nicht ſo fromm wie Jene, welche beſtändig an die ewigen Zeiten dachten, und ſich der ewigen Jahre erinnerten, welche auch bei der Nacht ihr Herz in Betrachtungen übten und ihren Geiſt durchforſchten.

Und demungeachtet ſoll der Tod glücklich ausfallen, wenn

man auch zum Voraus nicht zum Sterben gerüstet ist. Eher könnet ihr euch zwei Sonnen am Firmamente, als einen guten Tod ohne gute Zubereitung denken. Ich verstehe nicht einen plötzlichen und unversehenen Tod, wo der Mensch keinen, gar keinen Augenblick mehr Zeit hat, sich und sein Gewissen in eine bessere Verfassung zu setzen, sondern nur einen gewöhnlichen Tod bei einem Menschen, der sich in seinem Leben wenig oder nie um den Tod bekümmert und so gelebt hat, als wenn er nicht sterben müßte. Nun neigt sich sein Haus zum Fallen, eine schwere Krankheit wirft ihn darnieder, der Tod rückt sichtbar heran — wie kann, wie muß nun ein Mensch sterben, der geflissentlich nie an das Sterben dachte? Wer wird seinen Schauder, seine Verwirrung, seine Verzweiflung sich vorstellen können? Nun habe ich Vorrath für viele Jahre, sagt er, und eben jetzt soll ich Alles verlieren? Nun weiß ich recht vergnügt zu leben, und eben jetzt soll ich sterben? Wie kann er in solcher Verwirrung sich zum Tode rüsten, wenn sich zum Tode rüsten so viel heißt, als sich ganz bekehren, ganz ändern, Alles wieder gut machen; wenn sich zum Tode rüsten so viel heißt, als: so fromm sein, als man bös war, so andächtig, als man ausschweifend war, so demüthig, als man stolz war, so aufrichtig, als man falsch war, so geistlich, als man sinnlich war, das alte Leben gut machen, und ein neues anfangen? Ach, in Wahrheit, die Schwachheit und der Schmerz des Leibes sind hinlänglich, der Seele des Sterbenden ihre Bekehrung beinahe unmöglich zu machen. — Denn wie kann ein Solcher in den fürchterlichsten Umständen der Seele sowohl als des Leibes den Schaden, den seine Werke dem Nächsten, den er geärgert, verführt, oder im Zeitlichen betrogen und beschädigt hat, verbessern, wie die Unehre ersetzen, deren er sich gegen Gott schuldig gemacht, dem er nicht gedient, dessen Gaben er mißbraucht und dessen Religion er verachtet hat? Ich rede nicht vom Verbessern in der That, sondern nur dem Willen, der Reue und dem Vorsatze nach. Bei dem Menschen

iſt zwar dieſes unmöglich, werdet ihr mir antworten, allein bei Gott ſind alle Dinge möglich.

Ja, geliebte Chriſten! es iſt Gott Alles möglich; es iſt auch möglich, daß ein Kameel durch ein Nadelöhr gehe; es iſt möglich, daß das Feuer nicht brenne, daß das Waſſer nicht netze und der Tod nicht tödte. Wollet ihr aber Ausnahmen von dem gewöhnlichen Gange der Vorſehung, wollet ihr geiſtliche Wunder, wollet ihr Ausnahmen in den Drohungen des Herrn und im Laufe ſeiner Gerechtigkeit zu Gunſten eines Menſchen hoffen, der ſein Leben anwendete, nichts von Gott zu hören, und alles Andere beſſer als das Geſchäft ſeines Heiles zu beſorgen?

Und derlei Menſchen gibt es heut zu Tage ſo viele. Nicht anders, als zur Zeit des Noe, da bei der hereinbrechenden Sündfluth die Menſchenkinder freieten und ſich freien ließen, ſtrömt in unſern Tagen Gedankenloſigkeit und Gottesvergeſſenheit durch das Geſchlecht der Sterblichen. Wir ſehen es, wie die Kräfte aller Dinge ſchwinden, unſer zunehmendes Leben iſt der herannahende Tod, und der Tag rückt Jeden näher heran, wo Gott, der Herrſcher, Lebendige und Todte richten wird. „Aber die Menſchen wollen ſich von meinem Geiſte keine Strafen ahnen laſſen," ſpricht der Allmächtige. Unſere Seele, die allein nach ewigen Gütern trachten ſollte, dürſtet nur nach den Vergänglichkeiten dieſer Welt, und mit den tödtlichen Lüſten vergiften wir die Säfte unſers hinfälligen Lebens.

Wir leben ruhig mit Sünden beſchwert, und fühlen keine Reue über ſie, unter ſo vielen Schuldigen ſieht man kaum hin und wieder einen, der ſeufzt, weint und zittert. Es iſt, als ob wir nicht mehr fähig wären, von den Gerichten Gottes, mit denen er Andere täglich heimſucht, gewarnt, oder bei plötzlichen Todfällen durch Anderer Schaden klug zu werden. Wir haben einmal unſere Herzen verhärtet, daß uns keine Beiſpiele mehr rühren. Alle Dinge hören auf und vergehen, nur unſere Laſter dauern fort, und keine Warnungen, keine Strafen hemmen mehr

ihren wilden Lauf. Alles, was ſichtbar iſt, fällt dahin, und unſere Seele, die zur Unſterblichkeit erſchaffen iſt, denkt weder an das Ende, das kommt, noch an den Anfang, der erſcheint; ſie denkt nicht an die Ewigkeit, die glücklich oder unglücklich ſein kann, denkt nicht, daß nur ein Augenblick zwiſchen Leben und Tod iſt. Woher kann alſo wohl bei ſolcher Vernachläßigung des Heiles die Hoffnung kommen, gut zu ſterben? — Gedenke, o Menſch! ſo lang du denken kannſt, gedenke an dein Ende; gedenk daran, um nicht zu ſündigen, wenn du rein biſt.

Denke daran, um die Sünde geſchwind gut zu machen, wenn du gefallen biſt, und um die Strafen derſelben geduldig zu ertragen, wenn der Himmel dich noch hier züchtigen will. Thu hurtig Alles, was deine Hand zu thun vermag, denn im Grabe, dem du zueilſt, wird weder Arbeit noch Rath, weder Weisheit noch Wiſſenſchaft ſein. Gedenke in allen ꝛc.

Es iſt ein Befehl für dich: gedenke! Es trifft deine eigene Sache. Gedenke an deine letzten Dinge! Es iſt die wichtigſte aus deinen Sorgen. Gedenke in allen deinen Werken! es wird von der beſten Folge ſein. Du wirſt in Ewigkeit nicht ſündigen.

So möge denn die Sterbeglocke immerdar in unſern Ohren erſchallen, und vorzüglich alsdann, wenn die Welt uns ſchmeicheln und verführen will. Gräber und Todtengrüfte mögen niemals kräftiger und warnender vor unſern Augen ſtehen, als wenn die Sinne auf gefährliche Gegenſtände ſtoßen. Unſere künftige Aſche ſoll der ſtete Gegenſtand unſerer Gedanken ſein, und niemals tiefer eindringen, als wenn Stolz und Eitelkeit uns einzunehmen ſucht.

Durchdringe, o Herr! mit deiner heiligen Furcht unſere Herzen. Der Tod ſchwebe uns beſtändig vor Augen, ſein Andenken vermehre in uns den Abſcheu der Sünde, und den Eifer, von Tugend zu Tugend voranzuſchreiten. Erhalte uns immer in heiliger Wachſamkeit, damit wir ſtets bereit ſind auf die unbekannte Stunde deiner Ankunft. Amen.

Eine dritte Predigt

am

Allerseelentage.

Text: „Der Mensch wird in das Haus seiner Ewigkeit eingehen.“ Eccle. 12, 5.

Geliebte Pfarrkinder!

Der Mensch wird in das Haus seiner Ewigkeit eingehen — dieß ist der Schluß und das Ende unsers Lebens auf Erden! — Ob wir in Mühe und Arbeit hienieden gepilgert, oder in Wohlsein und Vergnügen unsere Tage hingebracht; ob wir mit Elend und Noth gekämpft, oder in Reichthum und Überfluß geschwelgt haben, ob wir verfolgt, verachtet, oder geliebt und geehrt; ob wir krank oder gesund gewesen; — wie einerlei Eingang in das Leben, so gleichen Ausgang haben alle Menschen; sie werden in das Haus ihrer Ewigkeit eingehen. Der Tod wird uns den Leib wie ein altes Kleid ausziehen, und ihm seinen Platz im Grabe anweisen, doch der Geist als Abkömmling Gottes ist unsterblich, und wird in das Haus seiner Ewigkeit eingehen. Nachdrückliches Wort: Seiner

Ewigkeit! — Es heißt nicht, er wird eingehen in das Haus der Ewigkeit, ſondern ſeiner Ewigkeit, jener Ewigkeit nämlich, die er ſich auf dieſer Welt verdient hat. Denn wie man lebt, ſo ſtirbt man. Der Weg der Sünder iſt mit Steinen gepflaſtert, am Ende aber führt er in die Hölle, Finſterniß und Qual.

Der Weg zum Untergange iſt, wie die heilige Schrift anderswo bezeugt, breit, dem Scheine nach bequem und angenehm. (Ekkl. 21, 11.) Die Böſen glauben daher nicht einmal zu ſtraucheln; Alles geht nach Wunſch und Willen; ihre Straſſe iſt mit Blumen beſäet, mit Steinen gepflaſtert, mit Freuden umgeben, aber nach kurzer Zeit folgt die Hölle, die Finſterniß, die Qual.

Wenn ich heute von dem gewöhnlichen Tode der Menſchen dem Scheine und der Sache nach zu euch rede, ſo will ich euch keineswegs meine Urtheile aufdringen. Seid ihr ſelbſt Richter über euch; entſcheidet nach den Lehren des untrüglichen Evangeliums und nach der Leitung der geſunden Vernunft, was Jeder aus uns zu befürchten hat.

Daß der gute Tod ſelten ſei, lehrt uns der Glaube, und dieſer irrt nicht. I. Theil.

Daß der böſe Tod gewöhnlicher ſei, lehrt uns die Vernunft, und dieſe ſchmeichelt nicht. II. Theil.

Ich beginne ꝛc.

Erſter Theil.

Die Rede iſt hier nicht, meine lieben Chriſten, von jenen unzählbaren Heiden, die kein Licht des Glaubens haben, nicht von ſo vielen Ketzern, die am Glauben ganz untreu geworden ſind und in der Finſterniß des Todes herumirren. Die Rede iſt von jenen Rechtgläubigen, die den Willen des Vaters wiſſen, und ihn nicht erfüllen, die Chriſten ſein wollen, und nicht chriſtlich leben; von uns ſelbſt iſt die Rede.

Einmal: Nach dem Zeugniſſe des Glaubens gibt es

wenige Auserwählte. Keine Wahrheit ist so klar, so oft und so dringend ausgedrückt, wie diese.

„Viele sind berufen," sagt der Sohn Gottes, „aber Wenige auserwählt." (Matth. 20, 16.) — „Bestrebet euch, durch die enge Pforte einzugehen; denn ich sage euch, Viele werden trachten, hineinzugehen, und sie werden nicht können." (Luk. 13, 24.) — „Gehet durch die enge Pforte hinein, denn der Weg, der zum Verderben führt, ist breit, und die Pforte weit; und Viele gehen dadurch ein. Wie eng ist hingegen die Pforte, und wie schmal der Weg, der zum Leben führt, und Wenige finden ihn." (Matth. 7, 13 ff.) — Diese vielen Verworfenen und diese wenigen Auserwählten, wer sind sie? Es sind keine fremden Völker, die von Auf- und Niedergang kommen, es sind Kinder des Reiches, welche in die äußerste Finsterniß verstoßen werden, wo Weinen und Zähneklappern ist. (Ebend. 8, 12.) Es sind keine Ungläubigen, die den Gott Israels nicht kennen, es sind jene Berühmten, die im Namen des Herrn geweissagt, in seinem Namen Teufel ausgetrieben und viele Wunder gewirkt haben. (Ebend. 7, 22.) — Der Weltapostel, der ohne Zweifel voll des Geistes und der Weisheit Christi war, wem vergleicht er die Gläubigen? Den Kämpfern auf der Rennbahn, wo zwar alle laufen, aber nur einer den Preis erhält. (I. Kor. 9, 24.)

Zu den Vergleichungen führt die Schrift noch Beispiele an, die auf die nämliche Wahrheit einen Bezug und eine Vorbedeutung haben. — Von allen Erdbewohnern sind nur wenige, d. i. acht Seelen, durch das Wasser erhalten worden. — Von fünf volkreichen Städten sind nur drei Personen der Rache des Himmels entgangen. — Von so vielen Elenden und Preßhaften, die um den Schwemmteich sich lagerten, wurde bei der Bewegung des Wassers allemal nur ein einziger geheilt, und auch Christus heilte daselbst nur einen einzigen.

Gesetzt, unter Tausenden wäre nur eine einzige Person, die unglücklich sterben und das Brandopfer der ewigen Rache

werden ſollte; hätte nicht ein Jeder Urſache zu zittern und ſich zu fragen: Bin ich der Unſelige, der Verworfene? Nun aber müſſen wir im Gegentheile ſagen: Unter Allen ſind nur Wenige, die ſich retten. Wem dieſer Gedanke, der auf das Wort Gottes gegründet iſt, keine heilſame Furcht einjagt, der gehört wirklich zum großen Haufen, der in der äußerſten Finſterniß die Schuld ewig bejammern wird.

Ferner: Nach der Lehre des Glaubens ſind Wenige vollkommen, und dieſes ſieht man ſo offenbar an dem Wandel der Menſchen, daß Niemand daran zweifelt.

Nichts Unreines kann je in den Himmel eingehen, der Gott der Heiligkeit beſtimmt es ſo. Jede Schuld bis auf den letzten Heller muß abgetragen werden, der Gott der Gerechtigkeit fordert es ſo. Keine Sylbe, kein Buchſtabe vom Geſetze kann unterlaſſen werden, der geſetzgebende Gott will und befiehlt es ſo. „Ihr ſollet vollkommen ſein, wie euer Vater im Himmel vollkommen iſt.“ (Matth. 5, 48.) — „Seid in allem euerm Wandel heilig, gleichwie derjenige, der euch berufen hat, heilig iſt. Denn es ſteht geſchrieben, ihr ſollt heilig ſein, wie ich heilig bin.“ (I. Petr. 1, 16.)

Wenn wir auf der einen Seite bedenken, was das Geſetz Gottes in allen ſeinen Theilen von uns fordert, was die Auserwählten, da ſie noch Wanderer hienieden waren, gethan haben, und die wenigen Treuen in Israel noch wirklich vor unſern Augen thun; wenn wir auf der andern Seite das jetzige Weltleben der Menſchen, ihren Handel und Wandel und unſere eigne elende Sittlichkeit betrachten, ſo muß uns die eigne Überzeugung zwingen, mit dem klagenden Propheten auszurufen: „Die Heiligen ſind von dem Erdboden hinweg, und es iſt kein Redlicher mehr unter den Menſchen.“ (Mich. 7, 1.) Man hat eine ganz neue Sittenlehre zur Welt gebracht, und Jeder bringt ſie mit ſich, die nicht im Haſſe ſeiner ſelbſt, ſondern in der Eigenliebe, nicht im Streite mit den Leidenſchaften, ſondern in der Befriedigung derſelben, nicht in Übertragung des täglichen Kreuzes, ſondern in Entfernung

alles Beschwerlichen besteht. Und so lebt man ruhig fort, gleich als hätte der Sohn Gottes ausdrücklich bestätigt, alle Gläubigen ohne Unterschied werden selig werden, gleich als hätte er es eben so sehr bekräftigt, als er bekräftigt, daß er nur wenige wahre Jünger, eine kleine getreue Heerde und selten Anbeter im Geiste und in der Wahrheit habe.

Wiederum: Nach den Drohungen des Glaubens gibt es viele Verstockte. Die Schrift ist voll der fürchterlichsten Flüche und Ankündigungen der Rache wider die Verstockten, und die Welt war immer voll davon.

Wie schrecklich drückte sich Gott durch die Propheten aus: „Ich habe euch gerufen, und ihr habet mich nicht hören wollen. Ich habe meine Hände gegen euch ausgestreckt; ihr habet sie aber verachtet. Ihr habt meine Gesetze muthwillig übertreten, und meine Vorwürfe, Drohungen und Strafen verlacht; so erwartet denn in der Stunde eures Todes, wenn sie plötzlich über euch hereinbrechen wird, daß ich, anstatt euch zu helfen und beizustehen, über euer Unglück lachen und euer spotten werde."

Wie fürchterlich ertönen die Urtheilssprüche des Heilandes, des sonst sanftmüthigen Königs, wider die halsstarrigen Unterthanen und untreuen Knechte. „Wehe dir Korazaim! wehe dir Bethsaida! wehe Jenen, die einen Kleinen ärgern, wehe den Reichen! wehe Allen, die nur Anhörer und nicht Vollzieher meiner Worte sind! Ihr werdet in euerer Sünde sterben; ihr werdet mir zurufen: Herr! Herr! und ich werde euch nicht kennen. Ihr werdet mich nicht hören, weil ihr vom bösen Vater seid; ihr werdet mich suchen und nicht mehr finden."

Was der Gottmensch einst dem Volke Israel sagte, das sagt er noch Allen, und seine donnernde Stimme erschallt noch wirklich unter uns bei Jenen, die Ohren haben zu hören.

Wenn man in einem Lande, in einer Gegend, in einer Stadt eine ansteckende Krankheit, eine pestartige Seuche entdeckt, was thut man? Man sucht alle erdenklichen Gegen-

mittel, man traut Niemanden mehr, man hütet sich vor Gesellschaften, man untersagt sich alle Lustbarkeit, man will Einsamkeit, kurz, man denkt auf Alles, um seine Gesundheit in Sicherheit zu stellen. Und warum, o mein Gott, wendet man diese genaue Vorsorge an? Warum macht man alle diese Opfer? Um einige Jahre des Lebens nicht zu verlieren.

Aber eine Welt, die verworfen und zugleich ansteckend ist, liebt man, dem größeren Haufen, der zu Grunde geht und dabei verführerisch ist, ahmt man nach, mit einem Wort, was nur die Seele tödten kann, wird gewagt.

Ach, wie werden wir einmal vor dem Herrn erscheinen, da nach der Lehre des Glaubens wenige Auserwählte, wenige Gerechte, aber viele Verstockte sind, und somit der gute Tod selten ist? Werden wir aus den Wenigen oder aus den Vielen sein? Nehmen wir die Beantwortung dieser Frage aus der Lehre der Vernunft, und hievon im

zweiten Theile.

Wenn wir in diesem Stücke auch nicht wüßten, was uns der Glaube lehrt, so könnte die Vernunft erklecken, uns zu zeigen, daß die Anzahl der Frommen nicht groß, und daß folglich von den Meisten wenig Gutes zu hoffen ist. Ich weiß es wohl, der Sünder bedient sich seiner eignen Vernunft, um sich zu betrügen; er nimmt aus dem Worte Gottes das Tröstliche für sich heraus, und das Fürchterliche läßt er fahren, er will den Dolmetscher für seine eigne schlechte Sache machen, und die Sache Gottes will er nicht kennen. Häufet nur die Verheißungen der heiligen Schrift zusammen, und saget: Die Gottlosigkeit werde dem Gottlosen nicht schaden, er bekehre sich, an welchem Tage er wolle. Gott antwortet euch, es sei kein Heil und keine Seligkeit für den frevelnden Gottlosen, und seine Hoffnung werde mit ihm zu Grunde gehen. Saget immerhin, Gott wolle nicht den Untergang des Sünders, sondern seine Bekehrung. Gott ruft euch entgegen: „Ich werde mich rächen, und in meiner Rache ein

Vergnügen finden. Sprechet: Wer den heiligen Namen des Herrn anrufen wird, wird errettet werden. Gott warnet euch: „Nicht alle diejenigen, welche rufen: Herr, Herr, werden in das Himmelreich eingehen.“

Saget, Gott iſt reich an Erbarmniſſen, und ſein Herz wird leicht durch die Reue bewegt. Er erwiedert euch: „Es iſt eine Zeit zu vergeben, aber auch eine Zeit zu ſtrafen.“ Sprechet: Es ſteht geſchrieben: „Klopfet an, ſo wird euch aufgethan werden.“ Gott betheuert euch, er werde zu den thörichten Jungfrauen, welche anklopfen werden, ſagen: „Ich kenne euch nicht.“

Sprechet: Es ſteht geſchrieben: „Bittet, ſo werdet ihr erhalten.“ Gott entgegnet euch: „Die Sünder werden mich in der Stunde des Todes anrufen; ich werde ſie aber nicht erhören.“ Saget endlich: Es ſteht geſchrieben: „Suchet, ſo werdet ihr finden.“ Gott antwortet euch: „Ihr werdet mich ſuchen, aber in euern Sünden ſterben.“

Richtet nun ſelbſt, meine Geliebten, nach euern eigenen Empfindungen und Einſichten über das Betragen der meiſten Menſchen, die ihr ſehet und verabſcheuet, und ſaget mir, wie kann der Tod ſolcher gut ſein? Was kann man vernünftig hoffen? Iſt denn der Herr nicht mehr gütig? werdet ihr vielleicht entgegnen. Ja, meine Lieben, der Herr iſt gütig, unendlich gütig, ſonſt wären wir nicht mehr da bei einander. Der Herr iſt gütig, iſt er aber nicht auch in ſeinen Urtheilen noch gerecht? Iſt er in ſeinen Worten nicht auch wahrhaft?

Der Herr iſt gut, darum warnt er uns vor dem Unglück, darum hilft er, wenn wir wollen, deßwegen ladet er uns ein, damit wir wollen, und gibt uns Antriebe, endlich zu wollen. Er iſt gut, darum gibt er uns noch Zeit zur Buße, Gnade zur Bekehrung, Gelegenheit zur Erkenntniß. Fährt aber der Menſch fort, böſe zu ſein, ſeine Warnungen zu verachten und ſeine Geſetze zu übertreten, ſo fällt er ſeiner Gerechtigkeit anheim. Denn der Herr iſt gerecht, und liebt die Gerechtigkeit.

Er iſt doch ſchön geſtorben, ſo ſchwach er ſonſt im Leben war, heißt es zuweilen. Ja, meine Chriſten! Viele ſterben ſchön dem Scheine und eurer Einbildung nach, der Wahrheit nach aber ſind ſie in der Hölle. Der größere Theil der Menſchen mag ſchön ſterben; es bleibt aber doch wahr, daß nur wenige Auserwählte ſind.

Er iſt ſchön geſtorben; d. h. er hat ſich im Todbette die Hände falten laſſen, die man ſonſt nie oder ſelten zum Himmel erhoben ſah. Sein Mund hat noch, was ihm der Geiſtliche vorſagte, nachſtammeln wollen, obſchon er zuvor beſtändig ein Feind und Spötter der Andacht war. Er hat die heiligen Geheimniſſe noch empfangen; aber er war kaum bei ſeiner Beſinnung; denn bei gutem Zuſtand derſelben hatte er ſie niemals verlangt, weil er ſie zuvor nicht liebte.

Er iſt ſchön geſtorben, Gott gebe es; die Welt glaubt es, der Todte erfährt es. Du, o Herr, verſchone uns mit einem ſolchen Tode, und laß uns dagegen ein auferbauliches und gutes Leben führen. Denn wie man lebt, ſo ſtirbt man. Nur auf ein gutes Leben folgt gewöhnlich auch ein guter Tod.

Saul bekennt, daß er gefehlt habe, ſtürzt ſich aber in ſein eignes Schwert. Antiochus beweint ſeine Vergehungen in Jeruſalem, muß aber bei lebendigem Leibe von der Verweſung ergriffen unter furchtbaren Schmerzen ſterben im fremden Lande. Judas geſteht ſeine Untreue, er wirft das Blutgeld hin, und erklärt die Unſchuld Jeſu; geht aber hin, nimmt einen Strick und erhängt ſich. War der Tod dieſer Menſchen ſchön, und wer wird ſich ihn wünſchen?

Man hält viel auf gewiſſe äußerliche Umſtände im Sterben; das Innerliche aber weiß nur Gott, und der Prieſter muß Vieles zu ſeinem verborgenen Schrecken argwohnen. Oft macht er ſich ſelbſt und Andern gute Vorſtellungen von dem Ende des Verſtorbenen; wenn aber der Todte reden müßte, was würdet ihr hören?

Sei gnädig, ſei barmherzig, o Herr, allen Lebendigen und Todten! Sei auch uns armen Sündern im Leben und im Tode

gnädig! — Gedenke nicht an unſere vorigen Miſſethaten, laß uns deine Barmherzigkeit eilend zuvorkommen, denn wir ſind ſehr elend geworden.

Nicht die Todten können mehr deine Erbarmniſſe verherrlichen, o Herr, und nicht einer aus Allen, die in die Hölle ſteigen, ſondern wir, die wir noch leben, und denen du noch die Zeit der Thränen und der Buße geſtatteſt. Ach, wie lange werden dieſe Stunden, dieſe Tage des Heiles noch dauern! Doch ich frage nicht, wie lange, ſondern heute noch, ja gleich jetzt ſei der feſte Entſchluß gefaßt, dir in Zukunft getreu zu dienen. Wir wiſſen es, daß auch die beſten Entſchlüſſe wieder verſchwinden, die klarſten Erkenntniſſe ſich verfinſtern, die aufrichtigſten Vorſätze wieder ſcheitern, wenn du deine Hand von uns abziehſt. Aber nein, o Herr, zieh ſie ewig nicht mehr von uns. Wir ſind bereit, eher zu ſterben, als dir noch einmal untreu zu werden. Laß dich erbitten, uns mit deiner Gnade beizuſtehen, weil wir Nichts wollen, als dich nicht mehr beleidigen. Nur von dieſem Vorſatze erfüllt, getrauen wir uns mit David zu dir aufzuſchauen und zu ſagen: Auf dich haben wir gehofft, o Herr, und wir werden ewig nicht zu Schanden werden. Amen.

Primizpredigt.

(Abgehalten zu Niederleierndorf bei Langquaid, am 26. Juli 1846, als der hochw. Herr Simon Walpermaier seine erste heilige Messe feierte.)

Text: „Der Arbeiter ist seines Lohnes werth.“ Luk. 10, 7.

Hochansehnliche, andächtige Zuhörer!

Arbeit ist des Menschen Loos auf dieser Erde. Schauet hinaus auf die Felder und Wiesen, gehet hinein in die Scheunen und Häuser der Landleute, ihr sehet, wie sie im Schweiße des Angesichtes ihr Brod verdienen. Tretet hinein in die Kanzleistuben der Beamten, in die Arbeitszimmer der Gelehrten, in die Werkstätten der Bürger, und ihr findet überall, daß Arbeit des Menschen Loos ist. Zur Arbeit hat Gott den Menschen erschaffen. Kaum war er aus der Hand des Schöpfers hervorgegangen, so übergab er ihn sogleich auch seiner Bestimmung, der Arbeit. „Gott der Herr,“ sagt die heilige Schrift, „nahm den Menschen und setzte ihn in den Lustgarten, auf daß er ihn bebauete und bewahrte.“ Und seit dieser Zeit heißt es: „Im Schweiße deines Angesichtes sollst du dein Brod

eſſen, bis du zu der Erde zurückkehrſt, von der du genommen biſt." Dieſe Aufforderung zur Arbeit ergeht an alle Menſchen, und Keiner iſt davon ausgenommen. Iſt die Arbeit auch noch ſo verſchieden, eine Arbeit muß es ſein – Müßiggang iſt nie erlaubt. An Jedermann ergeht die Aufforderung des göttlichen Wortes: „Am Morgen ſäe deinen Samen und auch am Abend laß deine Hand nicht ruhen." (Pred. 11, 6.) „Beſtrebet euch, ein ſtilles Leben zu führen, euer eigen Geſchäft zu treiben, mit euren eigenen Händen zu arbeiten, wie wir es euch befohlen haben," ſo ſchreibt der Apoſtel Paulus an die Gemeinde in Theſſalonich. (I. Theſſ. 4, 11.)

Aber warum denn arbeiten? Warum ſich mühen und plagen? Was hat man denn davon? Was will man denn damit? Dieſe Frage kann Jeder von euch leicht beantworten. Von allen Seiten höre ich: Wir arbeiten, um uns etwas zu verdienen, Belohnung iſt ja der Arbeit verheißen. „Von der Arbeit deiner Hände wirſt du eſſen. Heil dir, es wird dir gut gehen" (Pſ. 127, 2.), ſo ertönt es von den David'ſchen Saiten. „Eine faule Hand wirket Armuth, aber die Hand der Starken bereitet Reichthümer. Wer in der Ärnte ſammelt, iſt ein weiſer Sohn, wer aber im Sommer ſchläft, wird zu Schanden," heißt es im Buche der Sprichwörter (10, 4. 5.). Aber nicht bloß des irdiſchen Verdienſtes, nicht bloß, um hier ſein Fortkommen zu finden, oder um ſich Reichthümer zu ſammeln, arbeitet der Chriſt, ſondern er hat einen höheren Lohn im Auge als dieſen vergänglichen, irdiſchen. Dieſe Seele, die da in dem Gebäude des Körpers raſtlos ſchafft und wirkt, ſie möchte einſt ein gutes Ruheplätzchen bekommen; dieſe Knochen, die da täglich matt ſich arbeiten, ſie möchten einſt noch an einem andern Orte erfriſcht werden, als im kühlen Grabe, nicht der Fäulniß und dem Moder wollen ſie für immer unterworfen bleiben, ſondern am großen Auferſtehungsmorgen einer ewigen Belohnung entgegengehen. Wehe dem Arbeiter, der an dieſen ewigen

Lohn nicht denkt, seiner Arbeit dieses Ziel nicht setzt! Er ist weiter nichts, als ein armseliges Lastthier, das täglich mühsam den Karren fortschleppt und mit dem mageren Futter vorlieb nimmt, das ihm täglich in seiner Krippe aufgesteckt wird.

Wenn nun je ein Arbeiter, Geliebte! auf einen Lohn Anspruch hat, wenn je auf einen Arbeiter die Worte meines Vorspruches: „Der Arbeiter ist seines Lohnes werth," Anwendung finden, so ist es gewiß der Arbeiter im Weinberge des Herrn, — der Priester. Ein solcher Arbeiter steht nun heute, hochansehnliche Zuhörer! vor unsern Augen auf dem Altare des Herrn in der Person des hochwürdigen Herrn Simon Walpermaier, und heute beginnt er eigentlich seine Arbeit, sein Tagewerk, um, wenn es einst glücklich vollendet ist, den Lohn seiner Arbeit vom Herrn der Ärnte zu empfangen. Doch — hat denn der Priester eine Arbeit? Und was ist denn eigentlich sein Lohn? Es wird nicht unzweckmäßig sein, Geliebte! wenn ich diese beiden Punkte in der heutigen Festpredigt einer näheren Erörterung unterwerfe. Also:

Was ist des Priesters Arbeit? I. Theil.
Was ist des Priesters Lohn? II. Theil.

Hochansehnliche Zuhörer! Als Arbeiter im Weinberge des Herrn stehe ich heute, zufolge der ehrenvollen Einladung des hochwürdigen Herrn Primizianten, auf dieser heiligen Stätte. Muß ich da nicht sehnlichst wünschen, daß diese meine Arbeit gesegnet sein möge, daß der Same des göttlichen Wortes, den ich heute ausstreue, nicht auf unfruchtbares Erdreich falle, sondern daß ihr erfüllt werden möchtet mit Liebe und Achtung gegen die Arbeiter im Weinberge des Herrn, daß ihr wisset, was ihr an euren Priestern habt, was sie unter euch sollen und was sie unter euch wollen. Damit nun meine Predigt diese Wirkung nicht verfehle, damit meine Arbeit in dieser Feststunde keine vergebliche sei, so ertheilen Sie mir, hochwürdiger Herr Primiziant! Ihren Segen, damit durch Sie mich Gott segnen möge.

Erſter Theil.

Hat denn der Prieſter eine Arbeit? — Eine ſonderbare Frage, werdet ihr euch denken, wer wird wohl daran zweifeln! Aber, meine Lieben! nicht Alle denken ſo, Einige zweifeln wirklich, ob die Geiſtlichen eine Arbeit haben. Es gibt Leute, die da meinen, wenn der Geiſtliche ſeine Meſſe geleſen hat, dann hat er auch ſchon für den ganzen Tag ausgearbeitet. Eſſen, trinken und dem ſüßen Müßiggange obliegen, meinen Manche, das ſei das ganze Tagwerk, unter deſſen Laſt und Hitze der Geiſtliche zu ſchwitzen hat; daher bedauern ſie gewöhnlich einen Jüngling, der ſich dem geiſtlichen Stande widmet, und ſehen nicht ſelten mit einer gewiſſen Verachtung über einen ſolchen hinweg. Ich kenne Leute, die ſich nur deßwegen nicht dem geiſtlichen Stande widmen mochten, weil, wie ſie ſagten, es in dem geiſtlichen Stande zu wenig Arbeit gebe. Man möchte nicht meinen, daß eine ſolche Behauptung im Ernſte aufgeſtellt werden könnte; aber dennoch geſchieht es. Wie mag es aber kommen, daß man die Meinung hegen kann, als hätten die Geiſtlichen keine Arbeit? Das kommt daher, meine Lieben! weil man ganz ſonderbare Begriffe von der Arbeit ſich macht. Einige meinen nämlich, weil der Geiſtliche nicht von 8—12 Uhr und von 2—6 Uhr in der Kanzlei ſitzt und hinter den Akten ſich vergräbt, ſo hat er keine Arbeit; Andere meinen, wenn Jemand nicht den ganzen Tag den Hammer, oder die Nadel, oder den Dreſchflegel in der Hand hat, ſo hat er keine Arbeit. Sehen ſie daher einen Geiſtlichen unter Tags gehen oder fahren, ſo heißt es: Die Herrn haben eine ſchöne Zeit, ſie haben nichts zu thun! Nun will ich euch, Geliebte! in die Werkſtätte des Geiſtlichen führen. Dieſe Werkſtätte des Geiſtlichen hat einen Umfang von oft mehreren Stunden, und in dieſer Werkſtätte ſtehen ein Predigtſtuhl, ein Beichtſtuhl, eine Schule, ein Krankenbett, ein Altar und ein Betſchemmel. Alle dieſe Abtheilungen ſeiner Werkſtätte hat der Prieſter abwechſelnd zu beſuchen und

überall ſeine beſondere Arbeit. Auf der Kanzel iſt es, wo er das Netz auswirft. Der Glaube kommt aus dem Gehör, „wie können ſie aber hören,“ ſchreibt der Apoſtel Paulus, „wenn nicht geprediget wird?“ Ja, die Kanzel iſt der Ort, wo der Prieſter die Wahrheit der chriſtkatholiſchen Religion und die Lehren des Heils dem Volke ergreifend und anziehend auseinanderzuſetzen, wo er die Tugend in ihrer Schönheit, das Laſter in ſeiner Häßlichkeit zu ſchildern, wo er zum Guten einzuladen und zu begeiſtern und vom Böſen zurückzuſchrecken hat. Hier iſt es, wo das Wort Gottes bald wie ein Blitz oder ein zweiſchneidiges Schwert Mark und Gebein durchdringen, bald wie ein Stab oder eine Stütze dem Gebeugten, Verzagten und Niedergeſchlagenen aufhelfen, bald wie lindernder Balſam die geſchlagenen Wunden heilen, bald wie Gluth die Gemüther erwärmen und zum Guten begeiſtern ſoll. Alle Sonn- und Feſttage mahnt den Prieſter die Pflicht, auf der Kanzel Gottes Wort zu verkünden: wie, meint ihr, das iſt keine Arbeit? Ich will gar nicht reden von der körperlichen Anſtrengung, welche die Kanzel erfordert; aber meint ihr vielleicht, es gehöre keine Vorbereitung, kein Studium, keine Kenntniß dazu, wenn der Prieſter das Predigtamt recht und ſegensvoll verwalten und nicht in's Blaue hinein reden will? Meint ihr, es könne gerade der nächſte Beſte auf die Kanzel ſteigen und da herunterreden? Ja, Worte machen, das mögen allerdings Viele verſtehen; aber Gottes Wort verkünden, vom Worte ſelber durchdrungen ſein, das iſt nicht Jedermanns Sache. Und welche Anforderungen macht unſere Zeit nicht an einen Prediger? Dieſer predigt zu gemein, jener zu hoch, dieſer hat nicht die rechte Ausſprache, jenem fehlt die erwünſchte Aktion — und doch heißt es, das Predigen ſei etwas Leichtes! — Hat nun der Prieſter ſeine Arbeit auf der Kanzel vollendet, hat er da oben das Netz ausgeworfen, dann ſteigt er herunter und geht in den Beichtſtuhl, um es an's Land zu ziehen und zu ſehen, was er gefangen hat. Der Beichtſtuhl iſt eine der ſchwierigſten Arbeiten des Prieſters. Viele meinen freilich,

es sei nur eine Erholung für den Geistlichen, wenn er einen halben Tag im Beichtstuhle sitzt; aber man muß es erfahren haben, um ein richtiges Urtheil fällen zu können. Von der körperlichen Anstrengung, die das beständige leise Reden erfordert, will ich wiederum nicht reden — nein, ich frage euch nur um das: Meint ihr, es sei etwas Leichtes, den Unrath so vieler Herzen durch seine Ohren fließen lassen zu müssen, ohne daß man selbst davon beschmutzt wird? Habt ihr schon Koth und Dünger ausgefahren, ohne euch damit zu besudeln? Meint ihr, es sei etwas Geringes, wenn dem Priester im Beichtstuhle oft die verwickeltsten Fälle vorkommen und er nun entscheiden soll? Da kommt Einer zu ihm, der schon halb verzweifelt hat, dort Einer, der ganz trostlos, dort ein Anderer, der ganz und gar verstockt ist. Möchte sich der Priester da nicht mit einem Solchen die Lunge herausreden, oder könnte er ihn kurz abspeisen, ihn mit einigen Vaterunsern davon schicken? Ja, da wäre der Beichtstuhl freilich etwas Leichtes; aber wenn der Priester seine Schuldigkeit im Beichtstuhle thun will, dann hat der Beichtstuhl für ihn große Schwierigkeiten; zum mindesten ist er ihm keine leichte Arbeit. Der Hinblick auf diese Schwierigkeiten des Beichtstuhls hätte einstmal bald einige junge Männer, die sich dem geistlichen Stande widmen wollten, von diesem zurückgeschreckt. Sie gingen zum damaligen Regens, dem seligen Bischof Wittmann, und trugen ihm ihr Bedenken vor. Dieser tröstete sie aber, und sagte: Menschliche Einsicht, menschliche Kräfte allein reichen freilich nicht hin, das heilige Bußsakrament zu verwalten; darum wird zu Ihnen, meine Herrn, gesagt werden: Nehmet hin den heiligen Geist! Ohne den besondern Beistand des göttlichen Geistes wäre es also gar nicht möglich, das Bußsakrament mit Erfolg zu verwalten, und doch meint man, das Beichthören sei eine Kleinigkeit! —

Doch gehen wir weiter: Es ist zwölf Uhr Mitternacht. Der Sturm wüthet, als wollte er Häuser umwerfen, gräßlich heult er durch die Straßen, Schneegestöber hat alle Wege

unkenntlich gemacht, und Finsterniß, die man mit Messern schneiden könnte, bedeckt die winterliche Erde. Da schellt es draußen an der Pfarrhausglocke und der Kirchendiener mit einer Laterne in der Hand — meldet, daß ein zwei Stunden entfernter Kranker vom Schlage berührt worden und die Sterbsakramente schleunigst zu empfangen wünsche. Was thun? Wird der Geistliche sagen: Könnt ihr nicht warten, bis es Tag ist? bei dem Wetter kann Niemand hinaus? Nein, die Gefahr ist dringend, es gilt eine unsterbliche Seele; wenn er kein Miethling ist, muß er sich aufraffen und fortgehen. Ich setze nun den Fall, daß eine ansteckende Krankheit in einem Orte wüthet, wo selbst der Arzt Bedenken trägt, zu verweilen, wer ist es denn da, der dem Kranken zur Seite steht, ihm sein Elend erleichtert, ihn tröstet, stärkt und beruhigt? Wer denn anders, als der Priester? Ist nun dieß etwa so leicht? Ist dieß etwa so ein Gang zur Belustigung, zur Erholung? Wie oft büßt der Geistliche nicht seine Gesundheit, wie oft nicht sein Leben ein! Und sieh da — die Geistlichen haben doch keine Arbeit. Besehen wir eine weitere Abtheilung in der Werkstätte des Geistlichen, so sehen wir ihn als Bildhauer mit dem Meißel und Hammer beschäftigt, wie er gerade einem rohen Klotze eine annehmliche Form gibt. Er hat da gerade ein Geschöpf vor sich, das schaut so scheu und unheimlich, als käme es just aus den Hölzern und stammte von den Geschlechtern der Wilden. Es hat eine Zunge, will aber nicht reden, und weiß keine Antwort auf eine Frage. Da setzt nun der Priester den Meißel liebevoller Zutraulichkeit und kindlicher Herablassung an, und allmählig fallen die schroffen, rauhen Ecke herab, der anfangs ganz rohe Menschenstock bekommt schon ein kultivirteres Aussehen, schaut nicht mehr so scheu und wird gesprächig. Es war ein halb wildes Geschöpf, als es dem geistlichen Bildhauer in die Hände kam und das Ding wußte über Nichts Bescheid zu geben, und wußte nicht, daß es eine unsterbliche Seele im Leibe habe und einen Vater im Himmel gibt, der es erschaffen, und einen liebevollen Erlöser,

der es durch sein kostbares Blut losgekauft und einen heiligen Geist, der es schon in der Taufe geheiligt hatte. Aber sieh, es sind sechs Jahre um, und das anfangs so grobe Stück unter dem emsigen Meißel des Bildhauers zu einem lieblichen Christenkinde herangediehen; es weiß nun, daß es ein katholischer Christ ist und kann schön beten zu seinem himmlischen Vater und weiß alle Gebote, und Alles, was ein katholischer Christ wissen und glauben muß, und die Kindesseele ist so innig fromm und liest und hört so gerne von dem Erlöser Jesus Christus und seiner heiligen Mutter, und ist voll Andacht zu seinem heiligen Schutzengel und willig und fromm und folgsam. Wisset ihr, Geliebte! wie diese Abtheilung der Werkstätte des Geistlichen heißt, wo er als Bildhauer arbeitet und aus ungebildeten Massen schöngeformte Gestalten bildet? Das ist die Schule, Geliebte! welche die Thätigkeit des treuen Geistlichen fortwährend in Anspruch nimmt. Ja, ungebildet und roh, scheu und wild kommen die meisten Kinder vom Lande zur Schule. An sie muß nun der Priester den Meißel der christlichen Erziehung und Bildung ansetzen, um sie so nach und nach in Christenmenschen umwandeln. Ist das etwa leicht, kann das der Geistliche zu Stande bringen, wenn er etwa alle Wochen einmal oder noch seltener in die Schule geht? Nein, Geliebte! das wissen wir nur zu gut, welchen Eifer, welche Sorgfalt, welche Herablassung und welches Übermaaß von Geduld erforderlich ist, bis man aus den Kindern nur ein wenig etwas herausbringt, und doch hat der Geistliche keine Arbeit!

Jetzt sollte man meinen, wären wir mit der Arbeit des Geistlichen zu Ende. Kanzel, Beichtstuhl, Krankenbett, Schule, aber dann ist's gar. Es ist nur noch das Messelesen übrig, aber das kann man ja als keine Arbeit ansehen, somit ist das Tagewerk des Priesters zu Ende. Die Welt meint das wirklich so; allein sie steht auch in diesem Stücke wie in den meisten Dingen falsch. In der Werkstätte des Geistlichen ist auch noch der Altar und ein Betstuhl und da hat er erst noch die Hand

arbeit. Er mag nämlich predigen, ſo viel er mag, in den Beichtſtuhl alle Tage gehen, die Kranken und die Schule fleißig beſuchen — das Alles hilft nichts, und iſt eitel verlorne Mühe, wenn er nicht am Altare während der heiligen Meſſe und vor dem Bilde des Gekreuzigten in der Stunde des einſamen Gebetes und der Betrachtung Segen auf ſeine Arbeit herniederfleht; denn weder der, welcher pflanzt, noch der, welcher begießt, iſt etwas, ſondern Gott allein, der das Gedeihen gibt. Ich berufe mich da nur auf eure eigene Erfahrung. Ihr ſeid Landleute und als ſolche gewiß fleißig und arbeitſam. Ihr ſäumet nicht, eure Felder gehörig zu beſtellen, und ſie zu bebauen. Aber iſt damit ſchon Alles geſchehen? Gewiß nicht — wenn Gott nicht ſein Gedeihen dazu gibt, wenn er nicht zu rechter Zeit Sonnenſchein und Regen ſpendet, mit mildem Thaue die Felder benetzt und durch ſcharfen Wind ſie reinigen läßt: dann bringt ihr keinen Schäffel nach Hauſe. Ja, ſelbſt drei Minuten vor der Ärnte noch kann euch der Hagel Alles in Grund und Boden verſchlagen, ſo daß ihr nicht einmal geſundes Stroh heimbringt. Der chriſtliche Landmann verſäumt daher nicht, wenn er das Seinige gethan hat, den Segen des Himmels von Gott zu erflehen, damit er die Arbeit ſeiner Hände ſegnen möge. Ihr laßt Schauermeſſen leſen, veranſtaltet Wallfahrten, gemeinſam und einzeln ſuchet ihr den Segen des Himmels zu erflehen. Gewiß auch das iſt eine Arbeit. Darum iſt auch der Geiſtliche nicht müßig, meine Lieben! wenn er auf ſeinem einſamen Zimmer dem Gebete obliegt. Überhaupt findet ihr den eifrigen Geiſtlichen zu Hauſe nie müßig. Nicht in Müßiggang, Trägheit und Wohlleben ſchlägt er ſeine Zeit todt, nein, bald findet ihr ihn in ernſtem Studium beſchäftigt, wo er alte und neue Gottesgelehrte zu Rathe zieht, und unter den Vätern des chriſtlichen Alterthums herumwandelt, um fortwährend den Schatz ſeiner Kenntniſſe zu bereichern und den ſtrengen Anforderungen unſerer Zeit, die nicht bloß Frömmigkeit, ſondern auch möglichſt wiſſenſchaftliche Bildung von den Geiſtlichen fordert,

nicht zurückbleiben; bald findet ihr ihn auf seinem Betschemmel vor dem Bildnisse des Gekreuzigten, um durch Gebet und Betrachtung seinen Beschäftigungen die nöthige Weihe zu erflehen, und den Schlußstein hievon bildet endlich die Darbringung des heiligen Meßopfers, als der eigentlichen Aufgabe des Priesters. Gerade diese heilige Handlung ist es, welche die Welt so gering schätzt, obwohl gerade sie das höchste und erhabenste, der Quell alles Segens für das priesterliche Wirken ist. Die Welt verachtet einen Priester, der nur allein Messe zu lesen hat. Sie versteht es eben nicht und weiß in göttlichen Dingen keinen Bescheid. Meine Lieben! Wenn der Priester täglich **würdig** und zu seinen und des Volkes Heile die heilige Messe lesen will, so hat er wahrlich Arbeit genug. Ich sage **würdig**, d. h. beständig im Stande der Gnade sein. Was aber dieß bedeute und welche Mühe dieß koste, das begreifen nur Jene, die sich auch bestreben, im Stande der Gnade zu sein. Ja, die Messe an und für sich ist freilich keine schwierige Arbeit, sie ist das Werk einer halben Stunde; aber die **würdige** und **segensvolle** Feier des heiligen Meßopfers ist die Frucht einer mühsamen täglichen Arbeit, die Frucht der beständigen Selbstverläugnung und Hingabe des Priesters an Gott mit allen seinen Wünschen und Neigungen. So ist es auch mit dem Gebete. Ja, Lippengebet, geistloses, mechanisches Herunterleiern eingeübter Gebetsformeln ist nichts Schweres; aber ein Gebet zu verrichten, das den Himmel durchdringt, und den Segen Gottes auf die Erde herabzieht, ist wahrlich nichts Leichtes; das werden Jene am besten wissen, die sich bestreben ein würdiges Gebet zum Himmel emporzuschicken. Die Welt schätzt freilich das Gebet sehr gering, deßwegen ist sie gar nicht gut zu sprechen auf solche Geistliche, deren hauptsächliches Geschäft die heilige Messe und das Gebet ist. Besonders kann sie sich über solche Klöster ärgern, die nur allein auf Gebet und Betrachtung angewiesen sind. Da meint sie solche Klosterleute seien Faullenzer und Müßiggänger, die

umſonſt auf der Welt ſeien. Ich war einſt in einer Geſellſchaft, wo von derlei Klöſtern die Rede war. Da fragte denn Einer: Was nützen denn ſolche Leute der Menſchheit, ſie ſtudiren nicht und pflegen keine Kranken und unterrichten die Jugend nicht, und leiſten keine Aushilfe in der Seelſorge? Sie geben alſo gar keinen Nutzen. Auf dieſe Frage bekam er aber eine treffende Antwort. Ein Mitglied der Geſellſchaft bemerkte nämlich: Sehen Sie, mein Herr! es gibt eine Menge Leute in der Welt, die nicht beten mögen. Dieſe Kloſterleute nun haben ſich die Aufgabe geſetzt, für ſolche Menſchen zu beten, die nicht beten mögen. Da der Herr zufälligerweiſe ſelber dieſer Menſchenklaſſe angehörte, ſo war er ganz ſtille. So iſt es auch, Geliebte! mit jenen Prieſtern, die ſtiftungsmäßig nur allein die heilige Meſſe zu leſen und für die Stifter zu beten haben. In den Augen der Welt ſind dieſe Prieſter Müßiggänger, aber die Stifter haben das beſſer verſtanden; ſonſt wären ſie ja Thoren geweſen, wenn ſie große Summen zur Stiftung ſolch müßiger Plätze verwendet hätten. Die Welt meint eben, was nicht Lärm und Aufſehen macht und nicht eine fortwährende Ameiſengeſchäftigkeit entwickelt, das iſt arbeitſcheu und arbeitslos. Aber betrachtet das Mark in den Gebeinen; es iſt eine anſcheinend müßige, todte und träge Maſſe, aber dennoch iſt es die Hauptſache und der eigentliche Kern des Menſchen, ohne welches er gar nicht leben kann. Gerade ſo iſt es mit dem ſtillen, geräuſchloſen Wirken des Prieſters am Altare, mit dem fortwährenden Beten und Betrachten der Kloſterleute. In den Augen der Welt ſind ſie eine todte, träge Maſſe, die keinen Nutzen bringt, man vergleicht ſie gerne mit den Drohnen in den Bienenſtöcken, die nichts mehr taugen, nicht arbeiten; allein ſie ſind das eigentliche Mark des menſchlichen Körpers, ohne welches er zu Grunde gehen müßte. Schon die Heiden haben das eingeſehen. Sie hatten eine Art Kloſterfrauen, die man veſtaliſche Jungfrauen nannte, und das heilige Feuer zu hüten hatten.

Dieſe Jungfrauen mußten fortwährend für die öffentliche Wohlfahrt beten, und ihr Gebet ſtand bei den Heiden in ſolchem Anſehen, daß ſelbſt der Advokat Cicero ſagte: „Wenn die veſtaliſchen Jungfrauen nicht beteten, wie würde der Staat beſtehen können?“ Was aber Heiden einſahen, das erkennen unſere chriſtlichen Gebetfeinde nicht. Ihnen iſt und bleibt der Prieſter ein Müßiggänger. Voll Verwunderung fragen ſie: Was haben denn die geiſtlichen Herrn zu thun?

Allerdings mögen einzelne Prieſter zu der Vermuthung berechtigen, daß die Geiſtlichen wenig oder nichts zu thun haben; denn wo wäre der Stand, der keine unwürdigen Mitglieder zählte? Allerdings läßt ſich der geiſtliche Stand mißbrauchen, allerdings kann auch ein Geiſtlicher ein Müßiggänger ſein, ſeine Zeit verträumen, verſchlafen oder ſie ſonſt todtſchlagen; aber wer wird ſo unbillig ſein, wegen der Sünden Einzelner die Steine der Verwerfung auf den ganzen Stand zu ſchleudern? In welchem Stande gibt es keine Müßiggänger, keine Faullenzer? Und wer ſind denn Jene, die gewöhnlich mit ſcheelen Blicken auf den Geiſtlichen hinſchielen, ihn um ſein ſchönes Leben, wie ſie ſagen, beneiden? Wenn der Landmann, der tagtäglich vom frühen Morgen bis in die ſpäte Nacht hinein arbeiten muß, daß ihm das Waſſer von den Schläfen rollt, manchmal nach Erholung ſeufzt und den Geiſtlichen beneidet, daß er ein ſo ruhiges Leben hat, wenn der fleißige Handwerker, der den ganzen Tag über in ſeiner Werkſtätte für Weib und Kind ſchanzt und ſorgt, das Loos des Geiſtlichen ſo glücklich findet und ihn darum beneidet: dann iſt dieß allerdings verzeihlich, obwohl unverſtändig; aber wenn die Pflaſtertreter und Müßiggänger, die vornehme Herrn- und Damenwelt, die nicht weiß, wie ſie die Zeit todtſchlagen muß, die von einem Sopha auf das andere ſich hinwälzt, und bis 10 und 11 Uhr in den Federn begraben liegt, bis die Sonnenhitze das faule Elenthier von der Bärenhaut gleichſam herausſengt, die den Winter mit Romanleſen, Bällen, Theaterbeſuchen und nichtsſagenden Viſiten

in großen Städten vertreiben, im Sommer aber ihr faules Menschenfleisch in die Bäder hinkutschiren lassen, um sich vom Müßiggange des Winters zu erholen: wenn solches Gelichter auf die Geistlichkeit mit Verachtung hinblickt, weil sie nichts zu thun habe, wahrlich, da wird man unwillkührlich an jene Pharisäer erinnert, die Mücken seihten, aber Kameele verschluckten und sich allen Ernstes bestissen, den Splitter aus dem Auge des Bruders zu ziehen, während sie den Balken im eigenen Auge nicht wahrnahmen.

Nein, Geliebte! eure Geistlichen sind keine Müßiggänger; sie sind es nie gewesen und waren es nie. Kühn behaupte ich denen gegenüber, die unter der Geistlichkeit die meisten müßigen Leute vermuthen, daß gerade unter den Geistlichen die wenigsten sind; denn es ist das nicht Müßiggang, was man häufig dafür hält. Beten und Studiren sind kein Müßiggang. Doch, meine Lieben! wir haben ja sprechende Beweise. Schauet es an unser Bayerland! Wer hat es denn kultivirt, wer hat denn die ungeheuren Wälder gelichtet, wer den Boden urbar gemacht? Geistliche waren es, noch dazu Klostergeistliche, denen man so gerne Müßiggang zur Last legt. Schauet hinein in unsere Bibliotheken, wem verdanken wir denn die kostbarsten Handschriften, die herrlichen Bücherschätze; die darin aufgehäuft sind? Wer hat denn in den Jahren der Zerstörung und des Gräuels der Verwüstung Künste und Wissenschaften vom Verderben gerettet? Geistliche waren es. Wer hat denn das Christenthum in Bayern eingeführt, wer hat es denn in dieser Gegend angepflanzt? Wem verdanken wir denn das Glück, daß wir katholische Christen sind? Wem anders, als den Geistlichen. Und wer erhält denn das Christenthum unter euch? Wer begleitet euch denn von der Wiege bis zum Grabe, wer spendet euch denn unabläßig die Heilmittel der Religion, wer opfert und betet denn täglich für euer geistiges und leibliches Wohl? Wer anders, als die Priester? Sind nun, frage ich, Leute, die so Vieles schon geleistet haben, die so Vieles thun — sind dieß Müßiggänger,

wenn ſie auch ſonſt nichts zu thun hätten, als Meſſe zu leſen, und für euch zu beten?

Nein, ſicherlich nicht; es ſind Arbeiter, treue, fleißige Arbeiter im Weinberge des Herrn, und als ſolche ſind ſie auch ihres Lohnes werth. Welchen Lohn aber die Geiſtlichkeit erwartet, das erklärt euch der

zweite Theil.

Weßwegen arbeitet wohl der Geiſtliche? Welchen Lohn erwartet er für ſeine Bemühungen? Wahrſcheinlich Ehre und Anſehen vor den Menſchen, die Einkünfte einer fetten Pfründe und ein ruhiges, gemächliches Leben? Ja, die Welt meint es, und dieß Urtheil nimmt ſie wieder von Solchen her, die da um des lieben Brodes willen in den geiſtlichen Stand treten und denſelben als eine Verſorgungsanſtalt betrachten. Allein, der Prieſter erwartet einen andern Lohn und findet ihn in etwas Anderem. Dieſen Lohn findet und erwartet er hier ſchon, und vor Allem findet er denſelben in dem Bewußtſein, ſeine Schuldigkeit auf dem ihm anvertrauten Poſten, in dem ihm anvertrauten Amte gethan zu haben. Nicht um die Wolle, ſondern um das Wohl der anvertrauten Schafe war ihm ja zu thun, und nicht vergebens ſind ſeine Arbeiten, wozu ihn ſein Beruf verpflichtet hat. „Ich habe euch geſendet," ſagt Jeſus, „auf daß ihr Frucht bringet und eure Frucht bleibe." Wenn auch Tauſende und Tauſende es verſchmähen, das Wort Gottes von der Kanzel zu hören, weil ſie nicht aus Gott ſind, weil ihnen der Prediger nicht gerade nach ihrem Geſchmacke iſt, weil ſie das Wort, das er verkündet, nicht glauben: ſo gibt es dennoch hinwiederum Tauſende, die das Wort Gottes gerne hören, ſich von einem Vortrage zum andern freuen und jedes Wort gleichſam von ſeinem Munde nehmen. Viele gibt es, welche die Predigten nur aus Neugierde und oft noch aus ſchlimmerer Abſicht beſuchen; Viele, die kein gutes Erdreich, ſondern Steingrund, ausgetretenen Weg oder Dornhecken in die Kirche mitbringen,

bei denen also der Same des göttlichen Wortes auf schlechtes, unfruchtbares Erdreich fällt, aber dennoch ist der Eine oder Andere in der Kirche, auf den die Predigt guten Eindruck macht, der nicht mit den schalen Worten: Das war eine schöne Predigt! nach Hause geht, sondern aus seinem Sündenschlafe sich aufgeschreckt fühlt, reumüthig an seine Brust klopft und nun reumüthig und zerknirscht den Beichtstuhl aufsucht. Mögen auch viele, viele Predigten und Lehren umsonst sein, wenn nur Eine zündet, wenn nur Eine Seele gerettet wird, wahrlich, Lohn genug für den Priester, für seine Anstrengung auf der Kanzel.

Auch für seine Arbeit im Beichtstuhl findet der Priester den schönsten Lohn. Zwar begegnet ihm dort manches Unangenehme, was ihm das Amt eines Richters verleiden möchte. Leute kommen zu ihm in den Beichtstuhl, die ihre Sünden hersagen, als erzählten sie unschuldige Geschichtchen, Leute, denen er an ihrem ganzen Bekenntnisse, an ihrer ganzen Haltung es ansieht, daß es ihnen mit der Beicht gar nicht Ernst, daß sie weder ihr Gewissen gehörig erforscht, noch Reue oder guten Vorsatz haben, Leute, welche die wohlgemeinteste Belehrung nicht annehmen und zuletzt dem Geistlichen Grobheiten machen, falls er ihnen die Lossprechung verweigert; aber es kommen auch wieder Andere zu ihm, denen es Ernst ist, die in dem Priester im Beichtstuhle einen rettenden Engel erblicken, denen es schon lange wie Zentnerlast auf dem Herzen liegt, die Jahre lang schon mit einer Sünde herumgingen, die sie sich nicht zu beichten getrauten; aber auf einmal fassen sie Muth und Zutrauen und schütten ihr ganzes Herz vor dem Priester aus. Da ist es, als rollten Felsenstücke von ihrer Brust hinweg, nun können sie wieder frisch und frei aufathmen, und der Friede Gottes, der alle Vorstellung übersteigt, kehrt nun wieder in ihren Herzen ein. Man muß es selbst erfahren haben, wie diese geängstigten Menschen dem Priester Dank wissen, welche Anhänglichkeit sie an den Priester zeigen, mit welcher Verehrung sie ihm zugethan sind. Wahrlich, das

iſt reichliche Entſchädigung, ein wahrhafter Lohn für alle Beſchwerden des Beichtſtuhls.

Auch die Mühe am Sterbebette wird dem Prieſter reichlich belohnt. Es ſind ganz eigene Roſen, die der Prieſter unter dieſen Dornen menſchlicher Trübſale pflückt. Er weiß, daß er dem leidenden Mitbruder wie ein Bote aus jener beſſern Welt erſcheint, und daß ihm da das Herz des Leidenden offen ſteht. Er gießt die Salbe des himmliſchen Troſtes auf dasſelbe, und wenn nun der Kranke über des himmliſchen Troſtes gleichſam ſeiner Schmerzen vergißt, wenn er ſie mit bußfertigem Sinne und in Geduld erträgt, wenn der Kranke nun auch die tiefere Wunde ſeiner Seele entdeckt und ein in Sünden ergrauter Menſch an der Pforte der Ewigkeit noch Gnade findet vor Gott, welch ein Lohn für die Arbeit des Prieſters am Krankenbette! Unter einem elenden Dachſtübchen wohnt eine arme, alte Perſon, die keinen Menſchen mehr hat, der ſich ihrer annähme. Kein Arzt naht ſich ihrem Bette, kein Freund ſteht liebreich ihr zur Seite, langſam ſiecht ſie dahin auf ihrem Krankenbette, ſie fühlt ſich fremd in der Welt, ſie iſt ihr eine Laſt. Lange ſchon wünſchte ſie aufgelöst zu werden und in jenem Lande zu ſein, wo weder Leid, noch Klage, noch Schmerz iſt, wo Gott jede Thräne von ihren Augen trocknen wird. Aber ihre Stunde iſt noch nicht gekommen, das Kränzlein iſt noch nicht reich genug geflochten, oft möchte ſie Ungeduld über ihr langwieriges Leiden beſchleichen; aber ſieh da, ein Freund ſteht ihr zur Seite; der Prieſter iſt es, der ihr die Tröſtungen der Religion bringt und ſie zur Geduld und Ausdauer im Leiden ermuntert. Endlich hat ſie vollendet, der Prieſter ſtand an ihrem Strohlager, er hat ihr die letzten Augenblicke verſüßt und den ſchweren Kampf erleichtern helfen! Er kniet nieder und betet, vielleicht iſt er ganz allein in der Stube, die Litanei für die Verſtorbenen und entfernt ſich. Wie meint ihr denn, Geliebte! daß dem Prieſter auf dem Heimwege zu Muthe iſt? Glaubt ihr, es fällt dem guten Prieſter ein zu murren, daß er dieſe elende

Hütte, dieſe ſchmutzige Stube ſo oft hat betreten müſſen, daß er von dieſer alten Perſon ſo oft beläſtigt wurde? Nein, der Gedanke, einem Sterbenden in armer Hütte, auf elendem Strohlager den letzten Beiſtand geleiſtet, ſeine Seele bis zu den Pforten der Ewigkeit hingeleitet zu haben, iſt überſchwenglicher Lohn für alle Mühe und Anſtrengung, für alle Arbeit bei den beſchwerlichſten Krankenbeſuchen.

Der reinſte Lohn für alle Arbeit iſt aber dem Prieſter in der Schule beſchert. Hier hat er es noch mit der unverdorbenen Jugend, mit dem reinen Ebenbilde Gottes zu thun, das der Peſthauch des Laſters noch nicht getrübt hat. Zwar viele Arbeit hat der thätige Prieſter mit der Schule, der alte Adam macht ſich in den kleinen Kindern ſchon geltend. Der Geiſt der Lüge, der Beſchönigung, des Eigen- und Starrſinnes, der Bosheit und der Verſtellung tritt in ihnen oft nur ſchon zu deutlich an den Tag, und viele Arbeit hat der Prieſter, dieſen Geiſt bei ſeinem erſten Auftreten ſchon zu bekämpfen! Aber hinwiederum gibt es Kinder, die mit ſolcher Liebe und Aufmerkſamkeit an dem Prieſter hängen, daß ſie faſt jedes Wort ihm vom Munde ſaugen; ſie freuen ſich jedesmal inniglich auf die Stunde, wo die Schulthüre ſich öffnet und der geliebte Herr Katechet, wie ſie den Prieſter nennen, hineintritt, ihr klares, unſchuldvolles Auge hängt ſo innig an ſeinem Blicke, ihre Lernbegierde iſt ſo heiß, ihre Aufmerkſamkeit ſo geſpannt, ihr Betragen ſo liebenswürdig, daß ſich der Prieſter reichlich belohnt ſieht für alle Arbeit, die ihm die Schule verurſacht.

Und ſo ſieht ſich der Prieſter überall belohnt für ſeine Arbeit; es ſind die Früchte ſeiner Berufstreue, ſeiner Thätigkeit und Hinopferung, die er ärntet, er mag wirken, wo immer. Die Ausſaat iſt freilich nicht lieblich, die Arbeit in der großen Berufswerkſtätte des Prieſters nicht leicht, aber die Ärnte, der Lohn iſt um ſo lieblicher. Heißt es ja in der Schrift: „Sie gingen hin und weinend ſäten ſie ihren Samen aus, aber frohlockend kamen ſie und

trugen ihre Garben," und am Geistlichen geht diese Schriftstelle in Erfüllung.

Freilich wird dem Priester oft noch ein Lohn eigener Art zu Theil, der sogenannte Weltlohn, nämlich der — Undank. Es kann nämlich nicht fehlen, daß dem Priester in seinem Wirken Unannehmlichkeiten begegnen. Ungläubige, sittenlose und unverbesserliche Menschen finden sich nämlich durch seine Predigten beleidigt, wenn er auch die faulen Flecke nur von Weitem berührt. Von Affenliebe verblendeten Eltern ist der Geistliche in der Schule gar leicht zu streng, Leuten, denen es mit ihrem Beichten nicht Ernst ist, ist die Behandlung des Priesters im Beichtstuhle höchst unbehaglich, und Menschen, die ihr Leben lang nie einem Priester von Herzen gut sein konnten, werden auch auf dem Krankenbette ihm den Rücken kehren. Alle diese sind nun des Priesters erklärte Feinde. Jeder Tritt und Schritt des Geistlichen wird bewacht, jede Gelegenheit, bei der sich ihm was anhängen läßt, vom Zaune gebrochen, von solchen Menschen nun hat ein Priester sehr viel zu leiden, nicht selten rohe Kränkungen zu erdulden, und doch, wer sollte dieß glauben, ist eine solche Behandlung des Priesters ein Lohn für ihn, und zwar ein recht süßer Lohn, ein Lohn, der ihm ein sicheres Zeichen seiner Auserwählung, eine zuverläßige Bürgschaft des göttlichen Wohlgefallens ist. Jeder Priester weiß zuvor, daß dergleichen über ihn kommen muß, wenn er anders nicht zwei Herrn dienen und seine Pflicht und Schuldigkeit thun will. Ist es ja dem Herrn so ergangen, sollte es den Knechten besser gehen? „Die Wahrheit erzeugt Haß," sagt der Heiland; er sagt nicht: die Wahrheit, in Bitterkeit ausgesprochen, erzeugt Haß, nein, auch die Wahrheit in Liebe kann Haß erzeugen. Wunden und faule Stellen, wenn man mit Salz reibt, so thut das nicht wohl; nun aber sind die Priester das Salz gegen die Fäulniß, kein Wunder, wenn die Fäulniß sich von diesem Salze höchlich verletzt fühlt. Die Welt wandelt im Finstern, die Finsterniß aber lieben die Fledermäuse, jene Christen nämlich, die in Finsterniß und Schatten

des Todes ſitzen und die Werke der Finſterniß lieben. Kein Wunder, wenn die Prieſter, die nach dem Ausſpruche des Heilandes das Licht der Welt ſind, die Augen dieſer Finſterlinge beleidigen und es beſeitigt wiſſen wollen. Von allen dieſen hat der Geiſtliche nichts Gutes zu hoffen, ſeine Bemühungen werden als Fanatismus und Zelotismus verſchrien, und der Lohn für dieſelben iſt — Undank, Haß und Verfolgung. Und doch ſind dieſe Verfolgungen, wenn der Prieſter ſie anders unverſchuldet leidet, ein ſüßer Lohn für ihn, ein Kennzeichen, daß er ein Nachfolger des oberſten Prieſters, ſeines Herrn und Heilandes, iſt. „Ihr werdet jammern und weinen, die Welt aber wird frohlocken. Um meines Namens willen werdet ihr Allen verhaßt ſein. Wenn euch die Welt haßt, ſo denkt, daß ſie mich zuvor gehaßt hat.“ Dieß war der Lohn, den der Herr ſeinen Jüngern für dieſe Welt verhieß, dieſer Lohn iſt ihnen auch geworden in reichlichem Maaße und iſt jetzt noch jedem treuen Prieſter beſchieden.

Aber es kommt eine Zeit, wo die Traurigkeit in Freude verwandelt werden wird. Die Laufbahn des guten Prieſters geht zu Ende, alle Gutgeſinnten hatte er zu Freunden, dieß war ein ſchöner Lohn für ihn; alle Schlechtgeſinnten hatte er zu Feinden, und auch dieß iſt ihm ein Lohn; denn gleichwie es nicht Tadel, ſondern Lob iſt, von einem böſen Menſchen geſchmäht zu werden, ſo iſt es auch kein Schaden, ſondern ein Nutzen, ja eine Belohnung zu nennen, von einem Schlechten beſchimpft oder verachtet zu werden. Aber nun kommt der eigentliche Lohn, der ſeiner harrt, nämlich ein troſtreicher Tod und eine Freude, die nicht mehr von ihm wird genommen werden. Der Arbeiter iſt ja ſeines Lohnes werth. Er hat die Laſt und Hitze des ganzen prieſterlichen Lebens getragen, ihm ſoll nun auch ſein Lohn werden. Der letzte Augenblick ſeines Lebens naht heran. Da ziehen an ſeinem ſcheidenden Geiſte noch die Seelen vorüber, denen er ſein prieſterliches Wirken widmete, Arme, die ihn ihren Vater nennen, Kranke, die ihn ihren Tröſter heißen, Büßer, die er vom Untergange

rettete, Unſchuldige, die, an ſeiner Hand geführt, den Sieg über die Welt errangen. Schon ſieht er in der Ferne ſeinen Schutzengel mit der Siegespalme winken, ſchon hört er den freudigen Gruß ſeines Erlöſers: „Komm her, du guter und getreuer Knecht, du warſt getreu in dem Wenigen, ſo will ich dich über Vieles ſetzen, geh ein in die Freude deines Herrn.“ Was dem Prieſter bei ſeinem Sterben ſchwer fallen könnte, iſt das Bewußtſein, daß er als armer Sünder vor dem ewigen Richter erſcheinen und noch ſtrengere Rechenſchaft ablegen muß, als jeder andere Menſch. Und ach, vielleicht hat er Niemand, der für ihn betet, der ſeiner mehr gedenkt! Iſt es ja gewöhnlich ſo, daß den Prieſter die Erde, die ihn bedeckt, bald auch dem Andenken der Menſchen entzieht. Doch, was ſage ich? O nein, der gute Prieſter, der treue Arbeiter im Weinberge des Herrn kommt nicht ſobald in Vergeſſenheit. Er ſieht ja jene Seelen, die ihm vorangegangen und durch ſeine Leitung die ewige Herrlichkeit errungen haben, am Throne Gottes ſtehen, wie ſie für ihn beten, wie ſie Gott ſeine Verdienſte um ihre Seligkeit, ſeine Bemühungen, ſeine Gebete für ſie vorſtellen, und Gott für ihn um Gnade anflehen, und auch auf dieſer Erde gibt es dankbare Menſchen, die dem guten Prieſter eine Thräne der Vergeltung weihen. Nicht wahr, Geliebte! ihr vergeſſet einen Prieſter nicht, von dem ihr viele Wohlthaten für eure leiblichen und geiſtigen Bedürfniſſe empfangen habt? Ihr gehet gewiß nicht ungerührt an ſeinem Grabe vorüber. Ihr rufet ihm in's Grab noch nach: Vergelt ihm Gott all das Gute, was er mir gethan hat; ihm verdanke ich es, daß ich den böſen Weg verlaſſen habe und auf den guten zurückgekehrt bin; vergelt es ihm Gott, daß ich durch ſeine Ermahnungen geſtärkt mich unbefleckt erhalten und die Welt überwunden habe; vergelt ihm Gott alle ſeine Lehren, alle ſeine Mühe und ſeinen Eifer; und heiße Dankgebete ſteigen aus dankbaren Herzen für den Prieſter zum Himmel empor. So kann der Prieſter ruhig ſeine Augen ſchließen und mit dem heiligen Paulus ausrufen: „Ich habe den Kampf

gekämpft und den Glauben bewahrt, im Übrigen erwarte ich die Krone des ewigen Lebens, die mir der ewige Richter aufbewahrt hat." Und sie wird ihm auch diese Krone, ein Lohn, den er einzig und allein bei seiner Arbeit angestrebt hat. „Ich will dein überaus großer Lohn sein," sprach einst Gott zu Abraham, und so sagt er auch zum Priester, und das ist seine Sehnsucht, das das Ziel und Ende seiner Arbeit.

Wahrlich, eine verdienstvolle Arbeit! Wahrlich, ein herrlicher Lohn! O selig der Arbeiter, dem solche Arbeit beschert ist! selig der Arbeiter, dem solch ein herrlicher Lohn winkt! Einen solchen Arbeiter im Weinberge des Herrn, der diesen Lohn anstrebt, sehet ihr, liebe Bewohner von Niederleierndorf, heute in der Person des hochwürdigen Herrn Primizianten vor euch stehen. Aus eurer Mitte geht dieser Arbeiter hervor, und ihr dürft es euch zur Ehre rechnen, daß heute einer der Eurigen in diesem Gotteshause sein erstes heiliges Meßopfer feiert und hiemit sein Tagewerk beginnt. Bei der geringen Anzahl junger Männer, die sich in unsern Tagen dem Priesterstande widmen, ist ja eine Primiz eine wahrhaft seltene Feier. Siebzehn volle Jahre sind bereits verflossen, seit ihr zum letzten Male das Glück hattet, einen neugeweihten Priester, aus diesem Dorfe gebürtig, am Altare stehen zu sehen. Seitdem ist Schlimmes und Gutes über euch gekommen, wie es eben in der Hand Gottes gelegen war. Schlimme Tage hatten euch heimgesucht im vorigen Jahre, wo ein Teufel in Menschengestalt, ein Mordbrenner unter euch herumging und euch Tag und Nacht mit Schauder und Entsetzen erfüllte. Fast keine Woche verging, wo nicht die Brandglocken und die gräßlich im Dunkel der Nacht auflodernden Giebel eurer Häuser und Scheunen der Nachbarschaft euer Unglück verkündeten. Das waren schreckliche Tage, das war ein Weinen und Schluchzen und Händeringen, daß es einen Stein hätte erweichen mögen. Bei Tage waren eure Glieder im Dienste der Ärnte, und Nachts, wo ihr sie gern hingestreckt hättet zur Ruhe, solltet ihr die ermüdeten zur Rettung eurer Häuser

anlegen. Manche von euch fühlen jetzt noch die Folgen jener Schreckensereigniſſe, die ohnehin ein theures Menſchenleben gekoſtet haben. Doch auch Freuden hat euch der Herr während dieſer Zeit beſchert. Hiezu rechne ich vor Allem die Verſchönerung dieſes lieblichen Gotteshauſes, und insbeſondere die Freude, daß heute der Sohn eines eurer Mitbewohner als neugeweihter Prieſter vor euch am Altare ſteht. Ja, eine Freude muß es ſein, heute einen Segensmann vor euch zu haben, der ſeine geweihten Hände über euch ausſtreckt, um Segen zu erflehen über euch und eure Kinder, euer Hab und Gut, euren Leib und eure Seele. Der Anblick dieſes Segensmannes, Geliebte! den euch Gott heute ſchickt, er laſſe euch vergeſſen jenen Unheilſtifter, der ſo Manchen aus euch um ſeine Habe brachte. Gnade, Verzeihung! rufet für den Mordbrenner; betet für ihn, daß er ſeine ſchrecklichen Unthaten einſehe, ſie bereue und Buße thue. Das iſt die edelſte Rache, die ihr nehmen könnt, das heißt glühende Kohlen auf des Feindes Haupt geſtreut. Nicht wahr, hochwürdiger Herr Primiziant! auch Sie flehen heute für die Bekehrung dieſes Elenden? Ja, treten Sie hin zum Altare, denn nicht länger will ich mehr Ihre Sehnſucht nach den Vorhöfen des Herrn hinhalten; fangen Sie an Ihr ſchönes Tagwerk! Beginnen Sie, ein Segensmann zu werden! Erheben Sie Ihre Hände für Ihren Vaterort, daß Gott kein ſo ſchreckliches Unglück mehr über ihn verhängen, ſondern ihn gnädiglich davor bewahren möge. Gedenken Sie dann Ihrer theuren Eltern! Nur eines derſelben hat die Freude erlebt, heute den Sohn als Prieſter des Herrn am Altare ſein erſtes heiliges Opfer darbringen zu ſehen. Die Mutter iſt längſt heimgegangen, ihr war es nicht gegönnt, den Ehrentag ihres Sohnes zu erleben. Aber ihr Geiſt umſchwebt gewiß heute die heilige Feier, und freut ſich, daß ihr Sohn zu einem ſo ſchönen Ziele gelangt iſt. Du aber, lieber Vater unſeres hochwürdigen Herrn Primizianten, laß heute deinen Freudenthränen freien Lauf. O, was kümmert ſich nicht ein Vater um ſein

Kind, besonders wenn seine Schultern allein die ganze Last der Erziehung zu tragen haben! Wie viele Thränen werden da im Stillen geweint, Thränen des Kummers und der väterlichen Sorgfalt! Doch heute sind sie verwandelt diese Thränen in die süßen Thränen der Freude. Beten Sie heute insbesondere inbrünstig für Ihren Vater, hochwürdiger Herr Primiziant, daß Gott ihm noch viele Jahre schenken und Sie ihm als würdiger Priester recht viele Freude bereiten mögen. Beten Sie sodann für alle Ihre Geschwisterte, Anverwandten, Wohlthäter und Freunde, für die ganze hier versammelte Christenschaar, die sich heute zur Feier Ihres heiligen Opfers eingefunden hat. Beten Sie dann auch für das Heil unsers Vaterlandes, daß der Herr in demselben den Glauben unserer Väter bewahre und der heiligen katholischen Kirche Ausbreitung gebe; beten Sie für unsern Landesvater, daß ihn Gott zum Segen des Landes und unserer heiligen Religion lange am Leben erhalte; vergessen Sie auch nicht, ihr Memento einzulegen für das neuerwählte Oberhaupt unserer heiligen Kirche, Seine Heiligkeit Pabst Pius IX., und unsern hochwürdigsten Bischof Valentin, daß sie, jener als Oberhaupt der ganzen Kirche und dieser als Oberhaupt unserer Diözese, das Schifflein der Kirche mit Muth und Umsicht leiten mögen; beten Sie für alle Priester der katholischen Kirche, daß sie feststehen in der katholischen Wahrheit und in Einigkeit mit dem Oberhaupte, und endlich beten Sie auch für mich, dem Sie die Ehre zugedacht haben, an Ihrem Ehrentage als Festprediger aufzutreten. Ja, mit Freuden begrüße ich Sie heute als Amtsbruder, als Mitarbeiter auf Gottes weitem Ackerfelde. Ja, Arbeiter sind wir, und als solche unsers Lohnes werth. Sie kennen die Arbeit, Sie kennen auch den Lohn! So seien wir denn treue Arbeiter, und unser Lohn wird überschwenglich sein. Wenn einst unser Tagwerk abgelaufen ist, werden wir die trostvollen Worte hören: „Wohlan, du guter und getreuer Knecht, geh ein in die Freude deines Herrn!“ Amen.

Im Verlage von **G. J. Manz** in Regensburg ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Andacht, die vom heil. **Scapulier.** Ein Lehr- und Gebetbuch. Nach dem Französischen des Abbé de Sambucy bearbeitet und vermehrt von M. Sintzel. Mit Stahlstich. 8. geh. 48 kr. od. 12 gr.

Bihler, F. S., **Beispielspredigten** auf alle Sonntage und Feste des Kirchenjahres. 4r Thl. (Schluß.) 8. geh. 4 Bdchen. à 54 kr. od. 14 gr.

Breviarium Romanum ex decreto sacrosancti Concilii Tridentini restitutum, S. Pii V. Pontificis max. jussu editum, Clementis VIII. et Urbani VIII. auctoritate recognitum, in quo et Festa nova a summis Pontificibus usque ad hunc annum ordinata et approbata, accurate sunt disposita. 12 maj. 1840. (66 Bogen auf Velinschreibpapier mit 1 Stahlstich.) n. 3 fl. 36 kr. od. 2 Thlr. 4 gr. In Saffianleder mit gefärbtem Schnitt geb. n. 4 fl. 30 kr. od. 2 Thlr. 18 gr. Mit feinem Goldschnitt n. 5 fl. 12 kr. od. 3 Thlr. 3 gr. In Saffianleder mit Kanten und gefärbtem Schnitt als Einlegebrevier geb. n. 4 fl. 48 kr. od. 2 Thlr. 22 gr. Mit feinem Goldschnitt n. 5 fl. 24 kr. od. 3 Thlr. 8 gr.

Für Geistliche. Verschiedene Arten, dem **Brevierge-bete** im Sinne der Kirche obzuliegen. Nach d. Französ. 8. geh. 9 kr. od. 2 gr.

Gaume, J., **Rom** in seinen drei Gestalten, oder das alte, das neue und das unterirdische Rom, oder die Catacomben. Aus eigener Anschauung geschildert. Mit den Plänen des dreifachen Roms. Aus dem Französischen. 3r Bd. Mit einem Plane der Stadt Rom. gr. 8. geh. 1 fl. 48 kr. od. 1 Thlr. 3 gr.

Hohenlohe, A., Fürst v., Andacht, welche in allerlei Leiden, Drangsalen, Krankheiten und Nöthen der Seele und des Leibes, nach abgelegter würdiger Beicht und empfangener heiligen Kommunion, in dem festen Zutrauen auf die Kraft des heiligsten Namens Jesu, in dessen Namen einzig unser Heil zu finden ist, heilsamst geübt werden kann. Mit 1 Holzschnitte. 8. Druckp. 12 kr. od. 3 gr. Schreibp. 15 kr. od. 4 gr.

— — Biographie und christliche Züge aus dem Leben und Charakter der Fürstin Judith von Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst, geb. Baronesse von Reviczky. Eine Blume auf das Grab der Mutter. Mit Portrait. 8. Velinp. geh. 54 kr. od. 14 gr.

„Es thut wohl, in Zeiten des Unglaubens und der Verbildung ein so schönes Gemälde von so christlicher Glaubenseinfalt und verständiger Berufstreue, wie diese Schrift enthält, im fürstlichen Stande bewundern zu können.“ Sion 1830. 26 Heft.

Hohenlohe, A., Fürst v., Lichtblicke und Erlebnisse aus der Welt und dem Priesterleben; gesammelt in den Jahren 1815 bis 1833. Von dem Hrn. Verfasser genehmigte Originalübersetzung aus dem Französischen. Mit dem Bildnisse des Verfassers. gr. 8. geh. 2 fl. 24 kr. od. 1 Thlr. 12 gr.

„Mit besonderm Interesse hat Referent diese neueste Schrift des erlauchten Hrn. Verfassers gelesen. Sie dürfte langgehegten Wünschen des gelehrten, frommen, oder auch nur des neugierigen Publikums entgegenkommen, und verdient gewiß mit um so größerer Freude aufgenommen zu werden, weil der gediegene geistvolle Inhalt dieser Schrift jeglichen Leser überraschen wird.

Nach einer kurzen Vorerinnerung ist auf 61 Seiten vorerst die kurze Selbstbiographie des erlauchten Verfassers zu lesen, bei deren Abfassung den Hrn. Fürsten nicht bloß Wahrheitsliebe und offener Glaubensmuth, sondern auch ungemeine Demuth und Bescheidenheit geleitet haben. Alles ist in dieser Selbstbiographie höchst interessant. Was der Hr. Fürst aus seinen Erlebnissen zu München, Rom, Bamberg, Würzburg, Wien (insbesondere über sein Zusammentreffen mit Kaiser Alexander) ꝛc. ꝛc. erzählt — Alles hält den Geist des Lesers in der gespanntesten Aufmerksamkeit. Den übrigen Hauptinhalt des Buches machen allerlei kurze Aufsätze verschiedener Art aus. Es sind darin theils beobachtungswerthe Lebensmaximen ausgesprochen, theils praktische Pastoralfälle erzählt, theils andere besondere Erlebnisse gegeben. Daß der erlauchte Verfasser jenen Gegenstand, dem er insbesondere seine Celebrität und seinen europäischen (ja selbst amerikanischen) Ruf verdankt, nur in seinen Anfangspunkten zu Würzburg und Bamberg berührt, ist wohl nur seiner großen Demuth zuzuschreiben.“ Chrysostomus von Häglsperger. 1836. 26 Heft.

— — Predigten auf das ganze Kirchenjahr. 4 Bde. gr. 8. à 1 fl. 36 kr. od. 1 Thlr.

„Keinen Anspruch machend, weder auf den Prunk einer glänzenden Beredsamkeit, noch auf die Fülle einer seltenen Gelehrtheit, kommen diese Predigten aus einem katholischen Herzen und sprechen zu katholischen Herzen. Immer schwebte dem Herrn Verfasser bei Verfassung derselben jener Ausspruch des Apostels vor Augen: „Meine Rede und meine Predigt bestand nicht in Worten, die da wären gerichtet gewesen, durch menschliche Weisheit zu überreden; sondern in Erweisung des Geistes und der Kraft, damit nur Glauben bestehe! nicht in der Weisheit der Menschen, sondern in der Kraft Gottes.“ (1. Korinth. 2, 4.) Den hier angegebenen Gesichtspunkt im Auge behaltend, haben wir mit gespanntem Interesse die Predigten gelesen und denselben auf jedem Blatte auf's Genaueste verfolgt gefunden. — Die Sprache, obgleich nicht ohne einigen, aber würdevollen Schmuck, ist kräftig, stark bezeichnend, und möglichst der Schriftsprache sich nähernd. Nach diesen allgemeinen Bemerkungen kann es erlassen werden, in jede einzelne der 88 Predigten — was übrigens der Weitläufigkeit wegen beiderseits ermüdend wäre — einzugehen; indem was von der einen, fast durchweg von der andern gilt. Wir be-

schließen diese Anzeige mit dem Wunsche, daß das Wort Gottes stets und allenthalben mit solcher Würde und solcher Freimüthigkeit — dem Unglauben und Laster gegenüber — verkündet werden möge, wie es in den angezeigten Predigten geschieht. — Das Aeußere — Papier, Druck und Korrektheit — ist nicht minder empfehlend." Predigtmagazin Vr Bd. 2s Heft.

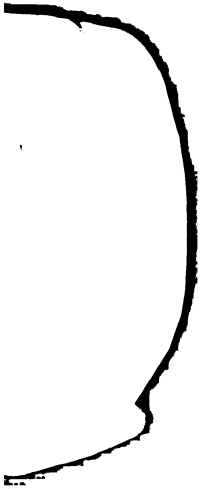
Hohenlohe, A., Fürst v., das entstellte Ebenbild Gottes in dem Menschen durch die Sünde. Dargestellt in einer Folge von Predigten zur heil. Fastenzeit. gr. 8. 54 kr. od. 14 gr.

— — die Segnungen des kath. Christenthums in der Sicherung unseres Heiles bei den Gefahren im Verkehr mit der Welt. In 6 Kanzelvorträgen an den 6 Sonntagen der heil. Fastenzeit. gr. 8. 54 kr. od. 14 gr.

— — über den Unglauben unsrer Tage. Vorgetragen in 6 Kanzelreden während der heiligen Fastenzeit des Jahres 1839. gr. 8. 54 kr. od. 14 gr.

— — über das heilige Sakrament der Buße. Vorgetragen in 6 Kanzelreden an den 6 Sonntagen der Fastenzeit. gr. 8. 54 kr. od. 14 gr.

Vorstehende vier Fastenpredigten: 1. Das entstellte Ebenbild Gottes. — 2. Die Segnungen des katholischen Christenthums. — 3. Ueber das heil. Sakrament der Buße. — 4. Ueber den Unglauben unserer Tage; bilden einen vieljährigen Fastenpredigtencyclus und sind in allen theologischen Journalen aufs Beste empfohlen worden; so heißt es z. B. im Chrysostomus von Häglsperger 2s Heft: „Der Inhalt dieser Fastenpredigten ist durchaus aus dem Leben genommen, und zielt in klarer, populärer Diction vor Allem dahin, den Menschen sein tiefes Grundverderben kennen zu lernen, und in wahrer gründlicher Buße allein ihm seine Rettung zu zeigen. Wir glauben, diese Predigten für die Fastenzeit allen Predigern empfehlen zu müssen."

Landsperg, P. J., Leben und Offenbarungen der heil. Gertrudis, Jungfrau und Aebtissin vom Orden des heil. Benedikt. Aus dem Latein. übersetzt von M. Sintzel. 3 Bde. Mit Stahlstich. 8. geh. 4 fl. 48 kr. od. 2 Thlr. 20 gr. (3r Bd. Auch unter dem Titel: Sieben geistliche Uebungen der heil. Gertrudis ꝛc. Nebst einigen kleinen Schriften des ehrwürdigen H. Suso. 1 fl. 21 kr. od. 20 gr.)

Lanvergne, H., der Todeskampf und der Tod in allen Klassen der Gesellschaft aus dem Gesichtspunkte der Humanität, Psychologie und Religion betrachtet. Zugleich ein Beitrag für die Pastoral. Bearbeitet von Dr. E. Willmann. 2 Abtheil. 8. geh. 3 fl. 36 kr. od. 2 Thlr. 6 gr.